8° Asc. Zschokke
5410 r

<36635787710018

<36635787710018

Bayer. Staatsbibliothek

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Vierter Band.

Neunundzwanzigste,
in sechs Bände eingetheilte, vollständige Original-Auflage.

Aarau 1852.
Im Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.

G. n. 1259

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

1.

Geheime Sünden.

1. Tim. 5, 24.

Erschaff' in mir, Gott, eine reine Seele,
Ein neues Herz, das Deine Wege wähle,
Und mach' es fest, und stärke mein Bestreben,
Nur Dir, Allheiliger, nur Dir zu leben!

Verwirf mich nicht vor Deinem Angesichte!
Gib Deinen Geist, daß er mich unterrichte;
Verweigr' ihn nicht, daß er auf Deine Wege
Mich Wankenden mit Liebe leiten möge!

Etlicher Menschen Sünden sind offenbar, daß man sie vorhin richten kann, sagt die heilige Schrift, etlicher aber werden hernach offenbar. (1. Tim. 5, 24.) Also auch das geheimste Unrecht, die verborgenste Verletzung der Pflichten wird früh oder spät offenbar, und findet ihr Gericht.

Wie Manchen muß diese Stelle des göttlichen Wortes erschüttern, wenn er sie lieset! Wie manche Wange erröthet vor Scham, wie manche erblaßt vor Furcht neben dem ernsten Gedanken! Denn er ist voll fürchterlicher Wahrheit, und die Erfahrung jedes Tages, und die Begebenheiten jedes Monats, und die Weltgeschichte aller Jahrhunderte zeugen mit unwidersprechlicher Macht dafür.

Umsonst schlich der Mordbrenner im Dunkel der Nacht, wo ihn Niemand sah — die Flamme des Gräuels schlug empor, und loderte wie ein Racheschwert gen Himmel, und beleuchtete und verrieth den Richtern die geheime Pfade des flüchtigen Verbrechers. Umsonst schlich der Giftmischer auf Filzsohlen herbei, seinen Mord zu vollbringen: der todte Leichnam ward beredt, und entdeckte die Schuld des Meuchelmörders, und trieb ihn aus entfernten Weltgegenden zurück, vor dem Richter zu bekennen. Umsonst schwur der Meineidige falsch, und dachte: wer kann mich der Falschheit zeihen, da Gott schweigt und die Zunge der Verstorbenen ruht? Die Elemente bekamen Zungen, und das Leblose wurde geschwätzig und plauderte die Verbrechen aus.

Es liegt nicht im Scharfsinn des Klügsten, es liegt nicht in der Gewalt des Mächtigsten, eine ungerechte That auf ewig vor der Welt zu verbergen. In den Verknüpfungen der menschlichen Schicksale steht der

furchtbare Engel der Rache, und das dunkle Schwert der Vergeltung blitzt unter dem Schleier der Zukunft.

Umsonst sprachen die Großen der Erdenwelt: Wir haben Macht, zu thun, was uns gefällt; wer darf uns schelten? Umsonst bewaffneten sie sich mit ihren Schrecken, daß Niemand ihre Unthaten Uebel heiße; daß man schweigen sollte von ihren Verbrechen, oder loben sollte ihre Laster. Mit Gefängniß, mit Ketten, mit Folter und Tod konnten sie den Kühnen bändigen, und Vorwitz zurücktreiben. Aber in das Reich der Gedanken und Meinungen reichte ihr gebrechlicher Herrscherstab nicht; da wurden sie verdammt, und leise raunte von Ohr zu Ohr der Fluch des menschlichen Geschlechts über sie hin. Umsonst ließen sie sich von feilen Schmeichlern heilig preisen; in ihrer eigenen Brust sprach eine andere Stimme: Du bist dennoch verworfen! — Umsonst ließen sie sich marmorne Denkmäler aufthürmen bis zu den Wolken; der kunstvolle Steinhaufe ward ihres Daseins Schandsäule. Die Marmorthränen ihrer Steinbilder waren die einzigen, welche man bei ihrem Tode sahe. Verzweiflung zerriß ihre Brust, und der Fluch und die Verachtung ihres Namens geht durch die Jahrbücher der Völker zu den letzten Enkeln, um vor ähnlichen Ungeheuern zu warnen.

Nein, nicht Armuth und Niedrigkeit, nicht Gewalt und Majestät, nicht List, nicht Kühnheit schützen vor der endlichen Enthüllung geheimer Ungerechtigkeit. Gottes allmächtiger Arm ist's, der die Umstände ordnet, und von diesen Umständen hängt der Bettler am Wege, der Sieger an der Spitze des Heeres, der Fürst auf seinem Throne ab, der Starke wie der Schwache.

Lächle immerhin, geheimer Bösewicht, und denke in dir: von meiner Schandthat ahnet doch Niemand! Weißt du gewiß, daß du nicht schon in diesem Augenblicke verrathen bist, durch einen Anlaß, von dem dein Witz nichts besorgte? Weißt du, ob man nicht schon jetzt das Auge auf dich gerichtet hat, dich beobachtet, belauscht und ertappt?

Lächle immerhin, Leichtsinniger, und zerstreue dich und die ängstlichen Besorgnisse, und sprich in deinem Herzen: Das Unglück wird nicht so leicht über mich kommen. Man muß nur nicht an so etwas denken. Es ist Mährchen, was da gedroht wird, womit man Kinder und leichtgläubige Thoren schrecken kann, aber nicht mich! — Geduld, deine Stunde wird schlagen, und du wirst wie verwandelt dastehen, und eben so feig verzweifeln, als du feigerweise die Tugend verließest.

Lächle immerhin, Klügling, und tröste dich damit: daß man doch nicht alles im Verborgenen geschehene Unrecht erfahre. Weißt du denn, der du genug mit dir zu schaffen hast, was Andern geschah? Kennst du die Begebenheiten und Leiden einer jeden Familie? Kennst du sie von vielen Einzelnen, die, mit der Natter in der Brust, noch umhergehen,

gezwungen lächeln, noch lieber sich verbergen, und mit verhehltem Schmerz aus der Welt gehen? Urtheile nicht zu früh; du wirst einst diesem Urtheile fluchen.

Etlicher Menschen Sünden sind offenbar, daß man sie vorher richten kann; etlicher aber werden hernach offenbar.

Es ist beinahe zweifelhaft, wer unter beiden verächtlicher und verabscheuungswürdiger sei, der öffentliche Sünder, oder der geheime Verbrecher.

Der Mensch, dessen Sünden offenbar sind, trägt seine Schande vor aller Welt zur Schau, und über ihn ergeht das Urtheil der Welt. Als Verbrecher gegen bürgerliche Ordnungen und Gesetze duldet er die darauf haftende Strafe; als Verbrecher gegen die guten Sitten leidet er die Entehrung in der öffentlichen Meinung, die er verdient. Er entbehrt Vieles — er entbehrt das Glück des Lebens; er weiß es, die bessern Menschen verachten ihn; er weiß es, man könne ihn nicht hochschätzen; Keiner liebt ihn mit Innigkeit; Keiner wagt es, sich ihm offen zu vertrauen. Viele, in deren Umgang er glücklich gewesen wäre, halten ihn von sich entfernt; sie besorgen, in näherer Verbindung mit ihm seine Schande zu theilen, oder von seinen Gesinnungen befleckt zu werden.

Der Elende, welcher solche Schmach gelassen ertragen mag, gehört schon zu den Verworfensten seiner Gattung. Er ist vielleicht tief genug gesunken, sich mit verzweiflungsvollen Scherzen über seine eigene Schändlichkeit lustig zu machen. Er wird zum Gegenstand des Ekels. Ist er nicht der Verabscheuungswürdigste, und der geheime Sünder edel neben ihm?

Er trägt keck und schamlos seine Laster zur Schau — er bietet gleichsam dem bessern Theil des menschlichen Geschlechts in seiner Niederträchtigkeit Hohn — er prangt mit seiner Sünde! — — Wie? er mit seiner Sünde? Ach nein, das Laster prangt mit ihm, wie mit einem hingewürgten Schlachtopfer. Nicht er hat die scheußliche Sünde, nein, sie hat ihn in ihrer Gewalt; sie schleppt ihn gegen seine Wünsche, gegen seine bessern Einsichten, selbst seiner Reue zum Trotz, von einer Stufe des Verderbens hinab zur andern, bis er erschöpft ist und unterliegt. Furchtbarer Zustand! — Siehe den Trunkenbold: er wird aus dem Schlamm öffentlicher Straßen hinweggeschleppt. Siehe den Wollüstling: seine Kräfte vertrocknen, sein Blut ist vergiftet; er geht erkrankend, eine Schmach seiner Verwandten, seines Ortes, in das schmerzenreiche Ende seines Lebenslaufes ein. Siehe den Geizhals: die Welt ist erstorben und kalt gegen ihn, wie sein Gold; er liegt elend, ungesegnet, darbend, verhöhnt neben seinen Schätzen. Siehe den Dieb: er schleppt sich, ein Auswurf des Menschengeschlechts, in Ketten; siehe den Räuber und Mörder: er wankt im Todesschweiße zum Hochgericht. Siehe den Lügner:

er möchte sich wichtig machen; aber der Glaube Aller ist von dem Verächtlichen abgefallen. Siehe den Hochmüthigen und Stolzen: er wird mit der Armuth seines Verstandes oder seinem stillen Wahnsinn ein Gegenstand des Mitleidens, oder des Gespöttes, oder der Kränkungen Anderer, je nachdem sich ihre Gemüthsart zu äußern pflegt. Nicht selten endet er im öffentlichen Irrenhause die vermeinte Laufbahn seines Ansehens; denn nichts führt leichter zur Verrücktheit und Schwermuth, als ein ungemessener Hochmuth.

Aber sind alle diese mit ihren unverhüllten Lastern und Thorheiten verabscheuungswürdiger, als der geheime Sünder? — als er, der mit seiner Schande zugleich die Täuschung aller ehrlichen und guten Menschen verknüpft? — der jede seiner Vergehungen dadurch verlängert, daß er sich den Rechtschaffenen als ein Besserer gibt, denn er wirklich ist?

Vor dem offenen Verbrecher kann man sich hüten, daß er nicht gefährlich werde. Es gibt Mittel, ihn entfernt zu halten oder zurückzuschrecken. Aber der geheime Sünder nimmt vielleicht noch die Larve jener Tugend vor, die er im Dunkeln verräth. Er bemeistert sich noch des Vertrauens argloser Seelen, und vergiftet sie durch seine Mittheilungen; er nimmt noch von den Betrogenen den Zoll der Verehrung an, während er ihres Fluches würdig wäre.

Sehet, da steht der Verwahrloser öffentlichen Gutes, der Betrüger der Wittwen und Waisen, und nimmt wegen seiner Rechtschaffenheit Huldigungen an, während er mit seinen Handlungen öffentliche Strafe verschuldet hätte. Dort der Wucherer, welcher insgeheim die Armuth drückt, während er sich für einen frommen Mann achten läßt. Dort der Ehebrecher, welcher für Recht und Sittlichkeit gleißnerisch eifert, predigt, und die heilige Ruhe der Familie mit seiner Wollust bricht. Dort der ränkesüchtige Züngler, der hier schmeichelt, dort anschwärzt, um die Absichten seines Hasses, seines Neides, seines elenden Ehrkitzels zu erzielen; der Zwietracht unter Verwandte, Nachbarn und Bürger bringt, und doch wie ein verdienstvoller Mann geehrt sein möchte, welchem Redlichkeit und Aller Wohl am Herzen läge. Dort der Jüngling, den zärtliche Aeltern heute noch liebkosen, während er seine Unschuld schon in geheimen Lastern verloren hat.

Wie, ist der durch Offenkundigkeit seiner Vergehen gebrandmarkte Bösewicht verabscheuungswürdiger, als diese geheimen Sünder es sind? — als sie, vor denen sich Niemand hüten kann, weil sie ihr beflecktes Herz mit dem Schein der Ehrliebe und Tugend umgeben, und die Menge der Rechtschaffenen schimpflich täuschen?

Sie haben noch Gewalt über sich, und sind ihrer Leidenschaften und schändlichen Gewohnheiten so weit Meister, daß sie den öffentlichen Ausbruch derselben verhüten können. Sie fehlen, und fehlen mit vollem Be-

wußtsein ihrer Schändlichkeit; sie treiben ihre Werke der Finsterniß, und treiben sie nach angenommenen Grundsätzen. Wahrlich, sie sind vor den richtenden Blicken der Gerechtigkeit sträflicher noch, als jene Unglücklichen, welche, von der Betäubung ihrer Sinne ergriffen, ihre Verderbtheit nicht mehr verhehlen können.

In diesem Bilde erkenne dich schaudernd, Sünder, dem sein Gewissen sagt: du bist's! und welchem noch so viel Rechtsgefühl übrig bleibt, zu erkennen, was edel oder unedel sei! Erkenne dich, Entweiher fremder Ehre; Verkürzer und Entwender fremden Eigenthums; Verletzer fremder Rechtsame; heimtückischer Selbstsüchtling, der Andern gern Gruben gräbt; und du, giftiger Verleumder, der du mit eben den Lippen dem Verleumdeten lächelst, mit welchen du kurz vorher die Achtung Anderer für ihn schmälertest.

Gefährlicher bist du, als der offene Verbrecher, Andern; aber, so bringt es deines Lasters Art mit sich, gefährlicher auch dir selber. Denn dir kann Niemand rathen, so lange es dir gelingt, die Eiterbeule deines Herzens vor Anderer Blicken zu verbergen; dir kann Niemand helfen, ehe du in deinen eigenen Schändlichkeiten untergehst. Deine Heimlichkeit macht dich in deinen Sünden nur sicherer; deine Beharrlichkeit dich wachsender im Verderben des Gemüths; deine wachsende Verdorbenheit dich nur reifer zum schrecklichen Ende des Spiels, das du mit selbstgefälliger Zufriedenheit treibst. Du wirst um so schrecklicher vergehen.

Du bist schon gestraft — du fühlst schon eine beginnende Hölle im Busen — ja, du bist nach Verhältniß der Größe deines Vergehens schon unglücklich genug — aber das größere Unglück wird folgen! Du wirst noch öffentlich leiden, auch Andern zur Warnung. Sprichst du bei dir: aber ich empfinde noch das Unglück nicht, und weiß von keiner Hölle im Busen? — Wie? warum verbirgst du deine Sünde? Also fühlst du doch das Schändliche deiner Thaten? Wären deine Handlungen gerecht und rein, o du Lichtscheuer, würdest du sie in Finsterniß verstecken? Und ist die Empfindung eigenen Unwerthes nicht schon Strafe? dem Zartfühlenden, dem nicht ganz Verworfenen nicht schon Hölle im Busen?

Warum verbirgst du deine Sünden und hältst sie mit großer Kunst geheim? — Fürchtest du die Strafe? Verstoßung von deinen Freunden? Verachtung von denen, an deren Wohlwollen dir etwas gelegen ist? Siehe, da ist schon die Rächerin in deiner Brust; sie heißt Furcht, und Unruhe ihr Schwert. Und du fürchtest mit Recht! Was du säest, nur das kannst du ärnten. Du säest Schande, wie magst du am Ende auf Ehre hoffen? Du säest Verzweiflung, wie kann dir Freude daraus entsprießen?

Was du an deinen Mitmenschen sündigst, wer sie auch sein mögen, wird schwer vergolten auf dich zurückkommen. Jede verletzte Ehre, jedes

beleidigte Recht, jedes unwürdig angenommene Eigenthum wird seine Kläger und Richter finden. Glaube nicht, deine Klugheit werde jedes künftige Gewitter von dir unschädlich ableiten; es wird ein Schlauerer dich übermannen, und du wirst unterliegen, weil dich dein Bewußtsein schwach macht. Hoffe nicht, dein Ansehen, dein Einfluß werde dich retten; es kann ein Gewaltigerer über dich kommen, und von Allem am gewaltigsten ist die öffentliche Meinung der Menschen. Sie lähmt Heermächte, sie schleudert Fürsten herab von ihrem mit Verbrechen besudelten Stühlen. Wenn du an deinen Mitmenschen im Verborgenen sündigest, werden sie offen rächen können. Zähle nicht auf ihre Verzeihung: die Entlarvung und Züchtigung des Schändlichen ist die Pflicht der Menschenfreunde. Schmeichle dir nicht, du werdest verborgen bleiben: Beleidigte haben ein langes Gedächtniß, und sie spüren Jahre lang den Urhebern ihres Verdrusses nach.

Was du an dir selbst, an deinem Leibe sündigest, wirst du selbst, wird dein Körper der ganzen Welt verrathen. Das geheim gehaltene Laster wird aus deinen hohlen Augen predigen, und in deiner zerrütteten Gesundheit sich keuchend verkündigen. Eine kränkelnde, geschlagene, früh verwelkende Nachkommenschaft wird dich mit ihrem Anblick peinigen, und Dornen auf das Ende deiner Lebensbahn und um deine Grabstätte pflanzen! — Hoffst du der Einzige unter den Sterblichen zu sein, welcher unantastbar gegen die schlimmen Folgen schlimmer Thaten bleibt? der Einzige, welcher die Ausnahme macht von den ewigen Gesetzen der Natur, das heißt, der göttlichen Welteinrichtung? O verirre dich nicht in einem Wahnsinn, der dich nur früher in einen Abgrund hinabwirft, über welchem er dich verblendet!

Du bebst! — mit Recht. Denn zu dir spricht nicht die Zunge eines Sittenpredigers, sondern es reden dich alle Erfahrungen der Welt an. Die Ueberzeugung reift in dir; das Gewissen offenbart dir: so ist es! Es gibt gewisse schreckliche Wahrheiten, die man nicht im Weinrausche vergiften, nicht in seidenen Kissen verschlafen, nicht mit dem lustigen Scherze hinwegspotten kann. Sie leben immer, kehren immer wieder zurück, und stehen mit Siegerhoheit vor Thronen der Tirannen, wie vor Schlupfwinkeln geächteter Verbrecher.

Und du, der diese Zeilen las — vielleicht einem müßigen Augenblick oder einer Neugier zu gefallen — du, der diese Zeilen las, mit dem Bewußtsein geheimer Schulden, die dein Herz drücken — rette dich! Vielleicht ist diese Stunde noch die vortheilhafteste in der Verkettung deiner Lebensstunden, das wieder gut zu machen, was du im Verbornenen Uebels gemacht; wieder ein heiteres, vorwurfsfreies Gewissen zu erhalten; wieder die Freude zu genießen, reinen Herzens dazustehen neben den bessern

Menschen — wieder ohne Verzagtheit und Scheu den Rechtschaffenen ins Auge blicken zu können.

Laß ab von den Begierden, deren du dich öffentlich schämst; laß ab von den unlautern Absichten, die du mit gerechter Furcht verschweigst; laß ab von deinen Leidenschaften, die dich betäuben, und zum Bösewicht machen. Welches Gut du auch dadurch gewinnen könntest, es ist dem hohen Gute, dem stolzen Gefühle nicht zu vergleichen, ein reines Herz zu haben, Niemanden scheuen zu dürfen. Daß du fehlen, daß du Wochen lang wanken konntest in dem, was recht, billig und pflichtgetreu ist, dessen schäme dich nicht. Du bist Mensch; du wandelst zwischen Staub und Ewigkeit, in dir sprechen Sinnlichkeit und Vernunft. Aber nicht besser zu werden, dich nicht losreißen zu können von falschen Lockungen, dessen schäme dich. Beweise es dir, ob du noch groß und mächtig genug bist, Herr deines Selbstes zu werden.

Hast du heimlich geschadet: eile hin, verbessere es, wie du kannst — es wird deinem Herzen Jahre lang wohlthun. Hast du betrogen: eile hin, hilf die Folgen des Uebels vernichten, ersetze, vergüte. Hast du beleidigt, gekränkt: eile hin, leite Versöhnung ein, nicht mit Worten, sondern mit Thatsachen. Hast du durch Ungerechtigkeit dich fremden Gutes bemeistert: gib es zurück; in deinen Händen würde es nie gedeihen. Laß dich nirgends und nie durch ein falsches Ehrgefühl verleiten, ein Uebel nur zu bemänteln, statt zu heilen. Heile es! Jede geheime Sünde ist ein Krebsschaden des Gemüthes. Was du bedeckst, frißt zerstörend um sich. Laß dich nicht durch falsches Ehrgefühl davon abhalten, auch wenn Andere ein solches äußern und über dich triumphiren würden. Dich wird das Hochgefühl deines wiedereroberten Werthes über ihren Spott erheben, und größer, als sie, wirst du ihnen verzeihen, auch wenn sie dich verkennen.

Heil dem Seligen, dem Schuldlosen, der sich, Gott und Herr, vor Dir geheimer Sünden frei weiß, mit leichtem Herzen zu Dir beten, und ohne Furcht und Scheu vor seine Nebenmenschen hintreten kann! Vor Deinem Blick ist freilich Niemand ganz rein. Wer könnte bestehen, wenn Du mit uns in das ernste Gericht gehen wolltest? — Aber Du erbarmst Dich unser, Allbarmherziger, denn Du kennst unsere Schwachheit. Menschen selbst haben weniger Erbarmen mit uns.

Bewahre in mir, Heiligster, ein reines Herz, und gib mir einen frohen, zu allem Guten geneigten Geist! Verleihe mir Kraft im Kampf mit meinen ungerechten Begierden, daß ich obsiege, und sie nach Deinem Willen beherrsche!

2.

Innere Güte, äußere Anmuth.

Gal. 5, 22.

Nicht rauh, nicht hart, nicht menschenfeindlich
Soll unser Tugendeifer, nein,
Holdselig, anmuthvoll und freundlich
Soll jeder Jesusjünger sein.
Ach, wären wir's! ach, glichen wir,
O Vorbild aller Liebe, Dir!

In allen Worten und Geberden,
In That und Wandel laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher!
So werden über allen Schein
Erhaben wir, Dein würdig sein.

Wie sich auch immerhin ein im Lebensumgang gewandter Mann verstellen könne; er kann sich nicht gegen Alle verstellen, die ihn umgeben. Er kann sich nicht anhaltend in seiner erborgten Gestalt zeigen, und es kommen Augenblicke, da er sich unwillkürlich selbst vergißt.

Unser Inneres, es sei gut oder schlecht, wird sich allezeit in unserm Aeußern offenbaren. Nicht nur spricht eine augenblickliche Gemüthsstimmung aus dem Erröthen und Erblassen unserer Wangen; unsere vorübergehende Laune aus dem Spiel der Gesichtszüge; der flüchtige Gedanke sogar aus der eigenthümlichen Art des Blickes unserer Augen: sondern, so sehr wir uns selbst und alle unsere Geberden auch in der Gewalt haben mögen, unsere ganze Gemüthsbeschaffenheit offenbart sich in der Art und Weise unserer Umgebung.

Willst du die Denkart, die Güte und Schlechtigkeit, die Neigungen und Eigenheiten eines Menschen kennen lernen, der dir sehr verschlossen scheint: beobachte nur die Lebensart, welche er führt; die Einrichtung seines Hauswesens; die Behandlung seiner Untergebenen; seinen Ton gegen Höhere; die Wahl seines Hausgeräthes; die Wahl seines vertrauten Umgangs; die Wahl seiner Vergnügungen; die Aeußerungen seiner Wünsche.

Man kann sich wohl zu einer oder der andern Absicht verstellen, aber nicht zu allem, was man erreichen will. Man kann sich wohl aus einer oder der andern Ursache anders zeigen, als man ist, aber man hat nicht Ursache, Alles zu verhehlen, was man denkt und will. Folglich bleibt immerdar zwischen unserm Innern und Aeußern ein in das Auge fallender Zusammenhang sichtbar. Denn jeder Mensch will die Welt draußen so um sich her bauen und einrichten, wie sie seinem Innern am meisten zusagt.

Sehr merkwürdig ist bei dem Allem, daß gar oftmals der Fall eintritt, wo der Fehlerhafte seine Schlechtigkeit mit aller möglichen äußern Liebenswürdigkeit zu paaren, und dem Laster gleichsam eine gewisse Gefälligkeit für das Auge zu geben sucht; während der rechtliche Mensch mit einem sonderbaren Eigensinn durchaus Alles versäumt, oder gar vermeidet, wodurch er seine Herzensgüte und Gerechtigkeit im Umgang annehmlich machen könnte. Der Falsche versteht sich auf die Kunst, durch seine Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten das Herz derer zu gewinnen, die mit ihm in Berührung kommen; inzwischen mancher Rechtschaffene, der in der That nichts als das Gute will, dabei rauh, polternd, zurückstoßend ist, und mit der Gerechtigkeit seiner Sache trotzt. Es ist deswegen auch nichts Ungewöhnliches, daß man oft sehr verächtliche Leute zu den achtungswürdigsten Verhältnissen und Stellen emporsteigen sieht, dieweil der Verdienstvolle in unbeachteter Dunkelheit hintangesetzt bleibt, — oder daß man sich um einen durch sein Aeußeres liebenswürdigen, obgleich durch zweideutige oder nicht zu billigende Denkart bekannten Menschen drängt, indessen man einer wackern Person, die aber im Aeußern etwas hart, ungefällig und vernachlässigt ist, ausweicht.

Wie, gehört denn das Schöne und Reizende zu den Eigenthümlichkeiten der Sünde, und das Mürrische, Finstere, Zurückstoßende zu den Wirkungen der Tugend? — Unmöglich. So lehrte mich Jesus nicht die Tugenden kennen. Welche Verwirrung der Dinge, wenn sich der Verbrecher mit dem Liebreiz der Seelengüte schmückt, und der Fromme das Gehässige und Unerträgliche verdorbener Gemüthsarten annimmt! — Ich muß fürchten, daß eine zurückstoßende Tugend keine wahre Tugend sei. Denn die heilige Schrift lehrt mich das Erscheinen der ächten Frömmigkeit ganz anders kennen. Das geschmückteste der Laster ist immer nur ein übertünchtes Grab, und der fleischlich-gesinnte, thierisch-genießende, thierisch-strebende Mensch nur ein Wolf in Schafskleidern. Aber die Frucht des Geistes, sagt Paulus, ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. (Gal. 5, 22.)

Nein, wahres Christenthum ist nicht rauh, beleidigend, menschenfeindlich, verschlossen. Wie möchte sich dies mit der Liebe paaren lassen, welche die innerste, reinste Quelle alles christlichen Sinnes ist? Floh denn Jesus in Einöden? Haßte er den Umgang mit Sündern? Baute er sich Zellen in Wüsteneien, wo ihn selten ein Sterblicher erblicken konnte? Munterte er dazu auf? Lehrte er alle Annehmlichkeiten des Lebens verschmähen? — Nein, er wohnte gern unter Sterblichen, er trug mit Geduld ihre Schwachheiten, sogar mit Seelengröße alle ihre Verfolgungen und Kränkungen. Er war bei ihren Vergnügungen, fehlte in ihren frohen, geselligen Kreisen nicht; genoß die Süßigkeiten der Freundschaft;

wie oft lag Johannes an seinem zärtlichen Herzen! Selbst was das Leben sinnlich veranmuthigt, versagte er weder Andern, noch sich. Er schuf den erfreuenden Wein in den leeren Krügen der Hochzeit zu Kana; und wenn ihm, nach morgenländischer Sitte, das Haupthaar mit köstlich duftenden Oelen gesalbet ward, lehnte er es nicht ab.

Nein, wahrer Christussinn und das Bewußtsein gerechter Sache macht unmöglich hart und ungefällig gegen Andere; flößt keinen Zorn, keine Verachtung gegen Andere ein, die nicht so denken, wie ich; gibt mir das Schwert nicht in die Faust, Mitmenschen zu verfolgen, die da Meinungen haben, welche mit den meinigen nicht übereinstimmen. Das ist nicht Christussinn, das ist unduldsamer Stolz, das ist gallsüchtiger, rasender, von Gott sich entfernender Eifer! Das ist eine mörderische Menschenfreundlichkeit, eine die Werke Gottes verheerende Liebe zu Gott. Das ist nicht Hochachtung und Gefühl der gerechten Sache, die man ergriffen hat, sondern unmäßige Hochschätzung und Vergötterung seiner eigenen Absichten. Die Frucht des Geistes ist ja nicht Haß, Verfolgung und Aerger: sondern Liebe, Sanftmuth, Freundlichkeit. Wer die Welt mit Feuer und Schwert bekehren, wer den Irrenden mit Kerker und öffentlicher Schmach eines Bessern belehren, wer die Menschen durch Noth und Jammer beglücken will, ist ein Wahnsinniger, welcher bei den besten Absichten die ruchlosesten Mittel wählt, und seinen Bruder erwürgt, um ihn von einem Fehler zu befreien, der keinem Wurm schadete.

Nein, das ist keine wahre Gottseligkeit, kein reiner Biedersinn, wo das Bewußtsein, recht zu handeln, zugleich Ungefälligkeit und ein kränkendes Wesen gegen Andere einflößt. Du kannst ein redlicher, offener, gerader Mensch sein, aber deine Tugend berechtigt dich keineswegs, Andern mit grober Härte zu begegnen, ihnen Derbheiten zu sagen, wodurch sie gekränkt werden. Du hast vielleicht die gerechte Sache, aber dein Stolz darauf ist das Ungerechte an dir und deiner Sache. Weißt du nicht, daß es oft weniger darauf ankommt, w a s man thut, als w i e man es thut, und daß das Tugendliche einer Handlung oft weniger in demjenigen besteht, was sie gewährt, als in der Art und Weise, w i e sie es leistet? Deine Hilfe, welche du dem, der in Verlegenheit ist, bringst, verliert allen Werth, oft alle Frucht, wenn du sie mit unfreundlichen Worten und Vorwürfen bringst. Ein geringes Almosen freut und tröstet den Leidenden mehr, wenn es ihm auf schonende Weise mit gütigem Wesen zukommt, als eine ansehnliche Geldsumme, die ihm mit beleidigender Trockenheit auf eine für ihn demüthigende Art hingeworfen wird. Du kannst es gut meinen, aber deine innere Rechtlichkeit entschuldigt niemals deine äußere Unfreundlichkeit und Härte. Du fehlst im Augenblick, da du dir schmeichelst, löblich zu sein und recht zu thun.

Innere Güte steht keineswegs in Zwietracht mit äußerer Anmuth:

sondern die Liebe, Sanftmuth, Freundlichkeit und Geduld sind die Früchte des Geistes. Wenn du deinem Bruder ein liebliches Obst in goldenen Schalen bringen kannst: warum willst du es ihm mit wunderlichem Eigensinn in schmutzigen Gefäßen reichen? Unser innerer Werth gibt uns keine Befugniß, den äußern zu verachten. Deine Einsichten, deine Wissenschaften mögen schätzbar sein, aber dein trotziger Hochmuth ist es nicht, mit dem du den äußerlichen Anstand muthwillig vernachlässigest, und die Menschen zwingen willst, dich zu nehmen, wie es dir eben gefällt zu sein. Vergiß es nicht, daß man mit aller Nutzbarkeit ein sehr unnützer Mensch sein kann, sobald man neben der Einsicht doch nicht Klugheit genug besitzt, dieselbe auf die rechte Weise geltend und anwendbar zu machen. Was taugt vor Gott und Menschen eine Frömmigkeit, die sich menschenscheu in Einsiedeleien verbannt, und nie zur Thätigkeit kommt? Was taugen alle deine vortrefflichen Anlagen und Fähigkeiten, wenn du dich durch ein mürrisches, wunderliches Betragen, durch einen stolzen Eigensinn unfähig machst, deine Talente in Wirksamkeit zu setzen? Warum nimmst du die Widerlichkeit eines fehlerhaften Gemüths in deinem Aeußerlichen an, statt deine Tugend mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit hervortreten zu lassen? Gott sieht freilich dein Inneres, aber nicht der Mensch. So wie du Andere, so beurtheilt der Andere dich nach dem, was du ihm zu sein scheinst. Wirst du nun bei allen deinen innern Vortrefflichkeiten verkannt, so klage nicht darum, denn du hast es ja nicht anders gewollt. Warum überlässest du es dem Zufall, daß man sich von deiner Brauchbarkeit und innern Güte überzeuge? Stellt man auch das Licht unter einen Scheffel? Wer vermuthet die edle Perle jederzeit in der schmutzigen Muschel verschlossen?

Innere Güte und äußere Anmuth sind die himmlischen und irdischen Geschwister, die, ungeachtet ihrer verschiedenen Natur, stets an einander hängen, nie getrennt werden sollen. Wenn selbst der heimliche Sünder den äußern Liebreiz der Tugend borgt, wie kommt es, daß der Gerechte ihn vergißt, oder wohl gar den Schein annimmt, schlechter zu sein, als er ist? — Daß dies fehlerhaft, folglich unerlaubt sei, daran zweifelt wohl Niemand. Aber woher mag diese nicht ganz seltene Wunderlichkeit, dies tadelhafte Betragen oft sehr ehrenwerther Menschen kommen?

Zuweilen ist es nur die Wirkung einer frühern übeln Erziehung. Man ward im Nothwendigen und allem Nützlichen des künftigen Lebensberufes unterwiesen, aber nicht in dem, was sich bei solchem Berufe geziemt, gehörig gewöhnt. Man ward zu dem, was fromm, recht und edel ist, angeführt, oder eigener, innerer Trieb lockte dazu; aber man versäumte, zugleich dem, was schicklich in der gesitteten Welt sein mag, die nöthige Aufmerksamkeit zu gönnen. Oft auch, wenn man Menschen mit ödem Kopfe und ödem Herzen sah, wie sie ihre ganze Kunst und Geschicklichkeit in die elende Wichtigkeit der sogenannten feinen Lebensart setzten, Höflich-

keiten nnd Schmeicheleien machen, sich zierlich kleiden, zierlich tändeln, zierlich nichts thun konnten, und so nichts, als von innen dürftige, von außen gezierte Gestalten waren, mochte dem edlern Gemüth, dem größern Geist ein Ekel anwandeln vor dem, was man äußerliche Wohlanständigkeit nannte. Man ging in seiner Verachtung des Aeußern zu weit, und machte sie zur Gewohnheit, oder zu einem Grundsatz, ohne zu bedenken, daß Vieles schätzbar in der Hand des Weisen werden könne, was in der Hand des Thoren thöricht ist.

Nicht minder mag zuweilen die Härte, Verschlossenheit und das finstere Wesen sehr redlicher und frommer Menschen aus unglücklichen Erfahrungen entstanden sein. Denn nur zu häufig ist der Fall, daß diejenigen, welche den Umgang und die Vertraulichkeit der Menschen fliehen, ehemals ihre innigsten Freunde gewesen sind. Es ist lebhaften und tief empfindenden Personen eigen, daß sie in Allem mit maßloser Hingebung handeln. Es kann kaum Einer das schmerzliche Gefühl der Menschenfeindlichkeit haben, der die Menschen nicht vorher mit herzlicher Inbrunst und Selbstaufopferung geliebt hätte. Aber getäuscht in seinen vielleicht überspannten Vorstellungen von Menschenwerth; verkannt bei allem seinem guten Willen; mit schnödem Undank bezahlt für Alles, was er aus treuer Liebe gethan; zurückgestoßen bei all seiner Gutherzigkeit — zog er sich zuletzt schüchtern in sich selbst zurück, und an die Stelle der Liebe trat Furcht, Verachtung und Haß der Menschen. Er hört darum nicht auf, fromm, wohlthuend und edelmüthig zu sein, aber er thut das Gute nur aus Pflichtgefühl, und wie gegen Wesen, die von Edelsinn und innerer Güte weder eine Vorstellung haben, noch der schonenden Behandlung würdig sind, welche die Tugend fordert. — Aber ein Unglücklicher dieser Art bedenkt nicht, daß, so wie er vormals in seiner schwärmerischen Liebe die Menschheit verkannt hat, er sie nun nicht weniger in seiner übeln und menschenfeindlichen Stimmung verkennt. Er bedenkt nicht, daß, so wie er vormals durch seine gutmüthige Heftigkeit oft Anlaß gab, von Andern verkannt zu werden, er nun wieder durch sein verschlossenes, mürrisches, wirklich oder scheinbar untheilnehmendes Wesen Ursache ist, daß man ihn abermals verkennt. Die Menschen sind nicht so vortrefflich, als wir sie in jüngern Jahren gewöhnlich zu halten geneigt sind, noch so verdorben, als uns einzelne traurige Erfahrungen nachher zuweilen geneigt machen, es zu glauben. Aber das ist gewiß, jeder Mensch, auch der scheinbar böseste, hat in der Tiefe seines Herzens einen Hang zum Guten, eine unüberwindliche Liebe zur Tugend; und jeder Mensch, auch der weiseste, beurtheilt Andere nur einseitig aus seinem eigenthümlichen Standpunkt in der Welt, und nach seinen einzelnen Erfahrungen. So hat auch der Bösewicht noch seine gute, achtbare Eigenschaft und der Weise seinen Irrthum.

Die Ungeselligkeit, ja oft Härte und Grausamkeit, in welcher zuweilen der Tugendeifer der Menschen erscheint, ist oftmals die Wirkung verkehrter Begriffe von dem, was gut und recht ist; oft Wirkung einer überhaupt leidenschaftlichen und mit der Tugend selbst unverträglichen Gemüthsart. Wir erstaunen heute über die gräßlichen Verirrungen der Vorwelt, da man diejenigen, welche andere religiöse Vorstellungen hatten, in die Kerker warf, oder in die Flammen des Scheiterhaufens; da man aus Liebe zu Gott sich gegenseitig mit Feuer und Schwert verfolgte, und, um dem Himmel zu gefallen, die Erde verwüsten zu müssen glaubte. — Aber leben nicht heute noch der barbarischen, geistesbeschränkten, einseitig gebildeten Völker genug, die, obgleich Christen genannt, aller solcher Abscheulichkeiten im Namen Jesu Christi fähig wären? Leben nicht heute noch unter den vermeintlich hellsinnigern Nationen genug der Leute, die aus heftigem Eifer für das, was sie für Recht halten, das schreiendste Unrecht begehen können; die aus Eifer für Denkfreiheit die allerunduldsamsten Menschen sind; oder die aus Liebe zum Vaterlande das ganze Vaterland zu Grunde richten könnten, wenn ihre Mitbürger einige andere Ansichten von dem hätten, was dem Vaterlande ersprießlich wäre? — Nein, nimmermehr ist da die wahre Tugend, wo sie mit den Geberden des Zorns und Grimms hervortritt; da ist nicht die Liebe, wo der Haß wüthet. Innere Güte ist jederzeit mit äußerer Anmuth verknüpft, und selbst wo die Tugend heldenmüthig in den Kampf für ihr Recht tritt, ehrt sie das Menschliche, und erscheint sie zwar unerschrocken, alles Irdische aufopfernd, aber edelsinnig, großmüthig, immer zum Frieden einleitend, und Bahn und Weg dazu öffnend.

Weit gewöhnlicher aber ist das rauhe, mürrische, polternde Wesen übrigens redlicher Personen, ihr eigensinniges, wunderliches Wesen, ihre geflissentliche Vernachlässigung äußerlicher Anmuth und Gefälligkeit, aus einer sehr kleinlichen Eitelkeit entsprungen! Stolz auf ihr gerechtes Wesen, verschmähen sie Alles, was sie Schein nennen. Im Gefühl ihres Selbstwerthes glauben sie sich zu erniedrigen und ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie die kleinen, im menschlichen Leben gebräuchlichen Mittel anwenden, ihren innern Werth *Andern erst werthvoll zu machen*. Sie thun wohl, aus trotzigem Stolze, das Gegentheil, und es kitzelt ihre Eitelkeit, bei aller Versäumung äußerlichen Anstandes und der mit der Tugend verwandten Liebenswürdigkeit, dennoch unentbehrlich oder geschätzt zu sein. Sie sind wie ein Reicher, dem es thörichter Weise wohlgefällt, in Lumpen gekleidet zu gehen, und dennoch von Schmeichlern umkrochen zu werden. Ist der Stolz in Lumpen weniger Stolz, als der in Purpur und Seiden? Wahrlich nicht; aber er ist, wo möglich, noch lächerlicher. — Und so ist auch die auf sich selbst stolze, trotzende Tugend, welche das, wodurch sie sich in Anderer Augen gefällig macht, meidet,

ein thörichtes Zwitterkind des guten und verdorbenen Herzens, des Rechtsgefühls und der sonderlingshaften Eitelkeit.

Hinweg mit diesen Verzerrungen! Die Tugend erscheine nur wie sie ist, als Güte, Liebe und Geduld; und sie wird gefallen. Wer mit Absicht durch sein äußeres Betragen zu verstehen geben will, das Verdienst oder die Rechtlichkeit bedürfe keiner äußern Zierde, verfällt eben aus Eitelkeit erst in wahre, aber widerliche Ziererei. — So war nicht Jesus Christus, das göttliche Urbild! Er war in allem Aeußerlichen für die Welt, was er ihr sein sollte, um von ihr begriffen zu werden; ohne künstliche Ziererei, einfach, wahr und klar; sich nicht böser, nicht besser stellend; überall die Güte, die Liebe und die äußern Verhältnisse bürgerlicher Gewohnheiten, Ordnungen und Sitten ehrend und beobachtend.

Darum lasset uns sein, wie er war. So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld! (Kol. 3, 12.) Wie unser Inneres ist, so strahle es in unsere Umgebungen aus. Hast du die wahre Liebe und Demuth: so entfalte sie in allen geselligen Verhältnissen. Deine innere Güte offenbare sich auch in äußerer Anmuth. Mag auch ein Ordnung und Reinlichkeit liebendes Gemüth in der Unsauberkeit und Verwirrung des Hauswesens sich gefallen; oder ein wahrhaft tugendvolles, Gott gefälliges Streben Lust finden in Beleidigung und Verachtung dessen, was andere Menschen als Pflichten des Umgangs fordern?

Nein, wo neben Herzensgüte äußere Rohheit, neben Menschenliebe Verhöhnung dessen stattfindet, was den Menschen im Umgang mit ihnen lieb ist; wo sich Rechtlichkeit des Sinnes mit leidenschaftlicher Hitze, Zorn und Rechthaberei paart; wo Geradheit in stolze Grobheit entartet; wo die Unbekümmertheit um die äußere Anmuth und Würde eine stolze Demuth, eine Sucht nach Auszeichnung ist: da ist nicht wahre Herzensgüte, nicht ächte Menschenliebe, keine reine Rechtlichkeit, nicht unbefangene Geradheit. Da ist ein Herz, in welchem viel Unkraut die aufgekeimte Saat des Guten umwuchert, oft erstickt, und wo in den klaren Strom der Tugend die Leidenschaft ihren trüben Schlamm ergießt.

Herr, mein Richter! Du weißt es, auch mein Herz ist wohl von diesem Unkraut nicht ganz frei; und Trotz oder Eitelkeit, allzugroßer, oft in Ungerechtigkeit sich verirrender Eifer, oder Vergessung dessen, was sich im Umgang mit Nebenmenschen geziemt, verderbten das Gute, das in mir aufstieg.

Mein Gewissen sagt es mir, daß ich eben dann oft fehlte, wenn ich gedachte, recht gut zu handeln. Daher kam es denn, daß ich, bei allem meinem guten Willen, nicht so viel Gutes bewirken konnte, als ich wohl gewünscht hätte. Denn ich achtete manchmal mein Betragen im Aeußern zu wenig, und glaubte zuweilen um so minder auf dasselbe Fleiß verwen-

den zu müssen, je mehr ich im Uebrigen das Recht auf meiner Seite hatte. Dadurch raubte ich unbesonnen genug meinen sonst vielleicht werthvollen Handlungen den besten Theil ihres Werthes; dadurch stieß ich die Zuneigung und Zuversicht der Menschen von mir, inzwischen ich es doch mit ihnen gut meinte; dadurch setzte ich mich selbst in die Unmöglichkeit, alles das Gute in meinem Wirkungskreise zu veranlassen, was außerdem wohl hätte geschehen können.

Das habe ich gethan! Stolz auf mein Herz und meine Gesinnungen, oder mein geringes Verdienst, verlor ich alles Verdienst vor meinen Mitmenschen, wie vor Dir, allgerechter Gott. Ich sündigte in dem Augenblick, da ich etwas Gutes zu thun vorhatte.

Mit Reue erkenne ich meine Thorheiten, meine Fehler; mit Dankbarkeit erkenne ich durch Dein heiliges Wort, welches der wahre Weg der Nachfolge Deines Sohnes Jesu Christi, meines Vorbildes, ist.

Ach, wie lange habe ich zu ringen, ehe ich mich der Vollkommenheit nähere, nach der ich seufze! Wie schwanke ich noch immerdar zwischen Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum, Tugend und Sünde! Mein Vater im Himmel, habe Erbarmen mit meiner Schwäche! Mein Wille ist heilig, aber meine That ist falsch. Habe Erbarmen mit Deinem Kinde, welches nach Besserung strebt. Führe Du mich an Deiner Hand zur Gerechtigkeit und Seligkeit empor, nach der meine Seele schmachtet. Mein Gott, mein Vater, stärke mich durch Deine Kraft! Amen.

3.

Die Gefahren gesellschaftlicher Freuden.

Spr. Sal. 4, 23.

Wie ein Engel niedersinket,
Lust aus ird'schen Quellen trinket,
Sich mit Erdenblüthen schmückt:
Mensch, so sei auch du beglückt!

Sei der Engel du im Staube;
Heilig mache dich dein Glaube,
Froh dich, was dir Gottes Hand
Hier auf Erden zugewandt.

Dich umringet Gottes Güte
Mit der reinsten Freuden Blüthe;
Dein ist's, wenn du selbst dich quälst,
Dornen statt der Blüthen wählst.

Man sagt gar häufig: „Die lebhafte Jugend jagt den Vergnügungen nach!" — Es ist wahr. Aber soll dies Lob oder Vorwurf sein? Oder

ist es eine der gemeinen Redensarten, welche nichts sagen? Ich glaube beinahe das Letztere. Denn auch das männliche Alter, auch der Greis strebt nach Freuden und Vergnügungen; freilich aber nicht nach denen der Jugend, weil er diese nicht mehr genießen kann. Aber wahrlich, die Freuden der Jugend, ihre Spiele, ihre Tänze, ihre Scherze, ihre Muthwilligkeiten, sind oft weit unschuldiger, als die Freuden der ältern Leute beim Kartenspiel um Gewinn, beim Beplaudern, Bespötteln und Belästern der Nachbarn und Bekannten, oder bei andern sogenannten Arten Zeitvertreibs.

Es gibt Personen, welche Musik, Tanz, Spiel und dergleichen lebhafte Belustigungen zur Sünde machen möchten; — dieselben Belustigungen, denen sie sich selbst in der Jugend gern hingaben. Nun sie aber alt geworden sind, möchten sie die ganze menschliche Gesellschaft alt sehen. Sie thun Unrecht. Jedes Lebensalter hat, wie jede Jahreszeit, seine eigene Wonne.

Und als Christ darf ich an allen diesen Vergnügungen Theil nehmen. Warum sollte ich es nicht? Mein Heiland und Lebenslehrer Jesus Christus hat sich während seines Wandels unter den Menschen von ihren geselligen Erheiterungen keineswegs ausgeschlossen. Er schalt wohl die Scheinheiligen, die andächtelnden Vielbeter, welche sich im Geheimen mancherlei Sünden verzeihen, aber er schalt nicht die Fröhlichen in der Fülle ihres Lebensgenusses; er selbst ermunterte zur Heiterkeit, und auch den Aermsten zur Harmlosigkeit durch Vertrauen auf Gott. Er schalt zwar die Prasser, die Trunkenbolde, die üppigen Wüstlinge, die Spieler, aber nicht die heitern Gäste zu Kana, zu welchen er selbst gehörte, und denen er die Krüge mit Wein füllte. F r e u e t e u ch i n d e m H e r r n a l l e w e g e, u n d a b e r m a l s a g e i ch, f r e u e t e u ch! rief auch Paulus den Philippern zu. (4, 4.)

Und doch darf ich es mir nicht verbergen, auch das unschuldigste Vergnügen muß mit besonderer Vorsicht genossen werden. Denn ich habe es leider aus meiner eigenen Erfahrung schon zu oft wahrgenommen, daß manche Lustbarkeit für mich eine Quelle langen und peinlichen Verdrusses geworden ist, der zuweilen größer war, als die kurze Freude, welche ihn veranlaßte. Ich genieße in der That manche Vergnügung mit einer heitern Schüchternheit und sogar Aengstlichkeit; denn ich habe es auch schon erfahren in meinem Leben, daß, je vergnügter ich einen Tag zugebracht hatte, ein um so schwärzerer Schatten dann diesem Lichte wieder nachzufolgen pflegte.

Ich soll als Christ, und will als Christ über das Vergnügen nachdenken, welches ich mir erlaube. Die Frucht dieses religiösen Nachdenkens ist vielleicht mein größter Vortheil, daß ich nämlich nicht sobald in den Fall komme, ein Vergnügen, oder die Art, wie ich daran Theil nehme,

zu bereuen; daß ich lerne der Schlange auszuweichen, die zuweilen unter den Rosen der Freude verborgen lauert.

Ich sehe wohl ein, daß überhaupt jedes Vergnügen nachtheilig werden kann, wenn es mit Uebermäßigkeit genossen wird. Ich weiß dies längst: aber weit schwieriger ist es, zu wissen, wo die Grenzlinie des Erlaubten im Vergnügen liegt; oder was ich zu beobachten habe, um nicht in der Freude irgendwo zu weit zu gehen. — Eine solche Verirrung aber ist nirgends leichter, als in gesellschaftlichen Unterhaltungen und Lustbarkeiten. Denn da ermuntert Einer den Andern durch schmeichelndes Zureden oder Beispiel; da werden auf unerwartete Weise verschiedene Leidenschaften in Thätigkeit gesetzt, und vorher schlafende Neigungen geweckt; da zieht bald eigenes Wohlgefallen an dem, was vorgeht, uns über die Grenzen des Gerechten, Schicklichen und Erlaubten hin, bald ein falsches Ehrgefühl, bald ein noch schlechterer Beweggrund. Man hört bald auf, seiner selbst Meister zu sein, oder scheut sich, der Andern wegen, es zu bleiben, auch wenn man es noch sein könnte.

Und eben darin liegt die Gefahr aller gesellschaftlichen Vergnügungen; das Bewußtsein des Bessern wird betäubt; die Freude liegt nicht mehr im Herzen, sondern in der Erfüllung einer heftigen, unser ganzes Gemüth beherrschenden Begierde. Aber aus dem Herzen geht das Leben hervor; die bloße Sättigung einer äußern, leidenschaftlichen Begierde ist immer mehr oder weniger von einer unangenehmen Empfindung im Herzen begleitet, ist der wirkliche Tod der ächten Freude. Daher, wenn man sich einmal vollkommen beseligt fühlt, pflegt man auch zu sagen: „Ich bin recht innerlich froh; froh im Grunde des Herzens!“ — Die bloße Stillung einer Begierde nach äußerlichen Dingen ist nicht innerliche Freude.

Darum gibt die heilige Schrift uns eine in allen Verhältnissen, zumal im Genusse der Freuden, goldene Lehre: „Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben!“ (Spr. Sal. 4, 23.) Dies schöne Denkwort will ich meinem Gedächtnisse einprägen. Es werden die Stunden gewiß nicht ausbleiben, da ich nöthig habe, mir es wieder zuzurufen; da es mein Bewußtsein der Pflichten stärkt, mich zum Herrn meiner selbst machen, und mir Verdruß, Sorge, Kummer, Reue und Thränen ersparen kann.

Behüte dein Herz mit aller Sorgfalt in der Theilnahme an geselligen Freuden. So unschuldig auch die dargebotenen Unterhaltungen zu sein scheinen, oder wirklich sind, muß man ihnen doch mit größerer Vorsicht, als einer wirklich offenbaren Gefahr, entgegengehen. Ueber einen offenbaren Anlaß zum Verdruß oder Unglück täuscht man sich nicht leicht; desto häufiger aber über das, was man als eine Ermunterung zur Freude ansieht. — Behüte dein Herz mit allem Fleiße, denn das Vergnügen an sich kann ganz unschuldig sein, aber durch das Herz

wird es schuldig und tadelhaft. Aus dem Herzen erst geht das Leben und der Werth der Außendinge hervor. Darum sagt die heilige Schrift mit Recht: dem Reinen ist Alles rein.

Offenbarer Anlaß zu einem Mißvergnügen oder Schaden schreckt uns, macht uns vorsichtig; hingegen dem Vergnügen überläßt man sich oft allzuarglos. Daher die größere Gefahr! Man gibt sich nicht Genuß, sondern man übergibt sich demselben. Die Freude an irgend einer Ergötzlichkeit gleicht dem Wohlgefallen an der Lieblichkeit des Weines, der anfangs unsern Gaumen lieblich reizt, dann die Stimmung aller Nerven erhöht, zur Heiterkeit und Vergessung aller Sorgen bringt, bald aber auch zur Vergessung des Anständigen und Schicklichen, zuletzt betäubend zur Vergessenheit der Ehre, der Unschuld und zur viehischen Bewußtlosigkeit, oft zu grausamen Verbrechen führt. — So ist die Freude! — Darum bei jeder Theilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen behüte dein Herz mit allem Fleiße; denn aus dem Herzen geht das Leben und der Werth des Lebens und seiner Freuden hervor.

Es ist ein großer Irrthum des Menschen, und ein gefährlicher, wenn er glaubt, der Zweck seines Lebens, aller seiner Sorgen, Arbeiten und Geschäfte, sei, sich einmal einen recht frohen Tag machen zu können; oder, wenn er denjenigen für überglücklich hält, der reich genug ist, sich alle Vergnügungen zu verschaffen, nach welchen das Herz nur gelüsten kann. Diese falsche Vorstellung herrscht nicht nur beim gemeinen Manne häufig — er plagt sich, und schafft die ganze Woche im Schweiße seines Angesichts, um vom erworbenen Gewinn eine Sonntagslust bezahlen zu können; — nein, sie herrscht auch im Zirkel der Reichen und Vornehmen. Sie können nie genug zusammenscharren, quälen es oft den Dürftigern ab, um nur immer in abwechselnden Ergötzungen umherzuschwärmen. Diese sind ihnen der Zweck des Lebens. Sie bilden sich ein, die Thoren, daß, wer viel genossen, auch viel gelebt habe.

Allerdings, Wohlsein ist der irdische Lebenszweck; aber zu beklagen ist jeder Mensch, der kein anderes Wohlsein kennt, als welches durch gesellschaftliche Lustbarkeiten erst ins Herz übergetragen wird. Nein, aus dem Herzen hervor muß das wahre Leben und Glück gehen! — Wer nicht in seine Wochengeschäfte, in seine Berufsarbeiten Freude legt; wen das häusliche Leben, wen ein menschenfreundliches Wirken nicht beglückt, der ist bei weitem den größten Theil seines Lebens ein unglückseliger Mensch. Wir sollen nicht arbeiten, um Ergötzungen genießen zu können: sondern wir sollen Ergötzungen genießen, um uns zum Arbeiten zu stärken. Wer den gesellschaftlichen Freuden einen übermäßigen Werth beilegt, der ist schon von den Gefahren derselben ergriffen, und für den Genuß wahrer Freude und ächten Lebensglückes verloren.

Das Jagen nach äußerlichen Freuden macht arm an inner-

lichen Freuden. Der vorherrschende Hang nach Zerstreuungen hat zur Folge, daß man das Edlere vergißt; daß man die Berufsarbeiten als eine Last, die pflichtmäßigen Geschäfte als Nebengeschäfte behandelt. Immer richtet sich das Auge des Unglücklichen nach dem Tage der Lust und Betäubung. Aber wie oft geschieht es, daß endlich auch dieser sogar seinen Erwartungen nicht entspricht!

Frage doch Niemand, woher es komme, daß in der Welt so viele Mißvergnügte und Unglückliche sind. Daher kommt es, daß die wenigsten von den Lebenden die Kunst zu leben verstehen; daß sie die Freude erst ins Herz hineintragen wollen, da doch Leben und Freude aus dem Herzen hervorgehen müssen. Ihre Begierde nach geselligen Vergnügungen ist zur Leidenschaft erwachsen, über deren Befriedigung sie sich selbst und ihre höhern Pflichten vergessen.

Daraus entspringt dann, daß diese Menschen einen übermäßigen Werth auf diejenigen Eigenschaften legen, die in Gesellschaften gefallen, und hingegen die stillen, bescheidenen Tugenden des Herzens, das wahre Verdienst, gering schätzen. Sie leben gar nicht ihrer selbst willen, gar nicht in sich, sondern immer außer sich und anderer Leute willen. Ein Spaß, ein witziger Einfall ist ihnen mehr werth, als die gründlichste Wahrheit, als die nützlichste Kenntniß. Ein boshafter, feiner Spötter, der zu belustigen weiß, ist ihnen weit achtbarer, als der redlichste Mann, als der wackerste Menschenfreund, der die Kunst zu unterhalten nicht versteht. Ihre größte Aufmerksamkeit ist auf äußerliche Anmuth, auf Zierlichkeit in Kleidern, auf Liebenswürdigkeit in Geberden und Reden gerichtet. Es fällt ihnen kaum ein, daß Edelherzigkeit, oder ein hoher, religiöser Sinn, Verdienst um Mitbürger, Vaterland und Menschheit, rühmlicher sein können, als die Gabe, ein guter Gesellschafter zu sein, zu gefallen und zu scherzen. Menschen dieser Art verlieren zuletzt ganz das höhere Menschliche, werden belustigende Gestalten, Zierpuppen, gehaltlose Wesen, die für sich selbst nichts sind, und erst, wie ein musikalisches Werkzeug, zur Unterhaltung dienen, wenn man sie gebrauchen will. Sie sind von verständigen Personen mitleidig geduldet, aber eigentlich hochgeachtet nie, als von Leuten ihres Schlages.

Die Sucht, in Gesellschaften zu glänzen, ist nur allzuoft das Verderben guter Menschen geworden, deren Eitelkeit, berauscht von einem vorübergehenden Beifall, alle bessern Empfindungen fortan erstickte. Man hat Hausväter gesehen, welche darüber ihren Beruf verwahrloseten, den sie sonst über Alles ehrten; welche Weib und Kinder vernachlässigten, die ihnen einst theuer waren; die ihre bürgerliche Ehre, ihre Vermögensumstände zerrütteten, nur um eine Hauptperson bei gesellschaftlichen Unterhaltungen und Lustbarkeiten zu spielen. Durch diese Sucht, in Gesellschaften zu gelten, sah man schon vormals

achtungswerthe Frauenspersonen manches Unheil über ihr ganzes Haus bringen. Lust und Leben brachten sie wohl in den Kreis der Freunde, aber nicht selten mürrischen Sinn und Unzufriedenheit in ihre Familien. Ueber die Gabe zu unterhalten versäumten sie die Kunst, ihr Hauswesen weise zu führen; sie opferten dieser unseligen Begierde die Sorgfalt um unerzogene Kinder, die Pflichten häuslicher Sparsamkeit, ja selbst oft die Pflichten ehelicher Treue auf. Dieser unmäßige Hang zu gesellschaftlichen Freuden stürzte wohlerzogene Jünglinge allmälig in den Schlamm der niedrigsten Ausschweifungen hinab, und raubte liebenswürdigen Jungfrauen die Grundsätze der Ehre, Bescheidenheit, Unschuld, und die Möglichkeit, künftig das Glück eines stillen, anspruchlosen häuslichen Lebens fühlen zu können.

Zu den Gefahren des gesellschaftlichen Vergnügens gehört auch, daß man ihm nicht nur leicht einen übertriebenen Werth gibt, worüber das Bessere und Wichtigere in Vergessenheit geräth, sondern auch einen nachtheiligen Reiz bekommt, viele Bekanntschaften zu machen. Es wird bald zum leidenschaftlichen Bedürfnisse, sich immer unter neuen Bekanntschaften umherzutreiben. Der Wechsel an sich vergnügt; auch ist es der Eitelkeit schmeichelhaft, sich stets Andern wichtig zu machen, und wegen dessen, was man schon oft gemacht und gesagt hat, wiederholt bewundert zu werden. Diese unordentliche Begierde nach neuen Bekanntschaften stumpft allen Sinn für den wahren Gewinn ab, den das gesellschaftliche Leben gewähren kann. Der Mensch wird flatterhaft in seinen Verbindungen, und unfähig, dauerhafte Freundschaften zu schließen. Er ist wie einer, der sich beständig auf Reisen befindet. Viele Bekanntschaften geben endlich ein gewandtes, abgeschliffenes Wesen, aber rauben das Herzliche; sie führen in einen bunten Umgang, aber zu keiner tiefern Kenntniß des Menschen. Sie dienen zur flüchtigen Unterhaltnng, aber machen eine schädliche Zersplitterung der Zeit unausweichlich. — Das Leben ist so kurz, daß, soll es uns ganz angehören, man nur Wenigem darin angehören muß. Wer Alles kennen will, lernt nichts vollkommen kennen. Nicht der Umgang mit Vielen, sondern der Umgang mit Guten veredelt den Menschen.

Ich weiß, es wird, und oft von wahrhaft frommen Leuten, vielmals gegen die Art und Weise geeifert, wie man sich in Gesellschaften zu unterhalten pflegt; und sie finden die Gefahren des gesellschaftlichen Vergnügens eben in der Auswahl der Vergnügungen. Sie scheuen sich zum Beispiel, ins öffentliche Schauspiel zu gehen, auch wenn selbst lehrreiche Meisterstücke großer Dichter von achtungswerthen Künstlern dargestellt werden. Ihre Scheu rührt meistens von einem Vorurtheil her, welches gegen alle Schauspiele in Zeiten und Orten entstand, da müßiges, zusammengelaufenes Volk von sittenlosem Wandel seine Possenreißerei trieb.

Sie scheuen sich, fröhlichen Gastmählern beizuwohnen, wo Wein und Gesang und Scherz die Seele in lebhaftere Stimmungen bringen. Ihre Scheu entspringt meistens aus übertriebener Aengstlichkeit, daß die Lustigkeit die zarte Scheidelinie des Sittlichen überschreiten könne; oder aus unmäßiger Furcht, daß laute Fröhlichkeit für einen wahren Christen ungeziemend sei. Sie scheuen sich bei den heitern Tänzen der Jugend gegenwärtig zu sein, wo die Kunst mit der Natur, die äußere Anmuth mit der Freude spielend wetteifert. Ihre Scheu entspringt gewöhnlich aus allzustrengen Begriffen von Sittlichkeit, oder ihren gewiß ungerechten und traurigen Vorstellungen von der Verderbtheit der Menschen. — Sie scheuen sich, ihre Hand zum Spiel mit Karten oder andern Dingen, auch um den geringsten Gewinn, zu geben; zum Spiel, wo bald der Wechsel des Glücks, bald ein gelungenes Wagestück, bald Scharfsinn, bald richtige Berechnung des Wahrscheinlichen den Geist erheitern und zerstreuen nach dem Ernste wichtigerer Dinge. Ihre Scheu geht aus der allzugegründeten Erfahrung hervor, daß das Spiel leicht unedle Leidenschaften erregt, oder wichtigere Dinge vergessen machen kann.

Doch gewiß thue ich Unrecht daran, Mittel der geselligen Unterhaltung zu verdammen, die an sich selbst unschuldig sind, und zur flüchtigen Erholung vieler rechtschaffenen, selbst frommen Menschen gedient haben. Den Wein trinken ist keine Sünde, wohl aber ein Trunkenbold zu sein; ein gesellschaftliches Spiel zu führen ist keine Sünde, wohl aber ein Spieler zu sein. Der Gebrauch an sich unschuldiger Dinge ist nicht schädlich, wohl aber der Mißbrauch derselben. Der Mißbrauch aber entsteht aus dem Herzen. Darum behüte dein Herz mit allem Fleiße, denn daraus geht das Leben und das Verderben hervor.

Die gesellschaftlichen Freuden haben ihre Gefahren. Sie sind gefährlich, weil das Vergnügen allzuleicht die Wachsamkeit unserer Vernunft einschläfert, uns berauscht, und unordentliche Begierden erregt. Sie sind gefährlich, weil ihre Süßigkeit uns gar zu leicht verführt, sie mit Unmäßigkeit zu lieben und zum Hauptzweck unsers Lebens und Strebens zu machen. — Allein sie sind auch nur demjenigen gefährlich, welcher in ihrem Genusse nicht sein Herz zu hüten weiß. Wer es einmal zu thun vergißt, hat zu späte Reue, oft Schande, oft Zerstörung seiner Gesundheit, oft den Verfall der Vermögensumstände, oft Verzweiflung zur Strafe.

Willst du die gesellschaftlichen Freuden genießen, ohne je ihre Gefahren zu empfinden? Willst du im großen Geiste deines Jesu leben, fröhlich sein mit den Fröhlichen, und doch dabei Gott angehören? Willst du auch nur aus bloßer gemeiner Klugheit die Blumen des Lebens brechen, ohne deine Hand an ihren Dornen zu verwunden? — Gehe hin, behüte dein eigenes Herz.

Gesellschaftliche Vergnügungen müssen einem weisen und guten Menschen, der dauerhaft glücklich sein will, nie zur Gewohnheit, nie zum Bedürfniß werden. Er muß ihrer, ohne allen Abbruch seines Wohlseins, ganz entbehren können. Sein Haus, seine Familie, seine Berufsarbeit, sein alltägliches Leben muß ihm Freude genug gewähren, ohne daß er fremder Hilfe vonnöthen hätte. Er muß sich selbst sein stilles Dasein zu verschönern wissen. Weiß er es aber nicht, so ist er schon ein wahrhaft Unglücklicher. Ist ihm irgend eine Art gesellschaftlicher Vergnügungen zum unüberwindlichen Bedürfnisse geworden, so ist er allen ihren Gefahren und Nachtheilen schon preisgegeben. Er rette sich, wenn er noch kann. Er bekämpfe seine Leidenschaft, wenn er noch Kraft hat, ehe sie ihn unvermerkt ins Verderben hinunterzieht. Freude soll nur Arznei, nicht Speise sein.

Meide von allen Arten gesellschaftlicher Freuden diejenigen zuerst, die dich am gewaltigsten und innigsten anziehen; diejenigen, von denen du ahnest, daß sie dir zur Leidenschaft werden können; diejenigen, von welchen du schon die Erfahrung gemacht hast, daß sie dich zu Pflichtvergessenheiten haben verleiten können; daß sie unedle oder unanständige Empfindungen in dir erregt haben. Sie sind dir die gefährlichsten. Erhitzte dich das Spiel zum Zorn, oder zur Gewinnsucht, zur Schadenfreude oder zum Neide — verbanne es! Da ist die schwache Seite des Herzens! Sei deiner selbst würdig und immerdar Meister. — Hast du dich beim Trunk, selbst beim mäßigen Genusse des Weines, je einmal vergessen: sei fortan noch mäßiger, und vergib deiner innern Würde, deiner Gesundheit und deiner Lebensruhe nichts für den flüchtigen Kitzel deiner Zunge oder deiner Nerven. — Erweckte der Tanz in dir jemals unziemliche Neigungen, welche du dich schämen würdest vor denen zu bekennen, die deiner ganzen Hochachtung werth sind: meide den Tanz, am meisten das Uebermaß desselben. Behüte dein Herz mit allem Fleiße, denn daraus geht das Leben, wie das Verderben hervor.

Verachte keineswegs die Ergötzungen des geselligen Lebens; aber also mußt du deine häusliche Lebensart einrichten, und sie mit tausend kleinen, einfachen Freuden zu verschönern wissen, daß jede Lustbarkeit außer dem Hause doch nie vermögend ist, das stille Glück zu übertreffen, das du in deinen Berufsarbeiten, im Umgange mit deinen Freunden, in Erfüllung menschenfreundlicher Pflichten gegen Bekannte und Unbekannte empfindest. Gesellschaftliche Freuden müssen dir nur dienen, den Vorzug deiner einsamen häuslichen Freuden fühlbarer zu machen. Wer reich genug ist an innerm Glück, der hascht und jagt nicht nach Lustbarkeiten, die bei der leichtesten Unvorsichtigkeit ihre Gefahren mit sich bringen.

O mein gütiger Gott! Du Vater der Seligkeiten! Ich erkenne, daß das meinen Freuden am meinen droht, was mir oft die meisten Freuden

zu versprechen scheint. Nicht, daß Du so viel Uebel in die Welt gelegt hättest, daß selbst die Lust verwundend würde; nein, unser Herz selber legt das Uebel erst in die Welt hinein.

Nur mein unsterblicher, reiner Geist ist reiner, unsterblicher Freuden fähig. Nach diesen soll mein höchstes Trachten sein. Ich gewinne sie durch Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Zufriedenheit und Menschenliebe. Aber sinnliche Freuden — verschmähen will ich sie nicht – haben das Vergängliche alles Sinnlichen. Wer Alles genießt, was irdische Lust gewähren kann, bleibt zuletzt noch ungesättigt. Uebermäßiger Lebensgenuß endet immer mit Lebensüberdruß, weil man hintennach findet, daß das Alles nicht der Mühe des Lebens werth gewesen.

Darum, mein gütiger Vater im Himmel, will ich vor Allem nach den reinen und stillen und dauerhaften Freuden streben, die ein tugendhafter Wandel gewährt, der vor Dir gilt; und mit weiser Mäßigung will ich die Freuden im Umgang der Menschen genießen. Beherrschen sollen sie mein Dir geweihtes Herz nie. Amen.

4.

Weibliche Bildung.

Spr. Sal. 31, 30. 31.

Gott winkte. Und das Nichts ward laut;
Und Millionen Sonnen glühten;
Die Erde ward des Himmels Braut,
Denn ihre tausend Blumen blühten,
Und durch die Schöpfung zog die Schaar
Lebend'ger Wesen Paar um Paar.

Nur einsam stand der Mann.
Er stand in Kraft, in Muth und Würde;
Doch freudenlos sah er die Wunder an.
Ein Leben ohne Lieb' ist Bürde.

Gott schuf das Weib. Sie stand, in stiller Anmuth Macht,
Dem Mann zum Gegenbilde.
Er in der Tugend Kraft; sie in der Tugend Milde.
Die Schöpfung war vollbracht.

In keinen Zeiten ist so viel über Erziehung der Jugend geredet, geschrieben, gelehrt worden, als in unsern Zeiten. Ueberall hört man von Entstehung neuer Erziehungsanstalten, von der Verbesserung der Schulen. Dieser löbliche Eifer, welcher wach geworden ist, hat nicht nur die Veredelung der männlichen, sondern auch der weiblichen Jugend zum Zweck.

Durch Vervollkommnung des Unterrichts und Veredlung der Zucht hofft man ein besserer Geschlecht zu erziehen, als das vergangene war.

Theils so Vieles, was in der bisherigen Unterweisungsart, besonders der Knaben und Jünglinge, mangelte; theils Vieles, was zum entbehrlichen Ueberflusse geschah; theils das Zwecklose und Zweckwidrige in der Behandlungsweise der Kinder selber, erweckte das Nachdenken menschenfreundlicher und weiser Männer.

Wie immer, ist auch hier geschehen, daß Viele in der Wärme ihrer Begeisterung dem Guten schadeten, indem sie es übertrieben; daß Andere ohne eigene Kraft durch thörichte Nachbeterei Nachtheil brachten; daß Andere, um immer das Neue zum Neuen zu fügen und damit vor der Welt zu glänzen, eine Menge Kleinigkeiten ersannen, oder das Bessere vom Alten verwarfen, weil es nicht neu gedacht war. Doch jedes Unternehmen des Menschen ist im Beginnen unvollkommen; aber dies ist der Trost: daß das Schlechte endlich durch sich selbst vergehen muß, das Gute aber währet, so lange es gut ist. Das ist das Schlechte, was wider Gang und Gesetz der Natur strebt; das Gute aber ist das Natürliche.

Die Fortschritte der Völker in Erfahrungen, Erfindungen und mancherlei Kenntnissen machten besonders nothwendig, daß die öffentliche Jugendbildung verbessert wurde, damit zum Auffassen so vieler wissenswürdiger Dinge, sowie zum Gewinn so mancherlei nützlicher und im bürgerlichen Leben nothwendig gewordener Fähigkeiten der Zeitraum der Kindheit nicht zu enge, oder das reizendste und harmloseste Alter des Lebens, ursprünglich der Entfaltung körperlicher Kräfte geweiht, nicht unter Anstrengungen und Mühseligkeiten des Lebens verbittert werde.

Aber die gewandte Kraft, die Mannigfaltigkeit der Fähigkeiten, der Reichthum verschiedenartiger Kenntnisse, welche dem Mann heutiges Tages in allen Ständen der bürgerlichen Welt nicht fehlen dürfen, sind dem Weibe entbehrlicher. Die Anforderungen, welche an den Mann in unsern Tagen gemacht werden müssen, da das Gebiet aller Künste, Handwerke, Geschäftskreise, Handlungszweige, Wissenschaften und anderer Bedürfnisse erweitert steht, sind größer geworden, als sie ehemals sein konnten. Das Weib hingegen steht noch in den Verhältnissen zur Welt und zum Leben, wie in frühern Zeitaltern. Der Umfang und die Art der weiblichen Wirksamkeit hat sich, fest begrenzt durch ewige Gesetze der Natur, weder ausgedehnt, noch verengert; es wäre denn, das Weib wolle über die Schranken seiner eigenthümlichen Bestimmung und Würde hinausschweifen in die Bahnen männlicher Thätigkeit.

Demungeachtet hat man geglaubt, auch die weibliche Bildung veredeln und den Unterricht für dieses Geschlecht vervollständigen zu müssen. Auch dieses Streben war löblich, und bleibt es, so lange Bildung und Unterricht sich auf das beschränken, was in der natürlichen Bestimmung

des Weibes liegt. Liebende Gattin, erheiternde Lebensgefährtin, sorgsame Hausmutter, erste Pflegerin der Kindheit zu sein — dies ist des Weibes Beruf.

Inzwischen ist auch hier durch wohlwollenden Eifer vielmals zu viel gethan und an die Stelle des Natürlichen die Kunst und Verkünstelung gesetzt worden. Man hat eigene weibliche Erziehungsanstalten errichtet, wohlthätig für solche Mädchen, die nirgends anders Erziehung finden, sondern ohnedem einer traurigen Verwahrlosung und Verführung preisgegeben sein würden. In sich selbst aber ist schon der Begriff einer öffentlichen Anstalt für weibliche Erziehung im Widerspruch mit der besten weiblichen Erziehung. Des Mannes künftiger Wirkungskreis ist draußen die Welt, im Treiben und Drängen der Menschen und ihrer Stände: dort sei eine Schule. Der künftige Schauplatz weiblicher Größe ist das häusliche Familienleben: dies sei des Mädchens Schule! — Das Leben in der Familie ist aber ein ganz anderes, als in den Erziehungsanstalten. Dort besteht die von Gott weise geordnete Verbindung von Alten und Jungen, Greisen und Kindern beiderlei Geschlechts; dort ist die Mannigfaltigkeit von Denk- und Gemüthsarten, Pflichten und natürlichen Rechtsamen der verschiedenen Lebensalter zu finden; dort lernt die Tochter Vollkommenheiten und Mängel der Haushaltung, wie des Beisammenlebens; dort lernt sie den Bejahrten gehorchen, die Jüngern leiten, Ihresgleichen Gesellin sein und Untergebenen befehlen. Darum ist das häusliche Leben im Kreise der Geschwister und Aeltern, der Kleinen und Großen die rechte Schule der Töchter.

In öffentlichen Anstalten fehlen Aeltern, denen sich das kindliche Herz vertrauensvoll enthüllt; aber Lehrer und Lehrerinnen stehen da, vor denen, um nicht zu mißfallen, sich das Innerste schüchtern verschließt, während der äußere Anstand wohl bewacht und zuletzt Hauptsache wird. Da fehlen die hundert kleinen lehrreichen Tagesvorfälle des häuslichen Lebens, da die gemüthlichen Einzelnheiten, welche das Tiefste im Herzen anregen; eine kalte Einförmigkeit des Hörens und Thuns ist an dessen Statt, und in den besten Erziehern und Gespielen erblickt das Auge des Zöglings doch nur Fremde. Da fehlen die theuern Alten, vor welchen sich unwillkürlich Ehrfurcht regt; da die Kleinen, welche der zarten Nachhilfe bedürfen. Die Tochter findet nur Lehrer und Lehrerinnen, die sie, als Fremde, minder schonend beurtheilen lernt, und viele Altersgenossinnen von verschiedenen Gaben, in deren Gesellschaft sie sich bloß zur leichtfertigen oder behutsamen Gesellschafterin bildet, ohne des häuslichen Lebens Lust und Mühseligkeit anzunehmen.

So, in den entscheidendsten Jahren der werdenden Jungfrau, empfängt sie eine Richtung, welche für das nachfolgende Leben selten nothwendig, oft schädlich ist. Mit halber wissenschaftlicher Belehrung, mit

der Gewandtheit, sich vor Andern in ihrem Sinn zu verbergen, mit gesteigerter Kunst für das äußerliche Anständige, mit erhöhter Neigung und Gabe, in kleinen Wichtigkeiten der Gesellschaft zu schimmern, tritt sie in das einfache Hausleben zurück. Heil ihr, wenn sie ihr altes Glück, ihre alte Natürlichkeit, ihre alte Unschuldigkeit im alten Leben ihrer Kinderzeit wiederfindet; das Haus der Aeltern oder Verwandten muß von Neuem ihre Schule werden. Oft leider ist es zu spät, und sie auf immer für die Mühseligkeiten, Alltäglichkeiten, Freuden und kleinen Genüsse des Hauslebens verloren. Sie wird Gattin, ohne die erheiternde Lebensgefährtin des Mannes werden zu können; sie wird Hausmutter, ohne das Haus mit weiser Sorge in dem Geringsten, wie dem Größten, mit gleichem Ernst verwalten zu mögen; sie wird Mutter von Kindern, ohne die mütterlichen Mühen zu lieben.

Wir haben vielerlei Anweisungen zur Erziehung der Töchter. Frömmigkeit aber erzieht am besten in den natürlichsten Umgebungen. Und was heute die Vollkommenheit des Weibes ist, war es schon vor Jahrtausenden. So schildert sie Salomo. Die Würde der Frau (in seinen Sprüchen 31, 11 — 31) nennt er edler, denn die köstlichsten Perlen, auf welche sich des Mannes Herz darf verlassen, und die ihm Liebes thut, ihn für sein Schaffen außer dem Hause zu erquicken; die mit Weisheit spricht; auf deren Zunge holdselige Lehre ist; deren Schmuck Reinlichkeit ist und Fleiß und heiteres Wesen. „Lieblich und schön sein," ruft endlich des Alterthums weiser König, „ist nichts; aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!" Religiosität also sei aller weiblichen Vollkommenheiten Krone.

Noch heute sind dieses die höchsten Anforderungen, wie an das Weib des Landmannes, so an das Weib des Fürsten; nur daß jedes die leicht erwerblichen Kenntnisse zu seinem Gewerbe und Stande bringe. Leicht erwerblich sind sie, denn auch die Töchter der Großen sah man in Niedrigkeit mit Würde durch ihrer Hände Fleiß leben, und Töchter niedriger Herkunft mit Adel vor königlichem Throne stehen.

Das Weib ist in seiner Natur und Vollendung das edle Gegenbild des Mannes. Er, geschaffen zum Wirken und Handeln draußen im Weltgewühl; sie, unterm Dach der Heimath die stille Welt des häuslichen Lebens zu bilden. Er, furchtlos, trotzig, in den Gefahren kühn, daß er das Widerspenstige ordne, durch Stärke herrsche; sie herrscht durch Anmuth und Milde. Er, Alles durchspähend, ermessend, zu allerlei Gewerb und Verhältniß tüchtig, wird fast ganz zum Geschöpf der Kunst; sie, eine Priesterin der natürlichsten Pflichten und Zwecke, bewahrt mit der Natürlichkeit zugleich in derselben ihren reinsten Werth.

So wie die Außenwelt der Innenwelt, die Kunst der Natur, die Stärke der Anmuth gegenübersteht: so steht der Mann dem Weibe

gegenüber im Irdischen. Im Ueberirdischen aber sind die Bestimmungen beider Geister eins; Religion ist der ewige Lebenskranz beider. Und so erkennen wir mit dem Wesen des weiblichen Berufs den streng bezeichneten Umfang weiblicher Bildung.

Anmuth ist köstlicher denn Schönheit. Die Schönheit irdischer Natur verblüht nach wenigen Jahren; die Anmuth ist der Reiz der Seele, und schmückt noch das Greisenalter. Es gibt wohl blühende Gestalten, regelmäßige Gesichtszüge; aber was den Sinnen gefällt, entzückt nicht immer das Gemüth. Es ist ein gemeiner Fall, daß schönen Weibern jener Zauber der Anmuth fehlt, welcher durch Milde, zartsinnige Achtsamkeit und anspruchlose Würde Aller Herzen fesselt. Die Schönheit gewinnt schnelles Gefallen, doch wird sie dasselbe nicht festhalten. Die Anmuth macht auch äußere Mängel liebenswürdig, und gründet zwar langsam, doch dauerhafte Herrschaft.

Das Streben, zu gefallen, und durch das Gefällige mächtig zu sein, ist im Wesen des weiblichen Geschlechts. Nur zu gewöhnlich wird aber das Anmuthige schon durch Erziehung verwechselt mit äußerlicher Artigkeit, mit Anständigkeit in Haltung und Bewegung, mit Feinheit der Sitten. Dies jedoch ist nur Schminke auf verblichenen Wangen, Nachkünstelung des Fehlenden. Anmuth ist Natur und Gesundheit selbst, welche Wangen röthet. Wie Schönheit der sinnliche, so ist Anmuth der geistige Liebreiz, welcher die Körperhülle durchstrahlt und sie veredelt.

Die Erfindungen des Geschmacks in Verzierungen und Bekleidungen, die kleinen gefälligen Kunststücke des geselligen Lebens, können erlernt oder nachgeahmt werden. Allein sie haben das gewöhnliche Schicksal der Nachahmungen, daß man sie bald gering schätzt, weil sie mehr oder weniger von der Wahrheit entfernt stehen. So wie sich die Stärke, Geisteskraft und Denkart des Mannes in seinen Gesichtszügen ausspricht, in seinen Worten, im Ton seiner Stimme, in seinem Gang, in seinen Bewegungen, ohne daß er es beachtet, so verkündet sich die Unschuld, Milde, und Holdseligkeit des weiblichen Gemüths im Aeußern ohne Kunst und Wollen. Nicht der Geschmack der Mode gibt Anmuth; sondern die Anmuth der Seele, indem sie sich auch im Unbedeutendsten offenbart, gibt das Gesetz des guten Geschmacks. Nicht Allen steht Alles wohl an; einer Jeden nur das, was ihrem innern Sinn am bestimmtesten entspricht. Je edler dies Innere, je edler ist das Aeußere. Darum mißfallen jene durch geile Gefallsucht und Mode entblößten, halbnackten Gestalten, denn sie verkünden den Mangel innerer schöner Verschämtheit; darum ist höhere Anmuth in äußerer Reinlichkeit und Einfachheit, als im reichsten Putze, denn jene stellen bildlich die Tugenden des Weibes, diese die Eitelkeit desselben dar.

Es mag als ein Beweis von der Verwahrlosung oder Verkünstelung weiblicher Erziehung gelten, daß weit größere Sorgfalt auf die Kunst,

im Aeußerlichen zu gefallen, als auf die Entfaltung innerer Liebenswürdigkeit verwendet wird. Daher sieht man Jungfrauen sich zierlich schmücken, wo sie zu erscheinen Gelegenheit haben; aber die strenge Ordnung und Sauberkeit ihres Putzes ist Künstelei, nicht Hervorgehen vom Wesen ihres Gemüthes; denn daheim im Hause mangelt oft neben Ordnung, Genauigkeit und Bestimmtheit, die Sauberkeit mit dem Geschmackvollen. Sie lernen Tanz und Musik, sie lernen fremde Sprachen, Alles, um sich in Gesellschaften dem Auge der Fremden wichtig zu machen, Bewunderung zu erregen; aber im Hause durch Demuth, Leutseligkeit und kindliche Ergebenheit, durch weises Betragen gegen Dienstboten, durch zarte Schonung von Anderer Schwächen, durch gütiges Ermuntern zum Guten, allgemeine Eintracht und Liebe der mit einander verbundenen Lebensgenossen herzustellen oder zu bewahren, ist ihnen eine unbekannte Kunst. Sie lesen Bücher, betrachten Kunstwerke, besuchen Schauspiele, schwatzen von wissenschaftlichen Dingen, verstehen witzig zu sein, stechende Einfälle anzubringen; aber daheim was leidet trösten, was mangelt ersetzen zu können, mit Wenigem genügsam, Nichts für sich, Alles für Andere zu sein, und mit sanft belebendem Geiste ungesucht, ohne Geräusch, die Alltäglichkeiten, das Einförmige des heimathlichen Stilllebens mit neuen Reizen zu bekleiden: diese Kunst ist ihnen fremd, und doch ist es nur in dieser, darin sie groß sein sollen. In Gelehrsamkeit, Witz, Kunstsinn, in allem Andern, was des Mannes Geschäft ist, können sie vom Mann übertroffen werden. Je mehr überhaupt das Weib den ihm angewiesenen Kreis der Wirksamkeit vergißt, um auf dem Schauplatze männlicher Thatkraft zu glänzen, je mehr büßt es von seiner natürlichen Anmuth ein und wird geistig häßlich.

Häuslichkeit ist des Weibes wichtigster Gegenstand; da der Kreis ihrer Wirksamkeit, nicht im Geräusche des öffentlichen Lebens, der bürgerlichen Verhältnisse. Dorthin wies es die Natur. Unter allen Himmelsstrichen, in allen Zeitaltern war es immer in den Grenzen der heimathlichen Wohnung, wo der weiblichen Tugend allein der Thron gebaut ist. Nur in Städten, wo man von der Natur abgewichen, die Ordnung der Dinge verkehrt, den Mann weibisch, die Nacht zum Tag macht, findet man im allgemeinen Sittenverderbnisse auch nicht anstößig, wenn das Weib männisch wird, Gelehrsamkeit treibt, und sich mehr für die Verannehmlichung des gesellschaftlichen, als des stillen, häuslichen Lebens bestimmt glaubt. Da mag es gepriesen werden, wenn die Jungfrau sich einen Namen macht durch Eroberungen, in Romanen belesen ist und Romane spielt, während sie durch Aufwand den Wohlstand der Aeltern schwächt, und deren blinde Nachsicht mit schamloser Trotzigkeit erwiedert; da mag es gepriesen werden, wenn Mütter mehr öffentlichen Vergnügungen, als ihren Kindern, oder wenn Gattinnen mehr fremden Män-

nern, als denen sie Treue schworen, gehören; dort mag auch billig sein, daß Weiber, im höhern Alter für die Thorheiten der Ueppigkeit untauglich, als Betschwestern oder Ränkemacherinnen enden.

Unter dem heimathlichen Obdach, nirgends sonst, ist des Mannes Erquickung. Da findet er, kommt er aus den Zerstreuungen und Kämpfen des Weltlebens zurück, Alles wieder, was ihm theuer ist: Geschwister, Aeltern, Verwandte, Kinder; aller Wohlstand, den er mit Glück oder Fleiß gewinnt, hier muß er gewonnen werden; aller Ruhm, der ihm draußen unter den Fremden zu Theil wird, erst hier unter den Seinigen empfindet er dessen ganze Süßigkeit. Zu seinem Neste kehrt der stolze Adler heim, nachdem er die Himmel durchflogen hat.

Für sein Haus, für seine Familie ist der Mann Alles. Aber im Hause, in der Familie ist das Weib Alles; da ist sie das belebende, verschönernde, regierende Wesen. Er ruhet hier von des Tages Mühen und den Stürmen draußen; sie aber ist hier die Thätigkeit. Er handelt in der Außenwelt; für sie ist das Schauspiel derselben nur Genuß im Augenblick ihrer Ruhe. Die Heimath ist der Mittelpunkt alles Strebens des Mannes nach den verschiedensten Richtungen; für die Heimath durchreiset, erforschet, bezwingt er die Welt. Das Weib aber verherrlicht durch Anmuth das Heiligthum, für welches der Mann seine Kräfte opfert; sie wird durch Sparsamkeit Bewahrerin der gewonnenen Schätze, und zieht aus denselben den lohnenden Genuß für die Ihrigen. Der Mann, in der Außenwelt von Betrug und Haß umgeben, von Umständen gezwungen, oft sein Innerstes zu verhehlen und ein Anderer zu scheinen, als er ist, findet in der Liebe und Natürlichkeit des Weibes sich selbst und seine eigene Natürlichkeit wieder.

Natürlichkeit ist des Weibes schönster Schmuck; darin ruht ihre weise Anmuth, darin ihr zarter Sinn für das Häusliche. Alles Angenommene, Erzwungene, Erkünstelte mißfällt, ist todte Schminke, verräth Ekelhaftigkeit des Dahinterliegenden. Wie das Kind durch Unschuld und Wahrheit, so entzückt die Jungfrau, die Gattin, die Matrone durch einfachen, bescheidenen, liebenden, heitern Kindersinn. Veraltet ihr Aeußeres, ihr Gemüth soll die ewige Jugend behalten. Die Natur lehrte sie lieben, lehrte sie die Pflichten der Gattin, der Mutter. Sie soll eine treue Schülerin der Natur auch in den spätesten Tagen bleiben; was ihrer wahren Bestimmung fremd ist, als unnatürlich oder widernatürlich verbannen. Aber das ist der Grundfehler in der weiblichen Erziehung, daß man die Töchter mehr, selbst mehr als die Söhne, zur Unwahrheit, zum Scheinen und in den Spielen der Verstellung erzieht; die natürliche, anspruchlose Einfalt und Hoheit der Unschuld bei ihnen ausrottet und mit dem Natürlichscheinen ersetzt.

Vater, Mutter, willst du deine geliebte Tochter zur liebenswürdigen

erziehen, o vertraue sie nicht der fremden gemietheten Hand, sondern dem eigenen Herzen! Möge sie etwas weniger wissen und mehr sein. Ihre kindliche Heiterkeit, ihre durch den Anflug keines unreinen Gedankens entweihte Unschuld, ihre Natürlichkeiten in den Empfindungen, ihr durch das Gefallen am Edeln gebideter Zartsinn, die jungfräuliche Hoheit, die dem Gefühl der Tugend entsteigt — diese bewahre; von diesen wehre den Pesthauch des Sittenverderbnisses und die Lockungen des schnöden Beispiels ab, und du wirst deine Tochter zum Engel erziehen, bestimmt, die Blüthe häuslicher Glückseligkeit mit liebendem Ernst, in frommer Selbstaufopferung, zu pflegen. Alles Andere wird verkünstelte Kunst, die nur am Aeußern streift, nicht in die Tiefen des Gemüths dringt.

Willst du von diesen Gemüthstiefen aus die Erziehung deiner Tochter beginnen, Vater, Mutter — das unfehlbarste, das einzige Mittel liegt in der Religion Jesu Christi! Ohne Religion ist keine Wahrheit, keine Liebe, keine Tugend, nur Verstellung, Flitterglanz und verschleierte Leidenschaft; ohne Religion keine Seelenschönheit, kein häuslicher Friede, kein Trost in Schmerzen, kein Muth in schweren Stunden, sondern nur Ziererei, Rechthaberei, Herrschsucht, Leichtsinn, Gefallsüchtigkeit, Vernünftelei und verzweifelndes Leben.

Ein betender Jüngling, eine betende Jungfrau sind mir rührender und erhabener, als der betende Greis. Denn dort sehe ich die Unschuld reden zum Allerheiligsten.

Lieblich und schön sein ist nichts; aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!

5.

Edler und unedler Scherz.

Ephes. 5, 4.

Gott, nie will ich in Fröhlichkeit
Mir frevelnd Spott erlauben;
Will nie durch Unbesonnenheit
Mich eignen Werths berauben.
Auch in der Freude, auch im Scherz,
Entweiht sich nie das fromme Herz
Mit Bosheit oder Leichtsinn.

Gewiß Viele sind daheim in ihrer Wohnung ganz andere Menschen, als in der Gesellschaft unter fremden Augen. Dort verzeihen sie sich manche Nachlässigkeit; hier wachen sie über sich selbst mit großer Strenge. Dort sind sie finster, mürrisch, zänkisch, eigensinnig; hier hingegen freundlich, gütig, nachgebend, nachsichtig. Dort können sie oft rauh, auffahrend und

launisch sein; hier sind sie immerdar lächelnd, gefällig, und widmen selbst der Wahl ihrer Ausdrücke eine größere Sorgfalt. Es gibt Personen, welche, wenn man sie im Innern ihres Hauses, und nachher wieder in Gesellschaften erblickt, ganz und gar nicht die Gleichen zu sein scheinen. Sie sind hier eben so liebenswürdig, so sanft zuvorkommend, so voller Aufmerksamkeit gegen Andere, als sie sonst bei den Ihrigen daheim gehässig, polternd, herrscherisch und unausstehlich sind.

Leute dieser Art gehören zu den alltäglichen und leider schlechtern Erscheinungen im Leben. Sie müssen diese doppelten Gestalten und doppelten Gesichter haben, um in der Welt geduldet werden zu können. Arm an wahrer Tugend und Vollkommenheit, gebrauchen sie die Tugend wie einen Festschmuck und ein sonntägliches Kleid. Sie putzen sich damit, während sie daheim mit Unsauberkeit angethan sind. Sie heucheln aus Eitelkeit und Gefallsucht, was sie in ihrer Wohnung wegen innerer Verderbtheit nicht sein können und nicht sein mögen. Denn wer wird glauben wollen, daß sie sich zu Hause nur verstellen, folglich schlechter stellen, als sie sind; und daß sie dagegen in der Umgebung von fremden Personen ihre natürliche Gemüthsart unverhohlen offenbaren? Oder wer wird sich bereden lassen, daß ihre Aufführung im häuslichen Leben nur eine Wirkung kleinerer Schwachheiten, nur Folge körperlichen Mißbehagens sei, da eben diese Leute Stärke genug haben, so oft sie wollen, ihre Fehler für eine Zeit lang abzulegen, und, sobald sie in andere Gesellschaften eintreten, der besten Gesundheit genießen?

Inzwischen wird man bei ihnen, auch wenn sie eine noch so große Liebenswürdigkeit in Gesellschaft erkünsteln, dennoch allezeit die Verdorbenheit ihres Gemüthes durchschimmern sehen. Es ist vergebens, daß sich der Engel der Finsterniß in das vortheilhafteste Licht stellt. Seine angenommene Schönheit bleibt ein Kunstwerk, und behält mehr oder weniger unter der rosenfarbenen Schminke die alte, häßliche Grundfarbe bei. Alle diese angenommene Artigkeit und scheinbare Seelengüte ist nicht Wahrheit, sondern bloße Höflichkeit und geziertes Wesen. Dies fühlen dergleichen Doppelmenschen sehr wohl; darum, was sie nicht durch die Vortrefflichkeit ihres Herzens zu gewinnen vermögen, hoffen sie durch Anstrengung ihres Witzes, durch den Glanz belustigender Einfälle, durch Anmuth der Unterhaltungsgabe, durch Feinheit ihrer Anmerkungen zu ersetzen. Und allerdings mag es ihnen leichter sein, vermöge eines lebhaften Verstandes Gefallen zu erregen, als durch Reinheit und Schönheit des Herzens. Denn diese Reinheit muß erworben werden; da hingegen Witz, Einbildungskraft und äußere Gestalt bloße Geschenke der Natur sind.

Auch gefallen solche künstliche Menschen nie auf lange Dauer. Sie können unterhalten und belustigen, und dennoch wird

ihnen keine wahre Achtung und Freundschaft zu Theil. Früher oder später lassen sie wieder ziemlich unvorsichtig die Larve fallen, besonders wenn der Ton der Gesellschaft, in welcher sie sich befinden, nach und nach fröhlicher und ungezwungener wird. Dann sind sie gewöhnlich die Ersten, welche die zarten Grenzlinien des Anständigen überschreiten, und vom Muthwilligen sich in das Ausgelassene verlieren. Dann treten die verborgenen Leidenschaften eine um die andere, anfangs noch schüchtern, bald kecker hervor. Dann spricht neben der begierigen Gefallsucht zugleich Neid, Schadenfreude, Bosheit, Rache, Unehrerbietung vor dem, was heilig sein sollte, aus ihren Einfällen und Scherzen; und ihr eigener Witz dient dazu, die ganze Häßlichkeit ihres innern Zustandes an den Tag zu bringen.

Ein von unreinen Gefühlen und Gesinnungen beherrschter Mensch kann auch im Scherz nur das Unreine wieder geben, und wird auch im Tändeln nur giftige Pfeile auswerfen. Man wird seinen Witz vielleicht belachen, wohl auch bewundern, ihn selbst aber fürchten und heimlich verachten. Ein edler Mensch wird auch im Scherzen edel bleiben; und indem er diejenigen, welche mit ihm sind, zu erheitern strebt, theilt er ihnen nur die Freudigkeit seines Gemüthes mit, ohne sich deswegen seiner Würde zu entäußern. So erscheint der Christ im gesellschaftlichem Umgange, und bewährt auch hier, daß nur die Tugend wahrhaft liebenswürdig machen könne.

Man soll nicht glauben, daß man beim Scherzen in fröhlichen Unterhaltungen nicht die Worte allzugenau wägen müsse. Es gibt durchaus in der Welt kein Verhältniß, durch welches das, was unrecht ist, gerecht werden kann; auch der Scherz macht das Schlechteste nicht gut. Auch da gilt nur: weß das Herz voll ist, davon geht der Mund über; und die Jünger Jesu hielten ernst bei ihren christlichen Freunden auf Beobachtung des Wohlanständigen und Reinsittlichen im geselligen Umgang, ohne deswegen ihnen die Theilnahme an fröhlichen Unterhaltungen zu verbieten. So warnte Paulus, der Apostel, die Epheser vor jeder Ausgelassenheit: „Auch lasset," schrieb er ihnen, „nicht von euch gesagt werden schandbare Worte und Narrentheidinge oder Scherze, welche euch nicht geziemen." (Eph. 5, 4.)

Der Scherz und die Lustigkeit im geselligen Leben sind eben so wenig eine Sünde, als es die Heiterkeit des Gemüthes ist, aus welcher sie entspringen. Ich weiß zwar wohl, daß es strenge oder finstere Sittenrichter geben mag, welche auch die kleinsten Neckereien verdammen und den unschuldigsten Scherz für sträflich halten wollen; welche verlangen, man solle sein ganzes Leben in ein Dasein voller Anbetung, Reue und Buße verwandeln; ich weiß, daß es Menschen gibt, welche sich einbilden, Gott am gefälligsten zu sein, wenn sie in dumpfen Zellen durch Kasteiungen

und Verzichtleistung auf allen frohern Lebensgenuß ihre Tage zu einer Kette von Schmerzen machen; allein ich weiß auch, daß dies Alles nur die Frucht eines grausamen Mißverständnisses, einer kranken Einbildungskraft, einer irreleitenden oder irregeleiteten Schwermuth ist. Nicht daß ich diese Unglücklichen tadeln möchte; ihr Wille ist fromm, und darum löblich, ihr Ziel heilig, aber ihr Mittel übel gewählt und verderblich. Aber ich weiß auch, daß Gott sowohl durch den Mund der Natur, als durch sein Wort die Sterblichen ermuntert, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Daneben aber ist zugleich nicht zu läugnen, daß der Scherz an sich selbst schon ein zartes, gefährliches Wesen sei, wo man bald, zumal wenn in Fröhlichkeit und guter Laune das Herz reger schlägt, zu weit gehen, und sich in Ausgelassenheit verirren kann.

Der Scherz ist ein Streben, vermittelst belustigender Einfälle Fröhlichkeit und Lächeln zu erregen. Das Belustigende aber, oder was zum Lachen reizt, ist gewöhnlich das sich selbst Widersprechende in den Vorstellungen und Absichten der Menschen mit dem, was sie beginnen; es ist folglich die Wahrnehmung unserseits von einem Mangel richtigen Urtheils bei Andern, oder daß wir dem Andern solchen Mangel des Urtheils, solchen unwissentlichen Selbstbetrug zutrauen. Daher finden viele Menschen Vergnügen daran, Andere zu täuschen, um an ihrem Irrthum und Zwiespalt zwischen Gedanken und That das Lächerliche wahrzunehmen. Darauf haben mehr oder weniger fast alle unschuldigen Neckereien, alle zur Belustigung Anderer vorgenommenen Verkleidungen, alle Nachahmungen fremder Sonderbarkeiten Bezug. Und daher wird Manches, das in der Natur selbst nicht lächerlich ist, weil es Folge von Erziehung, Gewohnheit, körperlichem Zustande und andern Ursachen ist, erst in der Nachahmung Lachen erregend, weil es zu den übrigen Eigenschaften des Nachahmers allzuabstechend und widersprechend dasteht.

So lange der Scherz von solcher Art ist, daß mehr der Fehler, der Irrthum oder das Mißverständniß Lachen erweckt, als die Person selbst; so lange die Person, wenn auch ihr wirklicher oder scheinbarer Irrthum, den sie hat, oder von sich in Andern erweckt, Lachen erzeugt, dabei dennoch von der Achtung nichts einbüßt, welche sie von uns fordert, oder die wir ihr freiwillig zollen: eben so lange darf der Scherz unschuldig genannt werden. So lange der Scherz keinen Verdruß erweckt, oder nicht aus Verdruß über Andere entspringt: eben so lange darf er harmlos genannt werden. So lange der Scherz, weit entfernt, pöbelhaft und ekelerregend zu sein, oder das Heilige und Gute zu verkleinern, vielmehr auf Belehrung und zarte Anregung sittlicher Gefühle hinleitet: eben so lange ist er edel zu nennen. Der unschuldige, harmlose und edle Scherz ist aber die feinste Würze geselliger Unterhaltungen, so wie er selbst nur

die zarteste Blüthe eines liebenswürdigen Geistes ist. Aus eben dieser Ursache sind anständige und das Lächerliche der menschlichen Fehler hervorhebende Satiren oder Spottschriften sehr belehrend, und wohlthuender zuweilen, als die ernsthaftesten Peredigten wider den gleichen Fehler; so wie hingegen Schmähschriften, aus Haß und Rache oder Neid gegen einzelne Personen und Stände verfertigt, jedes rechtschaffene Herz empören. Aus gleichem Grunde ist die Schaubühne, als eine Lehrerin guter Sitten, ehrwürdig, indem sie das Tadelnswerthe menschlicher Handlungen überhaupt lächerlich und damit verächtlich macht; hingegen ist sie von keiner guten Obrigkeit zu dulden, wenn sie menschliche Thorheiten adeln, oder Leidenschaften liebenswürdig darstellen und Verbrechen rechtfertigen will.

Harmlos, unschuldig und edel soll der Christ selbst in seinen Scherzen sein. Er darf sich daher nie vom Uebermaß seiner muthwilligen Laune verführen lassen, durch seine Einfälle gegen irgend eine Person die Achtung zu schmälern, um Andere auf Kosten derselben zu belustigen. Er darf nie die Person mit dem Fehler zugleich verspotten und sogar sich selber nicht zum Gegenstand des Gelächters durch Possenreißerei machen, weil er damit seine eigene Ehre und Würde in den Staub tritt. In allen Dingen ist das Anständige und Schickliche zu beobachten. Bilde sich Niemand ein, die Verletzung desselben sei keine Sünde, weil es doch nur Verletzung von bloßen Formen, von angenommenen Aeußerlichkeiten ist, welche bei verschiedenen Völkern verschieden sind, und worüber die heilige Schrift nichts vorgezeichnet hat.

Das Schickliche und Anständige ist eine der Schutzwaffen, welche der Tugend gegen die Welt nöthig sind, um sich zu vertheidigen. Wer einmal das Erröthen vor dem Unanständigen verlernt hat, verlernt es auch bald vor dem Ungerechten und vor dem Vergehen. Nur die unwillkürliche Achtung und Schonung des Schicklichen erschwert dem Verführer oft die Versuchung der Unschuld; nur die Ehrfurcht vor dem Anständigen hält pöbelhafte Gemüther in den Schranken der Ehrbarkeit und von Ausschweifungen zurück.

Schmälere daher die Hochachtung der Andern nicht für dich, indem du dich ihnen freiwillig mit Verletzung dessen, was geziemend ist, zum Gelächter und Spott machst. Als was du dich gegeben hast, als das wirst du genommen. Wer Andern um solchen Preis Vergnügen macht, verräth, daß er wirklich ein Thor sei, aber ein ganz anderer, als der er zur Belustigung scheinen wollte. Und wenn gleich nachher auch Alles wieder in das alte Geleise zurückkehrt, und man dir auch wieder die vorigen Höflichkeiten und Ehrerbietungen bezeugt, die du vermöge deines Standes zu fordern berechtigt bist, wird dir doch in den Vorstellungen derer ein beständiger Fleck bleiben, denen du dich einmal absichtlich würde-

los und als Gegenstand des Spottes preisgegeben. Selbst wenn du durch mannigfaltige Verdienste und rühmliche Eigenschaften in der That ehrenwerth wärest, würdest du doch das Lächerliche, was du von dir in den Vorstellungen Anderer einmal hervorgebracht hast, nicht so leicht wieder vertilgen.

Noch größer wird dein Vergehen, wenn du in deinen Scherzen Andere zum Gegenstand des Gelächters machst, daß sie dadurch in derjenigen Achtung verlieren, welche sie bei ihren Mitbürgern wirklich besitzen. Nichts dient zu deiner Rechtfertigung; dein schadenfroher Witz, der Jemanden dem Spott preisgibt, bleibt unedel, selbst wenn der Getadelte den Fehler und dein witziger Einfall Wahrheit hätte. Du beleidigest ohne Ursache, und tadelst ohne bessern zu wollen. Du möchtest deinen Verstand glänzen lassen, und entblößest damit eine verachtungswürdige Seite deines Herzens. Man lacht, aber entdeckt und verachtet im gleichen Augenblick deinen geheimen Stolz, mit welchem du auf Andere niederblicken zu können wähnest; deinen geheimen Neid, der dich vielleicht ehrenrührerisch und verleumderisch macht; deine unbesonnene Gefallsucht, welche Bewunderung und Beifall fordert, indem sie nothwendig in den Andern einen stillen Widerwillen erregt. Der Witz ist ein zweischneidiges Schwert, mit welchem sich der Eigenthümer weit öfter verwundet, als er damit Andern schadet. Er ist, auf solche Art beim Scherz verschwendet, eine bloße Possenreißerei des Geistes, welche das Verächtliche und Lächerliche mehr in sich selbst trägt, als es an Andern deutlich macht.

Es gibt Personen, deren ganze Kunst zu scherzen in der Gabe besteht, Haltung, Geberden und Eigenheiten abwesender Personen durch Uebertreibung lächerlich zu machen. Diese Art des Scherzes verräth allerdings viel Einbildungskraft und Geschicklichkeit, etwas von der belachenswerthen Seite aufzufassen, zugleich aber auch Mangel an wahrem Witz und richtigem Verstand. Es ist eine possenhafte Nachäfferei, welche, selbst ohne andere boshafte Absicht, dennoch für den Abwesenden Beleidigung wird, und daher schwerlich in seiner Gegenwart ohne Besorgniß empfindlicher Vergeltung wiederholt werden dürfte. Schon dieser Umstand bezeichnet den also getriebenen Scherz als einen unanständigen und unedlen, welchen sich kein Zartfühlender erlauben wird.

Noch verächtlicher wird er, wenn er Naturfehler und unverschuldete Gebrechen des Leibes zum Gegenstand des spottenden Gelächters erhebt. Was bei guten Menschen nur Mitleiden erweckt, kann nie Stoff ihres Scherzes sein. Unverstand und Herzlosigkeit zugleich sprechen sich in dergleichen widerlichen Bemühungen aus, Belustigung zu schaffen. Das Unglück ist kein Gegenstand des vergnügenden Scherzes.

Am unerlaubtesten und sträflichsten aber ist jeder Scherz, welcher gewissenlos und leichtsinnig mit ehrwürdigen und heiligen Dingen getrieben wird. Wer dessen spotten kann, was allen guten Menschen, was ganzen Völkern theuer ist, erklärt und beurkundet mit dem verbrecherischen Spaß seine eigene Verworfenheit. Und diese Verworfenheit, diese Ruchlosigkeit der Sitte und Denkart ist in unsern Tagen leider so selten nicht. Wir finden sie meistens unter rohen, unwissenden, pöbelhaften Menschen, deren Begriffe und Gefühle für das Heilige zu stumpf sind; oder bei solchen Menschen, deren Verstand, Geschmack und Herz in der sogenannten aufgeklärten feinen Welt durch Verbildung zu Grunde gerichtet worden sind.

Wie sich gewöhnlich in der Natur und im Leben die Außenenden der Dinge, das Zuviel und das Zuwenig, berühren, so auch hier. Das schamloseste Sittenverderben herrscht nur beim rohesten Pöbel, und bei denen, die in den Künsten der Verfeinerung am weitesten gekommen sein wollen. Beide können mit der Religion ihren Spott treiben, weil beide darin gleich unwissend sind; beide können über Unschuld, Keuschheit, Schamhaftigkeit, Ehrlichkeit scherzen, an schlüpfrigen Zweideutigkeiten Vergnügen finden, weil beide gleich tief in ihrer Thierheit versunken, und, ohne Erhebung des Geistes, nur Knechte ihrer sinnlichen Gelüste sind; beide können das Elend ihrer Mitmenschen zum Stoff ihres grausamen Scherzes wählen, weil sie beide gleich herzlos sind, und in der allerniedrigsten Selbstsucht jedes reinmenschliche Gefühl erstickt haben.

Es fehlt freilich nicht an Thoren, die, ohne noch ganz verdorben zu sein, aus bloßer Eitelkeit den frechen Scherz Anderer nachäffen und ihn mitmachen, um für geistreich, über Vorurtheile erhaben, und Leuten von vermeinter feiner Bildung ähnlich gehalten zu werden. Aber ihre Schuld ist nicht geringer und ihre Verachtungswürdigkeit nicht kleiner. Denn sie sind vollen Ernstes, und gegen ihre bessern Ueberzeugungen, auf dem Wege, so herz- und seelenlos zu werden, als es die schon sind, denen sie aus Unverstand nachahmen, um auch in der Welt für etwas zu gelten.

Es läßt sich beinahe behaupten, daß man unter gewissen Einschränkungen den Werth und die Gemüthsart eines Menschen, so wie seinen Geschmack und Verstand, mit ziemlicher Sicherheit aus der Art und Weise seines Scherzes entdecken könne. Hier spricht sich der eingebildete Selbstsüchtige, hier der Wollüstling, hier der bittere Gallsüchtige, hier der Schadenfrohe, hier der Glaubenlose, hier der Geck, hier der Mensch ohne Gewissen am unbesonnensten aus. Denn Eitelkeit ist so gut, wie jede andere Leidenschaft, einem Rausche gleich, welcher offenherzig macht. Und zehnmal für einmal wird man wahrnehmen, daß bewunderungsbegierige Eitelkeit eben so oft und weit mehr noch Mutter witziger Ein=

fälle und Scherze ist, als die Begierde, seinem Nächsten ein bloßes Vergnügen zu verursachen. — Wie aber kann aus unlautern Quellen das Reine hervorströmen, und ein edler Scherz aus unedelm Gemüth?

Und kann ich es, allwissender Gott, der Du das Verborgenste meiner Gedanken, das Dunkelste meiner Gefühle kennst, kann ich es Dir verhehlen, daß auch meine Scherze nicht immer Ergüsse einer reinen Freude waren, welche nur Freude verbreiten sollten? Kann ich es vor Dir läugnen, daß auch mich zuweilen — ach, vielleicht nur allzuoft! — eine schadenfrohe Tücke, eine elende Eitelkeit berauschte, um mir einen unedeln Scherz zu erlauben?

O, wie oft habe auch ich wohl gefehlt, und mitten in der Freude mich ihrer unwürdig gemacht! Der Unterschied zwischen dem groben Verleumder und dem scherzenden boshaften Witzling ist so groß nicht, als er zu sein scheint, oder man ihn gern machen möchte. Jener lästert mit trockenem Ernste, dieser mit lachendem Munde; beide schaden Andern gleich sehr, und am Ende sich selber das Meiste, indem sie die Zuneigung guter Menschen von sich zurückweisen, und Deinen Beifall, o liebreicher Vater aller Menschen, verlieren.

Laß mich wachsamer werden über mich selbst; nicht bloß über meine Worte und Reden, sondern über diejenigen tadelhaften Neigungen, welche noch in mir aufsteigen, und mich verleiten, auch an unedeln Scherzen Vergnügen zu finden. Ich möchte nicht die Liebe und Zufriedenheit guter Menschen, nicht die Ruhe meines Bewußtseins, nicht Deine Gnade, mein Vater, mein Gott, mein Richter, verscherzen! Erwacht der Neid in mir, oder die Gefallsucht, oder jede andere böse Lust: ich will mich überwinden, will schweigen, will lieber die Gesellschaft fliehen, als sie durch Spötterei über den Nächsten ergötzen. Amen.

6.

Die Weihe jedes Lebensalters.

Pred. Sal. 1, 3. 4.

Welche Klage!
Räthselvoll sind deine Tage?
Sterblicher; sie sind es nicht.
Forsche, frage
Die Natur, sie gibt dir Licht.

Es erwacht das junge Jahr
In der Liebe Brautgesänge;
Segnend in des Sommers Gluthen,
In Gewittern rings die Welt;
Und von seinen Thaten müde

Lacht ihm Friede
In der Mitte seiner Aernten;
Und in hell'ger Winterstille
Blickt es, sich bereitend,
Einem neuen Lenz entgegen.

Was hat der Mensch von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt ewiglich. (Pred. Sal 1, 3. 4.) So klagte Salomo, da er einen Blick auf das Vergängliche aller Dinge des Lebens warf. Ihn aber tröstete die göttliche Weisheit.

Es leben Viele, die da klagen wie er, und ihr Dasein nicht begreifen. Doch die Weisheit tröstet sie nicht, weil sie derselben fremd bleiben. Ich war jung, sprechen sie, und brach im Garten meiner Kindheit mehr Dornen, als Rosen; und da ich älter ward, bin ich die Beute verzehrender Leidenschaften geworden. Mühe und Arbeit erfüllten meine Tage; doch, was ich baute, zerschlug das Schicksal; was ich sammelte, war der Raub für Andere. Ich bin alt geworden, nun fliehen meine Kräfte; nun ich genießen möchte, fehlt mir die Lust dazu. Das Ende meiner Tage eilt heran, und ich frage mich vergebens: wozu waren sie da?

So klagen die, für welche das Leben niemals eine höhere Bedeutung empfangen hatte; die darin keine Verwandtschaft mit dem, was göttlich und ewig ist, erkannt haben. Darum, weil sie Alles so hinfällig und alle Mühe eitel sahen, wurden sie irre am Leben und an sich selbst; sie hatten Mittel und Werkzeug für den Zweck selbst, und die Laufbahn für das Ziel gehalten. Sie haben den Schlüssel zum Räthsel ihres Daseins außer sich, und nicht in sich selbst gesucht, darum konnten sie ihn nicht entdecken. Aber das Dasein, das Leben liegt in uns, und nicht außer uns: so sollen wir auch den Zweck davon in unserm Innern, nicht im Aeußern suchen.

Was in der Welt ist, nehmen wir nur wahr, weil wir leben; aber wir leben nicht, weil eine Welt außer uns dasteht.

Wer nur ein Kind ist, um sich ernähren zu lassen; Mann wird, um Andere zu ernähren; Greis wird, um von seinen Aernten sich gütlich zu thun: der stellt sich in die Rangordnung der Thiere; er hat keine Ahnung von dem Höhern und Ewigen in ihm selber; darum sieht er sich in allen Erwartungen schmerzlich getäuscht. Er ruft: es ist Alles eitel! Es verdrießt ihn das Leben. Sein eigener Geist erkennt das Verächtliche des Irdischen — aber warum bleibt er dabei stehen, und erkennt sich nicht selbst?

Jedes Lebensalter hat seine eigenthümliche Bestimmung; nicht zum Irdischen bloß, sondern zum Ewigen auch. Diese Bestimmung sollen wir nicht verkennen, wenn uns das ganze Leben deutlich werden soll, so wie die Weisheit dessen, der uns in dasselbe hineinrief.

Wie elend erscheint uns die Kindheit des Menschen, wenn wir darin nichts erblicken, als eine Reihe von Jahren voller Schwäche, damit wir desto länger von unsern Aeltern besorgt und genährt werden, und wir desto länger ihr Spiel und ihre Freude sein können! — Wozu dies? Wie soll ich darin die Weisheit des Schöpfers erkennen, die sich nirgends, auch nicht in der Lebenseinrichtung und Erhaltungsart des kleinsten Mooses, verläugnet? — Warum bleibt der Mensch in einer so außerordentlich langen Unbeholfenheit, da alle Thiere viel schneller aus derselben hervorgehen, also darin wesentlichen Vorzug vor den Menschen haben? Wenige Monate nach ihrer Geburt entfernen sich die meisten Thiere von ihrer Mutter, und suchen ihre Nahrung selbst. Die jungen Löwen durchstreichen die Wildniß nach Raub; die kaum dem Nest entschlüpften Vögel erkennen im Walde ihr Futter; die Raupen, wie sie aus ihrem Ei hervorkriechen, welches die längst verwesete Mutter legte, entdecken und verzehren die ihnen gedeihliche Speise. Alle andern Geschöpfe können sogleich ihre schnell entwickelten Kräfte gebrauchen, sich selber Höhlen und Nester bauen, sich selber beschützen — nur der Mensch nicht.

Arm und nackt, ohne natürliche Waffen, ohne eine ihm von der Natur verliehene Bekleidung, tritt er in die Welt. Es geht ein Jahr vorüber, ehe er nur fähig ist, auf seinen schwachen Füßen ohne fremden Beistand zu laufen. Es gehen noch einige Jahre dahin, ehe er nur reden lernt, um seine Aeltern und Brüder und Schwestern ganz zu verstehen, oder sich ihnen mitzutheilen. Es verlaufen wieder andere Jahre, ehe er Kräfte genug hat, sich selber die dringendsten seiner Bedürfnisse anzuschaffen. So verstreicht ein Zeitraum von sechszehn, zwanzig und mehrern Jahren, bevor er der Pflege seiner Erzieher und der gänzlichen Unmündigkeit entwachsen ist.

Betrachten wir diese langwierige Unbeholfenheit nur aus dem Ge=

sichtspunkt des bloß sinnlichen Lebens, so muß sie uns sehr zwecklos und traurig erscheinen. Welch eine Zeit geht verloren, ehe wir unser selbst ganz mächtig werden, und das Leben genießen können! Der kleinste Wurm übertrifft uns in dieser Rücksicht.

Aber wir sind keine Thiere. Wären wir nichts als solche, so würden wir keine so ungeheure Verlängerung der Kindheit nöthig haben. Der bloße Naturtrieb würde uns Alles so schnell lehren, wie durch ihn die Thiere unterrichtet werden. Das Wichtigste in uns ist nicht die Pflege des Leibes, sondern Entwickelung der geistigen Kräfte zum höhern Dasein, zum unsterblichen Fortdauern. Und für das Ewige sind zwanzig Jahre der Kindheit wahrlich ein unendlich geringerer Zeitraum, als für ein hundertjähriges Thierleben die kurze Kinderzeit von etlichen Monaten.

Zur Entwickelung der Geisteskräfte ist das Leben der Geister mit Geistern, der Menschen mit Menschen, nothwendig, daß einer sich durch die Einsichten und Erfahrungen des Andern belehre, erhebe, veredle. In jedem einzelnen Menschen soll gleichsam immer das Licht der ganzen Menschheit leuchten, daß er die heilige Flamme vermehre und Andern mittheile. Um die Menschen zum gesellschaftlichen Beisammensein durch die stärksten Mittel zu nöthigen, machte Gott dem Kinde einen vieljährigen Beistand der Aeltern nothwendig. Roh und thierisch würde der Sterbliche geblieben sein, wenn er sich Seinesgleichen, wie andere Geschöpfe in der Begattungs- und Berufszeit, nur kurze Zeit gefreut, und dann wieder ein einsames Leben für sich gesucht hätte; oder wenn er, nach einer mondenlangen Kindheit, stark genug gewesen wäre, sich selber zu helfen. Da würde kein Reiz zu gegenseitiger Mittheilung und Belehrung, kein gemeinschaftliches Verschönern des Lebens, keine Vereinigung vieler Kräfte zu einem großen Unternehmen, kein Austausch von vielseitigen Erfahrungen, kein edler Wetteifer um das Vollkommenste stattgefunden haben.

Das Kind und die lange Dauer menschlicher Kindheit ist also die große, für Veredlung des Sterblichen nothwendige Veranlassung zum bleibenden Beisammenleben der Familien und Völker. Nicht das Wohlsein des Leibes, sondern des Geistes, ist von dieser Einrichtung der letzte Zweck.

Aber diese Kinderjahre und deren Unbehilflichkeit mußten auch für das Kind und dessen Geist aus gleicher Ursache von längerer Dauer als beim Thiere sein. Denn das Kind soll die Weisheit und die Tugenden seiner Aeltern, die in der menschlichen Gesellschaft vorhandenen Schätze von Kenntnissen zu seiner eigenen geistigen Vervollkommnung aufsammeln. Es soll durch sein körperliches Unvermögen gezwungen werden, bei seinen Aeltern und in der Gesellschaft von Seinesgleichen zu verhar-

ren. Wäre es nach einer Frist von einigen Monaten fähig, sich aus eigener Kraft alles Nöthige zu verschaffen, so würde es eben so schnell, wie jedes andere Thier, hinauseilen in die Freiheit und Wildheit, und für Speise, Trank und Höhle sorgen sein Leben lang, ohne zur Wahrnehmung der in ihm wohnenden höhern Kraft zu kommen. Nun aber dient die Schwäche seines zarten Körpers, daß sein Geist erstarke. Es hört und lernt, was die vergangenen Menschengeschlechter erfahren haben. Im Geiste des Kindes verjüngt sich gleichsam die ganze Vorwelt wieder, und blüht in neuer Macht. Was vor Jahrtausenden Moses gethan, Christus gelehrt, die Apostel geschrieben, thun, lehren und schreiben sie dem kaum gebornen Kinde. Die ganze Menschheit lebt für dasselbe, und es wird eins mit derselben. Das göttliche Geisterreich ist nur eine einzige große Familie; Weltgegenden und Jahrtausende machen nur in irdischen Dingen Unterschied, aber im Geistigen ist Alles ein Einiges, weil Alles ein Ewiges ist.

Dann trift das allmälig gereifte Kind selbstständig ins Leben als Jüngling, als Jungfrau; mit den großen Erfahrungen der Vergangenheit, um sie auf die Gegenwart anzuwenden, unter dunkeln Ahnungen der Zukunft. Von Neuem erscheint die Gewalt der Natur, um die Bande der menschlichen Gesellschaft fester zu ziehen. Der Jüngling wäre zwar fähig, sich selbst die ersten Lebensbedürfnisse zu verschaffen; seine körperlichen Kräfte sind stark genug: aber er kann dennoch die Gesellschaft nicht verlassen. Die Liebe hält ihn mit unwiderstehlicher Macht zurück.

Auch das Thier wird von diesem Gesetze geleitet; aber es kennt nicht die Liebe. Es wird von Gewohnheiten gefesselt, aber es kennt nicht den Zauber der Freundschaft; es hat ein empfängliches, oft treues Gedächtniß, aber die selbstgeschaffene Einbildungskraft ist ihm unbewußt.

Die Liebe, das Gefühl der Kraft, die Ahnungen des Lebens, begeistern und erheben das Jünglingsalter. Das Thier begnügt sich mit dem Wohl und Wehe des anwesenden Augenblicks; der jugendliche Mensch aber schwingt sich gegen die Zukunft. Nichts genügt ihm. Er will das Beste, das Höchste. Die Gegenwart beut es nicht: er erwartet es von der Hand der Zeit, die noch nicht ist. Er fängt zum erstenmal an, sich über das Irdische zu erheben aus eigener Kraft. Was ewig ist, danach beginnt sein Sehnen. Sein Geist wird thätig in der Mitte von Gefühlen. Als Kind hat er wohl gelernt, was wahr, was edel sei und schön; jetzt aber ergreift ihn die Wahrheit, begeistert ihn das Edle, entzückt ihn die Schönheit. Die Empfindung des Schönen, unbekannt dem Thiere, wird eine neue Leiterin seines Geistes — sie leitet ihn zur Tugend, zur Ausdauer, zum göttlichen Sein.

Daß der Jüngling, daß die Jungfrau häusliche Geschicklichkeiten, Künste, Handwerke und andere für das bürgerliche Leben nützliche Ver-

richtungen erlernen oder sich darin einüben, wäre wohl der schlechteste Zweck dieses Lebensalters. Wozu diese Mühen, die ein früher Tod zwecklos machen kann, oder mancher andere Unfall vereitelt? Nicht das Irdische ist die Hauptsache, sondern der Geist und sein erweitertes Leben. — Die Ehe, die Fortpflanzung des Geschlechts selbst, werden nur neue Reizmittel zur Thätigkeit des höhern Seins in ihm. Er beurtheilt, er prüft, er macht Entwürfe, er versucht. Hohe Ziele schweben ihm vor, die er selten erreicht, und die darum doch nicht vergebens waren. Denn je erhabener seine Sehnsucht, desto größer ist die Anstrengung seiner Kräfte nach der lieblichen Ferne. So wollte es die Gottheit. Nicht das Ziel, welches der hochschwärmende Jugendgeist auf Erden erfassen will, sondern die dafür gemachte Geistesentfaltung, ist der wahre Zweck der Natur. So verheißt die Mutter dem fleißigen Kinde ein Spielwerk zur Belohnung. Zur Erhaltung des Geschenks, dem Ziele des Lernens, bietet das Kind allen Fleiß des Geistes in sich auf, aber eben dieser Fleiß des Geistes war der Zweck der weisern Mutter.

Die zahllosen Täuschungen der jugendlichen Einbildungskraft und des Gefühls erzwingen endlich Vorsichtigkeit und Besonnenheit. So reift der Verstand. Aus dem Irrthum entwickelt sich die Erkenntniß der Wahrheit; schmerzhafte Erfahrungen führen zur Weisheit. Das Kind lernte, was die Vorwelt als das einzig Gute pries; der Jüngling ehrte es; der Mann begreift es, und verwandelt es in sein Eigenthum. — Im Kinde war das Gedächtniß vorherrschend zum Lernen; im Jünglingsalter die schöpferische Einbildung und die Empfindung; im Manne der Verstand.

Das männliche Alter ist der Zeitraum menschlicher Vollkraft — des Handelns, des Schaffens, des Ausführens früherer Entwürfe. Erhaben über die Schwärmereien der Jugend, würdigt der Mann mit richtigerm Blicke die Verhältnisse der Dinge.

Aber das männliche Alter ist nicht das eigentliche Ziel unsers Daseins — denn warum würde unser noch das Greisenalter harren? Der Mann soll wirken, aber nicht nur für die wenigen Jahre, da er sich in der Fülle seiner körperlichen Kraft und des Verstandes reifer fühlt. — Er treibt ein Gewerbe, er bekleidet ein Amt, er strebt nach größerm Vermögen, nach Ansehen unter Seinesgleichen. Das Alles soll er. Innere Triebe und äußere Nothwendigkeiten zwingen ihn. Allein er hatte wahrlich nicht darum eine so langwierige Jugend und Lehrzeit leben müssen, um ein Amt zu bekommen, das er vielleicht in wenigen Jahren nicht mehr besitzt; um ein Gewerbe zu treiben, das ihn vielleicht bald brodlos läßt; um Ansehen und Einfluß zu gewinnen, dessen er durch widrige Verhältnisse schnell verlustig gehen kann; um Geld zu sammeln, das er, noch ehe er alt wird, schon fremden Händen vererben muß. Wer dies glaubt, hat die höchste Lehre der Weisheit noch nicht gelernt, so viel er auch ge-

lernt habe: daß der unsterbliche Geist der Zweck vom Leben sei, nicht aber das bunte Spiel des Vergänglichen außer ihm.

Dem **Handeln** ist das männliche Lebensalter geweiht, dem nützlichen, allseitigen Streben zur Vermehrung des allgemeinen Lebensglückes. Darum tritt der Mann als thätiges Mitglied in die bürgerlichen Verhältnisse ein, übt er Gewerbe und Beamtung, wird er Vorsteher und Untergebener, Gatte und Vater. Darum umschlingt ihn nun das Leben mit allen Kräften, daß er seine Kräfte dagegen übe, und sich über das Sinnenleben zum Bessern emporschwinge. Nun soll, was das Kind gelernt, was der Jüngling entworfen, in Uebung und That ausgehen. Ihn soll die Freude erheben, wie der Schmerz. Ehre, Wohlstand alle äußere Herrlichkeit ist Nebensache; ist nur Hilfsmittel und Werkzeug für den Geist, daß derselbe erscheine in seiner gottähnlichen, weltbeseligenden Stärke, in Gerechtigkeit, Treue, Wahrheit, Liebe, Großmuth und jeder Aufopferung für das Gute.

Auf gleiche Weise die Jungfrau, die Gattin, die Hausmutter, die Pflegerin der Kindheit, die Dienerin. Sie ist nicht mehr sich selbst überlassen; sie gehört der Welt mit einer ganzen Reihe mannigfaltiger Pflichten an. Sie muß nicht mehr für sich, sie muß für Andere sorgen. Es ist die Zeit des Handelns und Wirkens. Was die Hände schaffen, ist eine todte Waare; aber der Geist, wie er in den Werken lebt, das ist das Höchste.

In dem Zeitraum des Wirkens, früher nicht, trat Jesus Christus öffentlich auf. Seine Kindheit und Jugend sind für uns verborgen. Am erhabensten ist der Mensch, wenn er selbstthätig ist. Das Kind, die Jungfrau und der Jüngling sind leidend. Sie greifen weniger ins Leben ein, als vielmehr das Leben auf sie hineinwirkt, und sie leitet. Das männliche Alter ist der erste Versuch des unsterblichen Geistes, seine Schwingen zu regen — gottähnlich die hohen Werke zu thun, welche Gott fordert — Seligkeit und Wohlsein zu verbreiten. Daher dauert auch dieses Alter am längsten. Es erstreckt sich in seiner Kraft von den Zwanzigern den Siebenzigern entgegen. Ein weiter Spielraum. Dann tritt noch für eine kurze Frist das **Greisenalter** ein.

Da nehmen die Kräfte des Körpers ab — die äußern Sinne werden schwächer. Der Mensch ist nicht mehr geeignet, im stürmischen Gewühl des Lebens zu stehen; es winkt ihn die Natur in die **Einsamkeit**. Der Grenzstein der irdischen Laufbahn ist nahe! Ihm wird die Frist des Greisenthums zu stillen, heiligen **Betrachtungen** gegeben. Er soll, aus dem Getümmel des Irdischen zurücktretend, Zeit gewinnen, sich auf das vorzubereiten, was ihm nun aufs Neue bestimmt ist. Daran mahnt ihn Alles; Alles, daß er zu höhern Dingen berufen sei, wo er in herrlichen Verhältnissen den vielgeübten, vielgeprüften Geist zeige. Darum werden seine Augen allgemach dunkler; sein Gehör schwächt sich. Für

Andere noch blüht und regt sich das Leben der Erde; er aber entstirbt leise dem Irdischen. Sein Geist zieht sich von den Außendingen ab, in sich selbst zurück. Sogar das Gedächtniß wird schwächer, damit der Gedanke an die Zukunft und die Hoffnungen des schönern Lebens sein ganzes Wesen mehr beschäftigen. Der Körper wird hinfällig, das Werkzeug des Geistes unbrauchbarer; aber das Unsterbliche regt sich kraftvoll noch in den Trümmern seiner mürben Hülle. Sie zerfällt. Frei ist der Geist. Ein neues Leben empfängt ihn.

Was das dunkle Ahnen der Kindheit von der Anmuth und den Schicksalen der spätern Jahre, das ist das Ahnen des Greises von dem Jenseits. Das Kind und der Greis verlieren das Gedächtniß für ihren vorherigen Zustand; das Kind und der Greis können für den nachfolgenden Zustand ihre Glieder nicht gebrauchen.

Das einsame, den Betrachtungen geweihte Leben des Alters ist der lieblichste Schluß eines auf Erden in tugendhafter Jugend, in heiliger Thätigkeit vollbrachten Daseins. Aber auch nur der Weise, der wirkliche Christ kann dieses Genusses fähig sein, er, der ein Bürger des Himmelreichs schon hienieden ist, und die äußerlichen Geschäfte, die Sorgen um Erhaltung oder Bequemlichkeit des Leibes, um Ergötzungen der Sinne tief unter die Sorgen um Unschuld, Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenbeglückung setzt. — Nur dem zur Thierheit niedergebeugten Sterblichen, dem, was er von dieser Welt an äußerlichen Vortheilen gewinnen kann, das Vortrefflichste zu sein scheint, muß sein Leben endlich zum unauflöslichen Räthsel, er sich selbst zum unerklärlichen Widerspruch werden. So hat, o Du himmlische Weisheit, jedes menschliche Lebensalter durch Dich seine eigenthümliche Bedeutung und Weihe erhalten! In die ganze Natur, in alle Schicksale, o Du Fürst des Geisterthums, legtest Du Deinen erschaffenen Geistern Winke zur Erkenntniß ihrer Würde, und daß sie sich nicht blenden, nicht niederdrücken ließen von den Angelegenheiten des irdischen Seins. —

O mein Schöpfer, habe ich Deine Winke immer verstanden? Habe ich die, die ich verstand, befolgt? War die Vollkommenheit und Heiligkeit meines Gemüthes mir allezeit ehrwürdiger und theurer, als Erreichung äußerlicher Zwecke, oft sehr sträflicher Zwecke? War mein Bemühen, Menschen durch meine Tugenden zu beglücken, häufiger, als das Bemühen, mir selbst, auch wohl auf Unkosten Anderer, einen Vortheil zu schaffen? — Ach, ich zittere für die Würde, für die Seligkeit meines Geistes, der allzuoft mit zu nachlässigen Kräften gegen den Widerspruch des Sinnlichen amkämpft. Laß den Ruf der Vorwelt, laß Deinen Ruf durch die Natur, Deinen Ruf durch Jesum Christum nicht vergebens an meinen Geist ergehen. Amen.

7.

Die Lesesucht.

2. Tim. 3, 16. 17.

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht, das Wort des Herrn zu lesen,
Bedenke, daß dies Wort das Heil der ganzen Welt,
Den Rath der Seligkeit, den Geist aus Gott enthält.

Um deines Herzens Muth, des Geistes Recht zu stärken,
Ersammle Weisheit dir aus weiser Männer Werken;
Die Hinterlassenschaft, der Schatz der Geisterwelt,
Die vor dir lebt', ist da als Erbtheil ausgestellt.

Jedoch mit Vorsicht nimm, und lies und prüf' und wähle,
Daß statt der Wahrheit nicht sich Irrthum zu dir stehle;
Denn auch der Thorheit, auch den Lastern dient die Schrift,
Und beut, statt Honig, dir des Todes süßes Gift.

Auch das Wachsen in Erkenntniß hat seine eigenthümlichen Gefahren, insofern man dasselbe durch Lesung von Büchern verschiedener Art befördern will und muß. In jenen Zeiten, als man noch keine andern Bücher hatte, als solche, welche von einzelnen Händen geschrieben und wieder mühsam abgeschrieben werden mußten, wagten es nur vorzügliche Männer, ihre Gedanken aufzuzeichnen und durch die Schrift auszubreiten. Obgleich es auch schon damals nicht an ähnlichen Arbeiten schlechter, selbst schädlicher Art fehlte — denn was ist Vortreffliches unter dem Monde, was nicht der Mensch durch Mißbrauch verdürbe! — so konnten doch werthlose Arbeiten nicht hoffen, lange in der Nachkommenschaft fortzudauern, weil sie die Mühe nicht belohnten, durch Abschrift vervielfältigt zu werden.

Ein Anderes aber ist es in unsern Tagen, da durch einfache Druckwerkzeuge das schlechteste, wie das beste Werk mit wunderbarer Schnelligkeit vertausendfacht und in die Welt ausgestreut werden kann. Jetzt erhält und verbreitet sich das Schlechtere länger und mehr als ehemals, und nimmt an Zahl in gleicher Menge zu, wie es der mittelmäßigen Köpfe, der Halbgelehrten, der Leute mit unedeln Nebenabsichten überhaupt mehr gibt, als der ausgezeichneten, zum Lehramt wahrhaft geweihten Geister, denen es um nichts als das Gute zu thun ist. Daher rührt die zahllose Fluth schriftstellerischer Werke, welche das Gepräge der Elendigkeit offen tragen, und die Irrthümer und Geistes- und Herzensschwächen ihrer Verfasser Andern mitzutheilen bestimmt sind. Daher erkennt man heutiges Tages so selten in den Büchern das Zeichen von dem, was sie ihres Daseins würdig macht — Kraft, Wahrheit,

Geisteshoheit, Fülle und Gründlichkeit der Erkenntniß, lebendiges Abspiegeln der äußern und innern Welt, jenen Strahl der Göttlichkeit, welcher in Lehre oder Dichtung allezeit zu neuer Vollkommenheit die Bahn erhellt oder das Gemüth entzückt. Nur wo dies der Fall ist, da ist das Göttliche der Ursprung des Werkes und wieder dessen Zweck. Und deswegen kann auch noch heute zum Theil gelten, als vortrefflicher Werke Kennzeichen, was Paulus davon seinem Freunde Timotheus schrieb: Alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, damit ein Mensch Gottes dadurch vollkommen werde, zu allem guten Werke geschickt. (2. Tim. 3, 16. 17.)

Das Uebel zu vergrößern, verstehen Wenige mit Auswahl, Verstand und Nutzen zu lesen. Sie ergreifen mit gleichem Sinne das Schlechte wie das Gute; lesen ohne Prüfung und legen das Buch hinweg, ohne zu fragen oder zu wissen, was sie durch die Mühe des Lesens für Geist und Herz gewonnen haben. Aber Tausenden ist das Lesen keine Mühe, sondern ein Spiel, ein Zeitvertreib, eine Schwelgerei, besonders wenn es auf bloßes Beschäftigen und Kitzeln ihrer Einbildungskraft, und auf durchaus nichts Höheres abgesehen ist. Wie Kinder alles Nützliche bei Seite setzen, um wunderbare Mährchen anzuhören, die ihnen durch Erweckung von mancherlei Gefühlen und Selbsttäuschungen ergötzlich sind: so wird aus gleichem kindischen Hang bei vielen Erwachsenen das Lesen zur Leidenschaft. Dieser Fehler, noch unbekannt in den Zeiten Jesu und seiner Jünger, ist heutiges Tages, zumal in größern und kleinern Städten, einer der gewöhnlichsten geworden, und ist die nur allzuselten öffentlich gescholtene Quelle des Sittenverderbens und des Mangels an Kraft und Religiosität.

Die Lesesucht ist eine unmäßige Begierde, seinen eigenen, unthätigen Geist mit den Einbildungen und Vorstellungen Anderer aus deren Schriften vorübergehend zu vergnügen. Man lieset, nicht um sich mit Kenntnissen zu bereichern, sondern um zu lesen; man lieset das Wahre und das Falsche prüfungslos durch einander, ohne Wißbegier, sondern mit Neugier. Man lieset und vergißt. Man gefällt sich in diesem behaglichen, geschäftigen Geistesmüßiggang, wie in einem träumenden Zustande.

Das bloße Lesen, ohne ernsten Willen, Belehrung oder Besserung zu gewinnen, ist wirklicher Müßiggang des Geistes. Denn der Geist, so lange er nur fremde Vorstellungen an sich vorübergleiten läßt, verhält sich leidend; und wenn er von diesen Vorstellungen keine zurückbehalten kann oder mag, wird ihm das Ganze so wenig werth, als ein Traum. Er hatte eine kostbare Zeit verschwendet. Die Zeitverschwendung aber ist nicht der einzige Schaden, welcher aus der Vielleserei ent=

steht. Es wird dadurch die geistige Ruhe und Unthätigkeit, die Begierde, Andere für sich denken zu lassen, zum Bedürfniß. Es wird das Müßiggehen zur Gewohnheit, und bewirkt, wie aller Müßiggang, eine Abspannung der eigenen Seelenkräfte.

Doch diese Wirkung äußert sich bei Menschen von verschiedenen Anlagen auf verschiedene Weise. Diejenigen zum Beispiel, welche ein vortreffliches natürliches Gedächtniß besitzen, häufen durch ihre Leserei eine ungeheure Menge nützlicher und unnützer Kenntnisse in ihrem Gedächtnisse auf, aber auf Unkosten ihres eigenen Denkvermögens. Das Gelesene geht nicht in ihr ganzes Wesen über, sondern bleibt roh und todt, wie die Speisen im Magen des Vielfressers, dessen Gesundheit durch das Uebermaß der Nahrung weit mehr geschwächt, als genährt wird. Eine selbstgedachte Wahrheit ist weit mehr werth, als ein Tausend angehörter Wahrheiten, die segenslos im Gedächtnisse liegen bleiben, so wie ein durch eigenen Fleiß gewonnener und benutzter Pfenning größern Werth hat, als der Goldklumpen in des Geizigen Kasten.

Andere, denen die Natur eine reizbare Einbildungskraft verlieh, und deren ist die große Zahl, bilden dies Seelenvermögen vermittelst der Vielleserei zum Schaden übriger Gemüthskräfte ins Ungeheure und Mißgeburtartige aus. Sie gewöhnen sich, Alles nur auf die Unterhaltung ihrer Phantasie zu leiten. Was damit in keiner Verbindung steht, wird ihnen trocken, widerlich, lästig. Bald müssen ihnen gründliche und nützliche Kenntnisse, bei denen Gedächtniß, Urtheilskraft und Scharfsinn erforderlich sind, zum Ekel werden. Sie wollen nur, was ihre Einbildungskraft kitzelt, und halten dies für das Höchste und Edelste. Sie sammeln aus dem Gebiet menschlicher Erkenntniß nur das, was darauf Bezug hat, was sie nicht ermüdet, was ohne Anstrengung erworben werden kann, und allenfalls noch ihre Neugierde sättigt. Dadurch entspringt die geckenhafte, hohle Vielwisserei, welche eben darum auch nur Halbwisserei ist, und glänzt und schimmert, ohne innern Werth zu haben. Dadurch wird die Neigung zum stolzen, voreiligen Absprechen genährt, welche das unfehlbare Kennzeichen einer blöden Urtheilskraft und sich selbst genügender Unwissenheit bleibt. Dadurch entsteht jene Abneigung gegen nützliche, ernste Arbeiten und Beschäftigungen, zu welchen ein ganz anderer Aufwand von Kräften, als ein spielender Witz, als ein träumendes Dichtungsvermögen, erfordert wird. Aber diese Kräfte mangeln den Unglücklichen; denn im Geistesmüßiggang des Viellesens blieben sie ungeübt und erschlafften. Personen dieser Art beurkunden nur zu bald überall ihre Unbrauchbarkeit zu den Gewerben des Lebens, und jammern, wenn man sie verkennt, während sie eben deswegen nicht das Maß der ihnen wünschenswerthen Achtung empfangen, weil man sie zu gut kennt.

Wie Viele leben, verdorben durch den Fehler der Lese-

sucht, welche für ihren nachmaligen Stand und Beruf nicht passen; Männer, die, ohne Würdigkeit und Kraft zum Bessern, sich immerdar aus ihrem ihnen zu klein scheinenden Wirkungskreise hinwegsehnen; Weiber, die in den Freuden und Leiden und Sorgen des ehelichen Standes und bürgerlichen häuslichen Alltagslebens keine Genugthuung überspannter Erwartungen, keine Nahrung ihrer Einbildungskraft und Empfindelei finden, und Alles, aber nicht das gelernt haben, was zu richtiger Beurtheilung ihrer Lage, zur wirthschaftlichen Hausfrau, zur treuen Pflege des Gatten, zur weisen Leitung des Gesindes, zur zweckmäßigen Behandlung der Kinder gehört.

Die wenigsten von den Schriftstellern unserer Zeit, welche sich damit abgeben, durch ihre Werke einer wohlgeordneten Einbildungskraft Vergnügen zu bringen, haben hinlängliche Erfahrung, hinlängliche Kenntniß der Lebensverhältnisse und des menschlichen Herzens. Da die meisten derselben sich selbst durch Vielleserei verdorben und nur ihre Phantasie zu Träumereien geübt haben, geben sie der Welt in ihren Büchern nur die traurigen Früchte ihrer erhitzten Einbildungskraft und ihres verwahrloseten Verstandes. Sie stellen nicht dar, was ist und sein soll, denn sie kennen es ja nicht; sondern liefern ein Gespinnst von Träumen, denen Natürlichkeit und ein höherer Zweck fehlen. Sie suchen durch Neuheit ihrer Bilder zu gefallen, und wählen abenteuerliche Engel und Teufel, aber nicht die Macht des menschlichen Gemüthes. Sie geben nur wieder, was sie durch Vielleserei eingesogen haben.

Man nimmt von der Welt, mit der man am häufigsten umgeht, Denkart und Stimmung an. So darf es uns nicht wundern, wenn diejenigen einen Ekel am bürgerlichen Leben und dessen Verhältnissen empfinden, die, mit verwöhnter Einbildungskraft und überreizter Empfindsamkeit, darin weder den Wechsel und die Wunderbarkeit der Zufälle, noch die Gestalten ihrer Träumereien wiederfinden; wenn sie sich überall gern selbst zu täuschen suchen, und über Elend jammern, sobald der Ernst der kalten Wirklichkeit ihre Trugbilder zerstört. O wie unendlich viel des häuslichen Unglücks strömt aus diesen Quellen!

Den verderblichsten Einfluß hat die Lesesucht auf die Jugend, theils weil in derselben das unerfahrne Herz am empfänglichsten für Eindrücke jeder Art, theils weil die Einbildungskraft ohnehin das thätigste ihrer Seelenvermögen ist. Wirft dann ein unglücklicher Umstand, Schlechtigkeit der Bücherausleiher oder Verkäufer, Nachlässigkeit der Erzieher, Unachtsamkeit der Aeltern, ein auf Sittenverderbniß berechnetes Buch, das Machwerk eines geilen Wollüstlings, in ihre Hand; wird ihre Einbildungskraft mit unanständigen Vorstellungen, mit verschönernden Gemälden viehischer Triebe, mit Verzierungen des Verbrechens vertraut gemacht — wer rettet dann das schirmlose Herz vor der

vergifteten Phantasie? Seht da die geheimen, nur selten mit verdientem Fluch genannten Ursachen der Altklugheit und frühen Reife der Jugend, ihrer Erfahrenheit in den Lastern der Wollüstlinge, ihrer innersten Ruchlosigkeit bei äußerer scheinbarer Sittigkeit! Sehet da die Ursachen ihres frühern Hinwelkens, ihres geistigen und körperlichen Absterbens unter der Wucht geheimer Sünden! Was der Mutter treue Liebe, was des Vaters fromme Sorge, was des Lehrers warmer Eifer Jahre lang baute, reißt oft der Fluch eines einzigen verbrecherischen Buches in einer Stunde nieder.

Und mag auch der Jüngling und das Mädchen glücklich genug sein, die Unschuld des Gemüthes zu bewahren in allen Gefahren, welche die Lesesucht herbeiführt: wer mag verhüten, daß die Vielleserei, was sie selbst bei Erwachsenen und Bejahrten leicht verursacht, nicht auch hier bewirkt? Viel- und Halbwissen, Kenntniß ohne Gründlichkeit; daher dann Mangel der Ueberzeugung, Ergreifen des Scheins für die Wahrheit, Zweifelsucht, Unglauben und inneres, stilles, trostloses Vergehen!

Doch, wie könnte ich die mannigfaltigen Nachtheile, Fehler, Schwächen und Laster alle nennen, welche in der Lesesucht theils ihren Ursprung, theils ihre Hauptnahrung finden! Und wenn auch Tausende durch eintretende Umstände vor dieser Leidenschaft verwahrt, Andere wieder von ihr entwöhnt werden; wenn auch Tausende nicht von den schädlichen Wirkungen derselben leiden: kann man es sich bergen, daß auch Tausende darin ihr lebenslängliches inneres und äußeres Unglück finden?

Wie dem helfen? — Zwar Obrigkeiten vermögen viel, wenn sie mit Ernst der Verbreitung offenbar sittenverderblicher Werke wehren — doch ihrem Scharfblick werden noch zahllose, Geschmack, Geist und Herz verderbende Schriften entschlüpfen. Zwar Aeltern und Erzieher vermögen viel, wenn sie auf die Lesereien der Jugend nicht minder wachsames Auge halten, als auf deren Gespielen. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten; aber die gefährlichste Gesellschaft ist ein Buch, welches den Vorstellungen und der Fassungskraft des Lesers nicht angemessen ist, oder den Irrthum seines Verfassers einschmeichelt, oder die Grundsätze der Rechtlichkeit, Sittsamkeit, Keuschheit oder eines religiösen Glaubens untergräbt. Zwar Erzieher und Aeltern vermögen viel, wenn sie Herz und Verstand der Ihrigen zweckmäßig ausbilden, und die Tugend derselben durch Religiosität schirmen, also, daß natürlicher Abscheu gegen alles Unedle und Gemeine entsteht; oder wenn sie ihnen für die Bedürfnisse ihres Alters und ihrer Verhältnisse die vortrefflichsten Schriften zuerst zu lesen geben, damit sie nachher desto lebhaftern Ekel gegen das Schlechtere empfinden, sobald sie es erblicken. Doch dies Alles sind schwache Hilfsmittel, wenn nicht in demjenigen, welcher den Gefahren der Lesesucht entzogen werden soll, ein heiliger, fester Wille steht, ihnen wirk-

lich zu entrinnen. Wer ist fähig, den zu hüten, der freiwillig verloren sein will?

Bist du von den Gefahren der Lesesucht, oder wenigstens von ihrem Nachtheil für Geist und Herz überzeugt, so ermanne dich zu dem unverbrüchlichen Entschlusse, dich fortan des Viellesens zu enthalten. — Darum waren unsere Alten kräftiger; sie lasen weniger, handelten mehr; dachten lieber selbst, als daß sie sich von andern, oft sehr seichten Köpfen vordenken ließen.

Lies nicht viel; aber auch nicht vielerlei durch einander. Allzugroße Mannigfaltigkeit, statt zu erquicken, verwirrt den Blick des Geistes. Der Eindruck des einen Gegenstandes löscht den Eindruck des vorhergegangenen aus. Wähle dir das, was deinen Verhältnissen am nützlichsten sein kann, oder deiner Bestimmung im bürgerlichen Leben wohlthätig werden kann. Hierauf wende deine ganze Aufmerksamkeit, ohne dich mit andern Lesereien über fremdartige Dinge zu zerstreuen. Suche einen Freund, einen Rathgeber, welcher die hinlängliche Kenntniß besserer Schriften über den erwählten Gegenstand besitzt, und diesen bitte um Leitung.

Lies nicht viel; aber das Wenige mit Ernst, mit Nachdenken und Ueberlegung, bis es dir deutlich, und eben dadurch in deinem Gedächtnisse bleibender geworden ist. Lege die Schrift oft hin, und erwäge, was sie lehrte. Prüfe ihre Gründe. Ruhe nicht, bis du zu fester Ueberzeugung und Kenntniß gelangt bist von dem, was in dem Gelesenen wahr, nützlich oder schön sei. Davon erforsche die Ursachen in dir selbst.

Lies nicht viel, am seltensten aber zu deinem bloßen Vergnügen. Das reinste Vergnügen empfindet man immer da, wo man sich beim Lesen unterrichteter, gebesserter fühlt, und wo das, was unser Geist aus fremden Quellen schöpfte, wohlthätig in unser Leben übergeht. Darum soll man selbst die Werke der Dichter, die Schöpfungen einer schönen Einbildungskraft, nicht bloß der vorübergehenden Lust willen lesen, welche die Kunst durch Erregung unsers Gemüths erweckt: sondern um sich durch sie zu veredeln und die Tiefen des menschlichen Herzens, dessen Hoheit, dessen Schwächen kennen zu lernen. — Doch ist es eben bei Werken dieser Art, wo wir die vorzüglichste Sorgfalt anwenden müssen, nicht in das Schlechtere zu verirren, während wir dem Höhern nachstreben wollen. Das Mittelmäßige, wenn du dich dessen gewöhnst, stumpft zuletzt deinen Sinn für das Vortrefflichere ab; verdirbt den Geschmack. Das Geistreichere wendet hingegen seine Zauber auf unwürdige Gegenstände an; macht sich es zur schmählichen Aufgabe, niedrige Leidenschaften zu reizen oder zu adeln, und das Laster zu rechtfertigen, zu entschuldigen, oder doch zu schmücken. Nur zu oft lauern unter solchen Rosen, die dich locken, Schlangen. Daher lies lieber keine solchen für das Vergnügen der Einbildungskraft berechnete Schriften, es sei denn,

daß dir ein treuer, erfahrner, tugendhafter Freund die Lesung derselben empfohlen hat.

Christum und seine Weisheit lieb haben, ist besser denn alles Wissen. Was würde mir alle Bildung meines Geschmacks frommen, wenn darüber die Reinheit meines Herzens verloren ginge; was alle Kenntniß der Welt und ihrer Dinge, wenn sie die Erkenntniß meiner höhern Pflichten und der göttlichsten Dinge verdunkelte? Nur immer dahin soll mich das Lesen heiliger und weltlicher Schriften leiten, daß ich vollkommen werde in meinem zur Ewigkeit auserkornen Geiste, und mich Dir, o Geist der Geister, Dir, o Allweiser, nähere! Reinige Du mein Urtheil und meinen Willen, daß ich die Gefahren vermeide, welche denen oft begegnen, die auf jenem schlüpfrigen Pfade Licht und Vollendung suchen. Amen.

8.
Weibliche Gefallsucht.

1. Tim. 2, 9.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweist des Mannes wilde Kraft,
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos, durch entleg'ne Sterne,
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen dem Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Durch des erhabenen Schöpfers weise Anordnungen ward, wie in den vollkommenen Gattungen lebendiger Wesen auf Erden, auch im menschlichen Geschlecht das Weib dem Manne zugesellt. Das Weib, weder an körperlichen, noch geistigen Eigenschaften geringer, als der Mann, ihm in Rücksicht menschlicher Würde und irdischer wie himmlischer Bestimmung gleich, sollte seine Gehilfin auf Erden sein. Und es ward seine Gehilfin, nicht nur in Absicht auf Erwerbung oder Erhaltung irdischen Guts, oder in Führung des Hauswesens, in mütterlicher Pflege und Erziehung der Kinder, sondern auch in Absicht auf Veredlung des Herzens und Geistes. Immer ist es unter den rohen und barbarischen Nationen

das Weib, welches durch die Stimme der Liebe, durch die sanfte Gewalt der Schönheit die rohen Sitten mildert, empfänglich für zarte Empfindungen und edlere Freuden macht. Und diesen göttlichen Beruf, den die Natur tief in des Weibes Wesen legte, behauptet es auch fortdauernd unter denjenigen Völkern, welche schon höhere Stufen der Bildung erstiegen haben.

Der Sinn für das Schöne und das Wohlgefallen an demselben ist immer das Erste, was bei wilden Volksstämmen erwacht, sobald sie sich aus ihrer rohesten Thierheit zu erheben anfangen, in der sie auf nichts als Nahrung und Schutz ihres Leibes bedacht sind. Das Gefühl der Schönheit im Irdischen erhebt sie bald auch zur Empfindung und Liebe des Geistigschönen. Bald gewährt ihnen der Anblick des blutigen Schädels von einem Erschlagenen weniger Lust, als die Dankbarkeit dessen, den sie durch Großmuth besiegten; und die kalte Pracht eines Triumphzuges durch verwüstete Gegenden entzückt sie weniger, als der Beifall, welchen das Auge eines geliebten Weibes ihnen zum Lohn menschlichern Verfahrens lächelt.

Stärke und Kühnheit ward dem Mann gegeben; Milde und Schönheit sind die Gewalt des Weibes, mit der es den Trotz des Mannes entwaffnet und das Gleichgewicht unter den Menschen wiederherstellt. Der Mann wünscht Ehrfurcht einzuflößen durch Kraft; das Weib Wohlgefallen und Liebe durch Anmuth. Daher ist der Verschönerungstrieb dem weiblichen Geschlecht bei allen Völkern und unter allen Himmelsstrichen eigenthümlich. Er ist Sache der Natur. Die rohesten Wilden schmücken sich mit Federn, Korallen, Muscheln und Blumen. Sie haben die Kunst von keinen andern Völkern gelernt. Ihre Lehrerin war die Natur, und Gott legte das Gesetz der Schönheit in seine Schöpfungen, und das Gefallen an derselben in aller Sterblichen Herz.

Dies Gefallen, dieser Trieb, das Schöne aufzufinden und um sich her zu verbreiten, ist bei dem weiblichen Geschlechte am lebhaftesten und zartesten. Durch körperliche Reizbarkeit und Schwäche gehindert, an den rauhen und verwegenen Unternehmungen des Mannes Antheil zu nehmen, sieht das Weib seinen Wirkungskreis auf das häusliche Leben, auf die Pflege von Aeltern und Gatten, auf die Erziehung der Jugend beschränkt. Es veredelt hier das Leben, indem es dasselbe verschönert, und vollstreckt, durch Erfüllung des ihm von der Natur angewiesenen Berufes die ehrwürdigsten seiner Pflichten.

Die Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen, der Putz der Zimmer und Wohnungen, die Zierlichkeit des Geräthes, die Sauberkeit und Anmuth der Speisen, das Anständige und Gefällige im Umgang, wirkt mit unwiderstehlicher, wenn gleich sanfter Macht auf das Gemüth. Wem wäre es unbekannt, wie sehr unsere Stimmung, unsere Denkart oft von

den äußern Umgebungen geleitet wird? — Und wenn wir den Einfluß derselben nicht läugnen können, so werden wir auch der zarten, Alles verschönernden Vorsorge derer das Lob nicht versagen, welche sogar in scheinbaren Kleinigkeiten Schöpferinnen oder Vermehrerinnen unsers Wohlseins sind.

Immerdar steht die Religion mit der göttlichen Gesetzgebung in der Natur im vollendetsten Einklang. Die Religion verbietet nicht das Gefallen am Schönen, was die Natur allen Sterblichen so innig gebot. Sie untersagt nicht die Freude daran, sondern nur den übermäßigen Werth, welchen die Leidenschaft und ein verirrter Verstand darauf setzt, daß höhere Lebenspflichten darüber versäumt werden. Sie untersagt nicht dem Weibe das natürliche Bestreben zu gefallen durch äußere Anmuth, nicht die Erhöhung derselben durch Zierlichkeit der Gewänder und Lieblichkeit des Schmucks, sondern nur alle Unmäßigkeit und Uebertreibung in diesem an sich unschuldigen Streben, welches aus der natürlichen Neigung für das Schöne entspringt.

Selbst Paulus, der Apostel, welcher unter den ersten Christen so oft und so ernst jene strengen Sitten empfahl, ohne welche keine Hoheit des Gemüthes besteht, eiferte nicht gegen eine mit Sorgfalt und Geschmack gewählte weibliche Kleidung, sondern nur gegen das Zuchtlose in derselben, gegen Verschwendung und Aufwand, durch welchen zahllosen Hilfsbedürftigen ein Theil der ihnen schuldigen Hilfe entzogen und Eitelkeit befördert wird.

So will ich nun, schrieb er, desselbigen gleichen von den Weibern, daß sie in zierlichem Kleide mit Scham und Zucht sich schmücken. Aber, setzte er hinzu, nicht mit Zöpfen oder Gold, oder köstlichem Gewand! (1. Tim. 2, 9.) So warnte dieser Jesusjünger, wie in Allem, auch hier vor verderblicher Uebertreibung und vor dem Unfug eines Aufwandes, der zu einer Zeit, da die meisten Christen in Armuth und Verfolgung schmachteten, um so tadelnswürdiger und anstößiger sein mußte. Er gebot den Christinnen, sich zwar in zierlichem Kleide, doch mit Scham und Zucht zu schmücken, und nicht in äußere Pracht den höchsten Werth zu setzen.

Und es ist allerdings eine widernatürliche Entartung des Verschönerungstriebes, wenn man, statt die natürliche Anmuth durch Wahl des Schmuckes zu erheben, den Schmuck selbst zur Hauptsache macht. Nicht er ist die wahre Schönheit des Weibes, sondern es ist der aus allen Geberden hervorstrahlende Reiz der Unschuld, Sittsamkeit, Demuth, Zucht und Holdseligkeit. Diesem Reiz, dieser das Aeußere verklärenden Seelenschönheit soll das Gewand und der Schmuck entsprechen. In ihm sollen die stillen weiblichen Tugenden so redend wohnen, wie in der Ordnung, Zierde und Lieblichkeit der Wohnungen. Der kostbare

Stoff, das theure Juwel kann Reichthum verkünden, kann den kleinlichen Stolz verrathen, seine Herrlichkeit vor den Leuten zur Schau herumzutragen; aber die Schönheit wird dadurch nicht gehoben, sondern verdunkelt. Wer findet ein prunkendes Weib und dessen Hoffart erträglich, oder die Jungfrau durch Eitelkeit liebenswürdig, die sie nicht verhehlen kann?

Wer allen Werth auf sein Aeußerliches setzt, bekennt damit, daß er den höhern innern Werth freiwillig versäumt, oder schon verloren hat. Niemand ehrt und liebt das Weib, weil es Schmuck trägt, sondern der Schmuck gefällt erst, wenn ihn Anmuth und Tugend des Weibes adeln. Die unmäßige Beschäftigung mit Verzierung seines Aeußern, jene Putzsucht, durch welche eine edle Zeit des Lebens verschwendet und die Vollstreckung weit heiligerer Pflichten beschränkt wird, ist bei dem Weibe der Uebergang zur Unnatürlichkeit. Es ist ihm mehr darum zu thun, sich hervorzuthun und aufzufallen, als zu gefallen. Es fängt an zu vergessen, daß der Mensch eigentlich seinem Kleide, nicht aber daß das Kleid seinem Menschen den Werth in Anderer Augen gibt. Die Putzsucht verwirrt, wie jede andere Leidenschaft, den gesunden Menschenverstand, verkehrt alle Begriffe, sogar die Vorstellungen vom Anmuthigen und Schönen selbst, für welche sich doch die Putzsucht zuerst in das Leben rief.

Aus dieser Unnatürlichkeit und Entartung des Verschönerungstriebes können wir uns die Erscheinungen jener schnell wechselnden, oft geschmacklosen, oft unzüchtigen, oft ekelhaften Kleidertrachten und Verzierungen erklären, die unter dem Namen der Moden bekannt genug sind. Nicht Allen steht Alles wohl an; sondern jede Gestalt, jedes Alter fordert eine eigene Art des Verschönerns, um gefällig dazustehen. Daher läßt sich schon Voraus berechnen, daß eine neue Kleidersitte nicht zum Vortheil jeglicher Person sei, und daß diejenigen, welche sie blindlings annehmen, in dieser Geschmacklosigkeit nur ihre schwache Urtheilskraft, in der Begierde darnach ihre putzsüchtige Eitelkeit, und in der oft darin sich äußernden Vergessung des Sittsamen den Mangel an wirklicher Schamhaftigkeit bezeugen, welche des Weibes liebenswürdigste Tugend ist.

Die Kleidertrachten wechseln. Was unter dem Monde ist beständig? Und warum sollte das Allernichtigste eine Ausnahme vom allgemeinen Gesetze machen? So verdamme denn Niemand den Wechsel und das Spiel der Mode; aber die Verletzung der Scham, der Zucht und des Geschmacks in derselben. Ein Frauenzimmer von edelm, bescheidenem Sinn, von jener schönen Demuth, die Jesus empfiehlt, wird die herrschend gewordenen Sitten und Trachten allerdings annehmen, aber aus ehrwürdigerm Beweggrunde, als das putzsüchtige Weib. Es nimmt sie an, um sich nicht auszuzeichnen, um nicht aufzufallen. Es ergreift dieselben nicht

aus eitler, blinder, alberner Nachäfferei, ohne Prüfung, was seinem Alter oder seiner Gestalt, oder seiner Denkart angemessen sei, sondern es weiß selbst in sie den Adel von Empfindungen und die Würde eines Herzens überzutragen, durch welche es Hochachtung und Liebe der bessern Menschen unwiderstehlich fesselt. Wer mag fordern, daß die sittsame, keusche Jungfrau der buhlerischen Entblößungen eines geilen Weibes bedürfe, um liebenswürdig zu erscheinen, oder die abenteuerlichen Erfindungen einer Thörin verehre, um richtigen Verstand zu zeigen!

Bescheidenheit, Sittigkeit, Schamhaftigkeit, Einfalt, Unschuld, Natur, Wahrheit, Häuslichkeit: dies sind die edelsten Kleinodien des weiblichen Herzens. Ihnen sollen die äußern entsprechen; nur durch sie kann das Weib gefallen. Die, welche nicht erröthet, durch die Art ihrer Bekleidung, durch halbe Entblößungen, leichte Verhüllungen unreine Begierden zu erregen, gesteht ein, daß sie dieselben schon empfunden habe. Der feiner fühlende Mann wird sie im Stillen verachten, der Wüstling sie unter Seinesgleichen zum Gegenstand ehrloser Scherze machen.

Die Putzsucht, diese Entartung des natürlichen Strebens zu gefallen, führt das schlechtverwahrte Herz leicht von der Thorheit zum Verbrechen. Und Verbrechen ist doch wohl die Verschwendung des edelsten unter allen Erdengütern, nämlich unwiederkäuflicher Zeit? Verbrechen ist doch wohl ein den häuslichen Verhältnissen und Vermögensumständen nachtheiliger Aufwand? Verbrechen ist doch wohl die über die Sucht zu gefallen und über die Mühen des Putzes unterlassene oder weniger streng beobachtete Pflicht gegen Aeltern, Gatten, Kinder? Verbrechen ist doch wohl die über den äußern Prunk versäumte innere Unschuld; die Vernachlässigung des Höchsten im Menschen, der Religion; die leichtsinnige Verscherzung der Ewigkeit?

Sollen wir uns über das Unglück so vieler Menschen länger wundern, da sie in der Verworrenheit ihres Verstandes das Geringste zum Erhabensten, das Erhabenste zum Geringsten machen? Wird sich nicht endlich die Natur an ihren Verächtern rächen? Woher der Ruin so manches Wohlstandes, die Zerrüttung so manches Hauswesens, das elende Schicksal so mancher Ehe, die Verwilderung so mancher Kinder?

Der Mann will durch Thaten gefallen, um Ruhm und Ehre zu ärnten; das Weib durch Anmuth, um Liebe und Achtung zu gewinnen. Aber wie die unmäßige Ehrbegierde dem Manne, so wird die unmäßige Begierde zu gefallen, dem Weibe verderblich. Der eitle Mann ärntet Schande, das gefallsüchtige Frauenzimmer Spott. Denn in jenem ist keine Sehnsucht nach wahrem Ruhm, in diesem kein Streben nach wahrer Achtung und Liebe.

Die Gefallsucht von Vielen des weiblichen Geschlechts ist nur ein lächerlicher Stolz, der sich behagt, nicht zu lieben, aber geliebt und ver=

göttert zu werden. Weibliche Geschöpfe dieser Art buhlen verführerisch mit Allen, ohne Auswahl; treiben ein unwürdiges Spiel mit den schönsten und edelsten Gefühlen des menschlichen Herzens; locken an, ohne Zweck; kommen entgegen, ohne Neigung; freuen sich, den Frieden eines oft edeln Gemüthes, die Ruhe einer oft glücklichen Ehe zu stören, Alles, um den Triumph ihrer Schönheit feiern zu können. Sie haben kein anderes Gefühl, als Eitelkeit. Dieser opfern sie das Heiligste auf. Aber was diese gefallsüchtigen Wesen, diese Buhlerinnen feinerer Art, irriger Weise für den Triumph ihrer Schönheit zu halten pflegen, ist mehrentheils Frucht ihrer Verführungskunst, in der sie nach Meisterschaft strebten. Sie ärnten früher oder später den traurigen Lohn derselben: Haß oder Hohn. Sie können und wollen die Verblendung nicht lange unterhalten. Desto früher ereilt sie die Strafe der Heuchelei. Mit der Liebe tändelnd, werden sie dem edeln Gefühle fremd, welches alle unverdorbenen Gemüther beseligt, nur das ihrige nicht. Man bemerkt auch jederzeit, daß die Gefallsüchtigen, wenn deren flüchtige Blüthezeit verschwunden ist, unter allen Weibern die unglücklichsten werden. Ihr irrer Verstand entbehrt der bessern Tröstungen für das Verlorne; ihre Künste werden verlacht oder erregen Ekel, und doch wollen sie üben, was ihnen durch Gewohnheit Bedürfniß geworden; ihr leeres Herz wird durch nichts erfüllt, und doch finden sie diese Leere unerträglich. Sie werden verleumderische Klatscherinnen, oder Kupplerinnen, oder Betschwestern, oder ergeben sich der Zeittödtung der Spielsucht, oder streben in männlichen Beschäftigungen zu glänzen, als belesene und halbgelehrte Schwätzerinnen. In Allem sind sie bewandert, nur nicht in ihrem eigenthümlichsten Berufe, den ihnen die Natur anwies, der die Würde ihres Geschlechts ist.

Was dem Weibe Hauptsache ist, die Geschäfte der Haushaltung, die Verschönerung des Lebens in tausend Kleinigkeiten, das soll dem Manne Nebensache sein; was dem Manne Hauptsache ist, Gewerbe, Amt, Gelehrtheit, das soll dem Weibe Nebensache sein. Wie das Weibische dem Manne, so steht das Männische dem Weibe übel an, und die Wahrnehmung desselben erregt Unwillen, weil hier Verletzung der Würde und der Bestimmung des Geschlechts stattfindet, und die Verirrungen der Gefallsucht zum Grunde liegen.

Wenn Frauenzimmer ihren Geist durch Lesung lehrreicher Werke, ihr Herz durch Lesung gemüthsveredelnder Schriften, ihren Geschmack durch Uebung jener schönen und angenehmen Künste läutern und bilden, die manche frohe Stunde in den Kreis des häuslichen Lebens bringen können: wer wird es nicht rühmlich finden? Aber das Löbliche verschwindet, sobald Gefallsucht die Triebfeder dieser äußern Bemühungen wird, und das Weib mit dem glänzen und das in ein Spielwerk seiner Eitelkeit verkehren möchte, was des stärkern Mannes höchsten Ernst er-

fordert. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß nicht auch das Weib an Geistes- und Gemüthskraft dem Manne gleichkomme; daß es nicht auch in vielen von dessen Geschäften wirksam, nützlich und groß sein könne, wie er: allein die Natur, und eben darum überall das bürgerliche Verhältniß, haben der Geistes- und Gemüthskraft des Weibes einen andern Wirkungskreis angewiesen, in welchem es erscheinen soll. Wird nun dieser versäumt, ein anderer erkoren: so erscheint ein Mannweib, ein Zwitterwesen, welches, wie alles Zwitterhafte und Schwankende, mißfällt.

So sehen wir überall, wie der an sich unschuldige und liebenswürdige Trieb zu gefallen, wenn er in Leidenschaftlichkeit entartet, den Menschen auf Irrwegen ganz zum Gegentheil dessen führt, was er zu erreichen wünscht, statt Achtung nur Spott, statt Bewunderung nur Gelächter, statt Liebe nur Widerwillen und Ekel gibt.

Und wie die Gefallsucht in den Augen des bessern wie des verdorbenen Menschen als Thorheit erscheint, o Gott, Du Gerechter, wie richtest Du diese Verirrungen des Herzens und des Verstandes! — Wer kann mit diesem Laster, welches den Sinn für das Gute, Wahre und Schöne tödtet, vor Deinem Blick bestehen und Dir gefallen? O Du, in welchem nichts ist, als Gerechtigkeit und Wahrheit, wer darf muthvoll zu Dir aufblicken, wenn er die von Dir gewährte Frist des Lebens in kleinlichen Spielen der Eitelkeit vertändelt; über den Schein das Wesen vergißt, über den Schmuck des Leichnams, der so bald ein Raub der Verwesung wird, die Zierden des Geistes, jene Tugenden vergißt, die unsterblich sind, wie er! — Nein, Schöpfer, du schufst uns nicht für Traum und Spiel und Gleißnerei; o laß mich nie den wahren Zweck aus den Augen verlieren, für welchen Du mich aus dem Nichts in das Dasein gerufen hast. Amen.

9.

Männliche Gefallsucht.

Matth. 23, 27.

Stets will ich's, Vater, mir erneuen,
Zu welchem Ziele Du mich rufst;
Daß Du mich nicht für Tändeleien
So herrlich und unsterblich schufst;
Daß für der Eitelkeiten Scherz
Geweiht nicht ward des Menschen Herz.

Ich will mit zärtlichen Gefühlen,
Nicht mit der Herzen reinstem Glück
Aus bloßer Eigenliebe spielen.
Das Leben ist ein Augenblick,
Zu kurz für ein fruchtloses Spiel,
Zu groß, zu fern das wahre Ziel.

Mein Leib trägt nicht die Menschenwürde,
Der Geist nur führet sie allein;
Soll ich mich nur der äußern Zierde,
Nur der entlehnten Flittern freu'n?
Sind sie nicht der Verwesung Raub? —
Nein, Geist ist Geist, und Staub ist Staub!

Wenn die Ausartung des natürlichen Verschönerungstriebes beim weiblichen Geschlechte schon tadelnswürdig ist, und statt Wohlgefallen nur Unwillen erweckt, um wie viel mehr muß dies beim männlichen Geschlechte der Fall sein, wo jener Trieb an sich schon schwächer ist, und wo das, was Gefallen erregen soll, mehr auf innern Verdiensten, als auf bloßer äußerlicher Zierlichkeit beruht! — Es ist Verkehrung der Natur, und empört eben so sehr, einen verzärtelten, weibischen, auf Schmuck und Putz denkenden, darin seinen ganzen Werth setzenden, gefallsüchtigen Mann zu sehen, als ein rauhes, gewaltthätiges, männisches Weib zu erblicken.

Bei allen Nationen, in welchen noch Kraft, Ehrgefühl und Ernst der Sitten herrscht, gilt das Wort **Mann** als Sinnzeichen der **Stärke**, der **Furchtlosigkeit** und **edeln Festigkeit**. Er steht da, mit seiner Hände Fleiß, durch seines Geistes Thätigkeit dem Staate nützlich und rühmlich zu sein; zu sorgen für Ernährung und Sicherheit seiner Familie; das Schwert zu führen für seines Vaterlandes Schirm. Durch Fleiß, durch Kenntniß, durch Einsicht, durch Unerschrockenheit, flößt er dem schwächern Geschlechte Ehrfurcht und Vertrauen ein. Je größer sein Verdienst, je sicherer darf er auf die Hochachtung der Töchter und Frauen hoffen, und auf lohnende Liebe. Das Weib will sich nicht dem Weibe

vermählen, sondern dem Manne, der Kraft hat, es zu erhalten und zu beschirmen. Er bedarf keiner andern Künste, um zu gefallen. Weibische Ziererei und Putzsucht, und übermäßige Sorgfalt für das Schöne in Gestalt und Geberde, rauben ihm nur seine Würde, statt sie zu erhöhen.

Nur dann, wenn die Nationen sich ihrem Verfall nähern; wenn das Religiöse erloschen ist, und höchstens noch in einmal eingeführten Gebräuchlichkeiten fortbauert; wenn man für grobe Laster feinere Benennungen erfunden hat; wenn Selbstsucht die Göttin des großen Haufens ist: Redlichkeit mit Verstandesschwäche, Sittsamkeit mit äußerm Anstand verwechselt wird; wenn man kein anderes Heiligthum mehr kennt, als das Geheimniß des Eigennutzes; wenn man für nichts mehr lebt, als für das Geld, für äußern Glanz, für die thierischen Gelüste des Gaumens und der Wollust — dann erblickt man auch zahlreicher die weibischen, zierlichen, unkräftigen Männergestalten, die den Mangel besserer Verdienste durch das Flitterwerk der Gefallsucht ersetzen wollen, und ihren Ruhm in den Kunststücken begründen, die Unschuld zu verführen, und eitle Weiber zu berücken und zu täuschen.

Ihr seht sie in großen und kleinen Städten, und am meisten unter denen, welche durch ihren Stand, durch ihre Glücksumstände höhere Pflichten, als alle andern ihrer Mitbürger haben, um für die Ehre, für das Glück ihres Vaterlandes zu wirken. Aber ein zierliches Kleid, ein gekräuseltes Haar, hat ihnen mehr Wichtigkeit, als das Edelste, was sie für Welt und Nachwelt thun können. Eine neue Mode, die ihrer Gestalt vortheilhaft scheint, beschäftigt sie mehr, als die erhabenste Kenntniß, mit der sie ihren Geist bereichern könnten; der Spiegel ist ihnen lehrreicher, als das große Buch der Natur, oder als die Werke der ersten Weisen. Aeußere Artigkeit, feines Wesen, Höflichkeit gilt ihnen über alle Kunst und Wissenschaft. Sie leben nur, um als Halbweiber den Weibern werth zu sein; der Beifall edler Männer, oder deren Unwille, sind ihnen daneben sehr gleichgültig. Sie sammeln aus Romanen, Schauspielen und faden Gedichten den Schatz ihrer Einsicht, um in Gesellschaften mit erborgtem Witze zu glänzen; sie sprechen über Alles mit frecher Selbstgefälligkeit ab, und zweifeln keinen Augenblick an ihrer eigenen Vortreffkeit, wenn sie die Aufmerksamkeit müßiger, verbildeter oder pflichtvergessener Weiber fesseln können. Wer hat nicht von diesen herz- und geistlosen Männergestalten schon gesehen, die von Salben und wohlriechenden Wassern duften; lieber einen Flecken auf der Seele als auf dem Kleide tragen; den ganzen Aufwand ihrer Kraft für das Oberflächliche verschwenden; überall nur den Menschen nach seinem Aeußern beurtheilen, und von innen ohne allen Werth sind?

Was Jesus, der göttliche Weise, von der Gleißnerei und Gefallsucht der prahlerischen, das Volk blendenden Pharisäer seiner Zeit sagte, das

gilt auch von den gefallsüchtigen Halbmännern unserer Tage: Wehe euch, ihr Heuchler, die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtengebeine und allen Unflaths! (Matth. 23, 27.)

Allerdings ist ein anständiges Bemühen des Mannes, Andern zu gefallen, an sich keineswegs tadelhaft, sondern sogar Pflicht; doch nur ein Bemühen, das ihm anständig ist, d. h., welches seiner eigenthümlichen Bestimmung entspricht. Das Weib soll und kann nur durch Anmuth und Zartheit, der Mann nur durch Würde und Kraft gefallen. Sucht er als Mann mit den Eigenheiten und Künsten des Weibes zu glänzen, so tritt er aus dem ihm von der Natur angewiesenen Kreise, wie das Weib, wenn es durch Würde und männliche Kraft liebenswürdig zu werden hofft.

Allerdings ist es Pflicht des Mannes, auch auf sein Aeußeres gebührende Sorgfalt zu wenden, daß er mit demselben theils nicht zurückschrecke, theils nicht dem großen Haufen, welcher nun einmal gewohnt ist, nach der Außenseite zu richten, zu schiefen Beurtheilungen Anlaß gebe. Unreinlichkeit, Nachlässigkeit, Verwahrlosung des äußerlichen Anstandes, rohes Benehmen, grobe Worte, finden auch bei allem übrigen innern Werth des Mannes keine Rechtfertigung; denn sie verrathen einen Mangel an Achtung, welche wir denjenigen schuldig sind, mit denen wir umgehen; sie verrathen eine gewisse Rohheit und Härte des Gemüthes, die sich selten mit jenem Zartgefühl vereinbaren läßt, welches das Christenthum in Ausübung vieler Pflichten fordert. Da es keinem Sterblichen möglich ist, mit dem ersten Blick den innern Werth oder Unwerth seines Nebenmenschen zu durchschauen, nimmt er gern von dem Aeußern den Maßstab für das Innere. Und mancher würdige, verdienstfähige Mann, welcher der Welt oder seinen Mitbürgern großen Nutzen stiften könnte, ist selbst daran Schuld, daß er verkannt und unbrauchbar wird, weil er durch Ungefälligkeit, Rohheit und Nachlässigkeit in Geberden, Worten und Sitten diejenigen zurückstößt, welche ihn am ersten in seinen Wünschen unterstützen könnten. Er nennt zwar im Gefühl seines bessern innern Werthes diese Außendinge Kleinigkeiten; aber sie hören dadurch auf, Kleinigkeiten zu sein, daß sie verhindern, diesen innern Werth gültig zu machen und dem Vaterlande nützlich zu werden.

Allerdings ist es eine schöne Eigenschaft des Mannes, in der Gesellschaft durch Munterkeit, Witz und geistvolle Gedanken die frohe Unterhaltung zu beleben. Freude verbreiten ist Pflicht. Das gesellige Leben ist der Tummelplatz der Geister, wo sie in den Spielen ihrer Gedanken und im Austausch ihrer Vorstellungen sich wechselweise zur edeln Nacheiferung wecken und erheben. Wer möchte die schuldlosen Scherze der Fröhlichkeit aus unserer Mitte verbannen, und den nicht dankbar lieben, der sie uns

schafft? — Aber diese Freuden der Gesellschaft sind nicht der große Hauptzweck des Lebens, sondern nur Erquickungen sollen sie für die unter ernstern Anstrengungen ermüdete Kraft sein. Wer aber sie selbst zur wichtigsten Angelegenheit macht, nur arbeitet und sorgt, um sie zu genießen, oder in ihnen zu glänzen; wem der Ruhm, ein guter Gesellschafter, ein witziger Kopf, ein Possenreißer zu sein, mehr gilt, als der Ruhm eines redlichen, thätigen, einsichtvollen Mannes: der ist von der Gefallsucht auf Irrwege geleitet, die am Ende zur allgemeinen Verachtung führen. Wer nur belustigen kann, hat geringen Werth, weil das Jedermann in seiner Art, ohne besondere Mühe, kann. Ein solcher glänzt nur kurze Zeit, denn seine Einfälle werden sich erschöpfen, seine Launen wechseln; das Einerlei kann ermüden. Und wäre dies Alles nicht, so mag endlich die Unterhaltungsgabe uns flüchtig vergnügen, aber unsere Hochachtung, unsere Ehrfurcht erregt sie nie, und nur diese ist es, welche die Würde des Mannes fordert. Die weibische Gefallsucht ist entweder die Frucht verfehlter Erziehung bei den Knaben, oder eine unglückliche Verirrung des Verstandes und des Herzens, veranlaßt durch den erwachten Geschlechtstrieb.

Die häusliche Erziehung der jungen Leute gibt dem Streben derselben in vielen Familien dadurch eine falsche Richtung, daß die Eitelkeit der Aeltern immerdar nach Bewunderung ihrer Söhne geizt. Man will, diese sollen Jedem gefallen, Jeden durch Liebenswürdigkeit bezaubern. Man ist frühzeitig darauf bedacht, sie in die kleinen Künste einzuweihen, durch welche sie sich in Gesellschaften angenehm machen können. Selten erinnert man sie an ihr Gewissen, an Gottes herzerforschenden Blick; desto öfter daran: was werden die Leute sagen? Man übersieht ihnen lieber ein Vergehen, als eine Unhöflichkeit; lieber eine Lüge oder Bosheit, als einen Fehler gegen die Gesetze des äußern Anstandes; man kann sogar den schlechtesten Zug ihres Herzens liebenswürdig finden, wenn damit eine Art Witz verbunden ist, den Andere zu belachen würdig finden, und kann die Dürftigkeit ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeiten freudig übersehen, wenn sie nur sich einzuschmeicheln und durch äußere Anmuth und Zierlichkeit die Augen auf sich zu ziehen verstehen. — So wird der Jugend früh der Hang zur Eitelkeit eingeimpft, und das Unwichtigere zur Hauptsache, das Glänzen und Scheinen zum Wesentlichen ihres Strebens gemacht. Schwer wird es, in spätern Jahren einen Fehler, selbst wenn man dessen Verderblichkeit erkennt, wieder auszurotten, sobald er einmal seine wuchernden Wurzeln vielarmig in das zarte Gemüth der Jugend verbreitet hat.

Der Trieb zu gefallen, der sich ohnehin mit dem Erwachen der Geschlechtslust in seiner ganzen Stärke entwickelt, wird durch die falsche Erziehung noch gewisser in verkehrte Richtung gebracht, zu welcher er schon an sich durch Unerfahrenheit des Jünglings geneigt ist. Das Männlich-

Edle verschwindet, und der Thor hofft durch die Weichheit, Zartheit, Schwäche und Zierlichkeit, die er am andern Geschlecht reizend findet, wenn er derselben nachahmt, zu gefallen. So entstehen jene Zerrbilder des männlichen Wesens, welche in der Putzsucht, Modeliebhaberei, Begierde in Kleinigkeiten gewandt zu sein, mit den Weibern wetteifern, und sich damit nicht selten dem Spott der Edlern unter diesen preisgeben.

Die Gefallsucht der Männer durch äußere Zierlichkeit mag so lange in der Reihe bloßer Lächerlichkeiten stehen, als sie sich mit der Hoffnung begnügt, durch das Unmännliche Bewunderung und Achtung zu erregen. Sie wird zur widerlichen Thorheit, wenn sie zudringlich wird, und sich schmeichelt, daß jedes weibliche Herz ihr huldigen müsse. Sie wird verbrecherisch, wenn sie ihre Künste aufbietet, wirklich Weiber zu unerlaubten Neigungen zu reizen, wenn sie in süßen Worten Gefühle heuchelt, die ihr fremd sind.

Die ersten Empfindungen der Liebe, welche in der Brust des Jünglings gegen die Jungfrau erwachen, sind selten — wenn diese Brust nicht ein schon früh vergiftetes Herz beherbergt — unrein. Sie mögen unzeitig, unklug, allen bürgerlichen Verhältnissen widersprechend und darum tadelnswerth sein, wenn sie nicht früh unterdrückt werden, sondern in eine alle Vernunft betäubende Leidenschaft entarten; an sich selbst aber bleiben sie edel. Sie sind es, wenn sie den Jüngling vor Ausschweifungen niedriger Art bewahren, und ihn zu Allem begeistern, was gut und groß ist.

Aber nur zu oft verwandelt sich unter dem Leichtsinn des jugendlichen Gemüthes das erste Gefühl der Liebe in ein Bedürfniß der Eitelkeit, sich geliebt zu sehen, ohne wahre Gegenliebe zu empfinden, oder erwiedern zu wollen. Es wird ein beständiges Geizen nach der Gunst des andern Geschlechts. Alle Beredsamkeit einer erheuchelten oder erkünstelten Leidenschaft, alle ihre rührenden Versicherungen, Thränen und Eide werden versucht, die Leichtgläubigkeit eines schwachen Wesens zu überlisten, Hoffnungen zu erwecken, Neigungen einzuflößen, die unerfüllbar oder strafbar sind. Und dies Alles geschieht, um das leere Herz zu beschäftigen, um den elenden Triumph zu haben, Leidenschaften erregen zu können, und seiner Eitelkeit ein Opfer zu bringen. Diese verbrecherischen Wirkungen männlicher Gefallsucht, im Widerstreit mit dem wahren Ehrgefühl des Mannes und dem Gebot der Religion, haben schon namenloses Unglück in zahllose Familien verbreitet. Aber Verbrechen dieser Art, durch welche nur zu oft die Ruhe eines edeln Herzens geraubt, die Glückseligkeit eines ganzen Lebens zerstört wird, gehören zu denen, welche keine weltliche Obrigkeit vor ihren Richterstuhl fordern kann. Eben darum sieht man sie frecher verübt. — Nur Gott richtet sie; aber um so furchtbarer wird er den Mord richten, den der Gefallsüchtige an dem Lebensglück getäuschter Gutmüthigkeit verübte!

Jüngling, Mann, dessen Eitelkeit und Gefallsucht um die Liebe schuldloser, vielleicht schwacher Herzen buhlt, der du Neigungen in die Brust einer Unglücklichen pflanzest, welche du nicht ohne vergrößerte Verbrechen erwiedern darfst: bist du minder strafbar, als der Giftmischer, welcher den Tod im Honig überreicht? — Rechtfertigt es dich, daß deine Liebelei fern von Unkeuschheit blieb, und nur eine angenehme Tändelei mit Gefühlen sein sollte? —

Du täuschest, Betrüger. Gott richtet. Dein Betrug bricht ein Herz, oder wird es noch brechen, und eine Gesundheit durch heimlichen Schmerz untergraben, oder einem frommen Gemüth den Glauben an die Menschheit entreißen. — Mörder, Gott richtet, vor dem die Thränen nicht ungezählt fließen, die dein lasterhafter Sinn erpreßte!

Nicht gedenken mag ich der scheußlichen Verirrung der Gefallsucht, wenn sie sich zuletzt noch in ein Mittel verwandelt, viehische Wollüste zu erwecken oder zu stillen. Und gewöhnlich führt sie dahin! — Hütet euch, die ihr mit Seelenliebe pranget, und von der Unschuld und der Reinheit eurer Gefühle überzeugt zu sein glaubet, — ihr stehet auf der ersten Stufe des verworfenen Wüstlings, der von Verbrechen zu Verbrechen den Gipfel seiner Schande ersteigt. Es ist genug, daß eure Empfindungen Kinder der Leidenschaft sind — diese Leidenschaft stürzt früher oder später eure Unschuld, eure gegenseitige Achtung, eure Glückseligkeit ins Grab. Eine Einsamkeit, ein unbewachter Augenblick: und eure Verzweiflung ist bereitet.

Sind die Wirkungen der Gefallsucht in dieser Hinsicht schauderhaft, wie jedes Verbrechen — so sind sie, wenn sie auch nicht mit Schandthaten begleitet wären, jederzeit widersinnig und entehrend. Sie mögen zum Fluche oder zum Spott der Menschen führen, immer ist es ganz zum Gegentheil dessen, was der hofft und beabsichtigt, welcher von dem Wahnsinn dieser Leidenschaft beherrscht wird. Immer verkündet der Gefallsüchtige einen beschränkten Verstand oder ein zu größern Lastern reifes Herz.

Die Gefallsucht des Mannes von späterm Alter — denn nicht leicht wird die langgewohnte Thorheit vertrieben — ist an sich der Gegenstand des Gelächters, weil sie nicht mehr gefährlich werden kann. Oft verlieren Männer, welche in andern Rücksichten schätzbar sein könnten, alle ihnen gebührende Achtung, weil sie thöricht genug sind, sich ihrer Jahre nicht zu erinnern. Ein junger Geck, wie ein greiser, sind gleich verächtlich; aber der letzte am bemitleidenswürdigsten, weil keine Hoffnung seiner Genesung mehr bleibt.

Heiliger Gott! wie tief versinkt der Mensch unter seiner hohen, angestammten Würde, die Du ihm gabst, wenn er seinen Geist zum Raube seiner thierischen Natur werden läßt; wenn er im wilden Leichtsinn, oder

im stolzen Selbstdünkel, oder im Wahnsinn empörter Leidenschaften Deiner vergißt, o Schöpfer, o Vater, o Richter der unsterblichen Geister; wenn er die Täuschungen der Sinnlichkeit, das niedrige Thierleben und dessen Lust höher achtet, eifriger sucht, als die Weisheit, welche Jesus dem Geschlecht der Sterblichen brachte, um es zu Dir, zu seiner eigenen Würde, zum höchsten Entzücken zu erheben!

Heiliger Gott! Heilig sind auch die kleinsten Triebe, welche Du als Reizmittel zu unserer Vervollkommnung in unsere Natur legtest. Nur der Mensch entweiht sie in falschen Anordnungen und trübt die reinen Quellen, aus welchen ihm das süßeste Glück strömen sollte.

O wie viel des menschlichen Elendes stammt aus den menschlichen Thorheiten! — Daß ich das immer so lebendig, wie in diesem Augenblick erkennen möchte, damit ich nicht durch Dinge, die oft verzeihlich zu sein scheinen, mir späte Reue mache! — Nein, es ist nicht Alles verzeihlich, was kein irdischer Richter strafen darf und will. Jesus lehrte es, mein Gewissen bezeugt es. Gib mir Besonnenheit, gib mir Kraft, jede Herzensschwäche in mir zu besiegen: so werde ich weniger Sünden zu beweinen haben, und Deiner Gnade froher sein! Amen.

10.

In Erkenntniß wachsen.

Lukas 2, 52.

O gib, daß ich es fühle, wie so nahe
Du, Gott, mir sei'st; und daß ich Licht empfahe
Und Kenntniß, um in Deinen Wunderwerken
Auf Dich zu merken.

Und was ich lerne, denke oder sehe,
Das leite mich empor zur Gotteshöhe;
Das leite mich, das Gute nur zu wählen,
Und nie zu fehlen.

Es stärke mich der Trost, vor Deinem Throne
Auch zu empfahn die Ueberwinderkrone;
Die Hoffnung, dort, was wir hier dunkel finden,
Hell zu ergründen.

Die Jugendgeschichte Jesu Christi ist uns fast ganz unbekannt. Wie lehrreich müßte sie uns sein, wenn sie uns aufbehalten worden wäre! Nur von den drei letzten Jahren des göttlichen Weltlehrers haben wir nähere Nachrichten; freilich es waren die wichtigsten für die gesammte Menschheit; es waren diejenigen, welche öffentlich unter den Augen alles Volkes verlebt wurden, und von den Augenzeugen selbst beschrieben werden

konnten. Aber wie und wo war Jesus in dem langen Zeitraum von beinahe dreißig Jahren vorher? Auch die Spiele dieses Kindes würden mich entzückt haben; auch die Geschäfte des göttlichen Jünglings würden meinem Geist und Herzen Nahrung gegeben haben. Was läßt mich nicht schon der einzige Zug ahnen, welchen der Evangelist Lukas von dem zwölfjährigen Knaben erzählt, da ihn die Aeltern in Jerusalem verloren hatten, und nach langem Suchen im Tempel fanden, wo er mitten unter den Lehrern horchend saß, und mit Wißbegierde fragte, um sich zu belehren und mit Einsichten zu bereichern, und schon durch seine Antworten bewies, daß er im Stillen für sich über die hohen Wahrheiten nachgedacht habe, über welche er sich nun mit ihnen unterhielt! Sie erstaunten über die Verständigkeit des wunderbaren Knaben.

Allein von da an, bis zu seinem Eintritt ins öffentliche Leben, schweigen die Geschichten von ihm. Das Evangelium begnügt sich, diese ganze Reihe von Jahren mit den wenigen, aber nachdrücklichen Worten zu schildern: Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen. (Luk. 2, 52.)

Wenn das Leben Jesu Christi ein Vorbild und Muster des unsrigen sein soll: wer wird nicht wünschen, daß von uns und Jedem ein Aehnliches gesagt werden könnte? Das Zunehmen an Weisheit, das heißt, an Erkenntniß des Wahren und Nützlichen und daraus entspringender größerer Frömmigkeit, — ist Jedermanns erste Lebenspflicht; damit steigt auch zugleich die Gnade, welche wir vor den Augen Gottes und der Menschen genießen.

Die Religion Jesu ist zwar selbst keine gelehrte Wissenschaft, sondern eine Kraft Gottes, die Sünder selig zu machen; sie ist zwar nicht bloß für hocherleuchtete Männer und Gelehrte gegeben, sondern einfach und klar, daß sie auch von den Ununterrichteten, auch von dem Kinde, dessen Verstand einigermaßen reif ist, begriffen werden kann; sie fordert zwar nicht auf, daß wir uns Alle mit Erwerbung von Wissenschaften und gelehrten Dingen beschäftigen sollen, sondern ermahnt vielmehr, daß Jeder seines Standes und Berufes pflegen soll, in welchen er durch die Vorsehung versetzt worden ist. Doch macht sie uns das Fortschreiten in Erkenntniß alles Wahren und Nützlichen, die Aufklärung und Befreiung unsers Verstandes von Irrthümern und Vorurtheilen, die Ausbildung und Stärkung unsers unsterblichen Geistes zur Hauptpflicht. Dazu gab uns Gott die verschiedenen Anlagen des Geistes, nämlich Vernunft, Verstand, Einbildungskraft und Gedächtniß, daß wir mit diesem Pfunde wuchern und es nicht vergraben sollen. Niemand zündet ein Licht an, sprach Jesus, und setzt es unter den Scheffel. (Luk. 11, 33.) Darum rief Paulus seinen Freunden zu: Lieben Brüder, was wahr, was ehrbar, was recht, was lieblich ist, was wohl lautet, dem denket nach. (Phil.

4, 8.) Selbst Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. (Röm. 1, 20.)

Wir bringen den größten Theil unserer Tage damit hin, unserm Körper mancherlei Fertigkeiten und Geschicklichkeiten zu verschaffen, Handwerke, Künste und andere Gewerbe zu erlernen, wodurch wir unser Brod verdienen können; wir lassen uns sogar nicht verdrießen, oft mit großer Mühe Dinge zu lernen, welche keineswegs zu unserm Nutzen, sondern bloß zu unserm Vergnügen gehören. — Wenn wir nun so viele Sorge für den sterblichen Leib anwenden: warum wollen wir nicht auch auf die Nahrung unsers Geistes bedacht sein, der sich der Unsterblichkeit erfreuen soll? Ist der Geist nicht edler denn der Leib?

Nein, bei vielen unserer heutigen Menschen ist der Leib edler, denn der Geist. Sie sorgen mit Eifer für die Schönheit ihres Körpers; weihen viele kostbare Stunden dem Schmuck desselben durch zierliche Gewänder; wissen durch Anstand, Anmuth und Höflichkeit zu gefallen; können durch Gewandtheit und Beweglichkeit der Gieder in Tanzsälen bezaubern; üben sich, überall mehr zu scheinen, als sie sind. Aber der unsterbliche Geist dieser gewandten, geputzten, artigen, beifallsüchtigen Wesen ist arm, leer, verwahrloset.

Nicht der Leib ist es, der uns über die Thiere erhöht, — den haben wir mit ihnen gemein — sondern der Geist. Nicht in Rücksicht des Körpers lautet von uns, daß wir von Gott ihm zum Ebenbilde geschaffen worden sind, sondern in Rücksicht des Geistes; denn Gott ist kein irdisches Wesen. So ist es denn des Menschen erste Pflicht, daß er sich durch Ausbildung des Geistes und aller seiner wunderbaren Anlagen, durch Erforschung dessen, was wahr, recht und nützlich ist, über die Thiere erhebe, und seine angestammte höhere Würde behaupte. So ist es Sünde, wenn er durch Unwissenheit verwildert, roh, abergläubig, unverständig wird; wenn er nicht mehr weiß, als wie er seinen Leib behaglich nähren, zierlich kleiden, schicklich behausen könne, aber von dem nichts weiß, was den Menschen zum höhern Wesen macht, und keine Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen besitzt.

Es ist keineswegs nothwendig, daß Einer ein Allwissender sein müsse. Doch welchen Stand und Beruf auch der Mensch in dieser Welt habe, er findet in jeglichem hinlänglichen Anlaß, die Gaben seines Geistes zu vervollkommnen. Alles, was er thut und treibt, fordert ihn von selbst schon zum Nachdenken auf und zum Weiterforschen. Aber er muß selbst Sorge tragen, daß ihn das Alltägliche und Gewohnte seines Geschäfts nicht stumpf mache. Er kann es verhüten, wenn er bei allem dem, was ihm Unerwartetes oder Neues vorkommt, sagt: woher rührt dies? wie wäre der Sache auf den Grund zu kommen? Man muß sich nicht durch

die seichte Bemerkung abwendig machen lassen: aber wozu nützt mir es, wenn ich es auch weiß? — Alle Erkenntniß des Wahren ist nützlich, auch wenn man damit nicht seine Geschicklichkeit zum unmittelbaren Broderwerb vermehrt. Wie Vieles hast du als Kind gelernt, von dem du damals nicht einsahest, was es dir helfen könne, und doch kam es dir nachmals hin und wieder unvermuthet zu statten! Wie viel hast du von früher Jugend an durch Fügung der göttlichen Vorsehung bemerken, sehen, hören müssen, was doch Alles für dich nicht vergebens geschah, sondern dich, das heißt, deinen Geist, erst zu dem machte, was er jetzt ist! Und wenn dir das Forschen nach der Wahrheit zuletzt keinen unmittelbaren, äußern Gewinn brächte, selbst wenn dein Nachdenken und Suchen ohne Frucht bliebe: so ist doch schon die bloße Geistesübung für dich der herrlichste Nutzen gewesen. Deine Kraft im Denken und Urtheilen ist gewachsen, denn alle Kraft wird erst durch Uebung gestärkt, so wie sie durch Mangel des Gebrauchs schwächer wird.

Dein Stand und Beruf bietet dir Gelegenheiten genug dar zum Nachdenken und Forschen. Es ist nicht nöthig, daß du Gegenstände aufsuchst, die ganz außer deinem Geschäftskreise liegen. Ja, es ist vielmehr nachtheilig, seine Berufsarbeiten zu vernachlässigen, und sich fremden Dingen hinzugeben. Vernachlässigung des Berufs ist es aber jedesmal, wenn man nicht alle Vermehrung seiner Kenntnisse auf die Verbesserung der Lage und Stellung anwendet, in welcher man nun einmal sich befindet. Man zersplittert dadurch seine Kräfte, vertheilt seine Aufmerksamkeit. Es ist auch gewöhnlich gar selten die Liebe zur Weisheit, welche den Menschen antreibt, sich mit Sachen und Kenntnissen, die außer seinem Berufskreise liegen, vorzugsweise zu beschäftigen, als vielmehr Hang zur Großthuerei, oder geheimer Stolz, der nicht mit seinem niedrigen Stand im bürgerlichen Leben zufrieden ist, und eine glänzendere Rolle spielen möchte. Wer die Weisheit sucht, um Stoff zur Eitelkeit zu haben, wahrlich der findet sie nicht, denn er ist auf Abwegen; dem lächelt Gottes Gnade nicht; der ärntet unter den verständigen Menschen, statt des erwarteten Beifalls, nur Spott und Verachtung.

Darum begnüge dich mit deinem Beruf, selbst wenn er nicht ganz mit deinen Neigungen übereinstimmt, und du ihn wider deinen Willen hast ergreifen müssen. Aber mache ihn ehrenvoll durch die Art und Weise, wie du ihn treibst, und leiste in demselben das Vollkommenste, was geleistet werden kann. Erweitere dazu deine Kenntnisse, und erweitere mit denselben deinen Erwerb, wenn er dir für deine Bedürfnisse zu beschränkt und zu wenig einträglich ist.

Billig erfährt derjenige von seinen Mitbürgern Verachtung, und er muß sich selbst verachten, der nicht im Stande ist, den Platz auszufüllen, auf den er gestellt ist, er sei nun Handwerker oder Künstler, oder Lehrer,

oder Priester, oder obrigkeitlicher Beamter, oder Kriegsmann. Er taugt seiner Familie wenig, wenig dem Vaterlande und der Menschheit. Sein Leben wird dem größten Theil nach unnütz verlebt. Mit Fleiß und Erweiterung der Kenntnisse in seinem Fache wäre er der Welt wohlthätig geworden, er mochte Taglöhner oder Feldherr sein, am Pfluge stehen oder auf dem Richterstuhle sitzen. Durch Unwissenheit und Unfähigkeit wird er vielmehr schädlich für das gemeine Wesen, und sein Thun und Treiben wird Sünde, insofern er seine Unwissenheit selbst verschuldet hat, oder er sich zu einer Stelle drängte oder erheben ließ, der er nicht mit seinen Einsichten gewachsen war.

Dies ist der gewöhnliche Fehler der Menschen, daß sie in der Wahl ihres Berufes, oder in der Uebernahme von einem Amt, weniger ihre Fähigkeit um Rath fragen, als ihre Habsucht und ihren Ehrgeiz. Sie vergessen dabei die heiligsten Pflichten, welche sie Gott und der Welt schuldig sind; sie werden öffentliche Betrüger an ihren Mitbürgern, indem sie sich für mehr geben, als sie sind, und durch den Antritt ihrer Stelle mehr geloben, als sie bei ihrer Ungeschicklichkeit zu leisten im Stande sind. Durch ihre Unkunde und Unwissenheit gerathen sie nur zu oft in Gefahr, ohne es zu denken, mancherlei Bösem hilfreiche Hand zu bieten, und mancherlei Gutes zu verhindern, welches bessere Köpfe stiften möchten. Denn leider paart sich zur Geistesbeschränktheit gern ein vornehmthuender Eigendünkel; so wie umgekehrt Bescheidenheit die Frucht wahrer Einsichten ist. Und was darf man von dem des Vortrefflichen viel erwarten, welcher schamlos genug sein kann, eine Stelle zu bekleiden, deren er durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten, oder durch seine Denkart nicht würdig ist? Und hätte er gegen Gott, Vaterland, Obrigkeit und Mitbürgerschaft kein anderes Verbrechen begangen, als daß er einen Würdigern verdrängte oder hinderte, an diesem Platz nützlich zu werden: so ist schon dies Verbrechen genug, von dem er einst Rechenschaft abzulegen hat.

Wenn sich das Wachsen in Erkenntniß und Weisheit immer zunächst auf unsern Beruf beziehen soll, ist damit nicht gesagt, daß die Erweiterung der Einsichten ganz allein darauf abzielen soll, uns reichlichere Einkünfte zu verschaffen. Der Mensch ist nicht geschaffen, um nichts Anderes zu sein, als Taglöhner, Handwerker, Künstler, Gelehrter, Beamter. Er lebt nicht bloß für bürgerliche Verhältnisse. Er ist ein höheres Wesen, welches seinen Beruf auf Erden überlebt. Der Himmel ist ihm so nahe, als die Erde; das Göttliche so unentbehrlich, als die Speise. Wir müssen das Göttliche in unsern irdischen Beruf hineintragen; um dies aber zu können, sollen wir vor allen Dingen erst in Erkenntniß des Göttlichen wachsen. Den ersten, einfachen Grund dazu legt freilich die Kirche, der Religionsunterricht, welchen wir in der Jugend empfangen und den die Verkünder Jesu in Auslegung des göttlichen Wortes fortsetzen. Doch

dies ist nicht genug. In uns selbst muß lebendiges Streben sein, Gott immer näher und näher zu werden, seine Majestät und Herrschaft immer tiefer wahrzunehmen. Ach, wahrlich, kein Buch kann es schildern, keines Menschen Mund kann es aussprechen, wie erhaben, wie machtvoll, wie weise, wie gütig der Schöpfer des Himmels und der Erde ist; — Keiner kann es so deutlich, so würdig, als Gott selbst in seinen Werken.

Eben dies bewährt uns jener Ausspruch der heiligen Schrift: Gottes unsichtbares Wesen, das heißt, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. (Röm. 1, 20.) Die Menschen in jenen Zeitaltern, bald nach ihrer Erschaffung, wußten weniger von Kunstwerken, Geräthen, Einrichtungen und Bequemlichkeiten des Lebens, als wir, aber mehr von Gott und den Wundern seiner Macht. Sie waren mit den Kräften der Pflanzen, Steine und Quellen, mit den Eigenschaften der mannigfaltigen Thiere vertraut und noch vertrauter mit dem Bau des Himmels, dem ewigen regelmäßigen Gang der Gestirne und deren Ordnungen. Gott sprach ihnen aus Allem, und sie sprachen in Allem von Gott. — Dies ist nicht unter uns mehr der Fall. Wir sind gesunken. Wir sind in dem, was irdisch ist, klüger geworden, aber unwissender in dem Göttlichen.

So sollen wir uns denn wieder erheben zu unserer alten und ersten Würde, und wachsen in Erkenntniß des Herrlichsten. Noch ist das Buch der Natur vor uns aufgeschlagen; noch stehen die Werke Gottes in uralter Majestät und unveränderlicher Herrlichkeit vor unsern Augen.

Man spricht zwar auch unter uns zuweilen von den Schönheiten der Natur, aber hat dabei nur sehr verwirrte Vorstellungen, und denkt höchstens an den Reiz irgend einer Landschaft. Man spricht von den Freuden der Natur, und dem Glücke im Schooße derselben, aber läßt es etwa bei einem Spaziergang bewenden, staunt mit Vergnügen die Gegenden an, und weiß selten, was man sich weiter dabei denken soll. Diese Armuth der Gedanken ist ein trauriges Zeugniß vom Mangel unserer Erkenntniß.

Es ist nun freilich unmöglich, daß du selbst die Beschaffenheit und wunderbare Ordnung in den Dingen der Natur untersuchen, oder den Wandel und die Verhältnisse der himmlischen Körper beobachten und ausforschen solltest. Dazu würde mehr als eines Menschen Leben nicht hinreichen. Aber was durch die anhaltenden Forschungen der vergangenen Jahrtausende schon erfahren und entdeckt ist, das eigne dir zu durch Unterricht. Dann erst wirst du die Werke Gottes bewundern, dann erst von der Größe des Herrn dir erhabene Vorstellungen machen können, wenn dir Blinden die Schuppen der Unwissenheit von den Augen gefallen sind. Wähle dir einen unterrichteten Freund, und laß dich von ihm belehren; oder wende dich an einen Erfahrnen, der dir ein deinen Vorkenntnissen und deinem Fassungsvermögen angemessenes Buch empfehle,

worin du zur richtigen Betrachtung der Natur angeleitet wirst. Eine geschäftlose Stunde findet sich zu allem Guten. Wie viele Augenblicke verschwendest du zum Vergnügen deiner Sinnlichkeit — willst du nicht gern der unendlich süßern Ergötzung deines Geistes einen Theil solcher Augenblicke weihen?

Alle Erkenntniß göttlicher Dinge aber ist eitel, wenn sie uns nicht auch zugleich göttlichen Sinn einflößt; wenn sie uns nicht für unsere Pflichten gegen Gott und Mitmenschen begeistert. Die Liebe des ewigen Vaters zu seinen Erschaffenen muß aus seinen Werken in unser Herz überströmen. Das ist das rechte Wachsen in der Weisheit, durch die wir Gnade vor Gott und Menschen haben, wenn wir in Erkenntniß des göttlichen Willens immer weiter schreiten. Dazu gebricht es an Gelegenheiten nicht; das Lesen erbaulicher Schriften, die Anhörung des göttlichen Wortes in der Kirche, klärt deinen Verstand über das auf, was du thun sollst, um ein erhabener, deiner selbst würdiger Mensch zu sein. Glaube nicht, du wissest das schon Alles besser, als man dir es sagen könne. Nein, im Gewerbe und Treiben des Alltagslebens, im Gewühl der Menschen und Sorgen verdunkeln sich allmälig vielerlei Vorstellungen, die uns sonst sehr lebhaft und klar waren; vergißt sich Manches, das uns im rechten Augenblicke heilsam wäre. Es ist nöthig, daß man das Eingeschlafene wieder erwecke, das in uns Absterbende erfrische. Und wenn wir unser ganzes Leben der Weisheit und Erkenntniß widmen: können wir jemals darin Vollendete sein? — Ach, je tiefer wir in den uferlosen Ozean des göttlichen Alls vordringen, je unendlicher breitet er sich vor uns aus. Zuletzt ist all unser Wissen Stückwerk.

Aber ich bin ja nicht bloß für die kurze Frist unsers Lebens geboren. Ewiger! Du hast mich auch zur Ewigkeit berufen. Was ich hier begonnen, werde ich dort fortsetzen können: dort werde ich Dich in noch hellerm Lichte schauen; dort die heiligen Räthsel gelöset finden, die ich hier nur mit stummer Verehrung anschauen kann. Ach, wie wird sich dort, wenn Deine Gnade mich eines höhern Standpunktes würdigt, Alles anders gestalten, als ich es hienieden sah oder erwartete! — O mein Schöpfer, mein Vater, vor dem ich in Anbetung und ehrfurchtvolles Schweigen hinsinke, wenn ich Deiner Größe gedenke, wie wird mir dann sein, wenn Deine Hand den Schleier von einer schönern Welt hinwegzieht! Vater im Himmel, gib mir Deine Gnade, daß ich in Weisheit wachse, und mich auf den feierlichen Augenblick vorbereite, der mich dort erwartet. O erhöre mein Flehen, mein Schöpfer, mein Vater! Amen.

11.

Die Gefahren der Wollust.

1. Kor. 6, 18.

Laß Deiner Wahrheit reines Licht,
Du Reiner, nie verlieren,
Uns stets vor Deinem Angesicht
Mit Scham und Unschuld zieren;
Und Schmeichlerstimmen uns entzieh'n,
Und jeden Reiz zur Sünde flieh'n,
Uns durch Gebet bewahren.

Wenn die Sünde muthig von allen Gemüthern zurückgewiesen wird, und sie umsonst eines Herzens sich zu bemächtigen strebt, dann nimmt sie die einschmeichelnde Gestalt der Freundschaft und Liebe an, hüllt sich in das Gewand der Tugend oder der Freude, hängt sich an unsere schönsten Gefühle und vergiftet die Seele durch den Körper.

Und welches Laster ist in unsern Tagen gemeiner, als das Laster schnöder Wollust? — Herrscht es nicht in der niedrigsten Hütte, wie in Palästen? Ist nicht oft der Richter, welcher den Stab über das Leben der Kindesmörderin bricht, strafbarer, als die unglückliche Verführte? Ist der Ehebruch nicht allzuoft die Schmach derer geworden, welche das Volk regieren, und ihm ein Vorbild gesetzmäßigen Wandels sein sollen? Vergiftet der Hauch der Wollust nicht schon den reinen Sinn der Jugend, und tödtet die Blüthen der Unschuld, ehe sich dieselben entfalten konnten?

Wo weilt die Einfalt der Sitten, wenn sie nicht mehr unter dem Strohdache des Landmanns beherbergt wird, und selbst die Armuth nicht ihre Schutzwehr sein kann? Wo soll ich das Glück ehelicher Treue suchen, wenn es selbst aus der ehrwürdigsten Klasse des Volks, aus dem Bürgerstande, verschwinden will? Wo soll ich mit Entzücken noch die harmlose Unschuld bewundern, wenn sie mit dem ersten Erwachen der Jugend entflieht?

Fürsten, Gesetzgeber, Obrigkeiten, Erzieher, Väter, Mütter, wem Menschenwohl, wem Vaterland, wem Freiheit, wem Religion, wem Ewigkeit theure, heilige Namen sind! — auf jenes Laster achtet mit dem höchsten Ernste, das die Kraft des Landes tödtet, die Ehre eures Hauses besudelt, und eure Kinder schon durch fortgepflanztes Gift in den Wiegen ermordet. Es ist das allgemeinste; das weit verbreitetste, und darum das gefährlichste. Es geht mit frecher Stirn über die Straßen; es errichtet sich offene Altäre; ihm verschwendet der Reiche sein Erbtheil von den Vätern; ihm vergeudet der Jüngling seine edelste Kraft; ihm weihen Künstler ihre entehrten Talente, und Kinder weihen Kinder in die Ge-

heimnisse der Schande ein. — Es ist das gefährlichste der Laster, indem es die Zwecke der Schöpfung unmittelbar zerstört, und den ehrwürdigen Naturtrieb der Fortpflanzung des Geschlechts zum Werkzeug seiner Sättigung, zur Fessel seiner Sklaven macht.

Alle Sünden, die der Mensch thut, ruft **Paulus**, sind außer seinem Leibe, **aber der Wollüstling sündigt an seinem eigenen Leibe!** Er entweiht diesen Leib, der ein Tempel des heiligen Geistes sein soll.

Leichtsinn und Irreligiosität wandeln jederzeit vor der Wollust einher und bahnen ihr die Straße. Scherze und thierische Freuden umgaukeln die Sünde, damit ihre scheußliche Gestalt verhüllt werde, die vornen als eine reizende Schönheit, hinten als moderndes Gerippe erscheint. Ihr nach folgt die hohläugige Verzweiflung, die bleiche Reue, die Eifersucht mit dem Dolche im eigenen Herzen, der beflügelte Tod, und das Heer ekelhafter Krankheiten in schauerlichem Gedränge.

Woher denn die Schaar unzähliger, gräßlicher Seuchen und Fieber, die der keuschern Vorwelt fremd waren, und jetzt die Gräber mit tausend allzufrühen Opfern füllen? Die Ueppigkeit sandte sie uns. — Woher das geheime Elend von tausend Familien, deren Ruhe, deren Eintracht, deren Glück keine Tonnen Goldes zurückkaufen können? Leichtsinn, Verführung und Ehebruch brachten es. Woher denn die Erschlaffung und der Verfall großer Nationen, die einst herrlich blühten? Leichtsinn und Wollust entnervte viele ihrer Häupter, ihrer Diener, ihrer Vertheidiger, ihrer Lehrer. Von jeher brachten Weichlichkeit und üppiges Leben den Untergang der Staaten herbei. Nicht Sodom und Gomorrha allein fielen durch die Verdorbenheit ihrer Sitten. Umsonst rief die leise, rührende Stimme der Religion an das menschliche Herz; umsonst tönte der eherne Mund der Weltgeschichte warnend an das Ohr der Herrscher und Beherrschten — sie waren verloren, zum Falle reif, und ihr Tag kam.

O Gott, Du Alleinheiliger, dessen Gesetze der Weltordnung nicht die Ohnmacht der Sterblichen bricht, laß mich Deinen erhabenen Willen und meine Würde nie vergessen. Heilig sei mir die Stimme Deines Wortes! heilig mir der Leib, den Du mir geliehen, und welchen ich zurückgeben muß in der Todesstunde! Wie sollte ich ihn verstümmeln, entkräften, verderben, da ich nur durch ihn auf Erden sein, und durch ihn, wie durch ein Werkzeug, mich veredeln kann!

Die ausschweifende Entartung des edelsten Naturtriebes zeigt sich unter so verschiedenen, zerstörenden Gestalten, wirkt so furchtbar, heimlich und öffentlich, auf alle Stände, Geschlechter und Alter der Menschen, daß der Christ sich mit Grausen von der entarteten Welt abwendet, und die wenigen Vorwurfslosen wie Heilige darin zu glänzen scheinen.

Am beweinenswürdigsten ist die Jugend, welche oft schon ihre Unschuld verloren hat, ehe sie zu dem Bewußtsein der-

selben gelangte. — Wenn Engel, wenn höhere Wesen weinen könnten, ihre Thränen würden um diese Opfer der Sünde am häufigsten fließen. Wie früh wird da schon die Röthe der Schamhaftigkeit vom Hauche der thierischen Lust hinweggeblasen! Wie früh schon die Heuchelei in das Herz des sonst harmlosen Kindes gepflanzt, welches die Laster, die es im Geheimen an sich verübt, verbergen möchte! Ach, die betrogenen Aeltern, welche im gutmüthigen Glauben noch eine Unschuld an ihr Herz zu drücken wähnen, umarmen schon einen geheimen Verbrecher; und wie manche Mutter meinte, trostlos über dem Sarge eines reinen Engels zu jammern, während die Kränklichkeit, die bleiche Farbe, die Nervenschwäche, die außerordentliche Reizbarkeit, der allzufrühe Tod des Kindes, nur die Frucht geheimer Sünde war!

Gewissensbisse und Reue sind im Gefolge jeder verbotenen Handlung, und verboten ist, was man nicht öffentlich einzugestehen wagt. Die Wollust aber, mit welcher sich die Jugend befleckt, wird noch von gräßlichern Uebeln bestraft. Frühe Entkräftung, frühes Verblühen und Abwelken, unvermeidliche Stunden der Schwermuth, die mit dem Hang zum Selbstmord enden, folgen dem jungen Sünder.

Wenn er mit bleichgelben Wangen, mit erloschenem Blick dasteht neben dem blühenden, keuschen Jüngling, neben der sittsamen, schuldlosen Tochter: wie muß ihn dieser Anblick beugen! Das Laster hat sich, ihn verhöhnend, an seine Stirn geschrieben; es verkündet sich aus seiner ganzen Haltung. Er wagt es nicht, dem Tugendhaften frei und heiter in das Auge zu sehen, und fürchtet in Jedem, der ihn betrachtet, einem Entdecker seiner Schande zu begegnen.

Beklagenswürdiger, höre auf, dich zu zerstören, höre auf, dem frühen Tode mit verdoppelten Schritten entgegen zu rennen! Werde wieder die Hoffnung deiner selbst und der Deinigen; rette dich vor dir selbst; deine Unschuld ist ewig verloren, aber nicht deine Tugend. Du hast geirrt; sündige nicht länger; fliehe jeden Anlaß zur neuen Verführung; meide jede Einsamkeit, die dir gefährlich wird; fliehe und zerstreue dich, wenn der Augenblick der Verführung gegen dich andringt. Rühmlich, wie die Unschuld, ist der vollkommene und dauerhafte Sieg, wenn du ihn erringst.

Was ist dem Jammer christlicher Aeltern zu vergleichen, wenn eine Tochter die Beute viehischer Wollust, der Raub der Verführung wird? — Sie erliegt unter der Last der öffentlichen Schande und unter dem Spott der Bekannten, unter dem Fluche der Verwandtschaft, unter den Thränen der Mutter. Ihre Freundinnen schämen sich ihrer; der Kranz jungfräulicher Ehre ist von ihrem Haupte gerissen. Welcher redliche Mann möchte der Gefallenen die Hand bieten, und die Geschändete zur Ehre seines Hauses machen?

Unerbittlich ist das Gericht der Welt über die Entehrte, welche den Augenblick geiler Lust mit der Einsamkeit und Freudenarmuth des ganzen Lebens büßt. Und wenn die Welt den Fehltritt vergessen und verziehen hätte: kann ihn die Tiefgesunkene vergessen? Jeder Tag bringt ihr neue Vorwürfe, und die Erinnerung geht in ihre Träume über.

Umsonst sucht manche Unglückliche ihre Schuld mit einem neuen Verbrechen zu verbergen. Die Wahnsinnige, verlassen von allen Hoffnungen und selbst vom Troste der Religion, färbt ihre Hände mit dem Blute des Kindes, das sie gebar. Entsetzlicher Gräuel! Die Elende zerreißt die heiligsten Bande der Natur, und wird die Mörderin ihrer eigenen Frucht. Sie hatte nicht den Muth, Mutterfreuden zu fühlen, wenn gleich von den Thränen der Reue getrübt; aber sie will den Muth haben, Mörderin zu heißen, und des schimpflichsten Todes zu sterben! Vergebens ruft sie den tiefen Strom, vergebens das schwarze Gehölz, vergebens die Finsterniß der Nacht bei ihrem Verbrechen zu Hilfe. Der Strahl des Tages beleuchtet endlich jede Schandthat, und die Hand der göttlichen Vorsehung deckt das Verbrechen auf, unter welchem das Blut der Unschuld zum Himmel schreit.

Soll ich die bangen Qualen schildern, welche im Kerker die einzige Gesellschaft der Sünderin sind? — die jammervollen Nächte, in welchen ihr die trauernden Gestalten ihrer Aeltern, ihrer Geschwister, ihrer ehemaligen Gespielen erscheinen? — die schweren Bekenntnisse der Sünden vor dem ernsten Kreise der Richter, denen sie selbst ihre Schande offenbaren muß? — die düstern Ahnungen der Zukunft, welche den Todesschweiß von ihren blassen Wangen gießen?

O du, der du dich jemals in verruchter Geilheit der keuschen Ehre einer Jungfrau mit verführerischen Worten nahtest; der du jemals durch deine höllische Kunst eine arglose Unschuld um ihre Ehre betrogest; der du jemals den ersten Funken der Wollust in ein sonst reines Herz geworfen hast — Wollüstling, Verführer! dem nichts zu heilig ist, seine thierischen Gelüste zu stillen: könntest du, nur du, der Zeuge von den Leiden der Verführten sein! Vielleicht ist es dir gelungen, daß die gräßlichsten Folgen deines Verbrechens dich nicht unmittelbar trafen. Aber weißt du, ob deine ersten Lockungen zur Sünde nicht der Same dieser Hölle wurden? ob der Funke der Wollust, den du in ein noch unverdorbenes Herz streutest, nicht zuletzt die Flamme wird, welche die Seligkeit und Freude des Mädchens verzehrt?

So erscheine dir dann, Unreiner, die betrogene Unglückliche in ihrer Todesnoth; sie erscheine dir mit ihren zahllosen Thränen, die ihre und deine Schuld nicht abwaschen können; sie erscheine dir mit ihren abgehärmten Wangen, von welchen du zuerst die heilige Gluth der Scham

hinwegzunehmen frech genug warst; mit ihrer Verzweiflung, die dem ersten Lächeln folgt, womit sie dich begrüßte. Sie zeige die ihre vernichtete Gesundheit, ihre vom Blute der Unschuld gefärbte Mutterhand. Auch du hast an diesem Blute Theil! Du warst der Erste, der die Unglückliche auf die Bahn des Lasters und des Todes schmeichelnd hinführte!

Hinweg, o meine Seele, von diesen grausenvollen Bildern, die in dem Leben der heutigen Welt leider in jedem Tage erneuert werden. Ich will nur das Loos der unmündigen Kleinen beklagen, welche, außer der Ehe erzeugt, ohne eigene Schuld den Fluch tragen müssen, der ihre Aeltern drückt. Ihre Aeltern? Wer sind sie? Vater und Mutter erröthen vor dem unglücklichen Kinde, dem Zeugen ihrer Schande. Es ist schon Waise, ehe es die Wiege verlassen kann. Es ist schon verstoßen, ehe es sich an die Menschen anschließen kann. Es lernt vergebens den süßen Vater- und Mutternamen stammeln; Niemand will ihn hören. Es steht mit seinen Thränen allein in der Welt, und kann seinen Schmerz an keinem Vater- und Mutterherzen ausweinen; kann seine kleinen Freuden mit keinem Bruder, keiner Schwester theilen. Es wird von fremden Händen gepflegt; es ist überall Stiefkind.

Ihr Unbarmherzigen, die ihr diese beweinenswürdige Unschuld verstießet, die ihr die Schande vor dem ewigen, gerechten Gott der Schande vor der Welt vorzoget: euch richtet Gott! er richtet euch! — Jenes Kind; es ist euer Blut; ihr wollet es verläugnen, Gott aber, der Allbarmherzige, verläugnet es nicht. Es wird ein Tag des Schreckens euch die Thränen, das Elend und den Fluch des Verläugneten vorrechnen!

Gott straft die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied! Diese furchtbare Drohung sehen wir noch täglich um uns her an denen erfüllt, welche thierischer Wollust fröhnten. Es trägt das neugeborne Kind in der Wiege die Spuren des von den Ausschweifungen der Aeltern vergifteten Geblüts; es ist der Erbe ihrer Entnervung, ihrer Schwäche, ihrer Schwermüthigkeit; es welkt früh zum Grabe hin, und die Reue des verzweifelnden Wollüstlings heult zu spät zwischen den theuern Leichnamen seiner Erzeugten. Er war ja durch seine Ausschweifungen ihr Mörder; seine Unkeuschheit hat den Keim des Todes in ihnen zum Keim des Lebens gesellt. Ganze Geschlechter starben durch die Sünden der Wollust aus.

Wer schaudert nicht vor diesem Bilde, das tausend Erfahrungen noch schrecklicher darstellen, als ich es nur denken will und kann!

Sünder, dessen Blicken diese Zeilen, diese Worte begegnen, dessen schuldbewußtes Herz lauter pocht: ermanne dich, wenn du noch kannst, und rette mit einem verzweifelnden Muth die Neige deiner Kraft und

deines Lebens! Sünden übtest du immer zu früh; Besserung des Herzens kommt nie zu spät.

Ihr aber, Edlere eures Geschlechts, unverdorbene Seelen, rettet euch vor den Versuchungen der Wollust, da es noch Zeit ist; bewaffnet euer Herz schon früh gegen die Gewalt der Verführung und des üppigen Leichtsinns durch hohe, unvertilgbare Schamhaftigkeit. Denn Schamhaftigkeit ist lange, ist selbst dann noch die Beschirmerin der Tugend, der Unschuld, wenn diese schon im Sturme schändlicher Leidenschaften anfangen zu wanken. Entfernet von euch alle Bilder der Wollust, alle sittenverderbenden Bücher, alle Unanständigkeiten in Worten und Geberden. Ist euch die Keuschheit ein Heiligthum, gebet Allen das Vorbild dieser Tugend.

Fliehe die Einsamkeit, wenn dich die Versuchung zum Schändlichen überrascht! — Suche Zerstreuung; beherrsche dich, wenn du nicht elender werden willst. Gedenke deiner guten Aeltern; gedenke derer, die dir am theuersten auf Erden sind; stelle sie dir als Zeugen deiner Schändlichkeit vor. Erzittere vor der Allgegenwart des heiligen Gottes!

Fliehe die Person, welche deine Begierden zu Versuchungen reizt. Sie ist die Vergifterin deines ganzen Lebensglückes! — Vermeide es, ihr jemals ohne Zeugen zu begegnen. Ist sie unschuldig, desto heiliger sei dir ihre Ruhe. Ist sie schuldig — desto mehr zittere, von ihr in den Abgrund endloser Verlegenheiten, Sorgen und Bereuungen hinabgerissen zu werden!

Im Umgang mit einer Person des andern Geschlechts, an der du Wohlgefallen empfindest, denke und sprich und handle nie anders, als daß du ihr die tiefste Hochachtung für deine Tugend einflößest. Versäumst du dies, folgt dir früher oder später Verachtung und Schimpf.

Selbst im Gespräch mit Vertrauten deines eigenen Geschlechts laß nie ein Wort fallen, von welchen du dich schämen müßtest, wenn es diejenige Person hören würde, die du am meisten liebst.

Gedenke der Vorsehung Gottes, und daß durch ihre Leitung der Umstände endlich auch die geheimste Schandthat offenbar werden muß.

Du wirst unschuldig und edel bleiben, so lange du Jesum liebst, und mit Gott einig bist.

Nur Dein Glaube, nur Deine heilige Lehre, Jesus Christus, errettet und erlöset uns aus den Fallstricken, welche das Laster verborgen um unsere Schritte spinnt. Wehe denen, welche von Dir abfallen, und sich auf die Stärke ihrer Vernunft allein verlassen wollen. Ach, diese Vernunft und ihre Gründe, wie spät werden sie in uns erst zu ihrer ganzen Stärke reif; wie fallen sie oft schon unter dem ersten Angriff einer Leidenschaft, einer aufwallenden Empfindung zusammen!

Erhalte, Gott, in mir ein reines Herz und einen frohen Geist zu Dir. Zahllose Menschen, ganze Familien, ganze Völkerschaften stehen als warnende Beispiele vor den Gefahren der Wollust und des üppigen Lebens vor meinen Augen. Möchte diese Warnung nie vor meinem Gedächtnisse entfliehen! Möchte ein unüberwindlicher Ekel vor den niedrigen, viehischen Trieben und Gelüsten die Freudigkeit meines Gemüths beschützen!

Nur Keuschheit rettet mit der Gesundheit des Leibes auch die Gesundheit der Seele. Nur Keuschheit kann mich mit dem edeln Stolze reinen Bewußtseins unter die Augen der Sünder treten lassen. Nur Keuschheit gibt mir vor allen Tugendhaften und allen Verworfenen einen Werth, den mir kein Unglück und selbst die tiefste Armuth nicht rauben können, und macht mich muthig, jederzeit vor Deinem Antlitz, o Allgegenwärtiger, zu erscheinen.

Kein unreiner Gedanke besudle meine Seele, und mein Leib sei die Wohnung Deines heiligen Geistes. Ja, Dir will ich ihn heiligen; rein, wie ich ihn durch Dich empfing, will ich ihn einst dem Grabe zurückgeben.

Du siehst uns, wenn kein Aug' uns sieht,
Du dringst durch alle Nächte!
Ein Herz, das Deinen Blick nicht flieht,
Das leitet Deine Rechte.
O leit' uns, Herzenslenker! . . . Wir
Sind oft so schwach auf Erden hier;
Sei unserm Herzen nahe!

12.

Gottes Führungen.

Psalm 91, 1. 2.

Von meinen ersten Lebensstunden
Hab' ich, mein Gott, Dich treu erfunden;
Was hast Du schon an mir gethan!
Was thust Du, Vater, alle Tage!
Empfind' ich nicht, selbst wenn ich klage,
Daß Niemand Dir gleich lieben kann?

Nie, nie soll mein Vertrauen wanken,
Im tiefsten Elend will ich danken,
Das tiefste Elend kommt von Dir!
Von Herzen kannst Du nicht betrüben;
Du kannst, o Liebe, nichts als lieben,
Du sorgest für uns mehr, als wir.

Warum, o mein Herz, betrübt dich dein Schicksal so oft? Warum siehst du mißvergnügt auf das Glück von tausend Andern, und beklagst dich, daß du nicht im Besitze desselben bist? Warum weinest du über dein Mißgeschick, und beseufzest, daß du gleichsam zum beständigen Kummer in der Welt geboren bist? — Wie? bist du auch wirklich in so hohem Grade beklagenswürdig, als du glaubst? Möchtest du dein Loos mit demjenigen vertauschen, was tausend und tausend Andere empfangen haben?

Du sprichst: Ich bin nicht glücklich, denn fast Alles, was ich unternehme, mißlingt mir; alle meine Sorgen und Arbeiten führen doch zuletzt niemals zu dem erwünschten Ziel. Wie viel Träume habe ich mir schon von meiner Zukunft gemacht; ach, niemals sah ich sie ganz, wie ich erwartete, erfüllt. Ich habe unzählige Entwürfe gemacht, meine Lage oder die Lage der Meinigen zu verbessern; aber vergebens. Es wollte nichts gelingen. Ich klopfte an viele Thüren an; keine wurde mir aufgethan. Immer betrog ich mich in meinen Aussichten; immer ward ich in meinen sehnlichsten Wünschen und Erwartungen getäuscht.

Wahr ist es, wie du klagst. Aber deine Klage ist die Klage aller Menschen, welche mit Ungestüm etwas verlangen, das ihnen das höchste Gut zu sein scheint. Sie sehen, wollen, hoffen nichts, als was sie sich vorgesetzt haben. Mit Eigensinn hangen sie daran, und vergessen, was sie doch anderes Gutes schon besitzen, das viele ihrer Mitmenschen entbehren müssen. Was sie haben, wird ihnen alltäglich, gleichgültig; was sie verlangen, darin glauben sie die ganze Summe ihres Glückes zu sehen. Daher entspringt so viel heimlicher Unmuth und Gram, so viel Vernach=

läſſigung des vorhandenen Guten, ſo viel Verluſt an Lebens- und Freudengenuß, den man haben könnte.

Wenn nicht alle unſere Entwürfe immer gelingen, beweiſet es uns, daß wir einer höhern, Alles leitenden Hand unterworfen ſind. Wir würden aufhören, an einen Allmächtigen zu glauben, wenn wir ſelbſt allmächtig wären; wir würden aufhören, zu dem Allerweiſeſten hinaufzublicken, wenn wir ſelbſt durch unſere Klugheit und Einſicht unſer Schickſal am beſten zu lenken verſtänden.

Du ſtrebſt nach Vielem, und haſt nach Vielem geſtrebt; es wollte dir nicht gelingen. Wenn du am Ziele deiner Wünſche zu ſtehen glaubteſt, brachte dich oft eine unberechnete Kleinigkeit weit von demſelben zurück. Wenn du dir frohe Tage von dieſer oder jener Zeit des Jahres verſprachſt, überfiel Dich oder den Einen und den Andern der Deinigen eine ſchmerzliche Krankheit. Wenn du glaubteſt, deine Sache wohl eingerichtet zu haben, hatteſt du hier oder da einen Fehler begangen, der alle deine Mühen ganz oder zum Theil vereitelte. Nie erreichteſt du vollkommen dasjenige, was du erreichen wollteſt.

Aber — läugne es auch von der andern Seite nicht — du haſt auch an manches Glück in deinem Leben nicht gedacht, und es kam dir ohne dein Zuthun. Du haſt oft Böſes erwartet, und fürchteteſt den Tag, da es kommen würde, und ſtatt des Uebels überraſchte dich eine unverhoffte Freude. Du verſprachſt dir wenig Gutes von dieſer oder jener Verbindung, von dieſer oder jener Lage, in die du, zum Theil ohne deinen Willen, geriethſt, und fandeſt ſtatt deſſen zahlreiche Annehmlichkeiten.

Dieſes Alles haſt du oft in deinem Leben erfahren. Jedes Jahr, ja jede Woche gibt dir das Beiſpiel davon, wie das, was du eigenſinnig vom Schickſal forderſt, nicht erfüllt wird, und hingegen dir manches Gute zufällt, an das du gar nicht dachteſt. Wie kommt es nun, daß du durch die vielfachen Lehren, welche du empfingſt, noch nicht weiſer geworden biſt? Dieſe Lehren in deinem Lebenslaufe, o Sterblicher! ſie kommen dir von Gott. Sie kommen von Gott, an den du bei deinen Handlungen und Lebensplanen oft am wenigſten denkſt; oder an den du denkſt, weil du mit eigenſinniger Begierde von ihm nur das erbitten möchteſt, was du bei deiner ſchwachen Einſicht für das Vortrefflichſte hältſt. Iſt Gott dein väterlicher Lehrer: warum willſt du nicht anfangen, ſein gläubiger, kindlicher Schüler zu werden? Wenn du an jedem Tage merkwürdigen Unterricht empfängſt: warum wirſt du nicht endlich weiſer, und ſiehſt du nicht auf das Höhere, was dich umgibt, und deine Haudlungen leitet? Willſt du einſt aus der großen Schule des Lebens hervortreten, ohne den erhabenen Zweck deſſelben nur verſtanden zu haben?

Was dir auch begegnet, das iſt Gottes Werk. Welcher Plan dir auch mißlingt, das iſt Gottes That. Welches Glück dir auch unver-

hofft zufällt, das ist Gottes Gabe. Ringe du mit deinen besten Kräften darnach, was dir wohlthätig zu sein scheint; aber glaube niemals mit fester Zuversicht, es sei dasjenige für dich das Beste, was du für das Beste erklärst, sondern vertraue der höhern Weisheit des väterlichen Weltordners. Wende alle deine Klugheit, deine Sorge, deine Arbeit an, gute Ziele zu erreichen; aber setze nie eigensinnig deine ganze Ruhe, dein ganzes gegenwärtiges Glück auf die Erfüllung deiner Absichten. Denke, daß du nicht allein, daß auch Gott im Weltall wirkt; daß es für dich ein gleich großes Glück sei, deine Wünsche mögen vereitelt oder erfüllt werden.

Fange endlich an, Gottes Führungen zu ehren, und dem zu vertrauen, der dich schon mit zärtlicher Sorgfalt bewachte, als du in frühester Kindheit ihn noch nicht kanntest, ihm noch nicht vertrauen konntest. Beginne nichts, vollende nichts, entwirf für deine Zukunft oder für das Schicksal der Deinigen keine Plane, ohne dir selbst das goldene Wort der heiligen Schrift zuzurufen: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird es wohl mit dir machen. Wer nichts durch sich und eigene Kraft, Alles durch Gott erwartet, der wird nie untergehen, der hält sich an der rechten Hand, die zur Seelenruhe, zum unzerstörbaren Glücke leitet.

Ehe noch Jesus Christus mit höhern Offenbarungen in die Welt trat, vertrauten schon die Weisen des Alterthums der höchsten Weisheit des Weltregierers. Sie zählten bei allen ihren Unternehmungen nicht sowohl auf ihre eigene Stärke, auf eigene Klugheit, als auf den Segen dessen, der das Schicksal des Weltballs und des kleinsten Wurmes am Grashalm ordnet. Wie? wir sind Christen, theilhaftig der Offenbarungen Jesu, und gedenken minder an Führungen Gottes, als die Heiden!

Gott führt Alles.

Wer wagt es zu bezweifeln? Und wenn du es nicht bezweifelst: warum lebst und wirkst du, als hinge Alles von deiner eigenen Macht ab? Und wenn du es nicht bezweifelst: warum verläßest du dich auf deine eigene Kraft, auf deine Weisheit, als wenn du allein wüßtest, was zu deinem Frieden diene? Und wenn du es nicht bezweifelst: warum haderst du mit dem Schicksal, warum murrest du, wenn deine Entwürfe fehlschlagen, und deine Hoffnungen nicht reif werden?

Ja, Gott führt Alles! Streue muthig deine Saat aus, aber von dem dort oben erwarte Gedeihen; erbaue deine Hütte, aber von dem dort oben erwarte Schutz gegen Sturm und Flammen und Wassersnoth; entwirf Plane für deine Zukunft, aber zähle nie fest auf ihr Gelingen, sondern denke dir auch den Fall, daß das volle Gegentheil von deinen Wünschen eintreffen kann, eintreffen muß, weil der, der Alles führt, am besten weiß, was dir, was Andern das Beste ist, und sieh dich darum auf den Fall deines Unglück, wie du es nennst, vor. Erwirb dir ein größeres zeitliches

Vermögen, aber von dem dort oben erwarte, ob es dir heilsam sei; arbeite, sorge, schaffe, aber von dem dort oben erwarte den Segen und die Frucht. Er gibt, was dir wohlthun wird. Denn er führt Alles.

Gott führt Alles! Es ist kein Ohngefähr im Weltall, sondern nothwendiger Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen. Es ist kein Ohngefähr im Weltall, und keins in dem Schicksal des geringsten Wurms. Von der ewigen, ordnenden Weisheit wird Alles umfaßt und geleitet, was da ist. Rechne daher nicht bei deinen Unternehmungen auf glückliche Zufälle, sondern auf die Einsicht der höchsten Weisheit. Erwarte keine Wirkungen von einem dir günstigen Ohngefähr, sondern von der Leitung dessen, was du thatest, in dem ungeheuern Zusammenhange der Begebenheiten. Denke nicht: mir kann dieses oder jenes so gut zu Theil werden, wie einem Andern; er hatte nur das Glück! — Nein, er hatte den Willen des Weltregierers für sich.

Gott führt Alles! In der ganzen Schöpfung ist das heilige Gesetz der Nothwendigkeit, und im Reiche der Vernunft sind Ohngefähr oder Zufall Worte leeren Unsinns. Kein Ohngefähr schrieb den Weltkörpern ihre unendlichen Bahnen vor, welche sie regelmäßig durchlaufen müssen; kein Zufall dreht den Erdball, daß er in bestimmten Zeiträumen Tag und Nacht habe; daß die Frühlingssonne im berechneten Augenblick herankomme; daß Sommer und Herbst unveränderlich mit dem Winter wechseln, und die Geschöpfe der Erde, Thiere und Pflanzen, ihr volles, kräftiges Gedeihen, ihre Thätigkeit und ihre Ruhe empfangen. Es ist kein Ohngefähr der innere Bau deines Leibes, daß das Blut durch tausend Adern deinem schlagenden Herzen zuströmt, und wieder zurückgestoßen die alleräußersten Theile des Körpers durchfliegt; daß wunderbar von den Werkzeugen deiner Sinne zarte Nervenpaare durch das Gewebe deines Innern fortziehen, bis wo sie alle in Eins zusammentreffen, ohne einander hinderlich zu werden, da, wo deine thätige Seele sie alle regiert nach Willkür. Es ist kein Zufall, daß dem Adler der Fittig gegeben ward, um in den Höhen zu schweben, und dem Fische Schwimmblase und Floßen und die schlüpfrige Decke, um auf dem Boden des Meeres oder der Flüsse Nahrung zu suchen und Wohnung. Es ist kein Zufall, daß der Dornstrauch sich mit Stacheln überzieht, daß der Fruchtbaum nur seine und keine andere Frucht erzeugt, und der Rosenbusch keine andern Blumen tragen kann, als Rosen.

Wenn in der todten Welt Alles nach den weisesten Gesetzen geordnet ist: meinst du, das höhere Reich der Geister werde vom Scepter des blinden Zufalls beherrscht und von Gott vergessen, von ihm, der selbst der Erhabenste der Geister ist? So wäre in der todten Schöpfung, in dem, was Staub ist, die Ordnung des Lebens; hingegen aus dem Reiche des Lebendigen, aus dem Gebiete selbstthätiger Seelen die waltende, Alles

leitende Hand des Schöpfers gewichen? — O welch ein Wahnsinn, der sich selbst betrügt, und den Staub über den Geist erhebt, und das Vergängliche über das Ewige!

Gott führt Alles! Ja, auch deine Schicksale führt er; nicht du bist der Schöpfer deiner Schicksale, nicht ein Ohngefähr ist es, sondern der heilige Gott, welcher dich in die Welt rief, um dich zu höhern Seligkeiten, zu Vollkommenheiten zu erziehen, für welche unter dem Himmel kein Name gefunden wird. Der Mensch und das ganze menschliche Geschlecht wird hier zu einem erhabenern Beruf erzogen. Die Erziehung selbst aber besteht in der eigenen Art von Schicksalen, die Jeder nach seinem besondern Bedürfnisse erfährt. Völker, die in träge Wollust, Ueppigkeit und Verzärtelung versinken, oder deren Bürger in schnöder Selbstsucht wandeln, weckt das Ungewitter eines Krieges zur Kraft und Sitteneinfalt auf, und allgemeines Elend tödtet die Selbstsucht und ruft die Tugend des bürgerlichen Gemeinsinns hervor. Den Stolz der Reichen beugt plötzliche Verarmung; den Stolz der Aeltern beugt das Grab der Kinder; den Demüthigen erhebt die Gunst der Großen, den Muthlosen ein unerwartetes Heil.

Erinnere dich, o Sterblicher, der schönsten deiner Lebenstage, in welchen dein Herz voll freudiger Gefühle hoch schlug, weil du glücklich wurdest ohne dein Zuthun, und erinnere dich an Gottes Finger! Gedenke der Tage, da du mit Entzücken Gottes Segen erblicktest, wie er dich überströmte und beseligte — ach, tausend Andere hatten ja eben so gearbeitet, eben so gesorgt, wie du, und ihnen ward alles das nicht zu Theil, dessen du dich rühmen konntest. Das war Gottes Hand! Gedenke deiner bangen Lebensstunden, wo du muthlos in die Nächte der Zukunft hinausstarrtest, und das Grab dir beinahe wünschenswerth schien — — o sprich, war es ein Ohngefähr, das die Verwirrungen auflösete, in denen du trauertest? Erinnere dich, wie oft dem Anschein nach ganz unbedeutende Dinge, die du kaum achtetest, auf den Gang deines Lebens den mächtigsten Einfluß hatten, und deine Lage wunderbar änderten! Da wirkte Gottes Hand!

Und darfst du, kannst du diese Hand nicht hinwegläugnen: warum lebst und sorgest du, als ständest du allein in der Welt, als sorgte sonst Niemand für dich? — als könnte dir sonst durchaus nichts Anderes gut und nützlich sein, als dasjenige, was du nur dafür hältst? — als wäre alles Andere, was dir widerfährt, schädlich, unglücklich, deinem wahren Heil entgegen?

Lerne doch endlich deinen tausend Erfahrungen die heilige Wahrheit ab: Gott führt Alles aufs weiseste! Oder träumst du, weiser zu sein, als der Allwissende? O blödsinniger Sterblicher, kennst du die dunkle Stelle, von welcher dich der Wink Gottes hervor ins helle Leben

gerufen hat? Kennst du das entfernte, herrliche Ziel schon, zu welchem er dich hinleitet? Wie wagst du es, zu verdammen, was er an deinen Schicksalen hinzuthut oder wegnimmt? Wie wagst du es, unzufrieden gen Himmel zu schauen, wenn er deine Wünsche, auch deine heißesten, unerfüllt zu lassen heilsam fand?

Vor den Augen Gottes liegt die unendliche Vergangenheit aufgeschlagen, wie ein offenes Buch; er weiß die Millionen Quellen von den Ereignissen, die durch die Stunden des heutigen Tages über das Menschengeschlecht hinströmen — er ordnet diesen Strom der Dinge — du erblickst von Allem nicht den tausendsten Theil. Ist es also nicht ein thörichtes Vermessen, wenn du in deinen Begebenheiten, bei deinen verfehlten Wünschen, den Gang des großen Verhängnisses tadelst? Und ist dein Klagen, dein Murren nicht ein Tadeln der Allwissenheit?

Vor den Augen Gottes liegt die unendliche Zukunft der Zeiten hell, wie ein klarer Thautropfen, wo du nichts als die Finsterniß einer ungeheuern Nacht wahnimmst. Die Gedanken, Empfindungen und Thaten des heutigen Tages sind die ersten Quellen von Millionen daraus entspringender Begebenheiten der folgenden Tage, Jahre und Jahrhunderte. Gott sieht sie; du ahnest sie noch nicht. Wie, und du Kurzsichtiger meisterst in deinem Unmuth die Verfügungen des Allvaters, der jeden Einzelnen zum Glück Aller dienen, und Alle zum Besten eines Einzigen zusammenwirken läßt? Woher dies Vertrauen auf eigene Kraft, auf eigene Weisheit, der du nicht die Dinge des nächsten Morgens vorauskennst? Und warum so wenig Vertrauen auf die weise Führung dessen, der dein Glück bestimmte, ehe du noch vorhanden warst? Warum bist du, o Blinder, unzufrieden mit den Wegen, die dich die freundliche Hand des Sehenden führt? Warum glaubst du, besser als der Allwissende einzusehen, was dein wahres Glück sein werde?

Nur Gott sieht. Blindlings nach den Eingebungen seiner Triebe begehrt und handelt der Mensch. Der Sterbliche weiß oft, was er thut; nie aber, was er bewirkt. Spielend wirft er den Stein auf die stille Spiegelfläche eines Sees; in weiten Kreisen dehnen sich die Ringe des Wassers von der Erschütterung bis zu den entfernten Ufern, und stürzen dort vielleicht eine kleine Familie von Würmern in die Wellen, von der er nie wußte.

Da nun der Mensch nichts, Gott Alles durchschaut und weiß, so ist unser Klügeln über die Führung Gottes, und ob nicht dieses oder jenes besser für uns gewesen sein würde, eine Thorheit; unser unzufriedenes Murren bei mißlungenen Wünschen aber ist sträflich.

Gott führt Alles gerecht!

Erfreue dich, fromme, glaubende Seele, dieser erquickenden Worte: Gott führt Alles gerecht! Und du, o triumphirender Verbrecher, dem

seine Schandthaten gelangen, erblasse, denn Gott führt Alles gerecht, weil er der Heiligste ist.

Frommer Dulder, der du unverschuldetes Leiden tragen mußt, nicht vergebens bürdete dein immer liebevoller Vater dir diese Last auf. Er wollte, du solltest sie tragen; er hilft dir sie tragen. Durch Schmerzen sollst du geläutert und veredelt werden. Dein Leiden ist dir Wohlthat, wird Andern ersprießlich, ohne daß du es weißt. Vertraue deinem ewigen, gerechten Vater, vertraue dem großen Vergelter! Auch deine Stunde der Erlösung, der Freiheit, der Ruhe und Beglückung wird schlagen!

Du, den Neid und Verleumdung verfolgen; du, dessen Unschuld unterdrückt weint; du, dessen Verdienst und Tugend verkannt wird — erhebe deinen Muth. Was dir auch widerfahre, es geschieht nichts gegen Gottes Willen. Er führt Alles gerecht! Deine Verleumder werden einst zu Schanden werden; deine Unschuld wird einst gerechtfertigt glänzen; deiner Tugend, deinem Verdienste werden endlich selbst Widersacher den Kranz aufsetzen müssen.

Gott führt Alles gerecht! Erzittere, scheinheiliger Sünder, wenn heute auch die Welt noch deine Bosheit nicht entlarvt, die schwarzen Werke deiner Rache, deines Hasses, deiner Wollust nicht verrathen sieht — der Tag der Entdeckung bleibt nicht aus. Denn also ist in der Weltordnung Alles eingerichtet, daß die Folgen der Begebenheiten endlich jeden Gräuel an das Licht des Tages ziehen, so wie das Meer keinen Leichnam behält, sondern wieder ans Ufer auswirft. Umsonst willst du die Umstände bezwingen, die Ereignisse regieren — Gott ist's, der Allerheiligste, welcher sie mit Allmacht beherrscht, und er führt Alles gerecht! Wenn wir nur aufmerksam auf die Schicksale der Menschen, der Könige und Bettler, wären; wenn wir nur auf den Zusammenhang unserer eigenen Begebenheiten achten wollten: wir würden oft mit tiefem Erstaunen die Weisheit und Gerechtigkeit der göttlichen Führungen wahrnehmen, und anbetend zu dem Unbegreiflichen emporschauen. Aber daß wir immer nur, gleich dem Thiere, nach dem hinblicken, was uns zunächst liegt, daß wir uns von unsern alltäglichen Begierden, von unsern selbstgemachten Entwürfen und kleinen Wünschen gewöhnlich ganz verschlingen lassen, — das ist's, was uns blind gegen die Wunder der göttlichen Weltverwaltung, und ungerecht und thöricht und vertrauenslos macht.

Gott führt Alles auf das gütigste!

Endlich ist doch das Ziel der höchsten Weisheit in der Leitung unserer menschlichen Verhältnisse, selbst der Gerechtigkeit des Vergelters, nichts Anderes, als unser Aller Glück. So sind die Führungen Gottes nur neue Wunderwerke der unergründlichen Liebe des Vaters im Himmel. Denn er will nichts, als die wahre Seligkeit jedes Einzelnen; nur dafür rief er uns ins Leben; nur dafür gab er uns Antheil

an Jesu himmlischen Lehren, nur dafür Theil am Blute des Welterlösers; nur dafür leitet er uns durch Kummer und Ungemach.

So führt auch jeder menschliche Vater sein Kind, welches er wie sich selbst liebt. Und das Kind, von dieses Vaters Liebe überzeugt, murrt nicht, tadelt nicht, sondern vertraut der Weisheit und Güte dessen, der es erzieht. Es empfängt segnend aus der liebevollen Hand die freundlichen Gaben und Geschenke, aber dankbar auch die Strafen seiner kleinen Fehler; es nimmt die Freuden, welche des Vaters Hand ihm auf den Pfad seiner Jugend streut; aber auch die Mühseligkeiten, die schweren Uebungen seiner zarten Kräfte übernimmt es willig, wenn es gleich noch nicht begreifen kann, wozu dies Alles ihm dereinst in männlichen Jahren nützlich sein werde.

Ist nun Gott unser Vater: warum wollen wir nicht bei seinen Führungen thun, gleichsam wie gute Kinder sollen? Wir wissen es, unser ganzer Lebenslauf bezeugt es, unsere Vernunft verbürgt es, das göttliche Wort versichert es: Er führt Alles auf das gütigste! Wohlan, so wollen wir uns freudig diesen Führungen hingeben; zufrieden mit dem, was wir haben, das Kommende erwarten ohne Scheu; nicht mehr eigensinnig an unsern Lieblingswünschen hangen, sondern voraus überzeugt sein: sie mögen erfüllt oder vernichtet werden, immer ist es Gottes Liebe, Gottes Sorge für unser Bestes, welches jene Wünsche erfüllte oder vernichtete.

Ja, mein großer, mein ewiger, weiser Vater, ja, ich bin ruhig über Alles, was mir begegnen mag, und wozu Du mich und die lieben Meinigen auch noch bestimmt haben mögest. Ich will mich halten an Deiner Hand, Du wirst mich immerdar führen auf den rechten Weg. Und welche Pfade Du mich auch betreten lässest, alle leiten mich, o höchste Güte, zu meinem Glück. Dies Glück aber ist nicht Reichthum, Würde, Ansehen oder Macht auf Erden — was frommt mir endlich dies Alles, wenn ich vielleicht nach wenigen Jahren oder Monden schon eine Leiche sein sollte? — Nein, das Glück ist höherer, ewiger Art — es ist Geisterglück. Ich kenne keinen Namen dafür, es wäre denn der Name: bei Dir zu sein!

Darum schmückest Du, o Allgütiger, diese Welt mit so vielen Reizen, daß wir darin Deine Güte erkennen. Darum muß die Welt für uns oft voller Dornen sein, daß wir uns ihr nicht ganz hingeben, sondern, gleichsam von ihr selbst zurückgestoßen, uns wieder erinnern, daß wir nicht ihr, sondern einem höhern Leben angehören sollen.

Darum, wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe! Der Herr ist meine Zuversicht, der Höchste ist meine Zuflucht. (Ps. 91, 1. 2. 9.)

13.

Die Macht des Gewissens.

2. Kor. 1, 12.

Heil'ger Gott! nichts freut auf Erden,
Ohn' ein heiliges Gemüth;
Gold und Gut muß Asche werden,
Und der Schönheit Pracht verblüht.
Nur ein freudiges Gewissen,
Das vor keiner Schuld erbleicht,
Kann das Leben uns versüßen,
Macht uns selbst das Sterben leicht.

Es tönt in der Brust aller Sterblichen eine fremde, eine heilige Stimme, und Jeder vernimmt sie, von welcher Religion er auch sei; selbst der Heide, dem nie das Licht der Offenbarung ward. Sie tönt; kein Schmeicheln, kein Unwille, kein Vernünfteln bringt sie zum Schweigen; immerdar ruft sie: Mensch, sei gerecht!

Umsonst treibt sich der Religionsspötter in frechem Leichtsinn umher, und hält Alles für Werk des Zufalls, den frommen Glauben für Pöbelwahn, das Christenthum für einen politischen Zaum, das rohe Volk zu bändigen; umsonst will er an keine Tugend glauben, sondern achtet sie für Schwärmerei oder Heuchelei; umsonst will er sich bereden, es sei Alles gut, was Klugheit, List und Eigennutz anrathen; umsonst möchte er einen Gott aus der unermeßlichen Schöpfung, einen vergeltenden Richter über den Sternen wegläugnen, — die innere Stimme ruft: Du lügst, Mensch! — Die Erde bebt, und Tempel und Paläste stürzen zusammen; es sinken ihm zur Seite Freunde erblassend in den Sarg, und werden Staub und Erde; im furchtbaren Aufruhr der Elemente rauscht der Donner durch alle Himmel, und die Blitze strahlen nieder und verwandeln sein Haus in Flamme und Asche. Der Spötter spottet nicht mehr. Es ist ein Gott! ruft ihm die innere Stimme zu. Es ist ein Gott! lallt er ihr zitternd nach.

Umsonst verspottet der Bösewicht lange die heilige Stimme in seiner Brust, und nennt sie eine Folge seiner Erziehung, einen Nachhall alter Kindermährchen. Er will aufgeklärter sein, als die edelsten der Welt. Er will sich über das erheben, was ihm Vorurtheil zu sein scheint, übt im Geheimen seine Sünden, und blickt höhnisch umher und fragt: wo ist der Richter, der mich richtet? Die innere Stimme ruft: Wälze eine Welt über deine Sünden, sie kommen doch früh oder spät an das Sonnenlicht! — Umsonst wirft er sich in die stürmischen Lustbarkeiten der Welt: er trägt überall den Feuerbrand im Herzen mit sich

herum, einen Funken der Hölle, der ihn heimlich verzehrt. Umsonst will er sich von der heiligen Weltordnung losreißen, in welcher nur das Gute gedeihen, das Böse nur Verderben zeugen kann: eine unbekannte Macht reißt ihn mit sich fort, und bindet ihn und seine Thaten an diese ewige Weltordnung. Verderben quillt aus seinen geheimsten Sünden. Er kann es nicht wehren. Er ist auf immerwährender Flucht vor sich selbst; die Unruhe vernichtet sein ganzes Wesen, die innere Stimme ruft: Gott ist allgegenwärtig!

Umsonst, verleumderischer Neid, verfolgest du die Wahrheit, und willst dem Verdienste seine wohlerworbene Krone entreißen. Was dein Mund verlästert, daß muß wider seinen Willen dein eigenes Herz ehren, und du endest mit der Schande der Welt, die sich über dir häuft.

Umsonst, herzloser Tirann, verfolgest du die Unschuld, um deine eigenen Verbrechen zu rechtfertigen; umsonst verfolgest du sie mit falschen Zeugen und falschen Eiden, umsonst mit bestochenen Gerichten, mit schimpflichen Kerkern, mit allen Foltern: du beugst sie nicht. Sie lächelt kühn dir in das gleißnerische Angesicht; sie lächelt mitten in den Thränen ihres Schmerzes, während du mitten in deinen Triumphen zusammenschauderst; sie steht freudig in ihrem Kerker, während du angstvoll an der schwelgerischen Tafel bebst. Schleppe sie auf das Blutgerüst: ihr Tod ist ihr Sieg, und ihr Sieg ist deine Verdammung.

Das ist die Macht des Gewissens, welche, wie ein unsichtbarer Engel, in die Versammlung der Sterblichen tritt, und Wahrheit, Gerechtigkeit und Unschuld emporhält, wären sie auch von aller Welt verlassen; den Verbrecher ergreift, flöhe er auch in die entlegenste, dunkelste Höhle; und den Sünder zu Boden wirft, säße er auch auf Thronen, und ständen gewaffnete Heere ohne Zahl zu seinem Schutze um ihn her.

Es ist das göttliche Gesetz dessen, was gut und wahr und gerecht ist, in aller Menschen Gemüth geschrieben. Daher zeuget auch selbst bei den Heiden die Stimme des Gewissens, und über jedes unserer Werke verklagen oder entschuldigen sich unsere Gedanken unter einander. (Röm. 2, 14. 15.)

Das Gewissen lehrt! Es lehrt auch den Unwissenden, was er thun müsse. Niemand darf sich vor der Welt, noch weniger vor sich selbst, am allerwenigsten vor Gott dem Allwissenden wegen seiner begangenen Fehltritte entschuldigen, daß er nicht gewußt habe, was recht oder unrecht sei.

Das Gewissen lehrt! Es ist unbestechlich, es richtet gerecht. Folgst du diesem heiligen Gefühle des Guten, so wirst du nie absichtlich irren, nie wissentlich Böses thun, und mit dir selbst in stiller Zufriedenheit sein. — Horche auf die Stimme dieses Lehrers, mag auch deine Sinnlichkeit noch so verführerisch dagegen schreien. Horche auf die Stimme,

besonders in zweifelhaften Fällen, wo du von ganz entgegengesetzten Neigungen irre werden könntest, wo dein Vortheil vielleicht nicht ohne Ungerechtigkeit gegen Andere bestehen kann; wo du großes Gutes stiften könntest, wenn dein Eigennutz, deine Eigenliebe sich dafür zu irgend einer Aufopferung verstehen wollte. Du sinnest vielleicht auf Rache gegen einen Menschen, dem du nicht wohl willst; dein Gewissen spricht: Sei edler, als er, und beschäme den Elenden mit Großmuth! — Vielleicht verwirren unanständige Begierden deine Sinne; dich lockt die Wollust zu einem Verbrechen, zu einer Ausschweifung; dein Gewissen ruft: Verwegener, willst du das Gift des Lasters in die Brust der Unschuld werfen? Willst du, gleich Satan, ein Paradies zerstören? — Vielleicht gelüstet dich nach fremdem Eigenthum, vielleicht nach ansehnlichem Vortheile, der durch leichten Betrug zu gewinnen wäre; dein Gewissen ruft: Halt ein, und laß den Vortheil fahren, der dich vor dir selbst verächtlich machen muß!

Was hättest du, und wenn du die ganze Welt gewännest, und nähmest Schaden an deiner Seele? Vielleicht reizt dich deine Eitelkeit, durch witzige Einfälle dir und Andern ein Fest zu geben, indem du einen Dritten lächerlich machst; dein Gewissen ruft: Freche Lästerzunge, wie schnell würdest du verstummen, stände der Verspottete plötzlich neben dir!

Das Gewissen lehrt! Es lehrt mit Ernst und Gerechtigkeit; du findest auf keinem andern Wege dein Glück, als wenn du seinen Winken nachgehest. Ueberrede dich keines Andern; klügele nicht einen Ausweg aus, wo du unerlaubte Wünsche und Neigungen befriedigen könntest, ohne deinen Gefühlen des Rechten und Anständigen wehe zu thun. Du klügelst falsch. Dich lockt eine Uebelthat, und hinter dem Rücken der Uebelthat lauert schon verborgen die Reue auf dich. Das Gewissen läßt mit sich keinen Vergleich eingehen. Du meinst, mit ihm zu unterhandeln; nein, schwacher Mensch, du irrest dich, du unterhandelst nur mit deiner Schande, der du dich gefangen geben willst.

Das Gewissen lehrt! Es lehrt mit göttlicher Kraft. Es spricht: Thue Dies und meide Jenes, denn es ist recht, und weil es recht ist, sollst du Dieses thun und Jenes unterlassen, nicht aber darum, weil du Vortheil davon haben oder Schande ärnten könntest. Du sollst das Gute und Rechte thun, ohne auf irgend etwas Anderes dabei zu achten. Du sollst es thun, auch wenn es nicht deinen Nutzen befördert. Du sollst es thun, auch wenn es dir Schaden verursachen könnte. So spricht dein Gewissen, so, Mensch, spricht Jesus Christus selbst. Denn wenn du nur das thust, was dir nützet, so hast du deinen Lohn dahin. (Matth. 6, 1. 2.) Du warst nur klug, nicht tugendhaft.

Das Gewissen warnt! Wer Mensch ist, hat gefehlt, und wer da fehlte, der hat die Warnungen seines innern Richters empfunden.

Schon als Kinder bei unsern Spielen oder in unsern kleinen häuslichen Geschäften empfanden wir Bangigkeit, ehe wir, durch Leichtsinn oder verführende Beispiele, oder durch eigene böse Neigung hingerissen, eine unrechte That verübten.

Dem Diebe, ehe er die Hand zu fremdem Eigenthum ausstreckt; dem Wollüstling, ehe er das Wort der Verführung stammelt; dem Meineidigen, ehe er die verbrecherischen Finger zum falschen Schwur emporstreckt; dem Treulosen, ehe er hingeht, aus Eigennutz oder Rache einen Freund, eine Obrigkeit oder ein Vaterland zu verrathen — wie heftig pocht ihm das Herz! Wie furchtbar ernst mahnt das Gewissen ihn vom Verbrechen ab, immer ernster, je näher der Sünder seinem Ziele kommt!

Der Kampf des Menschen mit sich selbst, ehe er zu schlechten Thaten den ersten Schritt thut, der Kampf mit seinem warnenden Gewissen, ist gleichsam das Ringen des Menschen mit seinem guten Engel, der ihn festhalten und nicht fallen lassen will. Ach, vergebens ist der rührende Ernst des Engels! Die Missethat wird vollbracht. Der Engel weicht trauernd zurück und schweigt. Der Sünder taumelt von Schande zu Schande, und immer trauriger, immer leiser tönt die warnende Stimme des göttlichen Boten, der von ihm weicht.

Sehet den noch unverdorbenen Jüngling: er will den ersten Betrug begehen! Er spricht, aber seine Zunge stockt. Er geht, aber seine Schritte sind ungleich und schwankend. Die Verlegenheit ist in allen seinen Bewegungen sichtbar. Er will seine Augen zu euch emporheben, mit welchen er ehemals euch freudig in das Angesicht sehen konnte; aber er kann den Blick der Gerechten nicht ertragen; er fürchtet, ihr werdet die Unruhe seines Gewi*ss*ens sehen. Hier kündet sich das warnende Gewissen. Noch wankt der einstige Liebling der Guten; erröthend schämt er sich vor seinem unwürdigen Selbst. Er könnte nicht in den Spiegel sehen, ohne es zu verabscheuen. Jüngling, der bisher ein unbeflecktes Herz bewahrte, und stolz und frei mit diesem Herzen durch die Welt ging, daß Männer und Greise in ihrer Verdorbenheit ihn beneiden müssen — und du, zartfühlende Tochter guter Aeltern, o *höret auf die warnende Stimme eures guten Engels*, daß er nie von euch weiche! Traget die reine Unschuld eurer Kindheit unbefleckt durch die Welt und durch deren Laster und verdorbene Sitten. Traget sie unversehrt in frommer Brust noch als Männer oder Hausväter, als Weiber oder Hausmütter; o es ist der Mühe werth, ihr bringet den Himmel eurer Kindheit in die Tage eures hohen Alters hinüber!

Jüngling, siehe den entnervten Wollüstling, der die Fülle seiner Gesundheit vergeudete und dem frühen Grabe entgegenkeucht; siehe den Ehrlosen, der bei einem durch Betrug erworbenen Vermögen keine frohen Tage hat, weil an dem ungerechten Gute ein Fluch klebt; siehe den

Mörder, der bleichen Angesichts zum Hochgerichte wankt, weil er im Jähzorn den Bruder erschlug.

O Tochter, siehe die entehrte Jungfrau, wie sie, eine Schmach ihrer Verwandten, sich im heimlichen Gram verzehrt, weil sie allzuleichtsinnig dem schmeichelnden Verführer glaubte; siehe jene Mutter, die von ihren eigenen Kindern verachtet wird, weil sie durch Geiz, durch Rohheit, durch häusliche Unordnung ein Ekel der Welt geworden ist — alle diese Unglücklichen fühlten einst die Warnungen des Gewissens, wie ihr sie empfindet, und wagten es, sie zu verachten.

Das Gewissen straft! Der gute Engel ist nach dem Fehltritt entwichen; der böse Engel wacht mit seinen Qualen. Statt der harmlosen Freudigkeit schleicht die Furcht in das Herz. Noch nie ist auf Disteln eine gute Frucht gewachsen; noch nie hat eine üble That gute Folgen nach sich gezogen. Jahre lang kannst du deine schändliche That verbergen, aber ihre Folgen gehen durch die Ewigkeit und werden deine Verräther. Ein Ohngefähr, ein Zufall, den du nie befürchtetest, eine Stunde, von der du es am wenigsten vermuthen konntest, bringt deine Schande an das Tageslicht. Du bist nicht mehr sicher. Das alte schreckliche Sprichwort ist nur zu wahr: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Auch an dir wird es sich erwahren!

Könnten wir manchen Menschen in seiner Einsamkeit sehen, wenn er von seinem bösen Gewissen gefoltert dasitzt, wie verlassen von Gott und Menschen, und sich selbst verachten muß; wie er beim Anblick jedes Rechtschaffenen seine Verworfenheit fühlt; wie selbst ein Wort, unschuldig von Andern hingesprochen, ein Dolchstich in seinem Herzen wird; wie jeder Umstand ihn aus seiner erkünstelten Sicherheit aufschreckt! Wahrlich, die Schlangenbisse der Reue schmerzen heftiger, als aller Vortheil, alle Freude uns in der sündigen Stunde wohlthat.

Die Plage des bösen Gewissens mischt sich in alle unsere Vergnügungen. Gelingt es dem Bösewicht, sich selbst in den Zerstreuungen des Tages zu vergessen: das Andenken an sein Unrecht schleicht gespensterhaft in der Nacht an sein Bett. Er sehnt sich nach dem Schlafe, aber die Erinnerung verfolgt ihn in schweren Träumen. Mancherlei und groß können menschliche Leiden sein, aber nur eins ist das schrecklichste von allen — es ist die Gewissensangst. Sie haßt den Sonnenschein, der ein Verbrechen beleuchten könnte, und schaudert vor der Dunkelheit der Nacht, worin Verrätherei zu schleichen pflegt. Sie flieht die Einsamkeit, wo das Gedächtniß der begangenen Schandthat nur lauter wird, und flieht die Gesellschaft, um nicht ihre eigene Verrätherin zu werden.

Unaufhörlich zittert das schuldbewußte Herz vor dem Augenblick, welcher der letzte seines Geheimnisses ist. Aber die Pein der Furcht und der ewigen Vorwürfe steigt endlich so hoch, daß der Sünder, um von der

Höllenangst frei zu sein, selbst hineilt, und sein Vergehen bekennt. Wie mancher Mörder hatte keine Ruhe mehr, bis er zum Richter lief, und seine Schuld offenbarte! Wie mancher Betrüger lag auf dem Todtenbette, und konnte nicht sterben, bis er an dem Betrogenen oder dessen Kindern seine Schuld wieder gut gemacht hatte!

Dies ist die furchtbare Macht des Gewissens! Es kann eine Zeit lang übertäubt, nie unterdrückt werden. Es erwacht, und je später, desto entsetzlicher. Der Sünder wird der Raub seiner Reue, er muß die Frucht seiner Schande ärnten, und wäre es erst am Rande des Grabes, wo er trostlos verzweifelt.

Das Gewissen lohnt! So göttlich lohnt es, als die verschmähte Tugend furchtbar rächt.

Wer ein frohes Bewußtsein hat, sieht in allen Menschen, die ihm begegnen, nur Freunde. Er weicht Niemand aus; er hat Keinen zu scheuen. Er beklagt den Lasterhaften; er liebt den Rechtschaffenen, und steht Jedem offen zur Rede. Sein Gemüth lebt in ewiger Heiterkeit. Die Freude, welche ihm die wechselnde Stunde reicht, genießt er mit vollen Zügen, und das Unglück, welches ihn überrascht, trägt er mit männlichem Muthe; ihn stärkt das Gefühl: Du warst eines bessern Schicksals werth, und hast deine Leiden nicht verschuldet. Gott ist mit dir.

Sehet die verfolgte Unschuld: mit dem Stolze eines reinen Gewissens verläßt sie den gräuelvollen Palast, und wählt den Bettelstab; mit göttlicher Ruhe spricht sie zu ihren Verfolgern, wie Jesus einst in Gethsemane: ich bin es, den ihr suchet. Irdische Schmach kann sie nicht entehren, alle Trübsal ihr nicht den himmlischen Frieden entreißen. Der Kerker verwandelt sich vor ihr in Anmuth, und soll sie das Blutgerüst besteigen, da feiert sie ihren höchsten Triumph; es ist eine Verherrlichung ihrer selbst; über ihrem Grabe weinet die Nachwelt.

Dem Manne, welcher mit heiterm Bewußtsein handeln kann, vertrauen Hohe und Niedere. Er steht unabhängig; er ist ein Fürst, wenn auch nur im schlichten Gewande. Denn die ihn kennen, müssen ihn ehren; vor Thron und Richterstuhl steht er ohne Furcht, und dem Tode sieht er lächelnd ins Auge.

Ein frohes Gewissen ist ein Himmel im Herzen, gibt Herrschaft über die Bösen, ist ein Schutzgott in der Noth, ist ein Anker im Sturm und das weichste Sterbekissen.

Heiliger, heiliger Gott! Ach, daß dieser unnennbare Friede des reinen Bewußtseins mein Eigenthum sein möchte immerdar! Daß ich nie vor mir, nie vor Dir, nie vor Andern erröthen dürfte wegen meiner Handlungen! Daß ich nie die Schrecken eines bösen Gewissens, nie den Schlangenzahn der Reue in meinem Herzen fühlen dürfte! Daß ich un=

schuldvoll und rein mit kindlichen Gemüth im Gewühl dieses Lebens bleiben möchte!

Wohl bin ich schwach, und empfinde meine Schwächen. Vielleicht kann ich zu übereilten Schritten durch meinen Leichtsinn gerathen, vielleicht in einer aufwallenden Leidenschaft mich und Deinen heiligen Willen vergessen! Dann, dann, o mein Gewissen, sei du der Wächter meiner Tugend, meiner Unschuld, meiner Ruhe! — Das göttliche Gefühl des Wahren und Edeln soll mich leiten, daß ich nicht meiner selbst unwürdig werde, und nicht von Gott abfalle; nicht von Dir, o mein Jesus, mein himmlischer Lehrer, durch dessen Wort ich mich heiligen will.

Wie kann doch alle Süßigkeit, die eine unerlaubte Handlung, ein verbotener Wunsch gewährt, den Menschen für die Marter einer beständigen Angst, einer unvermeidlichen Selbstverachtung schadlos halten? Wie kann doch eine flüchtige, nur mit bangem Herzen genossene Lust Ersatz sein für hundert Stunden der Reue?

Nein, nein, mein Gott, mein heiliger Vater! nicht vergebens legtest Du den Richter meiner Gedanken, Worte und Werke mir ins Herz. Des Gewissens Stimme ist Deine Stimme: sollte ich sie jemals verschmähen? Nein, und sollte es mir auch noch so bitter angehen, meine frevelhaften Begierden zu überwinden, meine unanständigen Neigungen zu bekämpfen — o Gott, höre das feierliche Gelübde meiner Seele: ich will rein und vorwurffrei bleiben; ich will den Spott der ganzen Welt, ich will Armuth, ich will Hunger und Elend, ich will den Tod lieber tragen, als eine einzige Schuld, die mich vor mir selbst entehrt. Darf ich nur muthiger zu Dir aufschauen: was achte ich dann der Menschen? Bin ich mir nur Deines Beifalls bewußt, so habe ich schon Seligkeit.

Ach, diese Empfindungen, diese Entschlüsse, die mich jetzt schon so froh machen, daß sie doch nie aus meinem Gedächtnisse weichen! Wie froh will ich dann das Glück des Lebens aus Deiner Hand empfangen; wie freudig dann in jedes Verhängniß gehen; wie hoffnungsvoll und selig einst mein Auge im Tode schließen!

14.

Aelternverehrung.

Ephes. 6, 1 — 3.

Von Sina's wettervollem Fels
 Erscholl's: (wer Ohr hat, höre!)
Bezeugt, ihr Söhne Israels,
 Den Aeltern Lieb' und Ehre!
Wer lang und glücklich leben will,
Gehorche froh, gehorche still
 Den Aeltern, gleich als Göttern.

O Vater aller Kinder, gib
 Den Kinderherzen Liebe!
Zum freudigsten Gehorsam Trieb,
 Zu allem Guten Triebe.
Sei Du, den nie ein Auge sah,
In Aeltern sichtbar und uns nah,
 O unser ew'ger Vater!

Gibt es auf Erden ein festeres, innigeres Band, als jenes heilige, welches das Herz der Kinder an das Herz derer fesselt, denen sie ihr Dasein auf Erden schuldig sind? Haben wir selbst für den erhabenen Schöpfer des Weltalls einen zärtlichern Namen, als welchen wir von unsern irdischen Aeltern entlehnen? — Vater! so rufen wir zum höchsten Wesen, und wissen keinen süßern Namen, keinen zu erfinden, der unserm Herzen wohlthuender wäre. — Der Vater- und Muttername ist das erste, was wir auf Erden stammeln lernten; das erste, was uns Unmündigen einst Freude und Trost gab. Ach, es ist schon genug, das Unglück eines Kindes zu schildern, und selbst sonst harte Gemüther zur Wehmuth zu bewegen, wenn wir sagen: es ist eine Waise, von Vater und Mutter verlassen!

Gibt es ein festeres, ein innigeres Band auf Erden, als jenes heilige, durch welches die Hand der Natur, die Hand der Gottheit das Herz des Kindes an das Herz der Aeltern bindet? — Zwar schön sind auch die Verbindungen der Freundschaft und Liebe, welche der Mann mit dem Manne, das Weib mit dem Weibe schließt; süß ist es, seine Freuden mit einem geliebten Gegenstande theilen, seine Klagen einer innig vertrauten Seele eröffnen zu können; aber Jahre, Umstände, Sitten, Ungleichheit der Schicksale und Meinungen haben unterm Monde schon so manchen Freundschaftsbund gebrochen! — Nur die Neigung und Ehrfurcht des Kindes zu den Aeltern läßt sich nicht ganz brechen. Und wenn wir die Gespielen unserer Jugendtage, die Genossen unserer männlichen Leiden in neuen Zerstreuungen und fremden Verhältnissen vergessen haben: seine

Aeltern kann doch auch das ungerathenste der Kinder nie vergessen; es muß ihrer gedenken, sei es mit zärtlichem Entzücken, mit liebender Wehmuth, oder mit der Bangigkeit eines zitternden Gewissens.

Zwar heilig ist auch das Band der Ehe, welches den Gatten mit der Gattin verbindet. Aber wie oft haben Leidenschaft und Ueberdruß dies Band wieder zerrissen; wie oft haben spätere Zeiten die Flammen der ersten Liebe verlöscht; wie viele Scheidungen folgten den heiligsten Schwüren! — Nur das Herz des Kindes scheidet keine Leidenschaft, kein Ueberdruß, keine spätere Zeit vom Herzen der Aeltern. Auch das ungerathenste der Kinder sieht mit dem Schmerz eines vorwurfsvollen Bewußtseins auf die Tage der Jugend zurück, da es harmlos im Arm des Vaters ruhen, und sich der unveränderlichen Muttertreue erfreuen konnte, und erröthet, wenn es sich von denen entfernt und derer sich unwürdig gemacht hat, welchen es sein Dasein, seine Erziehung, die erste Grundlage seines jetzigen Wohlseins schuldig ist.

Manche Tugend ist untergegangen, manche schöne Empfindung starb unter dem Gifthauch der Verführung; aber die Verehrung der Aeltern kann, auch in dem vollendetsten Bösewicht, nicht ganz vertilgt werden. Noch heute, wie in dem grauen Alterthum der Menschheit, spricht jedes menschliche Gefühl: Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken, und die jungen Adler fressen. (Spr. Sal. 30, 17.) Nein, die Ehrfurcht vor den Aeltern ist unter allen Tugenden des Menschen die erste, welche er empfindet, kennen lernt und übt; sie treibt ihre Wurzeln am frühesten in die Tiefe des kindlichen Gemüths hinab, und daher ist sie nie wieder ganz auszurotten. Sie ist der heilige und ewige Funke, der in unserer Brust glimmt, wenn schon andere Gefühle des Wahren, des Edeln und des Rechts in uns ausgestorben sein mögen, und an welchem sich schon oft wieder alle andern Tugenden entzündet haben, wenn sie längst verloschen gewesen sind.

Nicht ganz ausgehen kann die Verehrung der Aeltern? Also doch vermindern? Also kann doch die Flamme zum schwach glimmenden Funken werden? — Wehe dem Menschengeschlechte, in welchem dies möglich ist? Wehe den Ungeheuern, welche die Mutter vergessen, an deren Brust sie Leben sogen; die den Vater verschmähen, der ihnen Nahrung und Freude und Schutz gab, oft mit seines eigenen Lebens Gefahr, oft mit dem Opfer seiner Ruhe und seines eigenen Friedens! Wehe den Ungeheuern, denn für ihre Undankbarkeit hat selbst die menschliche Zunge noch keinen Namen erfunden; ihre Abscheulichkeit spricht nur der Mund der Hölle aus. Es hat Völker des Alterthums gegeben, welche unter allen ihren Gesetzen kein Gesetz für den Vater= und Muttermörder hatten, weil sie das gräßlichste aller Verbrechen entweder nicht für möglich hielten,

oder auch nur den Gedanken einer Möglichkeit nicht in die Welt eindringen lassen wollten.

Mit Schaudern sehe ich in unsern Tagen, in unsern Städten, in unsern Dörfern diese Möglichkeit! Ich sehe dieses Schreckliche in den Gemeinden der Christen, welches geläugnet wurde in einer heidnischen Vorwelt. Ich sehe Undankbare, welche, durch Glück und Zufall emporgehoben, sich ihrer geringen Herkunft schämen, und vor dem Namen ihrer Aeltern erröthen möchten. Ich sehe Undankbare, welche dem betagten Vater, der alten kränklichen Mutter nur mit Unwillen und Härte das letzte Brod reichen, und mit Verlangen auf deren Tod warten! Ich sehe Gewissenlose, die kein Bedenken tragen, die gutmüthigen, ach, oft zu schwachen Aeltern um das wohlerworbene Ihrige zu betrügen! Ich sehe Unempfindliche, welche gleichgültig sind bei der Mutter Leiden, die doch so manche Schmerzensnacht für sie am Krankenbette gewacht hatte; welche gleichgültig sind bei des Vaters Noth, ach, des Vaters, der ehemals nicht Sorge und Mühe, nicht Frost und Hitze scheute, um ihnen ein ehrenvolles Auskommen zu erwerben! Ich sehe Rasende, welche sich, den Lastern sich ergebend, der Wollust, der Spielsucht, der Verschwendung, der Trägheit fröhnend, in Schimpf und Schande stürzen, uneingedenk der heißen Mutterthränen, gleichgültig gegen des Vaters gerechten Zorn oder seine Seufzer; gleichgültig, wie unter Schmerz und getäuschten Hoffnungen das Haar der Ehrwürdigen ergraut; gleichgültig, wie der Kummer sie ins Grab drückt!

Elende, mit welchem Gefühle betet ihr zum ewigen Vater im Himmel, die ihr des Vaters und der Mutter nicht achtet, welche euch auf Erden der Gottheit Stelle vertraten? Elende, wie möget ihr Jesum Christum lieben und euch des durch ihn erworbenen Heils erfreuen, da ihr nicht diejenigen mit Ehrfurcht und Innigkeit liebet, die zuerst in euer Herz das Gefühl der Religion senkten, und euch mit Liebe umfingen, ehe ihr sie kanntet? Elende, mit welchem Blick schauet ihr empor zum Himmel, auf zur Ewigkeit, wo diejenigen eure ersten Ankläger sein müssen, die eure ersten Fürsprecher sein sollten? wo diejenigen einst stehen, die nicht zum Weltrichter sprechen können: Herr, hier sind sie wieder, die Du uns gegeben!

O du, der mit verkehrtem, gefühllosem Herzen die heilige Liebe und Ehrfurcht verläugnet, welche er den Schöpfern seiner Tage, den Erhaltern, den Erziehern seiner Jugend schuldig ist: ich nenne dich Vatermörder, dich Muttermörder; denn deine Hartherzigkeit stößt die mit Undank Belohnten ins Grab! O du, der sich seiner Aeltern schämt; der sich weigert, die Stütze und der Trost ihrer alten Tage zu sein: ich nenne dich Vatermörder, dich Muttermörder; denn deine Unbarmherzigkeit stößt sie ins Grab! Du, der ihres Segens spottet, und, ungehorsam ihren

[library stamp]

Lehren, dahin eilt, mit Lastern befleckt, sich in Vergehen und Schulden stürzt, mit Schande und Schmach Dornenkronen für das graue Haupt des Vaters und der Mutter flicht: ich nenne dich Vatermörder, dich Muttermörder; denn dein Werk ist es, daß die Urheber deines Lebens mit Leid in die Grube fahren!

Es ist eine Vorsehung, es ist ein Gericht, es herrscht über und unter den Sternen das dunkle Schwert der Vergeltung! Wehe dir, wenn auch deine Nachkommen dich einst verspotten, wehe dir, wenn dich deine Kinder einst verstoßen sollten! Wehe dir, wenn einst deine Arme altersschwach sich nach einer Stütze sehnen, und du sie vergebens in die Einöde der Welt hinausstreckst; wenn einst am Krankenbette keine freundliche Tochter dich pflegt, kein dankbarer Sohn für dich betet! — Du bist nicht würdig des hohen Genusses der Aelternfreude, da du deinen Aeltern diese Freude nicht gewährtest und ihnen nur Jammer geboten hast.

Hinweg, o meine Seele, von diesen schrecklichen Bildern! Wie tief betrüben sie mich! — Es ist schon beruhigend zu wissen, daß Undankbarkeit der Kinder gegen Aeltern nur eins der seltenern Laster ist, und daß diejenigen, welche sich damit beflecken, schändliche Ausnahmen des menschlichen Geschlechts sind, so viel Empfindsamkeit, Verstand, Tugendsinn oder wohl gar Religion sie auch immerhin heucheln mögen.

„Ihr Kinder, seid gehorsam euern Aeltern in dem Herrn, denn das ist billig!" spricht die heilige Schrift: „Ehre Vater und Mutter; das ist das erste Gebot, das Verheißung hat, auf daß dir's wohlgehe, und du lange lebest auf Erden!" (Ephes. 6. 1 — 3.)

Verehre deine Aeltern, und gehorche ihnen in deiner Jugend, denn sie stehen bei dir an Gottes Statt. Sie gaben dir das Leben; sie gaben dir Nahrung und Freude, da du ihnen noch nichts geben konntest, als Sorge und Angst. Sie wachten für dein zeitliches Wohl, für deine Gesundheit, für deine Ehre. Sie wachten für die Güte deines Herzens, und bildeten dich schon für die Ewigkeit, da du noch kaum das irdische Leben recht kanntest. Gehorche ihnen; ihr Wille sei der deinige. In unserer Liebe zu Vater und Mutter übet und entwickelt sich auch unsere Liebe zu Gott. Die Liebe zu den Aeltern ist die erste Religion des Kindes; aus dieser Liebe quellen, oder mit ihr verbinden sich nachher alle übrigen Tugenden des Menschen. Wer seinen Vater von Herzen ehrt, wer seine Mutter von Herzen liebt, der ist zu allem Guten und Großen fähig; diese Ehrfurcht ist der starke Schutzengel der kindlichen Unschuld, und der eiserne Stab, an welchem sich auch der Gefallene wieder aufrichtet.

Gehorche Vater und Mutter, o mein Kind, aber mit freudiger Seele und ohne Murren; denn was dir zum Besten dienet, das wissen sie am besten. Ihre Erfahrung ist dir zur Weisheit. Sie mögen dich küssen

oder strafen, immer ist's ihre Liebe, die dich belohnt, ihre Liebe, die dich straft.

Ehre Vater und Mutter, nicht nur durch die Unterwürfigkeit deines Willens, so lange du unmündig und ihrer Fürsorge überlassen bist, sondern auch durch dein äußerliches Betragen, durch liebevolle Ehrerbietung in Worten, Geberden und Handlungen, wenn du nicht mehr unter ihrer unmittelbaren Obhut stehst. — Mangel des Zartgefühls, der Schonung, der Hochachtung und Ehrerbietung im Aeußerlichen verräth ein rohes Gemüth, zu größern Vergehungen fähig. Das Auge und das Wort des Menschen sind die Verkünder seines innern Werthes oder Unwerthes. — Ehre deine Aeltern; denn indem du die mit kindlicher Achtung behandelst, von denen du herstammst, ehrest du dich selber.

Ehre deine Aeltern, auch wenn du nicht mehr ihrer Leitung unterworfen bist, und vergiß nie, was sie dir Gutes gethan haben! Ehre den Vater, der deinetwillen manche sorgenvolle Nacht durchwachte, wenn du kummerlos einschliefst; der für dich betete, wenn du freudig deinen Spielen nachjagtest; der sich manche Freude versagte, um sie dir aufzusparen; der manchen Tropfen Schweißes vergoß, um dir in der Welt ein gemächliches Loos zu verschaffen. Ach, er hat so lange und nur für dich gelebt, o Jüngling, o Tochter, lebe nun dankbar auch für ihn. Ehre die Mutter, welche dich mit Schmerzen gebar, und schon über deiner Wiege Thränen der Liebe und des Kummers weinte. Womit willst du diese Liebe, diesen Kummer, diese Thränen vergelten, wenn nicht mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit für ihre spätern Tage? Denke, wenn du einen frohen Säugling an seiner Mutter Busen erblickst: so lagst auch du einst hilflos an der Brust der deinigen, und von Niemandem so heiß geliebt, als von ihr. Denke, wenn du eine Mutter voll Entzückens mit ihrem Kinde tändeln, oder sie mit bleichgehärmter Wange am Krankenlager ihres Lieblings siehst: so empfand auch deine Mutter für dich das gleiche Entzücken, den gleichen Schmerz. Ach, wie kannst du aufhören, die zu lieben, die aus Liebe für dich so gern oft in den Tod gegangen wäre? Wie kannst du ihr die zärtlichste Ehrerbietung verweigern, welcher unter allen Menschen auf Erden du das Höchste schuldig bist? Wem nicht Vater, nicht Mutter ehrwürdig sind, dem ist unter dem Himmel nichts ehrwürdig und heilig; den flieht, denn er hat ein Herz zu allen Verbrechen reif.

Ehre Vater und Mutter, und sei im Alter ihre Pflege, ihr Versorger, ihr Freund, ihr Beschützer! Es ist die höchste aller Freuden, welche Gott frommen, tugendhaften, dankbaren Kindern auf Erden gewähren kann, wenn er ihren Aeltern ein hohes Alter gibt. Dann erst, dann ist es ihnen möglich, den Guten das Gute zu vergelten und zu erwiedern. Die Schwächen des Alters führen den Menschen wie-

der in die Hilflosigkeit der Kindertage zurück. Der greise Vater, die betagte Mutter haben zur Arbeit keine Kraft, zur Selbstbeschützung keinen Muth mehr. Nun gib ihnen die frohen Stunden zurück, die sie dir, als Kind, gaben; nun ernähre sie, und verbanne die Sorgen von ihrem Herzen, so wie sie auch deiner ehemals pflegten und schonten; nun opfere dich für sie auf, wie sie einst sich für dich so oft geopfert haben.

Ehre deine Aeltern; mögen sie auch ihre Fehler haben, verdecke sie liebevoll, beurtheile sie schonend. Sie haben ja des Guten so viel für dich gethan, sie haben ihr Alter mit Ehre erreicht: könntest du jetzt ihr strenger Sittenrichter werden? Und kannst du, darfst du es nicht vermeiden, gebietet es dir deine eigene Hochachtung und Liebe, sie auf dasjenige aufmerksam zu machen, wodurch sie vielleicht in der Achtung bei Andern einbüßen, o so geschehe es immer mit kindlicher Ehrerbietung, mit sorgfältiger Schonung in den Worten; so laß nie deinen Mißmuth, sondern nur die ganze Fülle deiner kindlichen Liebe reden. Und wenn du endlich einsiehst, daß es zu spät sei, diese Fehler, die vielleicht seit langen Jahren tief einwurzelten, von ihnen zu nehmen: so schweige. Schweige und dulde du allein. Schweige und mache diese Fehler für sie und Andere so unschädlich, so wenig auffallend, als möglich. Schweige und verhülle ihre Unvollkommenheiten und Schwächen, denn die Ehre deiner Aeltern ist deine Ehre. Erinnere dich, wie auch sie ehemals so lange Geduld mit deinen Mängeln und Unarten getragen haben, und dich nicht verachteten, sondern mit treuer Zärtlichkeit dir zugethan blieben. Vergilt, denn auch für dich lebt ein Vergelter.

Ehre deine Aeltern, mögen sie gegen dich auch zuweilen hart, sogar vielleicht ungerecht gewesen sein. Du warst nicht geschaffen, der Richter und Strafer derer zu sein, durch die dich Gott ins Dasein rief. Ihr Alter fordert deine Hilfe, ihr graues Haar deine Ehrfurcht, ihre Liebe für dich in jüngern Jahren die schuldige Dankbarkeit deiner spätern Tage. Waren sie hart gegen dich — vielleicht beförderte eben diese Strenge dein Wohl. Vergilt nun mit Milde. Ach, wie süß ist es, seine eigenen Aeltern zu seinen Schuldnern machen zu können! Glücklich ist der Sterbliche, dem dieses Himmelsloos zu Theil wird! Waren sie ungerecht gegen dich: sei du nun der Gerechte gegen sie. Meide es, sie auch nur aus der Ferne daran zu erinnern. Ach, jede diese Erinnerungen wäre ja ein Dorn in des Vaters, in der Mutter Brust; und wie sollte solche Wunde in ihren letzten Tagen wieder heilen, da die vergangene Zeit unwiderruflich ist, und das Geschehene nicht von ihnen abgeändert werden kann! Und wenn sie ungerecht gegen dich waren: weißt du, ob es auch ihre Schuld war? Weißt du, ob sie nicht durch manche Veranlassungen über dich und deine Gesinnungsart getäuscht worden sind? Sie waren ungerecht, und doch vielleicht unschuldig und voller

Liebe zu dir. Ein Mutterherz kann doch nie ganz aufhören, zu lieben, ein Vaterherz kann sich doch nie ganz verläugnen.

Ehre deine Aeltern, so lange sie leben auf Erden! Ehre sie auch dann noch, wenn du ihnen nicht mehr in Allem gehorchen kannst. — Der Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern ist so lange unbedingt, als Kinder nicht selbst im Stande sind, für sich recht und gut zu handeln, und daher der Leitung und Fürsorge der Aeltern bedürfen. Im reifern Alter, wo Sohn oder Tochter sich selbst gehören, wo sie vielleicht selbst schon für ein eigenes Haus zu sorgen, Gatten- und Aelternpflichten zu erfüllen haben, müssen vernünftige Aeltern Verzicht auf die blinde Unterwürfigkeit des Kindes thun. Sie kennen nicht mehr alle Verhältnisse, alle Bedürfnisse, alle Ziele desselben. Sie mögen in einzelnen Fällen erfahrungsvolle Rathgeber, nie aber Gebieter sein.

Die Mündigkeit der Kinder spricht sie von der vollkommenen Unterwürfigkeit los, aber doch nicht von allem Gehorsam. Wir sollen und müssen, als gute Kinder, auch dann noch mit Ehrerbietung die Wünsche des Vaters und der Mutter erfüllen, wenn sie nicht höhern Pflichten gegen unsern Beruf, gegen unsern Gatten oder gegen unserer eigenen Kinder Wohl widersprechen. Wir sollen und müssen ihnen auch in spätern Jahren, und wenn wir schon selbst Gatte, Vater, Mutter sind, die gleiche gewohnte Ehrerbietung, wie in den Jugendjahren, bezeugen; denn nie haben sie aufgehört, unsere Aeltern zu sein, wenn sie auch aufhörten, unsere Ernährer und Versorger zu sein. Wir sollen und müssen ihnen mit zärtlicher Aufmerksamkeit in allen unschädlichen Wünschen entgegeneilen, und nicht Kindespflicht, nicht Kindesdemuth verläugnen, selbst wenn wir durch die Gunst des Schicksals über sie erhoben worden wären, und in Rang und Würden, Stand und Reichthum weit über ihnen ständen. Denn das Verhältniß des Menschen zum Menschen geht allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens vor. Wir waren Kinder unserer Aeltern, ehe wir Würden und Glücksgüter hatten; wir sind und bleiben Kinder unserer Aeltern, wenn das Verhängniß uns wieder in den Abgrund menschlichen Elends stößt.

Ehre deine Aeltern; ehre sie mit frommem Andenken, auch wenn sie nicht mehr sind. Ehre sie noch durch ein rühmliches Leben nach ihrem Tode. Ach, du warst vielleicht ihre letzte Sorge, ihr letzter Kummer, ihre letzte Freude, ihr letztes Gebet! So sei ihr Grab dir noch ein Heiligthum! So sei ihr Name und die Erinnerung ihres liebevollen Lebens noch dein Stolz, deine Freude! So sei der Blick auf sie, auf die Ewigkeit, wo tiefer Friede wohnt, deine Hoffnung.

Vater! Mutter! Verklärte! Ihr nun höhere Wesen! mein Auge bricht in Thränen; Sehnsucht und Wehmuth beklemmen mein Herz! — Vater! Mutter! Verklärte! Ihr starbet mit der Liebe für mich im Herzen. Ich

bin von euch gerissen. Ich weine auf Erden allein! Mutter, o deine Mutterliebe trocknet meine Augen nicht mehr; Vater, deine Vaterliebe erquickt mich nicht mehr! Ach, ich hatte einst auf Erden einen Himmel. Da waret ihr noch. Da wandeltet ihr wie Engel Gottes um mich, und wachtet für mich. O könnte ich wieder in den schönen Morgentraum meines Lebens heimkehren; wie wohl war mir bei euch!

Ja, ich werde heimkehren in meinen neuen Lebensmorgen, wo ihr, Verklärte, mich wieder anlächelt. Meine Sterbestünde wird wieder meine Geburtsstunde. Euer Kind wird wieder vollendet zu euch fliegen, dort — dort, wo Gott, unser aller Vater, und seine Seligkeit wohnt! — dort, dort, wo ihr meiner harret, und eure unsterbliche Liebe schöner für mich blüht, als auf Erden. — — O Vater, o Mutter, welche Seligkeit, wieder dein zu sein, ganz und ewig dein zu sein, und ohne Trennung, ohne Thränen dein!

Gott, Gott, gib mir Kraft, daß ich auf Erden würdig wandle, um die Heißgeliebten dort wieder zu finden; daß ich ihr Andenken durch keine schlechte That entweihe; daß ich in der Heiligkeit und Tugend Jesu vollende, worin sie vollendeten!

Und wenn die Sünde sich schmeichelnd meinem Herzen naht, wenn die Verführung ihre Netze wider mich ausspannt, wenn ich schwach werde, und am Rande eines lasterhaften Entschlusses wanke, wenn ich, von wilden Wünschen und Begierden fast übermannt, meiner selbst unwürdig zu werden in Gefahr schwebe — dann, Vatertreue, dann, Mutterliebe, dann, Aelternehre, erscheinet dem Wankenden, als Schutzgeister seiner Seele! Wie eure Hand mich einst zum Bund mit Gott geführt, so führe mich die Erinnerung an euch wieder in die Arme der Tugend, der Religion!

Ich will Vater und Mutter ehren, so lange ich lebe auf Erden!

15.

Kindlicher Glaube.

Röm. 10, 10.

Hoch, aus der Erde Nacht empor,
Schwingt sich zu Dir mein Glaube;
Und nur für Dich, Herr, Aug' und Ohr,
Für nichts im Erdenstaube.
Heil dem, der sich auf Dich verläßt,
Mit Einfalt hofft, und sich nur fest
An Deinem Wort mag halten!

O Glaube, Quell des reinsten Lichts,
Quell göttlich-edler Triebe!
So durch und durch entsündigt nichts,
Wie Glaub' an Dich, o Liebe!
Was frommen kalte Grübelei'n?
Was frommt des Wissens falscher Schein?
Nur wer da glaubt, ist selig.

Immer wird uns von allen Seiten gesagt, die Religion sei doch zuletzt des menschlichen Lebens höchste Angelegenheit. Ich selbst empfinde es, und habe es von jeher empfunden, daß dieses ganze Leben, dieser bunte Wechsel von Licht und Schatten, von Lust und Schmerz, dieser verworrene Traum, nicht werth wäre, gelebt und geträumt zu werden, wenn kein Erwachen vom Traum, keine Lösung der irdischen Räthsel, keine Fortsetzung meines geistigen Daseins, keine Ewigkeit vorhanden wäre. Aber dieses gerechte Erwarten der Ewigkeit, die unser harret, diese Verbindung unsers Geistes mit dem ersten und heiligsten der Geister, dem Könige des Weltalls, dem Urquell unsers Seins, haben wir. Dies ist unsere Religion, unser beseligender Glaube. Und welche von allen Angelegenheiten der Menschheit wäre wichtiger?

Daher ist die Religion auch in Aller Brust. Das Kind streckt deutend die kleine Hand empor zu den Sternen, und spricht: „Und wer wohnet dort?" Es deutet auf das Grab des Todten, und fragt: „Bleibt er immer in der Gruft?" — In den Wettern des Schlachtfeldes strahlt dem Krieger der Gedanke seiner Unvergänglichkeit; auf den stürmischen Wogen des Lebens, oft dem Schiffbruch nahe, blickt der sorgende Mann vertrauensreich zum Lenker aller Schicksale empor; und der absterbende Greis lächelt getrost beim Hinschwinden der Leibeskräfte: ich werde nicht ganz sterben! — Jeder bewahrt in seinem Herzen einen frommen Glauben. Es ist kein menschlicher Geist, es war keiner, es wird keiner sein, der sich nicht deutlicher oder dunkler allem Geistigen verbrüdert fühlt und verwandt mit dem allerhöchsten Wesen. Und jeder wird durch seinen Glauben beglückt.

Wenn ich aber meine Lebenszeit überdenke, zurückschaue in die Reihe meiner Jahre, so weit die Erinnerung reicht, kann ich mir nicht verbergen, daß der religiöse Glaube, welcher mich jetzt beseligt, nicht zu allen Zeiten der nämliche war. Ich muß eingestehen, daß ich meine Vorstellungen von der Gottheit, von meinen Verhältnissen zu Jesu Christo, von der Ewigkeit, von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, sehr oft geändert habe. Ich muß sprechen mit Paulus: Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind. (1. Kor. 13, 11.)

Und wer ist mir Bürge, je älter ich werde, je mehr Erfahrung ich zu machen Gelegenheit habe, je mehr sich mein Verstand aufheitert, je mehr Vorurtheile und irrige Meinungen ich fahren lasse, daß ich nicht auch im spätern Alter ganz andere religiöse Ueberzeugungen, einen anders gestalteten Glauben haben werde, als gegenwärtig?

Und was ich bei mir wahrnehme: bin ich nicht berechtigt, zu vermuthen, daß es auch Andern also ergangen sei? Ist es nicht eine nur allzuentschiedene Gewißheit, daß jeder Mensch, nach Maßgabe seiner Verstandeskräfte, seines Temperaments, seiner besondern Schicksale, in religiösen Glaubenssachen oft von Andern abweiche? Zwar mögen sie Alle in gewissen Hauptstücken mit einander übereinkommen, aber in tausend Nebenzweigen trennen sie sich. Zwar mögen sie alle Gott glauben und verehren; aber in der Vorstellung von dem Verhältnisse zu ihm, dem Erlöser, trennen sie sich von einander. Zwar mögen sie Alle an die unsterbliche Fortdauer der Seele glauben, aber über den Zustand derselben nach der Auflösung des Leibes herrschen unzählige Glaubensmeinungen.

Wessen Glaube ist denn nun der beste, der allein wahre? Ihr berufet euch auf die Gründe der menschlichen Vernunft; aber jeder Andere beruft sich zu Gunsten seines Glaubens auch darauf. Ihr berufet euch auf die Offenbarungen, welche in der heiligen Schrift für Christen gesammelt sind; aber alle Parteien, Alle, die ihren Glauben vertheidigen und beweisen wollen, thun dasselbe, und legen die Stellen der heiligen Schrift anders und zum Vortheil ihrer Ueberzeugungen aus.

Wessen Glaube ist denn nun der beste, der allein wahre? Darf ich behaupten, daß nur ich allein in meinem Urtheil untrüglich sei; daß nur ich von allem Irrthum rein sei? Bin ich berechtigt, mich für allein weise zu halten, und Andere als Irrende und Verehrer eines falschen Wahnes zu verdammen?

Wessen Glaube ist denn nun der beste, der allein wahre? Ist es der Glaube des unschuldigen Kindes? oder der Glaube des thätigen, unter mancherlei Prüfungen wandelnden Mannes? oder der Glaube des vielversuchten und lang belehrten Greises? Ist es der Glaube des Rohen und Unwissenden, oder der Glaube des Gelehrten und Kenntnißvollen?

Wenn man so die Verschiedenheit der Menschen in ihren Glaubensangelegenheiten bemerkt; ja, wenn man bei sich selbst die Unbeständigkeit seiner eigenen religiösen Vorstellungen wahrnimmt, wenn dann der Trieb erwacht zum Forschen nach dem Besten und Wahrsten: so ist es allerdings kein Wunder, wenn ihrer Viele sind, welche dadurch einen herrschenden, oft übertriebenen Hang zum Zweifeln und zum Grübeln in Glaubenssachen erhalten.

Noch mehr möchte man beunruhigt werden, wenn man daran denkt, wie außerordentlich verschieden heutiges Tages die Urtheile der Menschen in Religionsangelegenheiten sind; wie hier in der Kirche ein Religionslehrer mit Heftigkeit für das eifert, was er für wahr hält, und Andere für ewig verdammt hält, welche nicht seines Glaubens sind; wie dort ein Anderer, von der gleichen Kirche und Glaubenspartei, in vielen Stücken oft schnurstracks das Gegentheil behauptet und nicht minder kräftig zu beweisen sucht; wie hier Einer Alles und allein durch seinen Glauben, dort ein Anderer Alles und allein durch seine guten Werke für seine Seligkeit zu thun hofft; wie hier Einer durch gewissenhafte Beobachtung des äußerlichen Gottesdienstes und buchstäbliches Bekennen der Glaubensformeln genug zu thun glaubt, dort aber ein Anderer gegen das Aeußere der Religionen überhaupt gleichgültig ist; wie hier Einer Irrthum und Unglaube schilt, was dem Andern heilige Wahrheit und beseligende Ueberzeugung ist, während dieser des Andern Lehre als Wahn und Aberglaube verachtet.

Aber was sage ich, daß diese Verschiedenheit in Glaubenssachen heutiges Tages auffallend sei! Sie hat von jeher stattgefunden. In allen Jahrhunderten ward über Glaubensfragen Streit erhoben.— Streit, der oft, o des fürchterlichen Wahnsinns der Sterblichen! zu blutigen, verheerenden Kriegen entartete. In allen Jahrhunderten waren andere Auslegungen der Schrift, andere Vorstellungen der Offenbarung. Woher sonst die Mannigfaltigkeit der Religionen auf Erden? Woher sonst die verschiedenen Kirchenparteien in den Religionsbekenntnissen selbst?

Was soll ich, als Christ, der nach Wahrheit strebt, unter diesen Umständen denken und thun? Soll ich irre werden an aller Religion? Wie könnte ich es, da mein ganzes Wissen ohne Religion ein bedeutungsloses Nichts sein würde? Wie könnte ich es, da die gesammte Menschheit Religion bekennt, ihren Gott und meinen Gott in tausendfach verschiedenen Zungen anruft, und mit millionenfachen Seufzern der Ewigkeit entgegenschaut.

Soll ich die Wahrheit meines Glaubens bezweifeln? — dieses Glaubens, der mich so oft seligen Herzens macht? — dieses Glaubens, der mich allein in Unglücksfällen aus der Tiefe jedes Jammers erheben

kann? — dieses Glaubens, dessen meine Väter waren, und die darin unter himmlischen Hoffnungen entschlummerten? — Nein, wie soll ich bezweifeln, was für mich Wahrheit, Gewißheit, Leben und Kraft ist?

Soll ich nach neuen Meinungen forschen? Aber, wenn ich das Neue erforscht hätte, wäre ich darum glücklicher, weiser, besser geworden? Hätte ich darum ein höheres Verdienst vor Gott? Wäre ich gewisser, daß ich dann im ausschließlichen Besitz der Wahrheit wäre? Könnte ich dann nicht von neuem zu zweifeln anfangen? Wann würde ich enden? Wohin sollte mich das führen? Hilft denn das bloße Wissen zum Seligwerden? Ist denn eine Meinung so oder anders das höchste Verdienst, welches der Mensch sich erwerben kann? — Nein, Gelehrsamkeit ist ja nicht Religion; Vielwissen ist ja nicht Christenthum. Christum lieb haben ist besser, als alles Wissen. Und Christum lieb haben heißt Gott lieben, dessen Willen er uns verkündigte. Gott lieben heißt aber den Willen thun unsers ewigen, weisen Vaters im Himmel.

Zudem, worüber sollte ich forschen? In welchen Zweigen der Religionskenntnisse sind denn die Sterblichen getrennter Meinung? — Nur in denjenigen, die wir, so lange wir auf Erden in Unvollkommenheit wandeln müssen, niemals ergründen können! — Oder wer hat Gott gesehen, und weiß zu sagen, wie der Ewige sei? Wer mag das Verhältniß Jesu Christi zu seinem und unserm Vater kennen? Wer durchblickt die Geheimnisse der Gottheit? Wie, sollte es der arme Sterbliche können, der nicht einmal das Geheimniß ergründet, wie der Grashalm aus unbekannten, wunderbaren Kräften zusammengebaut ist!

Ach, wir wissen selbst aus der Natur alles Irdischen noch so wenig: wer möchte sich an die Natur des Geistigen und Ueberirdischen wagen? Erfahren wir nicht an den Gelehrtesten und Einsichtsvollsten, welche die Natur der Dinge zu erforschen unternahmen, daß sie zuletzt nur so viel gelernt hatten, daß sie weniger wußten, als sie ehemals zu wissen geglaubt hatten. Wohl ist unser Wissen hienieden Stückwerk, und nichts mehr, als das. Wenn aber einst kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. (1. Kor. 13, 9. 10.) Dann erst werden wir Alle hinankommen zu einerlei Glauben und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes. (Ephes. 4, 13.)

Das Göttliche liegt jenseits der Grenzen unserer beschränkten Vernunft: Wer hat Flügel, sich über jene Schranken hinwegzuschwingen, welche Gottes Hand selbst errichtet hat? Das Ewige liegt jenseits des engen Raumes zeitlicher Stunden: wer reißt sich selbst heraus, und durchschwebt die Tiefen und Geheimnisse der vom Tode verwahrten Zukunft? Vermuthen, hoffen, meinen, wähnen, ahnen, träumen kann der Sterbliche viel darüber; wissen nichts. Gott, der Allwissende, gab uns nicht das Wissen; so bleibt uns der beruhigende Glaube,

welcher sich auf die in der Natur geoffenbarte Größe, Weisheit und Liebe Gottes fest begründet; der beruhigende Glaube, welcher an den schönen Verheißungen festhält mit kindlichem Vertrauen, die Gott, unser Vater, uns gegeben hat.

Und an diesem kindlich-frommen Glauben will ich halten; er ist besser, denn alle irdische Weisheit; reicher an seligmachender Kraft, denn alles vergebliche Klügeln.

Ein guter Vater, eine zärtliche Mutter geben oft ihrem Kinde eben dadurch die stärksten Beweise ihrer Liebe, daß sie ihm nicht Alles sagen, nicht Alles entdecken, was ihm noch bevorsteht. So liebt mich auch Gott, mein himmlischer Vater; so halte ich es auch für einen Beweis seiner weisen Güte, daß er mir und dem ganzen Menschengeschlecht Vieles nicht offenbarte, was uns zu wissen nicht nöthig ist. Oder könnte ich vermessen den Allweisen durch meinen eiteln Vorwitz tadeln? Sollte ich wünschen können, daß die unermeßliche, unbegreifliche Weltordnung abgeändert würde, um eine flüchtige Aufwallung kindischer Neugier zu befriedigen?

Aeltern, weise durch langjährige Erfahrungen, können ihrem Kinde nicht alles Wissenswürdige erklären, weil dem Kinde noch die Kraft mangelt, Alles zu begreifen und zu verstehen. Es muß sich erst allmälig zu den höhern Kenntnissen vorbereiten; seine Gemüthskräfte müssen erst die gehörige Tiefe empfangen haben. So ist es auch mit uns im Verhältnisse zur Gottheit. Zwischen unserer schwachen Kraft und Gottes Kraft ist noch ein weiterer Zwischenraum, als derjenige, welcher den Verstand eines Säuglings von dem Verstande der weisesten Männer verschieden macht.

Hinweg denn aller Vorwitz, alle thörichte Neugier, alles Deuten und vergebliche Grübeln! Sei du mir willkommen, ruhiger, kindlicher, frommer Glaube, der mir geziemt, als Jesu Schüler, als Gottes Kind! Mit Einfalt und Vertrauen halte ich fest an meines Erlösers Worten; mit Einfalt und Vertrauen halte ich fest an seinen Verheißungen; mit Einfalt und Vertrauen überlasse ich mich harmlos den Führungen Gottes, und dem, was er über mich und meine Zukunft beschlossen hat; mit Einfalt und Vertrauen blicke ich hinüber zu der unbekannten Welt, die meiner harret, und wo schon so viele meiner Lieben wohnen!

Genug, ich weiß es, und ein Gefühl von unaussprechlicher Seligkeit erglüht bei dem Gedanken in meinem Innern: Gott ist, und ist **mein** Gott, **mein** Schöpfer, **mein** Vater! — **Mein!** ach, wie viele Himmel liegen in diesem Worte! **Mein!** ich bin nicht arm, ich kann nicht elend sein; denn der Allmächtige, der Alliebende gehört auch mir, wie der Vater seinem Kinde.

Oft bebe ich wohl vor dem Glanze seiner Majestät zurück, wenn ich

ihn in den unbeschreiblichen Wundern seiner Natur anstaune. Oft, wenn mein kühner Gedanke das unendliche Weltall durchfliegt, erzittere ich vor der Größe des Allergrößten, und fühle mein Nichts im Weltall, und stammle: Herr, wer bin ich, daß du mein gedenkest? Dann sinke ich verzagt in mich selbst zurück; dann finde ich keinen Namen, um den Unaussprechlichen würdig zu nennen. Ich weine im Stillen über meine Unwürdigkeit, zum Allerheiligsten hinaufzublicken. Ich wage es kaum, zu beten. Denn wie ich auch mit meiner schwachen Lippe stammle, und hätte ich Engelszungen, ich fühle es, ich kann nichts beten, das würdig wäre, von dem ewigen, großen Wesen vernommen zu werden.

Und wenn ich dann tief beklommen aufblicke, als möchte ich Hilfe von der Allmacht erflehen, die Allmacht würdig zu verehren, als suchte ich den würdigsten Namen für den Unnennbaren im Himmel, da ich ihn vergebens im Irdischen suche: dann fließt Jesu, des Erhabenen, Gebet unwillkürlich von meiner Lippe: Unser Vater, der du bist im Himmel. —

Unser Vater! auch mein Vater! — —

Und mein Herz schlägt sanfter; meine Seele hat sich in den verlornen Ruhepunkt zurückgefunden; ich trete zum Allmächtigen in das Verhältniß des Kindes. Er liebt mich wie sein Kind; ich rede zu ihm, wie das unmündige Kind zum theuern Vater. Er verschmäht mich nicht; er verachtet meine Seufzer nicht. Und obwohl ich unfähig bin, mir zu jeder Zeit und Stunde Gottes Majestät und Größe lebhaft vorzustellen, mir seine hohen Wunderwerke hell zu vergegenwärtigen, kann ich ihn mir doch immer als meinen Vater denken, ihn als Vater lieben!

Dies ist kindlich-frommer Glaube! Er gilt höher, als alle irdische Wissenschaft. Er ist mein Erbtheil von Jesu.

Ich glaube es, ich fühle es, und habe es oft an mir erfahren, daß Jesus Christus mein Erlöser, mein Befreier von Irrthum und Sünde ist. Wäre er nicht erschienen, hätte sein heiliges Wort mich nie erreicht — ach, ich würde noch heute im Finstern irren; ich würde nie durch die Nächte des Zweifels einen Strahl der Offenbarung haben herabglänzen sehen; ich würde noch heute nicht beten können: Mein Vater, der du bist im Himmel! — würde mich noch heute nicht der Kindschaft zu Gott freuen können. Dies Heil hat mir der Heiligste erworben, der je über dem Staube der Erde wandelte. Er führte mich aus dem Staube zu Gott, darum ist er mein Heiland und kein Anderer, mein Wegweiser durch des Lebens Labyrinth, mein Mittler, mein Meister und Lehrer.

Ich glaube es, ich fühle es, die Gottheit beseelte mit wunderbarer Macht Christum Jesum, daß er Alles, was Sterblichen groß dünkt, als geringen Tand verschmähen, Alles, was Sterblichen furchtbar ist, jedes Leiden verachten konnte, nur um sein großes Ziel zu erreichen, und die

Menschheit mit der Gottheit zu vereinigen. Dieser Gottesdienst, wenn er meine Seele zu erhabenen Entschlüssen muthig macht, läßt auch mich Schmach und Noth, Verfolgung und Tod verachten. Ohne ihn ist auf Erden nichts Großes und Gutes geschehen!

Wie aber und auf welche Weise Gott durch Jesum wirkte, wie und auf welche Weise Gottes Geist in mir mächtig wird, wie und auf welche Weise er mir Kraft zum Guten verleiht — wer mag dies ergründen? Wer hat Gottes Rath erkannt, wer seine Anordnungen und Welteinrichtungen durchschaut, durch die er Alles bewirkt? Schweigend verehre ich die verschleierten Geheimnisse des göttlichen Wesens. Genug, sie sind! Genug, sie sind vorhanden zur Verherrlichung und Beseligung auch meines Geistes. Dies ist kindlich-frommer Glaube!

Ich glaube es und fühle es, mein Geist ist noch, wenn auch der Engel des Todes die Fackel des Lebens auslöscht. Die Pflanze kann verderben; was von ihr aus der Erde hervorgegangen, kann wieder hinfallen, modern, Erde werden: aber die in ihr wohnende Kraft, welche den Staub verband, und zur Rose, zur Lilie, zur Distel, zum Fruchtbaum belebte, diese Kraft, dieser Lebenstrieb, dies wunderbar Verborgene ist nicht Staub, nicht Erde. Es wird nicht wieder zur Erde. Es dauert unvergänglich. Selbst der zerfallende Pflanzenstaub verliert sich nicht aus dem unendlichen All der Welt; er dauert fort, nur in andern Verhältnissen und Verbindungen. Und so kann auch mein Geist, dieser Geist, der die Tugend kennt, in dem sich das Weltall abspiegelt, dieser Geist, den Gott kennt, er kann nicht vernichtet werden. Er ist unsterblich! Ich sehe mit Zuversicht eine Ewigkeit des Daseins vor mir. Ich erwarte sie. Hier und dort ist Gottheit! hier und dort Seligkeit!

Und Vergeltung wohnt jenseits der Sterbestunde, Vergeltung des Guten und des Bösen! Die Tugend weint hienieden nicht ungesehen; der Frevler feiert den Triumph seiner Laster nicht vergebens. Es kommt ein Tag, ein Tag großer Verwandlungen, wo der Fürst seinen Purpurrock, der Bettler seine Lumpen verliert; wo Seelen neben Seelen stehen und der Richter spricht. Es kommt der Tag, wo Jeder empfängt, was er durch seine Handlungen gewonnen, und der Gerechte, der Veredelte zu herrlichen Verhältnissen emporsteigt.

Wie aber jene Verhältnisse sein werden, und wie das Loos der Frommen und der Sünder vertheilt wird — — wer darf es erforschen? Wer ist aus dem Reiche des unbekannten Lebens zurückgekommen, und konnte das Unaussprechliche aussprechen, und was Gott verhüllt, verrathen?

Vergeblicher Vorwitz! Er, der Gnadenreiche, der dich in diese Erdenwelt hineinrief, um dich zu beglücken, er ruft dich auch in ein künftiges Leben hinüber. Vertraue ihm! vertraue dem Vater im Himmel! Er

wird es herrlich mit dir machen, wie Alles, was er in seiner prachtvollen Schöpfung gethan. Dies ist kindlich-frommer Glaube!

Und an diesem Glauben, an diesem Vertrauen halte in allen Dingen fest. Dieser Glaube sei deine höchste Weisheit. Ihm entquillt Heiterkeit der Seele, und unter allen Umständen eine sanfte Beruhigung des Gemüthes. Alles übrige Denken und Forschen in den Geheimnissen der Religion endet zuletzt mit Träumen und schwärmerischen Vorstellungen, womit die entzündete Einbildungskraft uns und Andere täuscht.

Laß dich nicht in diesem kindlichen, vertrauensvollen Glauben, der deinem Herzen wohlthut, der dich zur Gottseligkeit, zur Höhe aller christlichen Tugenden leitet, laß dich in ihm nicht irre machen; nicht durch verführerische Schriften derer, welche das, was Gott verschwieg, auszusprechen wähnen; nicht durch Reden und Eifern Anderer, die mit stolzem Eigendünkel, als hätten sie allein göttliche Offenbarung empfangen, ihre Meinungen, ihre Auslegungen für untrügliche Wahrheit halten, und mit verachtungswürdiger Vermessenheit oder vielmehr mit thörichtem Aberwitz Jeden verdammen, der nicht ihre Vorstellungen hat, noch haben will.

Nur Du, o Jesus, Du nur bist mein Hoherpriester, mein Lehrer. Nur Dein Wort ist mein Leitstern, und die ewige Liebe, die ewige Barmherzigkeit ist mein Glaube, und fruchtbar an edeln Handlungen und Entschließungen. Denn ohne gute Werke ist aller Glaube todt, und zu nichts. (Jak. 2, 20.)

Wie Du geglaubt hast, göttlicher Lehrer, so will auch ich glauben: ohne Kunst und mühsames Deuten der göttlichen Rathschlüsse; ohne Aengstlichkeit und Mißtrauen in dem, was mir nach dem Willen des himmlischen Vaters bevorsteht. — Und sollten mich auch die schwersten aller Verhängnisse treffen, dennoch soll mein Glaube nicht wanken. Und sollte ich untergehen — ich würde meine Hände betend emporhalten, und mit Seelenruhe rufen: Mein Vater, der Du bist im Himmel, Dein Wille geschehe! Amen.

16.

Das gesellige Leben.

1. Petri 4, 8. 10.

Laßt uns fröhlich und gesellig
  Immer willig, zu erfreu'n,
Liebenswürdig und gefällig,
  Aber nur durch Tugend sein;
Hold und sonder Schmeichelei,
Stets bescheiden, aber frei,
  Und in That und Wort bedächtig,
  Immer unser selber mächtig.

Laß die Frechheit roher Sitten
  Niemals unser Herz entweih'n;
Thronen laß, Paläst' und Hütten,
  Jeder Tugend Wohnung sein.
Jeder strebe, wer ein Christ,
Wessen Wunsch der Himmel ist,
  Daß sein Haus, daß, Gott! die Erde
  Deines Himmels Vorhof werde.

Zur Geselligkeit sind wir erschaffen. Der Trieb, Seinesgleichen aufzusuchen, und mit ihm die Freuden und Leiden des irdischen Daseins zu theilen, ist vom Schöpfer in die Brust jedes lebendigen Wesens gepflanzt. Selbst die Thiere, die Wilden des Waldes und der Wüste, empfinden seine Allgewalt und Süßigkeit. Wer mag ihm widerstehen? Wer möchte in einer Welt wohnen, wo eine ewige Einsamkeit unsere Tage verschlänge? wo wir für kein Mitgeschöpf arbeiten, nicht Freundschaft um Freundschaft eintauschen könnten? wo unsern Geschäften kein Auge Beifall lächelte, und unsere Klage keine liebende Seele mit sanftem Mitleiden aufnähme? — Ach, das wäre keine Welt, kein wahres Leben, nein, es wäre ein ungeheures, wüstes Grab, in welchem wir einsam und freudenlos unser Leben hinathmeten. Unglückliche in den Gefängnissen empfinden den Verlust des gesellschaftlichen Umgangs am schmerzhaftesten. Wenn die kalten Gewölbe und Mauern ihre Seufzer nicht verstehen, zähmen sie eine Spinne, und flößen ihr Vertrauen und Freundschaft ein. Sie ist doch ein lebendiges Wesen, das zur dankbaren Gesellschafterin werden kann.

Zur Gesellschaft sind wir erschaffen, zum Umgang mit Menschen. Nur in unserm täglichen Verkehr mit Wesen unserer Art können sich alle unsere Fähigkeiten zur Vollkommenheit, unsere Anlagen zur Tugend entwickeln. Wir sollen die Gesellschaft der Menschen nicht vermeiden, sollen uns nicht in beständige Einsamkeit vergraben. Denn wer nicht sündigen

kann, der ist kein Heiliger, sondern wer bei den Reizungen zur Sünde gegen sie unempfindlich bleibt. Wer sein Pfund vergräbt, ist kein treuer Diener des Herrn, sondern wer damit zum Wohl seiner Brüder und zur Ehre der Gottheit arbeitet. (Luk. 19, 12 — 26.)

Weder unser göttliches Vorbild, Jesus Christus, noch seine ersten Schüler, entfernten sich von dem Umgange mit Menschen; sie flohen in keine lebenslängliche Einsamkeit, sondern gingen hinaus in das Gewühl der Welt, um wohlzuthun. Sie mieden nicht freundschaftliche Zusammenkünfte und Gastmähler, schlossen sich nicht von den Freuden und Genüssen des Umgangs aus. Wer da säen will für die Ewigkeit, der muß den Acker suchen für seine Saat; und dieser Acker ist das menschliche Herz.

Am nächsten liegt Jedem von allen Arten des gesellschaftlichen Umgangs derjenige, welchen er im Kreise seiner Familie, seiner vertrauten Freunde, im Innern seines Hauses hat. Und was uns zunächst umgibt, sollte das nicht vorzugsweise unserer besondern Aufmerksamkeit werth sein? Ob unser Leben elend oder heiter, voller Verdruß oder mannigfaltiger und sanfter, aber desto bleibenderer Freuden sei, das hängt von der übeln oder guten Einrichtung unsers häuslichen Lebens ab. Erst müssen wir für dies besorgt sein, und nachher für die Freuden der Gesellschaft, die wir außer dem Hause genießen. Beklagenswerth ist Jeder, der unglücklich in seiner eigenen Wohnung ist, und sein Glück erst aus der Hand von Fremden empfangen soll, mit denen er nur einen kleinen Theil des Lebens zu theilen hat!

Aber der Friede und das innere Glück des Hauses, dies höchste Kleinod, diese Grundlage unserer täglichen Zufriedenheit, muß unser eigenes Werk sein. Sind wir in unserer Heimath elend, finden wir im Kreise unserer Angehörigen keine Erholung, keine Erheiterung: so ist es auch unser eigenes Verschulden, Mangel unserer Klugheit, oder Mangel der nöthigen Tugend. Wenn nicht Mangel und Nahrungssorgen drücken (aber auch selbst diese Leiden werden leichter unter freundschaftlichen Umgebungen von den Unsrigen): so sind es nur unsere Fehler, unsere schlechten Angewöhnungen, unsere Untugenden, die Fluch und Unruhe in unser Haus bringen. Entweder wollen wir uns selbst nicht dazu verstehen, gewisse anstößige Gewohnheiten abzulegen: und so sind wir es selbst, die wir uns mit harter Hand strafen; — oder wir haben nicht schonende Milde, nicht freundschaftliche Klugheit genug, Andere, mit denen wir in Verbindung zu leben genöthigt sind, von ihren Fehlern nach und nach abzubringen. Es mangelt in unserm Hause der Geist der Liebe, des stillen, gegenseitigen Vertrauens; daher mangelt auch die Seligkeit des Friedens, der Segen häuslicher Tugend. Ihr pflanzet in hartnäckiger Thorheit Dornen, darum wollen euch keine Rosen blühen!

Bekämpfet eure Fehler, die Andern auffallend sind, durch welche ihr

ihnen wehe thut, und sie zum Verdruß reizet; seid gegen Jeden, mit welchem ihr beisammen leben müsset, freundlicher, nachsichtvoller, liebreicher, als gegen jeden Andern, dem ihr nur seltener begegnet; entfernet von euch die lästigen Untugenden des Eigensinnes, der Rechthaberei, der Herrschsucht, der sogenannten übeln Laune; meidet, was die Rechte, die Ansprüche und die Zufriedenheit eurer Lebensgenossen stören muß — und diese Verwandlung wird euer ganzes Haus verschönern; ein Himmel voll kleiner Freuden wird bei euch einziehen, wo vormals eine Hölle des Zanks und der Uneinigkeit tobte. Seid weise, seid christlich, und ihr werdet glücklich.

Aber auch zufrieden und glücklich im Schoose unserer Familie, sollen wir uns nicht von anderer Gesellschaft ausschließen. Zwar muß die Anmuth des häuslichen Lebens für uns den Vorzug behalten; allein auch andere Menschen, die nicht zu unserer engen Umgebung gehören, haben Ansprüche auf unsern Umgang. Wer sich nicht Andern mittheilt, versäumt muthwillig die Erweiterung seines Wirkungskreises. Wer seine Tage ausschließlich nur mit wenigen Vertrauten zubringt, der wird einseitig in seinen Urtheilen; lernt die Menschheit nicht in ihren mannigfaltigen Gestalten kennen; richtet sie daher oft grundfalsch, sieht nicht alle Quellen des Uebels, die er meiden lernen soll, und beraubt sich der Gelegenheit, fremde Holdseligkeit und Tugend zu bewundern, die er lieben lernen und durch Nachahmung zu seinem Eigenthum machen soll.

Doch ist es für den Christen allerdings nicht gleichgültig, welche Gesellschaften er zur Vermehrung seiner Lebensfreuden wählen soll. Es ist für sein Herz, es ist für seine Denkart, es ist für den Frieden seines Hauses wichtig, hier mit derjenigen Besonnenheit und Vorsicht zu wählen, die dem Weisen geziemt. Wir wissen sehr gut aus unsern eigenen Erfahrungen, daß wir unvermerkt gewisse Eigenschaften von denjenigen Personen annehmen, mit denen wir öftern Umgang haben, und die uns gefallen. Wir bleiben nie ganz wir selbst, sondern wie wir den Athem Anderer in ihrer Nähe einathmen, athmen wir gleichsam auch von ihren Grundsätzen, ihren Eigenschaften ein. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist, wie du denkst, und was du werth bist.

Wähle dir daher keinen Umgang, der verdächtig ist, und der Reinheit deiner Sitten, der Unbescholtenheit deines Herzens gefährlich werden kann! Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Traue nicht deiner Kraft und Denkart zu viel: sondern erkenne die Macht des Beispiels und der Gewohnheit an, die nach und nach auch den Festesten erschüttert. Ehre deinen guten Namen; ehre den Ruf deines Hauses. Handle so, lebe so, verbinde dich mit so anerkannt guten und weisen Menschen, daß auch die bessern Menschen begierig wer-

den, in deine Bekanntschaft, in deinen Umgang zu kommen, und Gefallen an ihm finden. Wie Mancher hat durch unvorsichtige Wahl der Gesellschaft die Edlern von sich zurückgeschreckt, und damit, ohne sonst auch nur etwas Böses gethan zu haben, den Grund zu einer beständigen Geringschätzung seiner Person gelegt! — Auch Unklugheit ist eine Sünde, wo nicht des Herzens, doch des Verstandes. Und halsstarriges Verbleiben in einer thörichten Handlung, auch bei der Einsicht des Bessern, wird Sünde des Herzens.

Vermeide daher den gesellschaftlichen Umgang, der nicht unvermerkt auch zur Veredlung deines Gemüths beitragen kann; wo nicht gute und liebenswürdige Menschen dich umgeben; wo nur rohe Vergnügungen die vorgezogensten sind. Freilich denkst du, wenn du Gesellschaft außer deinem Hause suchst, nicht sowohl daran, etwas Neues und Besseres zu lernen; dein Hauptzweck ist vielmehr dabei, dich zu zerstreuen, dich von der Arbeit zu erholen, dich mit Vergnügen zu erquicken. Aber gestehe es auch: die Erholung ist zu theuer bezahlt, wenn sie deinem edlern Selbst, wenn sie deiner Denkart Gefahr bringt; gestehe es auch: du bist ein roher, zur Unsittlichkeit geneigter Mensch, wenn du an rohen Lustbarkeiten, an unsittlichen Einfällen und Scherzen Geschmack findest; gestehe es auch, daß diejenigen Vergnügungen die köstlichsten sind, welche mit der Erheiterung unsers Gemüthes unsere Unschuld bewahren, und bei denen wir durch das Beispiel Anderer edler, gefälliger und liebenswürdiger werden, als wir sonst waren.

Wähle keine Gesellschaften, deren Unterhaltung deinen Geist, statt zu erheben, in den Schlamm alltäglicher Verdorbenheit hinabzieht; wo unreine Zweideutigkeiten, vom wiehernden Gelächter roher Menschen begleitet, für Witz gelten müssen; oder wo die spielende Natterzunge der Verleumdung gegen die Ehre guter Menschen zischelt; wo Geistesarmuth und Schlechtigkeit des Herzens in Klatschereien Vergnügen findet, und in Zuträgereien dessen, was Bedeutendes oder Unbedeutendes in andern Haushaltungen vorging, um dann darüber sich mit lieblosen Bemerkungen aussprechen zu können. Lasset euch nicht verführen. Böse Geschwätze verderben gute Sitten. (1. Kor. 15, 33.)

Wähle keine Gesellschaft, deren Besuch und Umgang für dich mit einem größern Aufwand verknüpft ist, als dein Vermögen dir zu machen erlaubt. Es ist wohl möglich, daß dir die Unterhaltungen aller andern nicht gefallen; dies berechtigt dich niemals, solche zu suchen, deren Kostspieligkeit dein Hauswesen zu Grunde richten muß. Ein allzutheuer bezahltes Vergnügen hört auf, Vergnügen zu sein, weil es zum Verbrechen gegen die Heiligkeit deines häuslichen Friedens und Wohlseins wird. Selten verleitet uns aber zu solchen mit unverhältnißmäßigem Aufwand verbundenen Vergnügungen der Mangel an=

derer Gesellschaft, sondern unser Hochmuth, unsere falsche Ehrbegierde, oder irgend eine andere Leidenschaft. Wer aber einer Leidenschaft fröhnt, sei es Glanzsucht, Spielsucht, oder eine andere, gleicht einem Rasenden, der, um sich eine Stunde lang am Feuer wärmen zu können, sein ganzes Haus in Flammen setzt. Und was thut derjenige, welcher für einige fröhliche Stunden seinen häuslichen Wohlstand zu Grunde richtet, daß er nachher Jahre lang darben und kümmern muß?

Leider ist dieser Fehler, — nein, dieser freudenmörderische Wahnsinn, heutiges Tages so herrschend. Wie Wenige verstehen sich auf den hohen Werth des häuslichen Glücks! Wie leichtsinnig bringen es viele Thoren ihren kostbaren Vergnügungen außer dem Hause zum Opfer! Um vor fremden Augen zu prunken, darben sie daheim elend mit den Ihrigen. Um in fremden Zirkeln zu glänzen, lassen sie ihre Kinder daheim verwahrlosen. Um sich auswärts zu zerstreuen, stürzen sie sich in Verzweiflung und Sorgen bei den Ihrigen.

Der Hang zur Gesellschaft und zu den Freuden des Umgangs, so löblich er auch sein mag, werde dir nie zur Leidenschaft. Er halte dich nie von heiligen Pflichten ab, unterbreche nie deine ernsten und nöthigern Geschäfte, oder hindere dich, ihnen mit allem Eifer obzuliegen, den sie von dir fordern. Nur wer mit dem frohen Bewußtsein in die Gesellschaft der Freunde geht, sein Tagewerk gethan und eine Freude verdient zu haben, kann das Vergnügen anständiger Erholungen harmlos und mit voller Seele genießen. Wehe dem, der in Gesellschaften eilt, um den Vorwürfen seines Gewissens, um der Angst seiner gerechten Sorgen, um der Unzufriedenheit mit sich selber zu entrinnen! Er bringt sich seinen Freunden nur halb. Böse Erinnerungen werfen bittere Wermuthstropfen in den Kelch seiner Lust, und sein Lächeln erstarrt unter bösen Ahnungen, die ihn verfolgen, wohin er auch gehe. Er kann sich berauschen, betäuben, aber nicht erheitern und erholen.

Im Umgange sollen wir nur Erholung und Ruhe nach den einförmigen und mühsamen Geschäften unsers Berufs suchen; Erquickung des Geistes, damit er nachher desto geschickter sei zu ernsterer Thätigkeit; angenehme und leichte Belehrung mitten unter den Scherzen fröhlichen Beisammenseins. Zur bloßen Stärkung des Körpers, für bloß sinnliche Nahrung bedürfen wir keiner Gesellschaft, sondern für die Ermunterung des Gemüths. Daher ist es vortheilhaft, wenn wir nicht bloß Personen zu unserm Umgang auslesen, welche mit uns überall von einerlei Denkart und Meinung, oder vom gleichen Alter sind. Je mehr Mannigfaltigkeit, je mehr Werth hat das gesellschaftliche Leben. Im bescheidenen und freundlichen Widerspruch entwickeln sich neue Gedanken, neue Kräfte des Geistes. Wir kehren mit doppelter Lust aus einer Gesellschaft zurück, aus welcher wir neue Belehrungen in die Stille

unserer Heimath mitbringen. Keine Lebensstunde soll für den Geist ohne Wucher sein; selbst die harmloseste Freude soll ihm seinen Zins tragen. Darum, ihr Genossen eines frohen, jugendlichen Alters, weit entfernt, die Unterhaltung der Bejahrten zu meiden, dränget euch zu ihr. Da ist's, wo ihr ohne Beschwerden, ohne Opfer Erfahrungen sammelt, die euch für eure Zukunft wohlthun; da ist's, wo ihr mit der Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit eures Alters die ruhige Würde und Sittsamkeit paaren lernet, wodurch ihr Aller Herzen gewinnet. Und ihr, die ihr euch reiferer Erfahrung und höhern Alters rühmt, vermischet euch mit den Jüngern, deren reges Leben, deren Scherze und Munterkeit euern Ernst mildern- euch duldsamer, schonender in euern Urtheilen über die jetzige Welt machen, und die dem Alter eigene mürrische Verdrossenheit hinwegtändeln, indem sie euern Geist zu verjüngen scheinen. Als weise Benutzer des flüchtigen Lebens müssen wir niemals in die Gesellschaft der Menschen treten, ohne den doppelten Zweck, Gewinn für Herz und Geist zu haben, oder Andern zu geben.

Darum müssen wir uns hüten, daß wir nicht Fehler in die Gesellschaft mitbringen, durch welche wir sie entweder beleidigen oder entehren. Wir sorgen für unsere eigene Würde, indem wir auf die Würde solcher freundschaftlichen Verbindungen Bedacht nehmen, zu welchen wir gehören. Wir müssen durch unser eigenes Beispiel den Ton angeben, welchen wir wünschen, daß unsere Bekannten und Freunde ihn halten. Wir müssen, wenn der bessere Geist aus dem Kreise unserer Vertrauten entfliehen will, ihn zurückrufen. Nur in der Mitte der Edeln werden wir selbst edel; durch unsere Fehler vernichten wir die Freuden der Geselligkeit und die Achtung und Gunst, welche liebenswürdige Menschen sonst für uns hegten.

Die erste Bedingung des Angenehmen im geselligen Leben ist diese, daß diejenigen, welche daran Theil nehmen wollen, mit Andern zu leben verstehen. Die Kunst, mit Andern zu leben, besteht aber nicht bloß in erlernten Höflichkeitsformeln, in angenommenen Zeremonien, im Gebrauch einer gewissen äußerlichen Anständigkeit; — wahre Lebensart macht höhere Forderungen. Sie ist eine Entfernung aller anstößigen Sitten und Fehler, welche irgend Jemand verwunden könnten; ein gefälliges, liebevolles Betragen, das Jedem Muth einflößt, sich uns zu nähern, vergnügt mit uns zu sein, so, daß selbst der Fremdeste keine Fesseln des Zwanges in unserer Unterhaltung verspürt. Der Grundton einer guten Lebensart sind Gefälligkeit und Liebe, mit äußerer Anmuth verbunden.

Lasset uns nicht glauben, daß diese Dinge zu klein wären, um von dem Christen einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Nein, es ist nichts klein und geringschätzig, was zum Glück des Lebens, was

zum Wohlsein der Sterblichen beitragen kann. Es ist nichts verächtlich, was uns mächtig macht, das Herz und die Zuneigung unserer Mitmenschen zu gewinnen. Wie Gott seine Kinder liebt, so sollen auch wir unsere Miterschaffenen lieben. Aber wir lieben sie nicht wahrhaftig, wenn wir nicht wünschen, auch von ihnen verehrt zu werden. Weißt du, wer auf Erden der Mächtigste ist, daß er wohlthue und beglücke durch That und Rath, mehr denn ein Anderer? Nicht derjenige, welcher vom Throne herab herrscht, und vor dessen Wink knechtisch Millionen sich beugen; sondern der ist der Gewaltigste, der die meisten Herzen beherrscht durch Vertrauen und Zuversicht und Liebe, die Alle an ihn fesselt.

Verbanne deine Fehler, und lerne die Fehler Anderer nachsichtvoll ertragen; schmücke dich mit jeder Tugend, und verberge sie bescheiden vor Andern, während du an ihnen auch die kleinste Tugend verehrest: dies ist die Kunst, mit Andern zu leben; dies ist der Schlüssel zum Herzen deiner Miterschaffenen; dies ist der menschlich-schöne, der göttlich-wohlthuende Geist der Christusreligion!

Die Stimme der Religion ermuntert dich zum weisen Genuß des geselligen Lebens: so sei im Umgang mit Bekannten und Freunden der Mensch voll Religion! Und wenn dir die Freude den Kelch des Vergnügens reicht: verläugne deine Religion nicht — das heißt, sinke nicht durch irgend eine Unmäßigkeit, durch irgend eine unbedachtsame Uebereilung unter die Würde, die dir, als dem Kinde des Allerhöchsten, dem Bruder Jesu Christi, als dem Kämpfer um eine höhere Seligkeit, als dem Erben eines erhabenern Lebens gehört! — Genieße froh die Stunden des kurzen Daseins, aber mit der Weisheit des Mannes, der sich nicht auf dem Wege versäumt, um bei einzelnen Blumen lange zu verweilen. Mische dich in die Gesellschaft heiterer, guter Menschen, aber nie ohne den Vorsatz, der Beste und Liebenswürdigste unter ihnen zu werden, und sie gegen alles Unedle mit Haß, gegen alles Löbliche mit Liebe zu begeistern. So wirbst du mitten in der Freude Genossen der Ewigkeit, Theilnehmer eines höhern Seins; so feierst du mitten in den Scherzen des geselligen Lebens die Triumphe deiner Religion, und Jesu Geist, wie er tröstend an deine Seele drang, wenn sie unter Schmerzen weinte, schwebt verherrlicht über den Freuden deines Lebens!

Ja, Geist Gottes, heiliger Geist, walte in mir immerdar. Ist nicht die Würde, ein Christ, ein Erbe und Genosse ewiger Vollkommenheit zu sein, die höchste, die dauerhafteste und belohnendste aller menschlichen Würden? Warum sollte ich mich von ihr entkleiden, wenn ich unter Menschen wohne und wandle? Wie Du, Jesus, Menschenfreund, Lehrer der göttlichen Weisheit, Verklärer des irdischen Lebens, wie Du gern Theil nahmst an den Freuden der Geselligkeit, so will auch ich sie nicht fliehen. Aber Deine heiligen Worte und Beispiele werden und sollen mir immer

diese Freude veredeln, meine Unschuld schirmen. Die Thorheiten, die Vorurtheile des gesellschaftlichen Lebens sollen mich nie auf Abwege und Irrwege führen; sollen mir nie den Umgang mit Brüdern zur Schule des Lasters, und das Vergnügen des freundschaftlichen Beisammenseins zu einer Quelle des Elends machen.

So, mein erhabenes Vorbild, göttlicher Menschenbeglücker Jesus Christus, werde ich in Deiner Weisheit weise sein, und mit den Vergnügungen des Daseins die höchste Freude einer reinen Seele, die Freude des Wohlthuns, verbinden. Amen.

17.

Des Lasters Beschönigungen.

Spr. Sal. 21, 24.

Laß, o Du, der Wahrheit Licht!
Mich mir selbst nicht treulos werden;
Scherzen nie mit meiner Pflicht;
Nicht mit Worten und Geberden
Das entschuldigen voll List,
Was an mir verächtlich ist.

Nein, ich will aus Eitelkeit
Nie zur Heuchelei versinken;
Nie der Sünden Häßlichkeit
Mit dem Glanz der Tugend schminken.
Wer der Hölle Weihrauch streut,
Hat sich ihr schon halb geweiht!

Wie steht doch der Mensch mit sich unaufhörlich im lautesten Widerspruch! Wie selten ist er doch mit sich selbst einig! Er hängt seinen Lieblingssünden und übeln Neigungen an, als führte ihre Befriedigung ihn zur höchsten Glückseligkeit, und doch verflucht er sie im gleichen Augenblick, weil sie ihm nur Unzufriedenheit, Sorge und Verdruß aller Art bringen. Er ergibt sich der Wollust mit gleicher Begierde, wie dem Geize; der Ehrsucht mit gleichem Ungestüm, wie der Rachsucht; einer Sünde ergibt er sich um der andern, als wäre jede das Edelste und Schönste auf Erden, und dennoch schämt er sich ihrer, und möchte seine Schändlichkeit gern vor aller Welt Augen, und, wäre es möglich, sie vor seinem eigenen Bewußtsein verbergen.

Warum diese Widersprüche? Warum, Mensch, meidest du nicht das, dessen du dich doch schämen mußt? Oder warum prangest du nicht gern öffentlich mit dem, was du so sehr liebest? — Unzüchtiger, warum schleichst du im Finstern der Nacht umher mit verbrecherischen, bangen Schritten?

Mörder, warum bebst du vor dem Rauschen eines Laubes? Heimlicher Betrüger, warum ist dir jedes Menschen scharfer Blick, der auf dich fällt, verdächtig? Und du, der anvertrautes Gut unterschlägt, warum fühlst du Beängstigungen, so oft dich etwas an deinen Diebstahl mahnt, und warum fürchtest du, roth zu werden, wenn sich Jemand zufällig deinem Verbrechen nahet, das er doch noch nicht kennt?

Warum diese Widersprüche in den Menschen, selbst in solchen, denen es nicht an Verstand und Einsicht des Bessern fehlt? O, wie erbärmliche, unloskäufliche Sklaven eurer unanständigen, eurer verbrecherischen Gelüste müsset ihr sein, daß ihr um einen elenden Geldgewinnst Jahre lang Angst leiden, um den vergnügenden Rausch weniger Augenblicke ein halbes Leben lang innere, peinliche Vorwürfe tragen könnet!

Wie gern möchtet ihr eure Verdorbenheit vor euch, vor allen Menschen, vor Gott selbst entschuldigen! Nein, dies wäre doch zu wenig. Ihr möchtet lieber eure schwarze Schuld weiß brennen; euern unanständigen Wandel zum Lieblingston, zur herrschenden Sitte machen; eure Laster mit dem Namen irgend einer Tugend schmücken, damit ihr recht ungestört fortsündigen, recht ungestört euern thierischen Gelüsten jedes Opfer darbringen und eure schändlichen Gewohnheiten nach Wunsch befriedigen könnet. Darum erfindet ihr für das Niederträchtige in eurer Denkart hohe Namen, für das Unehrliche eures Thuns rühmliche Benennungen, für das Abscheuliche eurer Ausschweifungen liebenswürdige Titel.

Aber es ist umsonst! Die Häßlichkeit eures Gemüths will sich nicht verschleiern lassen, und bricht mit Gewalt überall hervor, um sich zu verrathen; mit Tücke lohnt euch euer Verbrechen. Ziere immerhin deine unreinen Triebe, o ekelhafter Wollüstling, mit den reizendsten Bezeichnungen; nenne sie Hang zur Zärtlichkeit, Liebe, artiges Betragen, Weltton; — brüste dich immerhin, Verführer, mit deinen Siegen über eine durch dich vernichtete Unschuld — du erliegst unter der Verachtung aller Edeln, und die Unedeln machen sich ein Fest daraus, deine Schändlichkeit anzuklagen. Furcht und Verdruß schleicht dir in deine geheimsten Schlupfwinkel nach, und der gestörte Hausfrieden bereitet dir graues Haar. Wohl bot dir die Sünde Rosen dar, aber als du unbesonnen die Hand darnach strecktest, ward sie dir hämisch von giftigen Dornen zerfleischt.

Triumphire immerhin, Trunkenbold, lüsterner Schlemmer, in deiner Unmäßigkeit. Schminke sie mit dem Namen frohen Lebensgenusses oder der Liebe zu geselligen Freuden. Es glaubt dir Niemand. Selbst die, welche deinen Tisch verlassen, sehen dein Ende voraus, und heißen dich unter sich einen Schwelger, einen Säufer. Dein durch Unmäßigkeit verderbtes Blut, deine durch Ueberreiz geschwächten Nerven, dein mit unnatürlicher Farbe entstelltes Antlitz, dein sieches Alter, dein früh zum

Sterbebette wankender Schritt werden dich belehren, daß du der Sünde gefröhnet habest, die dich dafür erwürgt.

So täuschen sich die Sünder, indem sie Andere zu betrügen meinen. Sie buhlen um Liebe und Hochachtung, und finden zuletzt Verachtung; sie suchen Wollust, und finden zuletzt Schmerzen, Krankheit und Gram; sie geizen nach Ehre, und ärnten zuletzt Schmach und gerechte Verspottung. — Und was können sie Anderes erwarten? Haben sie nicht Lehre und Warnung in unzähligen Beispielen von Andern erfahren? Glauben sie allein mit ihren Thorheiten oder Vergehungen eine Ausnahme in der göttlichen Weltordnung, in der Geschichte des Menschenlebens zu machen? — Wehe ihnen, denn sie gehen die Wege Kains, und fallen in den Irrthum Balaams um Genusses willen, und kommen um in dem Aufruhr Korä! Sie sind Wolken ohne Wasser, vom Winde umhergetrieben; kahle, unfruchtbare Bäume, zweimal erstorben und ausgewurzelt; wilde Wellen des Meeres, die ihre eigene Schande ausschäumen! (Jud. 11, 12. 13.)

Und doch ist es in unsern Tagen eine sehr gemein gewordene Sitte, daß man sich, öfters aus sehr übel angebrachter Höflichkeit, scheut, die Laster und Thorheiten bei ihrem wahren Namen zu nennen. Man sucht durch gelinde Ausdrücke die im Schwange gehenden Untugenden milder darzustellen; ja, es wird für Etwas gehalten, wenn man zu offenbaren Schlechtigkeiten vornehm lächeln kann; wenn man sich stellt oder unverhohlen zeigt, man sei mit dieser oder jener von unsern Vätern für Sünde gehaltenen Handlung nicht ganz fremd. Ja, man unternimmt es sogar, oft halb im Scherze, oft im vollsten Ernste, entschieden schändliche Dinge mit ehrenvollen Bezeichnungen zu schmücken, und Laster zu Tugenden zu stempeln.

Der feine Betrüger, der Andere um ihr gerechtes Eigenthum bringt, Erben um ihr Erbtheil, Wittwen um ihr Vermögen betrügt, ehrliche Käufer hinterlistig übervortheilt, heißt nur ein kluger Mann, der sich nicht betrügen läßt; ein Mann, der für das Seine sorgt.

Den Ehebrecher, den Wollüstling nennt man nur einen Mann von Lebensart, von gutem Ton. — Den Speichellecker, welcher vor seinen Obern kriecht, ihre Thorheiten preiset, ihre Albernheiten bewundert, nur um sich selbst emporzubringen, nennt man einen Mann, der die Welt kennt, einen Menschen, der zu leben weiß. — Den giftigen Lästerer, der die kleine Gabe seines Witzes dazu verwendet, diejenigen zu verspotten und in Gesellschaften lächerlich zu machen, welche ihm mißfallen, nennt man einen muntern Kopf, einen angenehmen Gesellschafter, einen Mann von Geist. — Den Eigensinnigen, der überall widerspricht, überall Nachgiebigkeit fordert, ohne sich selbst in die Menschen, wie sie sind, oder in die Umstände zu schicken, nennt man einen Mann von Karakter, einen

festen Mann. — Den Hochmüthigen, der sich nicht mit Personen geringern Herkommens einläßt, überall nur seinen eingebildeten Werth geltend machen will, Andere neben sich verachtet und zurückstößt, nennt man einen Mann von edelm Selbstgefühl, der sich nicht wegwerfen will.

Genug, es ist kein Laster, kein Vergehen, wenn es nur nicht von der Art ist, daß es die bürgerliche Ordnung offenbar zerrüttet und vor den weltlichen Richterstuhl gezogen werden muß, welches nicht bald eine bloße Schwäche, bald eine liebenswürdige Unart, bald eine leichte Verirrung, oder wohl gar eine rühmliche Eigenschaft genannt wäre.

Dies allgemeine Bemühen, die herrschenden Laster zu beschönigen, ist einer der lautredendsten Zeugen von dem Verfall der Sitten und der um sich greifenden Verdorbenheit der Gesinnungen. Denn ungeachtet Jeder wohl weiß, wohin zuletzt die Schändlichkeit der Handlungen führen muß, die er mit schonenden, schmeichelhaften Namen beehrt, schämt er sich dennoch nicht, sie mit heuchlerischer Güte oder Bewunderung in die Reihe ehrwürdiger Tugenden zu stellen.

Wäre es wohl nöthig, mich erst selbst davon zu überzeugen, wie verächtlich und thöricht, wie nachtheilig uns und Andern, wie unchristlich eine Gleißnerei dieser Art sei?

Fühlt nicht Jeder selbst, daß er, indem er Laster und schimpfliche Neigungen zu beschönigen sucht, ein Schmeichler der allerniedrigsten Art wird? Er lobt, was sein Herz verdammt; er lächelt Beifall zu Unthaten, die, wenn sie gegen ihn ausgeübt worden wären, ihn vielleicht zur Verzweiflung gebracht haben würden. Wer ist denn niederträchtiger, der, welcher aus Uebereilung und leidenschaftlichem, bösem Hange sündigt, oder der, welcher mit kaltem Blute das Schändliche bewundert und durch milde Namen gefällig darstellt?

Verachtest du in deinem Herzen den schlauen Verräther, den treulosen Freund, den geilen Verführer, den gewissenlosen Richter, den eiteln Verschwender — o so bist du nicht minder dir selbst verächtlich, der du Heuchler genug bist, die ekelhafte Sünde mit dem Schleier des Schönen zu schmücken!

Das Beschönigen des Lasters ist aber mehr, als bloß tadelnswerthe Modethorheit — nein, es ist in sich selbst Sünde, wie jede andere; Verrath an unserm eigenen Herzen; Verführung der noch Unschuldigen! Wer zum Gottlosen spricht: du bist fromm, dem fluchen die Leute, den hasset das Volk. (Spr. Sal. 24, 24.)

Es ist Verrath an unserm eigenen Herzen. Denn wenn wir billigen und beschönigen mit dem Munde, was unser Gewissen verwirft, tadeln wir damit nicht unsere eigene Tugend, die unser Stolz sein sollte? Machen wir uns damit nicht allen edlern Menschen verdächtig, daß wir ebenfalls

fähig wären, das Schlechte zu thun, was wir so freundlich in Schutz nehmen? Berauben wir uns nicht selbst der Ehre, indem wir Gesinnungen und Thaten Ehre geben wollen, die keine verdienen? — Es ist Verrath an unserm eigenen Herzen; denn wehe dem, der über verletztes Pflichtgefühl nur lächeln kann, und Laster als leichte Scherze, Störungen der Liebe und Glückseligkeit als anmuthige Schwachheiten ausgibt. Was er anfangs aus schmeichlerischer Gefälligkeit geringschätzte, oder nur für unbedeutend zu halten den Schein annahm, das wird er endlich in der That für sich selbst als eine Kleinigkeit achten. Sittenlosigkeiten, denen er an Andern einen angenehmen Namen gab, wird er sich zuletzt selbst verzeihen, wenn er Neigung für sie empfindet. So wird unvermerkt der feile Heuchler sein eigener Verführer, der Mörder seiner eigenen Tugend!

Er wird es! — Und hätte er noch Festigkeit genug, daß er auch die Reinheit seiner Sitten treu bewahrte, während er mit verachtungswürdiger Schlauheit und Geschmeidigkeit das Unreine in Sinn und Thun Anderer beschönigt: so kann er doch nicht verhüten, durch die Unbesonnenheit seiner Worte fremder Unschuld gefährlich zu werden.

Nur allzumächtig regt sich die sinnliche, thierische Natur des Menschen, und allzustark ist oft die Lockung der Leidenschaft; — bedarf sie noch zum Siege auch unserer Beredsamkeit, unsers Aufmunterns, unserer Schutzwörter? Wer trägt die Schuld, wenn sich der unerfahrne Jüngling seinen wilden Neigungen überläßt? Habet ihr nicht selbst mit euerm Beschönigen des Lasters den Damm durchbrochen, welcher den Strom noch gefesselt hielt? Warum scherztet ihr über verletztes Recht, über vergessene Pflicht? Ihr scherztet damit vielleicht den letzten Rest heiliger Scheu vor dem Verbrechen in einer fremden Brust hinweg! — Euer Einstimmen in den Modeton, welchen Leichtsinnige oder Wüstlinge angaben, machte euch wider euern Willen zum Theilnehmer mancher ruchlosen That; machte euch, ohne euern Willen, vielleicht zum Urheber manches Familienunglücks, zum Schöpfer mancher Schmerzensthräne! — Ihr wolltet das nicht; aber ihr wußtet es, wie gefährlich es sei, mit Tugend und Sünde wie mit gleichbedeutenden Dingen zu tändeln. Ihr streutet den Samen der Hölle aus: wolltet ihr damit Aernten des Himmels gewinnen?

Das Beschönigen des Lasters ist im Widerspruch mit der Heiligkeit der Religion, welche wir bekennen; ist unwürdig dem Herzen und Mund des Christen.

Jesus Messias, unser Vorbild, obwohl gütig auch gegen Sünder, nachsichtig gegen Fehlende, voller Liebe und Erbarmen selbst gegen diejenigen, welche ihn beleidigten und verfolgten, war dennoch nicht schonend gegen Sünden. Er gab bösen Neigungen keinen edlern Namen, als

sie verdienten; noch weniger suchte er das als löblich darzustellen, was unrecht war. Er haßte die niedrige Schmeichelei, und tadelte mit furchtbarem Ernst nicht nur diejenigen, welche Lieblingssünden entschuldigen wollten, sondern auch die, welche Tugenden heuchelten, die sie nie besaßen. Wer erinnert sich nicht des festen Muthes, mit welchem er den Schriftgelehrten und Pharisäern begegnete; wer gedenkt hier nicht seiner Worte, mit denen er ihre Scheinheiligkeit niederdonnerte, als er sprach: Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflathes! (Matth. 23, 27.)

Und woher denn entsteht in unsern heutigen Gesellschaften dieser leichtfertige, gefährliche, der Christenwürde schlecht geziemende Ton, mit dem über unsittlichen Lebenswandel Scherz getrieben oder das Unedle gleich einer lobenswürdigen Sache erwähnt wird?

Meistens ist daran eine übelverstandene Höflichkeit Schuld. Man schämt sich, das Schändliche mit seinem schändenden Namen zu nennen. Es ist unter gewissen Menschen, die auf Anständigkeit mehr halten, als auf Tugend, viel verzeihlicher, etwas Ungerechtes zu thun, als etwas Unschickliches zu sagen. Ihnen gilt der vorgeschriebene Ton der sogenannten guten Gesellschaft mehr, als das ewige Gesetz in ihrer Brust.

Andere fehlen aus gemeiner Schmeichelei. Sie wollen sich beliebt machen, nirgends anstoßen, und bemänteln daher die schlechtesten Handlungen derer so gut sie können, bei denen sie sich in Gunst setzen möchten. Sie rechtfertigen dann wohl ihr unwürdiges Betragen sogar mit dem Vorwand christlicher Menschenliebe, sanfter Schonung, welche den Fehler Anderer nicht strenge richten soll. Diese Heuchler — o wie groß ist ihre Zahl! — können sie mit ihren unreinen Absichten auch vor dem allwissenden Richter der Seelen bestehen?

Wieder Andere, und ihre Zahl ist vielleicht die größte, behandeln gern gewisse Lieblingslaster der Menschen mit Leichtigkeit, oder wollen sogar ein Verdienst daraus machen, weil sie selbst von ihnen nicht frei sind. Im Gefühl ihrer eigenen Verworfenheit wollen sie Sündengenossen, Theilnehmer ihrer Denkart erheben, oder entschuldigen, um sich nicht selbst verdammen zu müssen. Sie können es nicht ertragen, daß man das für schlecht halte, dessen sie selbst fähig oder schuldig sind. So halten sie ihrer eigenen Schande Lobreden, und suchen mit witzigem Scherze ihre Fehler zu verkleinern, indem sie Andere nicht tadelhaft finden. Ja, im Schmerz über ihre Unwürdigkeit, die ihnen das immerdar wache Gewissen vorwirft, machen sie sogar Tugenden lächerlich, die ihnen fehlen, und wollen ihren Verstand bestechen, damit sein Urtheil ihre Handlungen glimpflich richte.

War auch ich immer frei und rein von jenem Vergehen? War auch ich nicht oft schwach genug, in Gesellschaften den herrschenden Ton anzunehmen, mit welchem das Abscheuliche der Sittenlosigkeit verzeihlich, und die redliche Unschuld als ein Gegenstand des Spottes und muthwilligen Scherzes aufgestellt ward?

O, wenn ich mich jemals so weit vergaß — — barmherziger Gott! wenn ich mich aus kleinlichen Rücksichten jemals dahinreißen ließ, eiteln Menschen lieber zu dienen und zu gefallen, als Dir — o Verzeihung und Gnade! Nie, nie soll wieder des Lasters Lob, der Tugend Verspottung meine Lippen entweihen, mein Herz besudeln! Wahrheit in Gedanken und Worten sei mein Schmuck vor dem Allwissenden und vor allen guten Menschen! Ach, ich bin von Vielen verkannt: aber gab ich nicht vielleicht durch meine unbesonnenen leichtfertigen Reden selbst Anlaß dazu, daß man mich erst im Stillen, und dann lauter, für schlechter hielt, als ich war?

Rede, wie du denkst! gebietet die Tugend. Rede nicht Alles, was du denkst! gebietet die Klugheit. In diesen wenigen Worten liegt ein Schatz erhabener christlicher Lebensweisheit eingeschlossen.

Rede, wie du denkst. Lobe nicht, was dich dein Herz und Geist verachten heißen; finde nicht vor andern Menschen verzeihlich, was du in deinem Gewissen für unverzeihlich und gottlos hältst. Spotte nicht der Tugend, der Unschuld, der Gewissenhaftigkeit, während dein Herz dir Ehrfurcht dafür gebietet.

Rede nicht Alles, was du denkst. — Es ist möglich, daß du oft in Lagen geräthst, wo du unter verdorbenen oder auch nur leichtsinnigen Gesellschaften den Wüstling entschuldigen, oder wohl gar preisen hörst; es ist möglich, daß auf Unkosten des redlichen Mannes Spötter ohne Zartgefühl ihren Witz ausspenden: aber wer zwingt dich da, in die tadelhafte Sprache einzustimmen? Wer nöthigt dich, gegen deine bessern Ueberzeugungen zu reden? — Verbieten dir deine Verhältnisse, dich und deine Empfindungen auszusprechen; findest du den Augenblick unvortheilhaft, mit Ernst einzutreten, und die Worte der Wahrheit feierlich zu bekennen, wo Alles nur für Scherz und Muthwille gestimmt ist — kein Verhältniß kann dir zu schweigen verbieten. Da ist dein Schweigen Rede, da dein Schweigen ein stummer Tadel des Unrechts.

Niemand gebietet dir da, dein Urtheil über fremde Fehler mit Ernst und Strenge auszusprechen, wo du dazu keinen Beruf noch Hoffnung hast, mit deinem Urtheil etwas Gutes zu bewirken. Hier ist dein Schweigen Weisheit; dein Tadel hinter dem Rücken des Fehlbaren wäre vielleicht Unklugheit und Wirkung eitler Tadelsucht. Aber Niemand gebietet dir auch, etwas, was an sich verdammlich ist, lobenswürdig an denen zu finden, deren Gunst dir wichtig sein kann. Stehst du in der Nothwendig=

keit, loben zu müssen — wahrlich, kein Mensch ist so ganz schlecht, daß er nicht auch verdienstvolle Eigenschaften besäße: nenne diese, aber schmeichle nicht seinen Fehlern. Er wird dich in jenem Fall ehren, weil du sein Gutes anerkennst; er würde dich in diesem Falle als einen Heuchler oder als einen getäuschten Kurzsichtigen nur verachten.

Und da, wo du darfst — da, wo dein Wort und dein Urtheil nicht ganz vergebens schallt — nenne das Laster bei seinem Namen mit christlichem Muth, und bezeichne deinen Abscheu ohne Hehl. Wer Christum bekennen will, soll der Hölle keinen Weihrauch streuen. Wer Gott dienen will, soll nicht der Diener fremder Götzen sein.

Nur der Gerechte in Denkart, Urtheil und That ist Gott lieb, den Edeln theuer, und selbst den Verworfensten ehrwürdig.

O Vater der Tugenden, o Gott der Wahrheit! stehe Du mir bei mit Deinem heiligen Geist, daß ich Dir nie treulos werde! Amen.

18.

Erinnerung an die ersten Gelübde.

Offenb. Joh. 2, 4.

Herr, Dir gelobe ich aufs Neue
Mich ganz zu Deinem Eigenthum;
Mein Denken und mein Trachten weihe
Ich Dir, o Gott, zum Heiligthum!
Von Dir, von Deinem Geist allein,
Will ich hinfort geleitet sein.

O Vater, nimm von Deinem Kinde
Das herzliche Versprechen hin:
Versucht sich je an mir die Sünde,
So will ich ihre Netze flieh'n.
Weich', Lust zum Bösen, Sünde, weich',
Gott hört es: ich entsage euch!

Ja, ja, Gott höret mein Versprechen,
Tief blickt er in mein Herz hinein;
Sollt' ich je mein Gelübde brechen,
So würd' er einst mein Richter sein.
Hilf, Gott, daß nie mein Herz vergißt,
Wie strafbar jeder Rückfall ist.

Es wird Keiner sein, der sich nicht selbst gestehen müßte: Es gab eine Zeit, da war ich frömmer als jetzt! Es gab eine Zeit, da war mein Herz unverdorbener und für das Gute weit reizbarer, als jetzt; mein Gebet floß inbrünstiger aus einem tiefbewegten Gemüth hervor; meine ganze

Seele war gleichsam inniger mit Gott verwandt, und selbst das Irdische schien mir heiliger und verklärter durch die Religion zu werden, als es gegenwärtig ist. Ja, auch wenn ich fehlte, war meine Reue lebhafter, mein Schmerz tiefer und aufrichtiger; ich erhob mich schneller nach jedem Fall, und meine Heimkehr zum Vaterherzen Gottes war freudiger, rührender, als heute.

Und warum ist das, was ehemals gewesen, nicht auch noch heute? Bin ich nicht mehr derselbe Mensch, der ist gestern war? Woher diese Verwandlung?

Kostete mir denn meine frühere Frömmigkeit allzuviel Ueberwindung und Mühe? — Nein, ich war unschuldig, redlich, herzlich, weil ich es sein wollte; und mehr als diesen Willen hatte ich nicht nöthig. Ich liebte die Menschen, weil ich keinen Grund hatte, sie zu hassen. Ich half uneigennützig meinen Brüdern; half selbst mit freudiger Aufopferung ganz unbekannten Personen, und empfand dabei eine wahre Himmelslust. Aus Dienstgefälligkeit schadete ich mir oft selber; aus Großmuth gab ich oft meinen eigenen Feinden den Sieg über mich, und doch empfand ich darüber mehr Vergnügen, als Schmerz. Ich ward oft betrogen von denen, welchen ich allzusehr traute; aber dies machte mich nicht mißtrauisch gegen Andere. Ich blieb der Gleiche. Ich beklagte nur, daß die Tugend so wenig zärtliche Verehrer auf Erden habe; beklagte nur, daß die schönsten und süßesten aller Gefühle, Freundschaft und Liebe, uns oft die herbesten Leiden veranlassen. Aber darum war mir die Tugend nicht minder heilig; darum waren mir Freundschaft und Liebe nicht minder die edelsten Kleinodien des Erdenlebens.

Dem Allwissenden ist es bekannt, wie mein feuriges Verlangen nach Veredlung durch jede Tugend, wie mein höchster Wunsch das Glück der Welt war. Dem Allwissenden ist es bekannt, wie lange ich nach keinem andern Ziele strebte. Er hat die Bemühung meines Herzens zu jeder Besserung gesehen. Er war Zeuge meiner ersten Thaten, die ich, von den Wahrheiten der Religion gerührt, beging, um seiner Huld würdig zu werden. Er war Zeuge meiner feierlichen Gelübde, ach, der oft wiederholten! in welchen ich ihm meine Seele, mein ganzes Leben weihte.

Und nun bin ich nicht mehr der Vorige. Die Welt um mich her scheint verwandelt; scheint nicht mehr so heilig, so schön zu sein, weil ich mich selbst in meinem Innern verändert fühle. Ich habe nicht mehr die alte Heiterkeit, die stille Harmlosigkeit, den Seelenfrieden, der für mich aus dem Vertrauen auf Gottes Vaterweisheit hervorging. Ich bin unter den Menschen nicht mehr wie unter Brüdern, sondern schüchtern und argwöhnisch, wie unter geheimen Widersachern. Ich habe meine Augen mehr auf das Irdische als auf das Göttliche gerichtet, und doch dünkt mich alles Irdische nicht mehr mit jenem wundervollen Reiz umgeben, der

mich einst so oft entzückte. Ich habe oft noch den Wunsch, groß und christlich=edel zu denken und zu handeln; aber tausend kleine Rücksichten drängen sich dann zwischen meine Seele und den heiligen Wunsch, und ich bleibe kraftlos und gemein. Noch ist oft das Glück der ganzen Welt mein höchstes Verlangen; ich beklage es schmerzlich, wenn ich so viel Elend und Gebrechlichkeit des Lebens, den Jammer von Familien und Völkern sehe, als strafende Folge einer allgemeinen Verderbtheit des Herzens — aber ich habe keinen Muth, das Bessere zu leisten, und kehre immer voller Selbstsucht zu mir zurück, und halte die Klugheit oft mehr werth, als die Größe der Seelen, die nichts scheuet für Gott, Wahrheit und Weltglück.

Meine ersten Gelübde schweben halbvergessen hinter mir in den Schatten der Vergangenheit, wo ich sie einst schwor; und die Thränen, mit welchen ich sie voll inbrünstiger Andacht dem Himmel darbrachte, haben ihre Kraft und Bedeutung verloren.

Wohl fühle ich mich schuldig, und daß es meinem Herzen gilt, wenn das göttliche Wort spricht: Aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. (Offenb. Joh. 2, 4.) Gott war meine erste Zuversicht und Freude, Jesus meine erste Liebe — seitdem ward es die Leidenschaft des Stolzes, des Wohllebens, der Eitelkeit.

Noch heute gedenke ich nicht ohne Bewegung des Gemüths jener feierlichen Stunden, da ich unter namenlosem Entzücken, von den Wundern göttlicher Güte umringt, oder unter namenlosem Schmerz, am Sterbebette, am Sarge geliebter Personen, meine Seele Gott weihte, indem ich den Tand des gewöhnlichen Lebens verachten lernte.

Noch heute gedenke ich mit aufwallenden Empfindungen jener Tage, da ich den ersten Unterricht und die heilige Weihe zum Christenthum empfing durch Theilnahme am Gedächtnißmahle Jesu, welches die Kirche beging. Noch heute erinnere ich mich — ach! daß ich's thun muß mit Erröthen! — an die Stunden großer Noth, wo ich zu verzweifeln gedachte, und meine Seele, mit namenloser Angst ringend, sich zur Weisheit und Gnade des himmlischen Erbarmers aller Leidenden wandte. O welche herzlich gefühlten Versprechungen leistete ich da Gott, und der Allgegenwärtige vernahm sie! — Wie viele tiefe Seufzer stiegen aus dem Innersten meiner Brust mit Gebeten empor, und der Vater der Welt empfing sie! Mit brennenden Thränen versiegelte ich meine Gelübde, und der Allwissende sah sie!

Doch das Alles ist nicht mehr, wie sonst. Ach, wie wandelbar ist der Mensch, wie unzuverlässig sind seine Entschlüsse! — Woher denn diese Verschiedenheit von heute und ehemals? Habe ich auch Etwas, das mich vor mir selbst entschuldigen, oder doch nur die Schuld einigermaßen vermindern kann, die ich mir zum Vorwurf machen muß?

Allerdings, wenn ich meine ehemaligen Seelenzustände erwäge, fehlte ich schon damals, als ich jene feierlichen Gelübde gethan. Nicht darin aber habe ich gefehlt, daß ich sie that, sondern wie ich sie darbrachte, nämlich im vollen Sturm meiner aufgeregten Empfindungen, ohne daß zugleich mein ruhig überlegender Verstand dabei thätig sein konnte. Nothwendig mußten meine guten Vorsätze wieder schwankend werden, weil sie auf einen so unsichern Grund gebaut waren, als alle Gefühle sind, die ihrer Natur nach von so kürzerer Dauer sein müssen, je heftiger sie herrschen. Was mein bewegtes Herz in einer schönen Stunde der Begeisterung schwor, oder im Drang unglückseliger Begebenheiten aus der Tiefe der Noth gelobte, hätte ich nachmals nicht bloß in Empfindungen festhalten, sondern zur Angelegenheit ruhiger Ueberlegung und fester Grundsätze machen sollen. Dies versäumte ich; und ich versäumte es besonders oft in einem Lebensalter, wo die Gefühle überhaupt mächtiger als die ruhig betrachtende Vernunft sind. Daher kam es, daß mein Lebenslauf leider ein beständiger Wechsel von guten Vorsätzen und leichtsinnigen Vergessenheiten, von Bereuungen, Kämpfen und neuen Vergehungen ward: so daß ich zuletzt an meiner eigenen Besserung verzweifelte, oft meine jugendlich frommen Gesinnungen selbst wie Schwärmereien ohne Werth ansehen wollte, und zuweilen nicht an die Möglichkeit glaubte, daß ein Sterblicher ungeachtet aller Mühe einen hohen Grad tugendlicher das heißt, christlicher Vollendung erschwingen könne.

Dies ist die Geschichte vieler Menschen, die in ihren jüngern Jahren gewöhnlich edlern Herzens waren, und nach erhabenern Zielen strebten, denn in ihren spätern Tagen; die Geschichte vieler Menschen, welche ihre Herzensverschlimmerung mit allen gedenkbaren Scheingründen bemänteln oder wohl gar rechtfertigen wollten, wozu ihnen die Selbstsucht Vorwände genug darbot.

In der That ist aber auch das jugendliche Alter an sich, wiewohl ohne sein Verdienst, heiliger, unschuldiger, empfänglicher für das Erhabene der Religion, als es die spätern Jahre sind. Der Jüngling und die Jungfrau, kaum den Tagen der Kindheit entgangen, haben von dieser noch immer das schöne Gefühl der Unschuld geerbt. Unbekannt mit den tausend mannigfaltigen Umständen, welche das menschliche Herz erschüttern und ändern können, unerfahren in den Denkarten und verschiedenen, Alles verschlingenden Neigungen der Erwachsenen, halten sie Jeden für so schuldlos und Alles Gute wollend, wie sie sich selbst kennen. Denn jeder Mensch hat, um Anderer Werth zu richten, keinen andern Maßstab, als seinen eigenen Werth.

So athmen sie sehr hochherzig nur für das, was schön und edel ist; sie verabscheuen das grobe Laster; ihr Sinn ist offen für das Göttliche; die Welt schmückt sich ihnen mit Zauberfarben; ihre reizbaren Empfin=

bungen sind in beständiger Regung; ihrer ungezähmten Einbildungskraft schweben nur schmeichelnde Erwartungen vor; sie verschmähen die Erfahrungen gemeiner Wirklichkeit, und trauen sich voller Selbsttäuschung Muth und Kraft genug zu, immerdar nur das Beste zu thun, das Höchste zu wollen, was Religion und Vernunft darstellen. So kommen dann die feierlichen Augenblicke großer Gelübde — aber ach! es kommen auch die Augenblicke des Leichtsinns, des Erliegens unter den Reizen der sinnlichen Begierden!

Die lebhaften Gefühle, noch vor wenigen Tagen im Dienst eines heiligen Glaubens, treten eben so schnell in den Dienst unheiliger Leidenschaften. Das Herz kämpft zwischen Pflichten und Sünden, und lernt in den Verkettungen der Schicksale Vergehungen kennen, von welchen es ehemals keine Ahnung hatte. Das Leben verliert seinen himmlischen Glanz; die Wirklichkeit wird immer verächtlicher, und doch ist der Mensch mit jedem Jahr mehr gezwungen, sich mit ihr zu verbinden. Bald verschlingt sie ihn ganz, wenn er sich selbst überlassen im Getümmel dasteht, kein Vater, keine Mutter mehr für ihn sorgt, und er um seine Nahrung, um sein anständiges Fortkommen in der Welt selbst Sorge tragen muß. Neue Bedürfnisse bedrängen nachher den neuen Hausvater, die junge Hausmutter. Wohl sehnen sie sich noch oft nach dem Himmlischen empor, was sonst in ihrem Gemüth einen unbeschreiblich holden Frieden verbreitete: aber das Irdische umklammert sie immer fester; ihre Verhältnisse mit den Menschen umher werden immer verwickelter, die Sorge um sich und ihre Kinder immer tiefgreifender. — So gleichsam vom Strom des irdischen Lebens und Webens hinweggefluthet, ermannt sich ihr Herz nur in einzelnen Augenblicken wieder zu dem verlassenen Bessern, zu der ersten Liebe ihres Geistes, und mit Schauer und wehmüthiger Rührung gedenken sie der ersten Gelübde.

O gedenke ihrer immerhin, meine Seele! — Diese Erinnerungen sind die ersten Vorgefühle eines schönern, harmlosern, heiligern Lebens, dessen du theilhaftig werden könntest! Kehre zurück zu der Kindesunschuld, in welcher du sonst dich oft selig gefühlt hast; kehre zurück zu den ersten Gelübden, welche der Ewige noch nicht vergessen hat!

Aber mit der Verjüngung deiner ersten Liebe, deiner frühen Gelübde, hüte dich, den Fehler zu erneuern, durch welche sie bald nach ihrem Entstehen wieder untergegangen sind. Es sei nicht das rasch auflodernde Feuer der Empfindungen, sondern ein auf Ueberzeugung und Grundsätzen ruhender Entschluß, der dich begeistern und der Leitstern deiner Thaten werden muß.

Erneuere mit Entzücken den schönen Schwur, Gott anzugehören und von nun an göttlich zu handeln; aber überlege deine Umstände, die Beschaffenheit deiner Verhältnisse, die Denkart deiner Bekannten, das Maß

deiner Kräfte, das Fehlerhafte deiner Eigenschaften, deiner Neigungen, deiner Wünsche, und frage dich prüfend: Was kannst du in deiner Lage thun, um das musterhafte Leben eines wahren Menschen- und Gottesfreundes, um den erhabenen Wandel eines ächten Christen zu führen?

Darüber sinne erst in der Stille für dich nach, und glaube, es wird der Geist Gottes es nicht an Licht in deinem Gemüthe fehlen lassen; es wird dir dein Gewissen sagen, was du zu thun habest, das Ziel — das höchste und würdigste Ziel alles Menschenlebens — zu erringen.

Erneuere deine erste Liebe, deine frühen Gelübde, und halte dem Ewigen das große Wort, welches ihm in wichtigen Stunden deine Seele gab! Aber zittere nicht schwach vor der Ausführung; halte dich nicht für verdorbener, als du bist, sondern wage den ersten Versuch, und halte deine Leidenschaften, deinen Hang zur Wollust oder Rache, deinen Geiz nach Ehre oder Reichthum, nicht für mächtiger, als den Wunsch deines unsterblichen Wesens in dir. — Handle überall nach ruhig erwogenen Grundsätzen dessen, was recht und billig, ehrbar und menschenfreundlich, unparteiisch und nützlich für Jedermann ist. Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch! Was dich schmerzen würde, wenn Andere es wider dich versuchen würden, das unternimm gegen Niemanden. Uebersieh mit ruhiger Großmuth die Beleidigungen deiner Feinde; zeige von allem Bösen, was man dir nachredet, das Gegentheil; fliehe vorsichtig die Anlässe, bei welchen du aus Erfahrung weißt, daß du schwach werden und unanständig oder gar lasterhaft werden kannst; fliehe solche Anlässe selbst in deinen Gedanken, und zerstreue dich schnell, wenn sie deine Seele zu irgend etwas Ungerechtem locken.

So erneuere deine Gelübde, nicht mit den vorüberrauschenden Gefühlen der frühern Jugend, sondern mit dem heiligen Ernst und der Kraft des reifern Alters. Dann wirst du, was du einst Gott schworst, deinem Erlöser zusichertest — voll Kindesunschuld und Kindesglückseligkeit; dann wird die Welt wieder jenen frischen Zauber empfahen für dein Herz, welchen du als verloren betrauertest, weil du das Herz verloren hattest, mit dem du sonst die Welt Gottes begrüßtest.

Kehre zurück zur Kindesunschuld und zu deinen ersten Gelübden. „Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße, und thue die ersten Werke: wo aber nicht, spricht der Herr, werde ich dir kommen bald, und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust!" (Offenb. 2, 5.)

Je länger der Mensch ansteht, sein besseres Selbst zu retten, je tiefer versinkt er in den Schlamm des irdischen Lebens. Es ist eine elende Selbsttäuschung, zu hoffen, man werde sich unter veränderten Umständen bessern können, nur jetzt noch nicht, wo noch so mancherlei uns zwingt, die alte gewohnte Lebensart und Denkweise fort-

zusetzen. Nein, dies ist die Sprache deiner Feigheit, deiner Verworfenheit! Nicht die Umstände, in denen du lebst, machen dich schlechter, als du sein solltest; sondern du, durch deine Sinnesart, durch deine Verdorbenheit, machst die Umstände um dich schlechter, als sie sein sollten. Dein kleinlicher Ehrgeiz, dein Horchen auf das Urtheil mancher Leute, deine Furcht vor ihrem Spott hält dich ab, so vollkommen gut zu handeln, als du überzeugt bist, daß du könntest. Siehe da, dein Ehrgeiz, deine Eitelkeit sind die geschwornen und furchtbarsten Feinde deiner Ruhe! Sie sind es, nicht die Umstände, wie du dir selbst einreden möchtest, welche dich an Erfüllung jener heiligen Gelübde verhindern, die Gott noch nicht vergessen hat.

Thue Buße, das heißt, ändere deine Lebensart, nicht nur deine äußerliche, sondern auch deine innerliche! Du gelobtest Gott, niemals ein Heuchler zu werden, sondern ein wahrhafter Mensch. Du hast deine Gelübde nicht den Menschen gegeben, daß du vor ihnen gut und rein erscheinen wollest, sondern Gott hast du sie gebracht, dem Allwissenden, dessen Blick hell durch alle Finsternisse und Bewegungen deines Gemüths schaut.

Erfülle deine Gelübde, aber bald — denn Stunden und Jahre verfliegen, wie ein Morgentraum. Was hast du von dem noch übrig, was du gelebt hast? Was wirst du nach einigen Jahren von dem noch haben, was du gelebt haben wirst? — Aber deine übeln Gewohnheiten, deine bösen Triebe werden Erbübel deiner Jahre werden; einrosten werden deine Leidenschaften und dich früher oder später mit Schmach bedecken. Siehe nicht auf die, welchen jetzt manche Thorheit unschädlich hingeht, oder die ungestraft Böses in die Welt zu bringen scheinen. Ach, du kennst das Innere ihres Herzens nicht; sie können glänzen, und doch nicht glücklich sein; sie können sich rühmen, und doch den schmerzlichen Widerspruch ihres Bewußtseins hören: du lügst! Was haben sie von ihrem falschen, ganz dem Irdischen geweihten Leben? Sorge, Verdruß, Angst, keine Stunde reiner Freude und heitern, ächten Lebensgenusses. Aber die Unglücklichen, was haben sie, wenn nun ihr unruhiges, finsteres Dasein am Ende ist?

Erfülle deine frühen Gelübde; noch ist die Kraft in dir, noch ist die Stunde, welche dir die Rückkehr erlaubt. Noch einige Jahre — noch ein Traum, und das gebrechliche Alter wird dich überraschen und verzehren. Hoffe nicht, spätere Jahre werden dir ein ruhigeres Blut, und damit eine Erleichterung bringen, besser zu werden. Nein, sie bringen nur größere Kraftlosigkeit und — Reue. Als Kind, als Jüngling, als Jungfrau weintest du die Thränen der frohen Hoffnung um das, was du werden könntest; als Greis wirst du heimlich die Thränen fruchtlosen und desto tiefern Schmerzes weinen um das, was du nicht geworden bist.

Erfülle deine Gelübde, ehe Krankheiten deine Kraft vernichten, die

jetzt dir noch gehört; ehe ein unvermutheter Tod dich aus der Reihe der Lebenden hinwegzieht; ehe das furchtbare Wort des Herrn an dir zur Erfüllung wird: Ich werde dir kommen bald, und deinen Leuchter wegstoßen von deiner Stätte, wo du nicht Buße thust.

Ihr aber, denen die Gottheit Gelegenheiten eröffnete, auf die zarten Herzen der Jugend zu wirken, hütet sie, durch eure eigenen Erfahrungen gewarnt, daß nicht, was sie Gott gelobt, bloßes Werk aufgeregter, augenblicklicher Gefühle sei, sondern eine Frucht fester Grundsätze von dem, was christlich=edel ist. Nichts ist leichter, als ein zartes Herz durch religiöse Ermahnungen zu rühren; nichts ist leichter, als Thränen hervorzulocken und kühne, seelenvolle Entschlüsse. Denn Alles macht auf das junge Gemüth stärkere Eindrücke. Aber unterrichtet die Jugend von ihren Pflichten; kläret ihren Verstand auf; machet ihr das Gerechte, das Gute zur Gewohnheit: so bauet ihr die Religion in ihrer Brust gleichsam auf Felsengrund, nicht auf weichen Sand, den der nächste Sturm umwälzt und entführt. Die Empfindungsvollsten werdet ihr oft im spätern Alter als die Tugendlosesten beklagt haben; die in ihren Jugendjahren am schwärmerischsten mit euch beteten, werdet ihr in spätern Jahren oft als Religionsspötter und Zweifler erblicken und bemitleiden. Dies sind die bösen Wirkungen einer unvorsichtigen Belehrung in religiösen Dingen, wo man sich begnügte, Gefühle in Bewegung zu bringen, statt den Willen des Lehrlings an Ueberzeugungen und Grundsätze zu binden, um den Verstand zu erleuchten.

Aber auch ich will der ersten Liebe gedenken, und meine Gelübde Dir wieder erneuern, o Gott, mein Schöpfer, o Jesus, mein Erlöser, mein Seligmacher! Und was ich einst, übermannt von heiligen Empfindungen, in großen Augenblicken meines Lebens schwor, das will ich nun mit ernstem Willen und voll erhabener Ueberzeugungen vollbringen — denn noch lebe ich in frischer Jugendkraft, noch ist mein Leuchter nicht von seiner Stätte weggestoßen.

Höre mich, Allwissender! höre mich, o Du Langmüthiger, Du einst mein Richter! Ich weiß, daß nur ein reines Gemüth ein seliges Gemüth werden und sein kann. Ich weiß, daß nur Kummer und Unruhe auf Erden sind, weil der Mensch sich selbst im Wahnsinn jedes Uebel bereitet, wenn er von dem Lebensbeispiel Jesu Christi, von der Tugend abtrünnig wird. So erneuere ich hiermit vor Dir, Allgegenwärtiger, die Gelübde meiner ersten Liebe; ich will zurückkehren zu meiner Unschuld, zu meinem Himmelsfrieden. Ich will die mit mir erwachsenen und stark gewordenen Fehler austilgen, damit ich ganz der Tugend angehören könne; durch die Tugend aber Jesu Christo, dem ich mich im Bunde der Taufe zusagte; Jesu Christo aber, um, Gott, mein Gott, mein Vater und mein Richter, Deiner Gnade, Deiner unendlichen Liebe anzugehören. Amen.

19.

Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Matth. 5, 29, 30.

Um auch den kleinsten Sünden
Mit Vorsicht zu entflieh'n,
Laß lebhaft mich empfinden,
Daß sie zu größern zieh'n!
Sich gern mit Launen brüsten,
Sich Schwächen gern verzeih'n,
Heißt sein Verderben rüsten,
Und Lasterthaten streu'n.

Mein Herz kann bald verzagen,
Bald wieder trotzig sein,
Hier bald Verbot'nes wagen,
Dort bald das Gute scheu'n;
Kann leicht sich hintergehen,
Will seiner Lüste Spiel,
Durch sich getäuscht nicht sehen,
Und trauet sich zu viel.

Lerne dich selbst kennen, deine gewaltigsten Triebe, deine geheimsten Neigungen, und die Ursachen alles dessen, was dich leicht froher machen, oder was dich leicht verstimmen kann! Dies ist der Weisheit Anfang. — Aber dieser erste Schritt zur Lebensweisheit ist der schwerste, und vielleicht schon darum, weil die meisten Menschen sich einbilden: es sei nichts leichter als das; Jeder kenne sich selbst besser, denn Andere, und wisse gar gut, warum er so und nicht anders empfindet, begehrt, denkt und handelt.

Oft wirkten die größten Begebenheiten bei weitem nicht so stark auf mich, als sehr geringfügige Zufälle, die ein Anderer kaum achtet. Ich denke heute über eine Angelegenheit ganz verschieden von ehemals, ungeachtet die Angelegenheit noch ganz unverändert die gleiche sein kann, mit allen ihren Nebenumständen für mich, wie sie es sonst war. Ich sehe verschiedene Menschen, durch ein dunkles Gefühl hingerissen, sich lieben oder Abneigung bezeigen, ohne daß sie einander dazu Grund und Anlaß gegeben hätten. Ich sehe den Einen das vorziehen, was der Andere häßlich nennt, und höre von Diesem dasjenige preisen, was der Andere ohne Wohlgefallen erblickt. — Es thut oft Mancher Dinge, er weiß selbst nicht warum, und sagt nur: es gefiel mir so; ich fand mich dazu wie mit Gewalt hingetrieben; ich mußte es thun, und konnte nun nicht anders! Es ist nichts Seltenes, daß bisher wackere Leute unter veränderten Umständen oder auch in ihrer bisherigen Lage plötzlich eine schlechtere Denk=

art annehmen, ohne daß man eine Ursache wahrnimmt, was sie dazu bewegen konnte.

Woher dies? — Alles in der Welt hat seine Ursache. Aus leichtsinnigem Wesen, aus ursachloser Willkür entscheidet sich gewiß Niemand mit großer Entschlossenheit für Dies und Jenes.

Wenn ich mich in meine verlebten Tage zurückversetze, werde ich oft gewahr, daß ich handelte, liebte, oder vermied, ohne recht zu wissen, warum? Und wenn ich genauer forsche, werde ich gewahr, daß wirklich sehr unbedeutende Kleinigkeiten auf die Stimmung meiner damaligen Laune, auf die Richtung meines damaligen Willens immer, ich möchte sagen, unbezwingbaren Einfluß hatten. Auch in mir ward das Sprichwort wahr: kleine Ursachen haben oft die größten Wirkungen.

Noch einmal frage ich: Woher diese merkwürdige Erscheinung in mir? Denn wer steht dafür, daß nicht auch jetzt noch alle Tage Kleinigkeiten den meisten Einfluß auf die Eigenthümlichkeit meiner Gesinnung haben?

Der Grund davon liegt wohl schwerlich in den äußern Kleinigkeiten, die auf mich wirken; denn es gibt deren in jedem Tage Millionen, für die ich ganz unempfindlich bleibe. Der Grund muß oft in der ganz besondern, mir selbst noch unbekannten Beschaffenheit meines Gemüths liegen. Und was ist das Gemüth? Es ist der Berührungs- und Mittelpunkt, worin meine irdische und geistige Natur in ihrer Wirksamkeit zusammentreffen; wo Geist und Seele ihre Kräfte mit den Kräften des pflanzenhaften und thierischen Lebens gleichsam verschmelzen; wo der Mensch eigentlich Mensch ist, während er mit seinem Körperlichen am Staube, mit seinem Geistigen an Gott hängt.

Hier im Gemüth, wo die vereinte Thätigkeit des ganzen menschlichen Wesens wohnt, kann oft eine Reizbarkeit und Empfänglichkeit für gewisse Dinge vorhanden sein, die da für Andere fehlt, also daß die kleinsten äußern Anlässe, die wir im flüchtigen Gewühl des Tagewerks kaum recht bemerkt haben, auf unser Innerstes von großer Wirkung werden können. So kann ein Stäubchen, dessen wir nicht achten, und von denen wir zu Tausenden im Luftmeer umschwebt werden, die peinlichsten Schmerzen erzeugen, indem es unser Auge berührt. Hier im Gemüth ist das Gartenbeet, wo alle unsere Tugenden, alle unsere Fehler ihren ersten unbemerkten Samen hinstreuten, und keimten und groß wurden.

Nicht die äußern Kleinigkeiten sind an sich die Urheber unsers Gut- oder Schlechtseins, sondern die verborgenen Eigenthümlichkeiten unsers Gemüths; dunkle Vorstellungen, dunkle Gefühle. Diese entscheiden über das Wohl und Wehe unsers Lebens.

Jesus Christus, der tiefe Menschenkenner, welcher mit göttlichklarem Blicke die Natur der schwachen Sterblichen durchschaute, kannte

diese Quelle unsers Verderbens gar wohl, und den Einfluß der Kleinigkeiten von außen auf unsere Gesinnungen. In der bildlichen Sprache des Morgenlandes, und um ganz von denen verstanden zu werden, zu welchen er redete, drückte er sich darüber aus. Dahin gehört die merkwürdige Stelle in seiner Bergpredigt: Aergert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab, und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. (Matth. 5, 29. 30.)

Bei diesen Bildern, die Jesus nicht wörtlich genommen wissen wollte, dachte er keineswegs, daß uns das Auge oder die Hand selbst ärgern, das heißt, zur ungerechten Handlung verleiten könne, sondern er deutete damit mehr auf jene kleinen Umstände, welche auf die Gesinnungsart der Menschen wirken. Er forderte keine wirkliche Selbstverstümmelung des menschlichen Körpers, sondern die Aufopferung derjenigen Ursachen, und wenn sie uns auch noch so lieb wären, durch welche wir zum Sündigen gereizt werden.

Es ist also von der größten Wichtigkeit für uns, daß wir in uns selbst auf diejenigen an sich geringfügig scheinenden Gründe unserer Neigungen oder Abneigungen Acht haben. Eben darum sind uns diese Kleinigkeiten gefährlich, weil wir gewohnt sind, sie nur Kleinigkeiten zu nennen, und sie als solche kaum einer Aufmerksamkeit würdigen. — Aber für uns, für unsere Glückseligkeit und Ruhe, sind sie keine Kleinigkeiten, sondern Sachen von der größten Erheblichkeit. Was ist denn klein, was groß? Alles hängt ja nur von Lagen, Umständen und Verhältnissen ab. Der Wassertropfen ist klein, aber groß genug, einem gefüllten Eimer endlich das Uebermaß zum Ueberlaufen zu geben.

Eben diese von uns übersehenen Kleinigkeiten können das Meiste zu unserer Verschlimmerung beitragen. Schwebt nicht auch der Same des Unkrauts, gleich Sonnenstäubchen, im Hauche der Luft? Und doch erwachsen durch ihn zahlreiche, wuchernde, dem Ackerfelde verderbliche Pflanzen, welche alle andern guten Keime ersticken helfen.

Es ist wichtig, dieser Kleinigkeiten zu achten. Denn sie sind es, welche eben, weil wir uns gegen sie am wenigsten bewahren, unserer Tugend die größten Gefahren bringen können. Mancher hätte sich geweigert, eine schlechte Handlung zu begehen, und wenn man ihn dazu mit Anerbietung einer Tonne Goldes versucht hätte. Derselbe Mensch aber vollbrachte dennoch dieselbe schlechte That, weil er in einer besondern Gemüthsstimmung irgend ein Wort hörte. Und das Wort, welches ihn reizte, überwog die Tonne Goldes. Manche Unschuld, welche allen schändlichen Künsten der Verführung edel widerstanden hatte, ging verloren, da ein

Bild, ein zufällig scheinender Einfall in unbewachten Augenblicken tiefen Eindruck machte.

Doch weder die Tonne Goldes, noch das Wort, weder das Bild, noch der zufällige Einfall bewirkten das Unglück, sondern die im Gemüth befindliche, uns selbst oft allzuwenig bekannte Reizbarkeit und Empfänglichkeit für gewisse Dinge. Da erwachten gewisse dunkle Gefühle. Neigungen, von denen wir uns selbst kaum im ersten Augenblick des Entstehens Rechenschaft ablegen konnten, schienen uns viel zu unbedeutend, zu vorübergehend, zu unschuldig, als daß wir ihnen hätten mit aller Macht eines ernsten Willens entgegenarbeiten sollen. Aber da war der Keim unsers Uebels gebildet, der Grund unsers spätern Schicksals gebaut!

Woher entsteht nun die größere oder geringere Empfindlichkeit unsers Gemüths für gewisse Dinge? Sie entsteht theils durch die eigenthümliche Beschaffenheit unserer Natur, durch die in uns wohnenden körperlichen oder geistigen Anlagen, welche bald in Einem, bald in Anderm Uebergewicht äußern, theils durch die ersten lebhaften Eindrücke, die wir selbst zwar längst schon wieder vergessen haben, welche aber dennoch die Wirkung hinterließen, daß das Gemüth jederzeit empfänglicher für dasjenige blieb, was mit ihnen späterhin irgend eine Aehnlichkeit hatte. So wissen wir aus vielfachen Erfahrungen, daß Gestalt, Ton und Wesen solcher Personen, welche uns in zartester Jugend abwarteten und pflegten, oder schreckten und beleidigten, in nachherigen Jahren durch dunkles Erinnern Zutrauen oder Widerwillen gegen andere Personen einflößten, ohne daß diese dazu anders Anlaß gaben, als daß sie mit jenen eine verborgene Aehnlichkeit hatten, von der wir uns nur kaum noch eine Vorstellung zu machen fähig sind.

Doch das Entstehen solcher besondern, theilweisen Gemüthsreizbarkeit können wir nicht verhindern. Sie ist an sich selbst auch weder gut noch böse, sondern sie wird erst, was wir aus ihr werden lassen wollen.

Wichtiger ist hingegen, daß wir in unserm Innersten erkennen, *worin sie bei uns besteht*, damit wir gegen dieselbe auf unserer Hut sein können. Denn sie entscheidet endlich, ob du einst in glücklicher Zufriedenheit leben, oder durch Verbrechen, die du jetzt noch nicht ohne Schaudern denken kannst, zum größten Elend versinken sollst; ob du durch das Schwert der Gerechtigkeit, oder als Selbstmörder, oder durch Ausschweifungen irgend einer Art, oder als Tugendhafter, von den Augen aller guten Menschen beweint, sterben wirst.

Du erkennst aber die verborgene Empfindlichkeit deines Gemüths, aus welcher sich die dunkeln Vorstellungen, Gefühle und Neigungen entwickeln, die dich zum Thun und Lassen bestimmen, *an solchen äußern Kleinigkeiten, welche dich besonders in Anspruch nehmen.* Dinge, die dich vollkommen gleichgültig lassen, und

kaum eine Bewegung in dir hervorbringen, sind deiner Tugend ohne Gefahr. Aber da ist deine wunde Seite, wo dich oft eine wahre Kleinigkeit in eine besondere Stimmung versetzt.

Habe Acht auf dich, wenn du, ohne zu wissen warum, in ganz heiterer Laune bist. Forsche nach: was bewirkte dies Wohlbehagen in dir? Seit welchem Augenblicke entstand es? Was war in dem Augenblicke geschehen oder geredet? Es wird selten fehlen, daß du nicht endlich die verborgenen Ursachen entdecken könntest. Es war ein kleiner, von dir kaum beachteter Umstand, welcher allen Andern vollkommen gleichgültig blieb, der in dir das ganze Wunder bewirkte. Und Wunder ist es, weil es deine eigene Bewunderung erregt, wie eine Kleinigkeit so großen Einfluß auf dich haben konnte. Aber habe auf diese Empfindlichkeit deines Gemüthes eine besondere Aufmerksamkeit; denn aus ihr strömt dein inneres Glück und dein inneres Unglück; ja, auch dein Unglück! Denn wo es dir unter gewissen Umständen wohl ist, wird es dir unter andern Verhältnissen auch übel sein.

Habe Acht auf dich, wenn du, ohne zu wissen warum, verstimmt und verdrießlich bist. Denke nach: seit welcher Stunde, seit welchem Augenblick bist du es geworden? Welche Kleinigkeit mag diesen Gemüthszustand bewirkt haben? Immer wirst du einen, wenn auch noch so unbedeutenden Umstand finden, der etwas in deinem Innern verletzte. Da ist deine wunde Seite, welche auch nicht aufs leiseste berührt sein will, ohne Schmerzen zu verursachen! Siehe, von daher quellen deine meisten Neigungen, Wünsche, Hoffnungen, Besorgnisse und Handlungsarten; hier steht der Feind deiner Ruhe, deiner Glückseligkeit im verborgenen Hinterhalte; dort lerne dich verwahren. Sage nicht zu deinem Selbsttroste: O das sind Kleinigkeiten! Wer möchte sich aus dergleichen ein Gewissen machen? Ich fühle mich keiner schlechten Gesinnung fähig; bin mir keiner schlechten That bewußt. — Hüte dich, denn du bist, ohne es zu glauben, zur Gesinnung schon fähig, und dieser wird endlich auch die That folgen. Die dunkle Quelle ist vorhanden; endlich wird der Bach sichtbar, wenn er stärker wird, und nicht mehr zu bändigen, wenn er als Waldstrom dahinbrauset, durch äußere Umstände angeschwellt.

Diese scheinbaren Kleinigkeiten sind so bedeutend, daß wir in der Erziehung der Jugend eben die größte Aufmerksamkeit auf sie richten müssen. Aus ihnen erkennen wir die spätere Denkart und das Schicksal des Kindes. Sie deuten uns an, wo wir dem Uebel entgegenzuarbeiten haben. — Es ist nicht das erstemal, daß der, welcher als Dieb oder gewissenloser Betrüger in die Hände der Obrigkeit fiel, schon als Kind sein bevorstehendes Unglück durch einen Hang zu Näschereien, die man kindisch und verzeihlich hieß, oder durch kleine, listige Entwendungen unbedeutender Dinge, wo man die List noch belachte, oder durch mancherlei

Umgehungen der Wahrheit verrieth. Es ist nicht das erstemal, daß der kaltblütige Mörder seine letzte schauderhafte Handlung schon als Kind voraus anzeigte, da er ein besonderes Wohlgefallen am Quälen unschuldiger Thiere äußerte. — Habet Acht auf die Kleinigkeiten, durch welche eure Kinder ganz besonders in Anspruch genommen werden, und ihr werdet einen tiefen Blick in ihr Innerstes und eine Ahnung ihrer ganzen Zukunft haben!

Ein Licht geht in meiner Seele auf. Mein Inneres wird mir bedeutungsreicher. Ich glaubte mich schon sehr genau zu kennen, aber in der That kannte ich mich selbst noch zu wenig. Es gibt gewisse Kleinigkeiten, die es für alle Welt sein können, aber für mich wahrlich das Wichtigste sind. Ihnen will ich fortan emsiger nachspüren; sie führen mich in den finstern Hintergrund meines Gemüthes, von wannen die dunkeln Vorstellungen und Gefühle stammen, die, oft mir selbst unbewußt, meiner Denkart und meinem Willen die nachherige Richtung geben.

Und habe ich den Hintergrund erforscht — — dann zur Heilung der innern Wunden geschritten! Nicht die äußern Kleinigkeiten kann ich von mir abwehren, wohl aber die Empfindlichkeit für sie abstumpfen. Dort ist es, wo der Hang zur Eitelkeit oder zur Habsucht, zum Lieben und zum Hassen, zur Ueppigkeit oder zur Grausamkeit, im Verborgenen schlummert. Aber es ist nur ein leichter Schlummer, denn eine Kleinigkeit stört ihn! Darum wachet über euch selbst, von dorther kommt die Versuchung zum Bösen. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Das Gebet selbst ist ein Stärkungsmittel des Geistes. Denn indem wir vor dem allwissenden Gott unser Verborgenstes aufschließen, verleiht er uns Muth und Kraft, uns selbst zu überwinden.

Ueberwunden muß sein! Ohne Ueberwindung ist keine Tugend, ohne wahre Tugend ist keine wahre Glückseligkeit! Und sollte uns der Sieg auch noch so mühsam werden — lieber, wie Jesus spricht, wenn dich dein rechtes Auge oder deine rechte Hand ärgert, trenne dich von ihnen; verliere lieber das Edelste, was dir gehört, als daß du aufhören müßtest, das Edelste zu **sein**, was du sein sollst! Thue lieber Verzicht auf die Freuden, welche dir derjenige verborgene Hang gewährt, der auch deine weit größern Unannehmlichkeite bewirkt, als daß du endlich ganz der Raub von diesen werden mußt.

Daher, o Du allwissender Gott, daher also mein meistes Sündigen und meistes inneres Unglück! Was half mir meine Wachsamkeit über mich selbst, wenn ich nur auf meine äußern Handlungen Acht haben wollte? Ich hatte die Quellen derselben nicht geachtet, und arbeitete zu spät und so oft vergeblich gegen die Gewalt des Stromes.

Hilf mir, o Herzenskundiger, hilf mir mit Deiner Gnade, mit dem Lichte Deines Geistes, daß ich mich selbst recht erkenne, und mein ganzes

Innerstes rein werde vom Hang zum Bösen, ein Dir allein geweihtes Heiligthum! Amen.

20.

Die Nothlügen.

Luk. 22, 55 — 57.

Nur wer reines Herzens ist,
Blickt zum Himmel mit Vertrauen;
Schlauheit kann und Hinterlist
Niemals festes Glück erbauen.
Reden müssen, so wie Thaten,
Unser reines Herz verrathen.

Ränke sind der Weisheit nie,
Launen nie der Tugend eigen;
Aber Vorsicht fordert sie,
Wie im Reden, so im Schweigen.
Gott sollst du in allen Trieben,
Menschen wie dich selber lieben.

Wem im Busen tief und hell
Wahre Gottesliebe lodert,
O der fehlet nicht so schnell.
Was er meidet, was er fordert,
Und sein Reden und sein Schweigen
Wird von Gottes Liebe zeugen.

„Dieser war auch mit ihm!" rief die Magd, welche den Jünger Jesu im Hause des Hohenpriesters am Feuer sitzen sah, während Christus duldend das Todesurtheil erwarten mußte, und ein gleich trauriges Schicksal alle seine Anhänger bedrohte. „Dieser war auch mit ihm!" rief die Magd. Petrus aber, voller Furcht und Schrecken, verläugnete ihn und sprach: „Weib, ich kenne ihn nicht!" (Luk. 22, 57.)

That Petrus recht daran, als er in augenscheinlicher Gefahr war, sich von seinem Meister loszusagen und zu sprechen: Ich kenne ihn nicht!? — Vielleicht wird Jeder, der es lieset oder höret, ausrufen: Das sei ferne! Ich an seiner Stelle würde meinen Heiland nie verläugnet haben! — Aber Viele werden in ihrem Herzen denken: Konnte er denn anders? War er nicht gewiß, daß, wenn er die Wahrheit spräche, er ebenfalls dem grausamsten Schicksal preisgegeben worden wäre? Sah er nicht das Verdammungsurtheil Jesu schon auf aller Zeugen und Richter Lippen, und die Mordlust aus den Augen des jüdischen Volkes funkeln? Konnte er Jesum retten, wenn er, statt ihn zu verläugnen, sich zu ihm bekannt hätte? War es nicht billig, daß er wenigstens noch auf

die Rettung seines eigenen Lebens bedacht war? Konnte hier die Nothlüge nicht zu einer heiligen Pflicht werden? Gebot hier nicht die Klugheit, für einen Augenblick von der Wahrheit abzugehen?

So wird Mancher, der sich in die bedenkliche Lage des Jüngers versetzt, heimlich bei sich denken, wenn er gleich es öffentlich zu sagen sich schämt. — Aber Petrus, sobald er vom ersten Schrecken zu sich selber gekommen war, fand, was er gethan, weder gerecht noch klug. Denn er fühlte sein Vergehen mit schmerzlicher Reue; er weinte bitterlich. Er fühlte, daß er seinem Jesus nicht die unendliche Liebe vergolten habe. Wo ist der Vater, der sein Kind liebt, welcher es im Augenblick der Gefahr verläugnen könnte? Wo ist die Mutter, die in ihrer heißen Mutterliebe nicht das Leben um das Leben des Kindes wagen, oder die in der Noth desselben sich von ihm lossagen würde? Wahre Zärtlichkeit denkt nur an den geliebten Gegenstand und vergißt sich selbst. Petrus fühlte, er habe seinen Jesum nicht so geliebt, wie er von ihm geliebt worden. Darum ging er, und weinte die Thränen bitterer Reue. — Er fühlte, daß er nicht nur ohne Liebe, sondern auch ohne Gerechtigkeit gehandelt habe. Denn hier kam es ja nicht darauf an, sich selbst oder Christo das Leben zu retten, sondern der Wahrheit die Ehre zu geben, die Jesus unerschrocken vor dem Zorn der Richter bekannt hatte! Es kam darauf an, daß wider die falschen Zeugen auch wahre Zeugen auftraten und bekannten: Ja, dieser Jesus ist der Messias, ist der Christ, ist der Weltheiland! Es kam darauf an, um allen Gläubigen Muth zu machen, daß öffentlich in Jesu Sinn seine Schüler handelten, und daß sein Evangelium würdig sei, für dasselbe Gut und Blut hinzuopfern. Aber Petrus, wenn auch überzeugt von der Wahrheit der Lehre Jesu und der Kraft derselben, die Sünder selig zu machen, hatte nicht den Muth, der allererste Blutzeuge der Religion zu werden. Er fühlte sein schweres Vergehen, und ging hinaus und weinte bitterlich. Mußte Christus nicht selbst seinen Feinden dadurch geringschätzig werden, daß keiner seiner Schüler Entschlossenheit genug hatte, sich auch in der entscheidenden Stunde zu ihm zu bekennen? Wie sollte der ganz Juda und die gesammte Menschheit mit dem Himmelswort begeistern, welcher nicht einmal seine Busenfreunde, seine Zöglinge für sich begeistern konnte? — Das Alles erwog Petrus nicht in der ersten Bestürzung. Die Thränen der Scham und Reue fielen zu spät.

Aber Petrus verläugnete Jesum in der ersten Bestürzung. Wie viele Jünger und Jüngerinnen des Göttlichen leben heute, welche ihn, mit ähnlicher Selbstsucht zwar, aber mit kaltem Blute, mit Ueberlegung, vor der Welt verläugnen!

Jesus ist nicht mehr persönlich unter uns, aber sein Geist noch in seiner Lehre. Und wer die Tugend verläugnet, das Recht und die Wahrheit, die Jesus predigte, der verläugnet ihn selbst. — Das ist das laue

Christenthum, die laue Gottesliebe unserer Tage, daß man mit seinen Grundsätzen nach den Umständen schaltet. Man richtet nicht sein Leben und Thun nach der Religion ein, sondern die Religion nach dem Leben. Man hat keine ewige, feste Christustugend, sondern eine Tugend, in der man sich es bequem macht. Man hat nicht die göttliche Weisheit, sondern die thierische, selbstsüchtige Schlauheit, die man lieber Klugheit heißt.

Daher stammen die sprichwörtlichen Redensarten, welche die Verschlechterung der christlichen Denkart treffend bezeugen; zum Beispiel: Noth bricht Eisen; oder: man muß aus der Noth eine Tugend machen. Das heißt, man will unter gewissen Umständen das Verdammenswürdige für lobenswürdig, das Schwarze für schneeweiß halten dürfen. Man nennt den Betrug, die Unwahrheit und Falschheit, welche man rechtfertigen will — Nothlüge.

Wenn Jemand ohne innern Werth seiner selbst, ihn sich durch Prunk und Gepränge in Worten und äußern Handlungen verschaffen, sich ein Ansehen bei den Leuten gewinnen will, das er nicht verdient, so spricht der Prahler: Die Klugheit gebietet es mir; bescheidenes Verdienst wird nicht anerkannt; man muß die Welt täuschen, weil sie getäuscht sein will; es ist eine Nothlüge. Sie ist mir nützlich, und darum ist sie gut.

Wenn Jemand, der zwar noch ziemlich unverdorben ist, oder doch für fromme, tugendhafte Grundsätze noch lebhaften Sinn hat, in schlechte Gesellschaften geräth; wenn er da, weil man Ehre und guten Namen bekannter Menschen witzig lästert, oder ihnen, obgleich unerwiesen, auf bloßen Schein hin, die schändlichsten Dinge zuschreibt, oder, weil man dergleichen gehört hat, mit Begierde nacherzählt, — wenn er da aus Höflichkeit in den Ton der geschäftigen Lästerzungen einstimmt; wenn er, wo Zoten und unzüchtige Reden fallen, Zweideutigkeiten belächelt, vor denen die Tugend schamvoll erröthet; wenn er da, wo Wüstlinge sich dem Trunke und Spiel und jeder Ausgelassenheit in schimpflicher Keckheit überlassen, aus falscher Ehrbegierde mitmacht, um nicht als ein Tugendbild von den Uebrigen verspottet und verlacht zu werden, — so spricht der feige Schwächling: Die Klugheit gebietet es; unter den Wölfen muß man mitheulen, ich hasse das Alles, es liegt nicht in meiner Gemüthsart, aber — es war Nothlüge.

Wenn Jemand, der ein zartes Gewissen hat bei Beobachtung fremder Bosheit, aber sich es gern verzeiht, wenn er im Handel und Wandel seine Mitmenschen betrügt, übervortheilt, schlechte Waare für gute gibt, mit Zinsen drückt, so spricht er: Noth hat kein Gebot. Jeder ist sich selbst der Nächste. Das sind kleine Handelsvortheile, die man erlauben muß.

Wenn Jemand den, den er im Herzen verabscheut, mit verdoppelter Kriecherei behandelt, bis er ihm die Fallstricke gelegt hat; wenn Jemand dem Mächtigen, der sich Schandthaten und Ungerechtigkeiten erlaubt,

eben dieser Ungerechtigkeit willen Weihrauch streut, ihn in seiner Schlechtigkeit bestärkt; wenn er aus Menschenfurcht sich scheut, der Wahrheit die Ehre zu geben vor Freund und Feind, so spricht er: Die Großen haben lange Arme. Ich habe keinen Beruf, mich aufzuopfern. Ich will mir keine Feinde machen. Man sagt in der Noth Manches, woran das Herz nicht denkt!

So entschuldigen die gewöhnlichen Menschen unserer Tage jede ihrer Schändlichkeiten, so verläugnen Christen noch heute Jesum ihren Erlöser, und hoffen doch Erlösung. Dann bestürmen sie mit ihren Besuchen die Kirchen, die Kapellen, die Messen und Betstunden, und hoffen durch das Verdienst dessen selig zu werden, den sie täglich mit ihren Lüsten und Begierden kreuzigen. Dann betrügen sie sich selbst, so lange sie es können, bald mit den vermeinten Pflichten einer vorgeblichen Weltklugheit, bald mit einer zu ihrer Bequemlichkeit erfundenen Religion der Einbildungskraft, indem sie, wie sie sagen, zu den Wunden Jesu Christi ihre Zuflucht nehmen; oder behaupten, nur durch Jesu Verdienst werde man selig, alle unsere Tugend sei dazu entbehrlich; oder hoffen, durch die Fürbitte der Heiligen, oder durch den Genuß des heiligen Abendmahls, oder durch stundenlange Gebete, den Himmel zu erwerben. — Nein, nein, ihr Verblendeten, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Christus selbst widersprach feierlich euern Irrthümern, eurer bequemen Religion, die alles Mögliche g l a u b e n, aber nichts t h u n will, was sich nicht mit euerm Eigennutz oder eurer Gewohnheit und Verweichlichung verträgt. Er selbst sprach: Nicht Alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. An ihren Früchten und Werken soll man sie erkennen.

Es ist inzwischen nicht zu läugnen, daß es auch für rechtschaffene Herzen Fälle gibt, wo sie über das, was gethan werden muß, zweifelhaft sein können. Nicht nur die alltägliche Lebensklugheit verbietet zuweilen, die Vorschrift Jesu mit aller Strenge zu erfüllen, sondern was weit wichtiger ist, oft kann eine allzugenaue Wahrhaftigkeit in Wort und That mit andern Pflichten höherer Art streiten.

Allerdings gibt es Fälle, wo es eine größere Untugend wäre, die Wahrheit zu sprechen, als sie zu verhehlen. Wer würde nicht, wo ein kranker Familienvater, der die Stütze der Seinigen ist und zwischen Leben und Tod schwebt, gern ihm dies Leben zu erhalten suchen durch freudige, beruhigende Nachrichten, statt ihm die Wahrheit von der Schande eines seiner ungerathenen Kinder zu erzählen, und damit seine Tage jammervoll zu verkürzen? In Allem ist Vorsicht und Maß zu halten. Es gibt h ö h e r e P f l i c h t e n, welche oft die g e r i n g e r n verdrängen. Es kommt nur darauf an, im gewöhnlichen Leben die höhern Pflichten allezeit zu erkennen, welchen die geringern nachstehen sollen.

Es bedarf dazu keiner großen Weltkenntniß und Lebensklugheit, oder keines außerordentlichen Gedächtnisses, um immer das Verhältniß der größern und kleinern Pflichten gehörig vor Augen zu haben. Nein, das Christenthum ist keine Gelehrsamkeit, die erst mühsam erlernt sein muß. Jesus Christus predigte sein Wort den Einfältigsten im Volk, und ward verstanden. Er wählte keine Gelehrten zu seinen Jüngern, sondern Männer von geringer Herkunft und Erziehung. Und doch wurden sie groß und weise durch sein Wort — durch das Wort, welches wir heute noch haben, um uns dadurch weise und selig zu machen.

Es ist auch, um die höhern von den geringern Pflichten zu unterscheiden, keines langen und scharfsinnigen Nachdenkens vonnöthen, daß man wisse, ob es in gewissen Fällen nützlicher sei, die Wahrheit zu reden oder zu verschweigen. Denn wer hat, wo plötzlich im Leben gehandelt werden soll, immer Zeit zu einem langen Ueberlegen, was das Nützlichste sein werde? Wer kann überhaupt immer von seinen Handlungen wissen, ob ihre Wirkung nützlich oder schädlich ausfällt? Und wer möchte endlich glauben, daß das Nützliche jederzeit der Maßstab der Tugend sein könne? Das Nützliche, wie der Erfolg jeder That, hängt nicht vom Menschen ab. Es gibt Pflichten, die so erhaben sind, daß sie uns in irdischer Rücksicht, statt Vortheil, Verderben bringen. Es gibt Pflichten, welche die Aufopferung unsers Hab und Guts, ja die freudige Hingebung unsers Lebens fordern. Eben dadurch steigt die Tugend in ihrem Werth, daß ihre Ausübung uns Mühe kostet, indem wir dabei unsere Selbstsucht überwinden müssen.

Wie kann ich nun, ohne Nachdenken und Scharfsinn, ohne Gelehrsamkeit und Weltkenntniß oder Klugheit, jedesmal die höhern Pflichten von den geringern unterscheiden? Wie kann ich wissen, wo ich Wahrheit reden, wo ich sie verschweigen oder verhüllen soll? Die Frage ist mir sehr wichtig, da wohl zuweilen Fälle eintreten, die mich zweifelhaft machen können.

Jesus Christus, dessen Lehren für den Weisesten, wie für den Unwissendsten gelten, fordert zu ihrer Ausübung keinen Scharfsinn, keine Gelehrsamkeit, keine große Weltkenntniß, sondern nur E i n s — und dies Eine ist L i e b e. — L i e b e G o t t ü b e r A l l e s, u n d d e i n e n N ä c h s t e n w i e d i c h s e l b s t; d a r i n l i e g t d i e H a u p t s u m m e a l l e r G e b o t e. Der Liebe ist ja jeder Mensch fähig, auch das Kindlein an der Mutterbrust. Die Liebe ist immerdar der sicherste Leitstern zu dem, was tugendhaft, gerecht, und vor Gott und Menschen wohl gültig ist. Wer aus Liebe handelt, thut dem nicht leicht Unrecht, mit dem er handelt.

L i e b e G o t t ü b e r A l l e s, und du wirst sogleich die Grenze deiner Pflichten gegen die Menschen erkennen. Wer Gott liebt, wird nicht aus Menschenfurcht das Böse thun, was Menschen von uns begehren. Wer

Gott liebt, wird nicht das Verbrechen entschuldigen, nicht dem Laster Weihrauch streuen, nicht die Unschuld verfolgen helfen. Wer Gott liebt, wird, wenn er auch das Böse von Andern nicht verhüten kann, doch niemals aus niedriger Heuchelei oder feiger Höflichkeit Hand und Wort leihen, um zu helfen. Wer Gott liebt, horcht auf die Gottesstimme in seinem Innern. Und diese Gottesstimme ist das Gewissen, welches schnell erkennt, was Recht, was Unrecht sei. Wer Gott liebt, wird nicht leicht Gefahr laufen, seine Zuflucht zur Lüge nehmen zu müssen. Sein Herz sagt ihm: du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen! — Es sagt ihm: du sollst den Vater der Wahrheit durch Wahrheit ehren! — Es sagt ihm, wenn der große Augenblick kommt, wo man für das Bekenntniß der Wahrheit alles Gut der Welt, das Leben selbst von sich werfen muß: verläugne nicht Jesum! — Auch Jesus starb für die Wahrheit, welche er den Sterblichen vom Himmel brachte; auch seine Jünger starben für die Wahrheit, und zahllose edle Menschen dachten, handelten, bluteten für die Wahrheit, wie sie.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Und wer ist dein Nächster? Jeder in jedem Stande, in Bezug auf welchen du etwas redest oder thust. Liebst du deinen Miterschaffenen, wie du sollst, so liebst du nur dich selber in ihm. Darum, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch. Kannst du wollen, daß man dich mit Unwahrheiten täusche, auch nur zum Scherz? — Aber auch segnen wirst du den, der, um ein größeres Uebel von dir abzuwehren, aus wahrer Liebe zu dir eine gefährliche Wahrheit verschwieg.

Ja, es gibt Wahrheiten, die, wenn sie zur Unzeit bekannt werden, großes Unheil veranlassen können. Wir müssen aber nie so sehr darauf sehen, ob durch muthvolles Bekenntniß der Wahrheit unserm eigenen Nutzen Eintrag geschieht, als nur darauf, ob damit die Ruhe und Wohlfahrt Anderer gefährdet werden könnte. — Die Liebe wird dich allezeit lehren, wo du reden, wo du schweigen müssest.

Bekenne die Wahrheit, wenn ihr Verhehlen Andern einen größern Nachtheil bringt, als dir Vortheil; bekenne sie, wenn ihr Verhehlen zwar Einigen nützt, aber noch weit Mehrern Gefahr droht. Die Liebe wird dich lehren, was Recht sei; nur sie öffne dir den Mund. Aus Rachsucht Wahrheiten an den Tag bringen, ist ein eben so schimpfliches Vergehen, als sie aus Eigennutz verbergen.

Bekenne die Wahrheit, wenn auch dir das Bekenntniß schädlich würde; aber verbirg sie schonend, wenn sie das Glück guter Menschen stört. Verbirg sie, wenn du ohne Schaden Anderer, Verschwiegenheit gelobt hast. Verbirg sie, sobald du fühlst, daß das, was du für wahr hältst, noch nicht einmal ganz unzweifelhaft ist, und bei Andern Verdacht und Unruhe erregen müßte, ohne Ueberzeugung zu gewähren. Verbirg sie, sobald du

fühlst, daß es noch nicht die rechte Stunde sei, wo sie wohlthätig erscheinen kann. Denn Alles hat seine Zeit. — Die Liebe wird dich es lehren, wann der glückbringende und vortheilhafte Augenblick da sei.

Darum ehre das auch an Andern, was ihnen Wahrheit scheint, wodurch sie redlich und fromm sind, ob dir es gleich Irrthum oder Vorurtheil zu sein dünken mag. Lebst du unter Menschen von anderer Religion, wirf dich nicht unberufen zum Wahrheitsprediger auf; hüte dich, ihren Glauben durch Zweifel zu erschüttern. Jeder Mensch ist nur in seinem Glauben selig; jeder Mensch ist nur seines eigenen Glaubens fähig. Wird sein Geist heller, so wird er allgemach das Vorurtheil von sich abstreifen. Siehe nie darauf so sehr, wie dein Nächster glaubt, sondern wie er handelt. Führt er ein Leben nach Jesu Sinn, o so ist er Jesu Jünger. Gott rechnet uns einst nicht die Irrthümer des Verstandes, sondern nur die Verirrungen des Herzens an. Aber die Liebe wird dich lehren, wie du behutsam und schonend die allfälligen Vorurtheile deines Freundes von ihm lösest.

Nur aus Liebe gabst Du, o ewiger Urquell der Seligkeit, Gott, dem Weltall, mir selbst, das Dasein; Du schufst mich nach Deinem Bilde. Darum ist der wohlwollende, liebende, Seligkeit verbreitende Geist das Göttlichste in mir. Ach, daß dieser Himmelsfunke immer hell und erwärmend in mir bliebe, so würde bald in seiner heiligen Gluth der niedrige, irdische Eigennutz verschwinden, und ich nur in allgemeiner Beseligung meiner Miterschaffenen die eigene Seligkeit finden. Fache Du, o höchste Liebe, den mir verliehenen Funken an, daß er mein ganzes Wesen werde! Denn habe ich Jesu Geist erfaßt: dann erst athme ich, lebe und webe ich in ihm; dann ist sein Wollen mein Wollen; seine Weisheit meine Weisheit; dann erst werde ich Wahrheit in Werk und Wort höher achten, als Erdengewinn und Erdenleben; dann erst ganz verstehen das tiefe, sinnesvolle Wort: Christum Jesum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen. Amen.

21.

Das Evangelium eine Kraft Gottes.

Erster Theil.

Röm. 1, 16.

O Blut der Heiligung, vergossen
In Strömen, die vom Kreuze flossen,
Beweise deine Kraft an mir!
O Wort des Sohns, du Quell des Lebens,
Erschalle nicht vom Kreuz vergebens,
Ich will mich heiligen in dir.
Du Geist der Heiligkeit,
Begeistre mich!
Du Hauch himmlischer Zärtlichkeit,
Durchwehe mich!
Kraft Gottes,
Stärke mich!
Daß ich von Sünden frei zu Gott erhoben werde,
Von dieser Erde!

Nicht Alle, die zur christlichen Kirche gehören, gehören zum christlichen Glauben. — Wem wäre diese Erfahrung unbekannt? Und auch wohl Mancher, welcher diese Zeilen lieset, wird in sich gehen und denken: „Ich gehöre allerdings zur christlichen Kirche, aber wohl ebenfalls nicht zum christlichen Glauben! Ich selbst bin mit mir noch nicht ganz einig, was ich mir unter diesem Glauben denken muß, und wie er auf mein ganzes Wesen zu meiner anhaltenden Beruhigung und Seligkeit wirken könne. Ich schwanke noch immer, und oft wider meinen Willen, in allerlei Zweifeln, die sich mir von selbst aufdringen. Ich sehne mich nach Licht, und bleibe in ewigen Dämmerungen. Ich suche im Stillen noch dem Bessern, und kann es doch nicht ergreifen. Auch mag ich mich Niemandem gern in diesen Sachen offenbaren; denn es kann mir Niemand helfen, wenn ich mir nicht durch eigene Kraft des Nachdenkens und Forschens helfen kann. Zudem muß ich wohl noch besorgen, wenn ich einem Andern meinen unangenehmen Gemüthszustand offenbare, daß ich verkannt werde. Ich möchte es meinem besten Freund nicht sagen, aus Furcht, seine Achtung könnte sich gegen mich verringern. Denn man liebt und traut nur demjenigen vollkommen, von welchem man glaubt, daß er eine gewisse Entschlossenheit und Stärke der Denkart habe, in keinem Dinge wanke, am wenigsten in seinen höchsten Angelegenheiten."

So denkt Mancher. Und das Evangelium liegt todt vor ihm; und die Freude des Lebens, die wahre, reine Freude am Dasein, weicht aus seiner Brust; und die herrliche Welt, das glänzende All göttlicher Schöpfungswunder schwebt vor ihm, wie ein finsteres Räthsel.

O mein zagender, unglücklicher Freund, wie betraure ich deine heimliche Krankheit! Denn Krankheit der Seele ist doch dein Gemüthszustand, so wie Widerspruch und unnatürliche Verwirrung der Kräfte und Säfte zur Krankheit des Leibes wird. Wer kann dir helfen, wenn du dir nicht selber helfen kannst?

Aber laß uns versuchen, ob nicht der Ursprung deiner heimlichen Noth zu entdecken ist. Hast du ihn gefunden: so findest du das sicherste Heilmittel dann vermöge deiner Urtheilskraft vielleicht desto schneller.

Vieles, was du als Kind erfuhrst und lerntest, hast du bei reifern Jahren, als mangelhaft, von dir geworfen. Aber es hatte dich ehemals zufrieden gestellt; was du seitdem erfahren und gelernt, will dir nicht genügen. Du möchtest den Kindheitsfrieden wieder heimrufen in deine Brust, und deine seitdem gewachsenen Kenntnisse hindern dich doch daran.

Vieles, was dir die Kirche sagt, scheint dir zwar für das Allgemeine sehr zweckmäßig und wohlthuend; aber es sagt deinem Verstand, deiner Erkenntniß nicht zu. Es streitet mit deinen übrigen Einsichten. Du stehst oft im Tempel Gottes unter den Christen, siehst ihre Sakramente, hörst die Vorträge des heiligen Wortes — es ist auch an dich gerichtet: aber dir ist zu Muthe, als ob du nicht in diesen Tempel gehörtest, sondern zu einer ganz andern Religion.

Wie aber hast du seither nach der seligmachenden Wahrheit gesucht? Vielleicht lag da der Grundfehler deines Uebels, daß du ganz falsche Mittel anwandtest, dir Beruhigung zu verschaffen.

Der Mensch ist von Natur ein Ganzes, nichts in sich Getrenntes. Und will der Mensch die Natur begreifen, sich selbst, die Gottheit, sein Dasein, seine Bestimmung, sein Leben hier und künftig, so muß er's nicht mit getrenntem Gemüth verrichten.

Vielleicht willst du das, was an sich unendlich ist, bloß mit deinem Verstande messen und erkennen. Darin fehltest du. Bist du nicht zufrieden, daß der, welcher dich schuf, den Begriff der Unendlichkeit in dein Ich legte? Wann wärest du ohne diese höhere Geistesoffenbarung nur zu dem großen Gedanken gekommen? Gott hat sich in dir selbst geoffenbart. Staub, warum, statt diese Offenbarung zu ehren, willst du sie beklügeln und bezweifeln? Und doch sind deine Zweifel umsonst. Die Wahrheit bleibt ewig in dir laut und ruft: so ist's! — obgleich du immerdar einseitig mit dem bloßen Verstande zu grübeln und zu messen fortfährst. — Laß das in dir walten, was der Geist geoffenbaret hat, und versuche nicht das Unmögliche, hasche nicht muthwillig nach Widersprüchen. Mit Eigensinn Zweifel versuchen, macht endlich das Zweifeln zur Gewohnheit, zur Sucht und Leidenschaft. Man kann zuletzt dahin gerathen, daß man die Albernheit seiner Zweifel selbst einsieht, und doch immer wieder unwillkürlich denkt: es könnte aber doch wohl anders sein. Da ist das Zweifeln schon

zur Sucht geworden, die sich nicht so leicht ablegen läßt. Was du für Hellsinn, Vorurtheillosigkeit und Geisteskraft hältst, ist wirkliche Seelenkrankheit.

Um Gott, um dich selbst, um die Verknüpfung deines Hierseins mit einem künftigen Sein zu begreifen, müßtest du selbst Gott sein. Begnüge dich mit den ersten Offenbarungen, welche dir der in den Geist legte, der dich nicht vergebens schuf; glaube und handle froh auf diese hin. Gleiche nicht dem Kinde, welches aus Begierde, den schönen Inhalt von Büchern zu lesen, das langweilige Erlernen der ersten Buchstaben verachtet, und nicht diese wissen will, sondern den ganzen Inhalt des zu lesenden Buchs. — Wir haben aber hienieden den ersten Buchstaben empfangen, der uns zum Lesen des großen, göttlichen Alls vorbereitet. Begreife ihn im kindlichen Glauben. Du bist nicht vergebens geschaffen, und kein Zufall warf den Begriff von Ewigkeit in die Welt. Es kommt der Tag, der dir den zweiten Buchstaben entschleiert. — Handle, glaube muthig darauf hin — er kommt dir vielleicht schon vor deinem Tode.

Das entgegengesetzte Uebel von der Krankheit, mit der Einbildungskraft das Unendliche durchfliegen oder mit dem eingeengten Verstande das Höchste ermessen zu wollen — was endlich nothwendig zur Zweifelsucht entarten muß — ist: wenn der Mensch seine Religion in bloße blinde, schwärmerische Gefühle setzt, und wähnt, vermöge beständigen Betens, beständigen Selbstbeschauens, beständiger Herzenszerknirschung in das Allerheiligste einzudringen. — Er findet sich hier abermals im Widerspruch mit seiner eigenen Natur und der Welt. Er sehnt sich nach Ruhe, nach innerer Seligkeit, nach Vereinigung mit Gott, und findet sie nicht. Denn er bemerkt zu seiner Betrübniß, daß seine Andacht nicht immer die Inbrunst hat, die er ihr wünscht; daß seine Gefühle oft wider seinen Willen erkalten; daß er sich selbst oft keinen einzigen Tag gleich sei. Darüber erschrickt er. Er verliert mehr Ruhe, als er findet. Er fängt an, an seiner eigenen Seligkeit zu zweifeln, und daß er je zur Gnade gelangen könne. Er hält sich für verstoßen von Gott, für allzuirdisch und unwürdig. Seine Reue wird wieder inniger, sein Gebet feuriger, seine Andacht stärker; und dann nach einigen Tagen sinkt er in die nämliche Kälte zurück, wird muthloser an seinem Heil, als er jemals gewesen. Er begibt sich bangen Zweifeln an Gottes Huld und Barmherzigkeit.

Der Unglückliche! — er ist es durch sich selbst. Er ist es, daß er die Macht der Religion in bloßen Gefühlen, und mit getrennten Kräften sucht, nicht auch im ruhigen Nachdenken über sich, über seine gebrechliche Natur, über den Gang des Lebens. Dann würde er erkennen, daß man unmöglich zu allen Zeiten gleich gestimmt sein könne; daß der Mensch seine eigenen Empfindungen und deren Lebhaftigkeit nicht immer in seiner Gewalt habe; daß körperliche Umstände den meisten Einfluß auf unsere

frohe oder traurige Stimmung, auf unsern Ernst oder unsere Zerstreuung haben; daß Gott selbst dies also in uns mit hoher Weisheit angeordnet hat; daß Jesus Christus selbst nie von seinen Jüngern solchen Gemüthszustand forderte, sondern laut, feierlich erklärte, nicht lange Gebete, nicht ewiges Seufzen sei ihm angenehm; nicht die, welche da rufen: Herr! Herr! sondern welche den Willen thun des Vaters im Himmel, die seien Gott lieb, die erkenne er als seine Kinder. Und der Wille des Vaters im Himmel ist: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, vermehre die Glückseligkeit derer, die dich umgeben, durch freundliche Worte und freundliche Thaten; Gott aber liebe über Alles!

Zweifler in jeder Gestalt! dein Zustand ist ein Zustand stiller Pein. Warum entfliehst du ihr nicht? Hüte dich, deinen Zweifeln länger nachzuhängen; denn was dir zur Gewohnheit wird, hält dich nachher nur um so fester. — Zweifler jeder Gestalt, rette dich, rette deine Seele, dein Lebensglück — ja dein Ewiges!

Du fragst: „Aber wie? Denn eben meine Rettung suche ich. Meine innere Ruhe wünsche ich. Wo finde ich sie?"

Ich antworte: In Dir und in der wahren Weisheit.

Du fragst: „Und wie gewinne ich die wahre Weisheit? Denn sie eben ist es, die ich suche und zu der ich nicht gelangen kann."

Ich antworte: Du findest sie, aber nicht auf dem bisherigen Wege. Ein Beweis, daß du irrtest, ist, daß du unglücklicher geworden bist, als du warest, ehe du diesen Weg betratest. Du geriethest mit dir selbst, mit deinen eigenen Kräften in Zwiespalt, darum scheinst du in Zwiespalt mit Gott und dem Leben zu sein. Die wahre Religion wird von selbst wieder in dein Herz den Einzug halten, wenn du nicht mehr einseitig nach dem strebst, was dir Noth ist. Siehe, es ist eine große Wahrheit in den Worten des weisen Apostels Paulus: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben." (Röm. 1, 16.) — Es liegt darin eine Wahrheit, welche du bisher vielleicht nie in ihrer ganzen Fülle erkanntest.

Aber vor allen Dingen, auf daß das Evangelium von Christo als eine Gotteskraft in dir laut werde und wirke, untersuche: was brachte dich in den gegenwärtigen Zustand von unruhigen Zweifeln? — Diese Ursachen entferne. Gehöre dir erst selbst wieder an. Werde gesund. Denn dein Gemüthszustand ist eine Krankheit der Seele, anders nichts.

Oft ist diese Ursache eine Unpäßlichkeit des Körpers, ein Verderbniß der Säfte, eine Erschlaffung unserer innern Theile. Dadurch entsteht anfangs Mißmuth, Unruhe, mürrisches Wesen, ohne daß man oft äußere Veranlassungen dazu hätte. Aber statt den Fehler in sich selbst zu vermuthen, sucht man die Ursachen der eigenen Unbehaglichkeit dann gerne in Umständen außer sich. Wenn in solchem Zustande unglücklicherweise

aber der Geist sich zu einer besondern Thätigkeit geneigt fühlt, und sich, sei es aus Bedürfniß der Beruhigung, oder überhaupt nur aus Bedürfniß einer stillen Selbstbeschäftigung, vorzüglich mit Angelegenheiten der Religion einläßt: so trägt der Mensch oft seine Unruhe, seine Unbehaglichkeit auch in diese hinüber. Er neigt sich entweder zur Grübelei oder zur stillen Schwärmerei, und wird durch beides zur Zweifelsucht verführt. Der kränkelnde Körper wirkt allezeit nachtheilig auf den Geist. Auch das Gemüth kränkelt. Während ein Anderer in solcher Lage mit allen Dingen und allen Menschen um sich her unzufrieden wird, trägt derjenige, der sich vorzüglich mit religiösen Sachen beschäftigt, seine Unzufriedenheit in diese hinüber. Nichts ist ihm ganz genügend, dem Einen nicht die Andacht, die Inbrunst, die Zerknirschung des Herzens; dem Andern nicht die Wahrheit, das Licht, die Natur, die Offenbarung. Beide verzweifeln zuletzt aus gleichen Ursachen von ganz verschiedenen Seiten und über ganz verschiedene Gegenstände.

Prüfe, ob du körperlich von Uebeln frei seiest; ob du durchgehends heitern Lebensmuth fühlst, wie ehemals; ob du geneigt bist zu einem stillen, gleichmäßigen Frohsinn. — Fehlt dir dieser: o dann glaube mit Zuversicht, der Grund deiner Verstimmung, deiner Zweifelsucht, deiner Unruhe liegt nicht in dem, was die Religion angeht, sondern in einer körperlichen Unordnung. Durch sie leidet auch deine Seele. Ziehe einen Arzt zu Rath. Meide die Einsamkeit und suche angenehme, zerstreuende Gesellschaft von Freunden und Freundinnen; zwinge dich selbst, so schwer dir es auch im Anfang werden mag, nie an das zu denken, was dich in religiöser Hinsicht zu betrüben scheint. Dein Leib kränkelt, nur darum leidet auch deine Seele mit. Stelle den Umlauf deiner Säfte durch tägliche Bewegung her, denn oft bewirkt eine allzusitzende Lebensart, ein langes Verschlossensein in Zimmern, oder ein Mangel gehöriger Verdauung, eine Unregelmäßigkeit in der Nahrung, das Grundübel, welches, wie ein feines Gift, auch die Seele beschleicht, die Empfindungen trübt, die Ansichten irdischer und göttlicher Dinge verwirrt.

Oder — prüfe, ob dich das Lesen gewisser Schriften in die Qual des Zweifelns leitete, oder ob die Urtheile und Vorstellungsarten deiner Bekannten und Freunde nachtheilig auf dich wirkten, daß dein Geist, deine eigene Urtheilskraft ganz davon befangen ward. — In diesem Falle stelle erst die ganze Unbefangenheit deines Gemüths wieder her; mache dich von den traurigen Vorstellungen gewaltsam los, die dich unglücklich machen. Denn eben darum, weil sie dir keine Beruhigung gewähren, sind sie nicht göttlicher Natur, sind sie nicht wahr. Denn die Lehre von Jesu ist eine Kraft Gottes, selig zu machen, nicht aber in stille Verzweiflung zu versetzen. Menschenirrthum allein kann uns Elend geben. Entschlage dich, Zweifler, wenn dein Heil dir lieb, deine Seligkeit auf Erden dir

theuer ist, entschlage dich plötzlich aller spitzfindigen Fragen und Forschungen. Laß sie einstweilen auf sich beruhen. Meide die Einsamkeit. Zerstreue dich unter nützlichen Arbeiten. Söhne dich mit der Welt, mit der Natur aus, wie sie dir ehemals erschien. Handle edel, menschenfreundlich, mit aller Aufopferung für das, was gut und recht ist — und dann, für das Uebrige, was du nicht weißt, aber doch ahnest, doch wünschest, laß den walten, der dich in dies wunderbare Weltall rief, und der für das Glück auch des kleinsten Wurmes in der Wüste sorgt, und für den ewigen Gang der Gestirne, die sich regen in wunderbarer Ordnung, ohne daß du darum weißt. — Forsche und grüble nicht weiter. Laß, worüber dir Zweifel werden wollen, ruhigen Sinnes dahingestellt sein. Denke an diese Gegenstände nie ernsthaft. Denn deine Urtheilskraft hat nun einmal schon eine falsche Richtung, dein Gemüth eine nachtheilige, einseitige Stimmung empfangen. Dein Forschen, wie du es jetzt treibst, ist dennoch eitel. Es führt dich dennoch immer zu derselben trostlosen Stelle hin, von der du ausgingst. Laß ein Jahr und mehr an dir vorübergehen. Wandle nur vor dem allgegenwärtigen Gott, und sei fromm. Dann, — dann wirst du einst unerwartet einen Tag erleben, da deine Seele von ihrer Krankheit genesen, frei, unbefangen, Gott, Ewigkeit und Leben in ganz anderm Lichte erblicken wird — einen Tag, da das Evangelium in dir zur tiefwirkenden Gotteskraft wird.

Und du, der du in kummervollen Seufzern und Gebeten an deiner eigenen Seligkeit, an aller Theilnahme an der Erlösung, an Gottes Gnade verzweifelst, der du dich selbst unwürdig hältst der Barmherzigkeit des Herrn — prüfe, seit wann dich dieser trostlose Glaube ergriffen hat. Haben dich Bücher, in so frommem Sinn sie auch geschrieben sein mögen, haben dich Predigten, in so guter Absicht sie auch gehalten worden sein mögen, zu diesem kummervollen Glauben gebracht — o dieser Glaube ist falsch! Denn wäre er wahr, so würde er dich beseligen. Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben, selig hier und dort. Es ist eine Kraft Gottes, uns über die Leiden dieses Lebens zu erhöhen, nicht aber in noch größere Leiden zu stürzen. Meide das Lesen solcher Schriften, die dein Gemüth verfinstern. Sie sind Menschenworte. Glaube nicht dem Menschen, denn er kann irren. Glaube dem allein, durch welchen uns Gott zur Seligkeit berufen hat, Jesu Christo. Er aber spricht: Ich bin das Licht und das Leben; wer an mich glaubt und meine Gebote hält, der wird das Leben haben. Das aber ist der Hauptsatz aller Gebote: Liebe Gott über Alles, deinen Nächsten als dich selbst!

Erheitere dich. Meide den Umgang trübsinniger Sektirer, welche lehren, daß sie näher mit Jesu verwandt seien, als andere Menschen, die nicht zu ihnen gehören. Gehöre wieder dem Leben, dem frohen Muthe an, deinen Freunden, deinen Freundinnen, deinen häuslichen Geschäften.

Und wahrlich, der die Blume in der Wüste nicht vergißt, der wird auch dich nicht vergessen, nicht versäumen. Lebe und handle nach Jesu Lehren, wie er sie in der Bergpredigt dem ganzen Volke, in der Einsamkeit seinen Jüngern gab. Nicht nach deinen Seufzern, Gebeten, frommen Empfindungen — nicht an dem „Herr! Herr!“ wird er dich erkennen, sondern an deinen Werken, an deinen Früchten. — Und indem du, harmlos um alles Andere, nur den Willen thust deines Vaters im Himmel, wird auch dir unerwartet ein schöner Tag anbrechen, da du, wie von einem schönen Traum erwacht, in dir das Evangelium von Christo, als eine Kraft Gottes fühlst, dich selig zu machen.

Ja, Welterlöser, Du hast auch mich erlöset! Dein Blut vom Kreuz floß auch für mich, wenn ich die Wahrheit und das rechte Leben ergreifen würde, wie Du in Deinen Lehren dargeboten. Evangelium von Jesu, Himmelsbotschaft, Offenbarung des Allerhöchsten in mir, wirke denn als Gotteskraft durch mein ganzes Wesen, daß es sich läutere von allen Unreinigkeiten und Fehlern; daß ich, frei von Zweifeln und eiteln Grübeleien, göttlich handle und wandle, um selig zu werden. Nur dies Eine ist Noth! Und Christum lieb haben, das heißt, in seinem liebenden, himmlischen Sinn lieben und handeln, segnen und beglücken, ist besser denn alles Wissen.

22.

Das Evangelium eine Kraft Gottes.

Zweiter Theil.

1. Kor. 4, 20.

Kraft Gottes! Evangelium!
Du, hoher Seelen höchster Ruhm!
Durch dich gestärkt sieht Jedermann
Den Sturm der Welt mit Ruhe an.

Kraft Gottes, Evangelium!
Du wandelst uns das Leben um,
Verklärest uns den Staub der Zeit,
In wunderbarer Göttlichkeit.

Kraft Gottes, Evangelium!
Du führest uns zum Heiligthum,
Wo Gott hoch über Sternen thront,
Wo Seligkeit und Liebe wohnt.

Kraft Gottes, Evangelium!
O werde du mein Eigenthum!
Frei bin ich dann, und gut und rein,
Und würdig, Gottes Kind zu sein.

Warum verzagen so viele gute Menschen an ihrer eigenen Religion, und daß sie ihnen nicht jene Freude gewährt, welche Glücklichere in ihr gefunden haben? Warum treten ihrer so Viele muthlos zurück, ehe sie sich in ihrem Glauben vollenden, und Christen werden ganz in Jesu Christi Geist und Sinn? Warum wenden sich ihrer so Viele von religiösen Gegenständen hinweg, wohin sie doch immerdar von ihrer eigenen innern Selbstsucht gerufen werden, und denken: Jeder Mensch hat seinen eigenen Geist. Was Andern taugt, das taugt mir nicht. Es gibt nichts, was Allen gleich wohlthuend zusagt, was für Alle gleich erhebend und beglückend ist. Ich muß mir meinen Glauben selber bauen.

Wie? kannst du zweifeln, daß es hohe, seligmachende Wahrheiten gebe, welche zu allen Zeiten, in allen Ländern des Erdballs, für die gesammte Menschheit gleich unbestreitbar werthvoll sind? Kannst du zweifeln, wenn dir dein eigenes Bewußtsein, vereint mit der ganzen Weltgeschichte, widerspricht? — Wohl mag es vielerlei Völker, vielerlei Sprachen, vielerlei Gesetze und sogar vielerlei Kirchen geben: aber es gibt nur eine alleinseligmachende Religion! — Haben nicht alle Nationen nur einen Gott, den sie im Staube anbeten, so verschieden auch alle ihre Vorstellungen von dem höchsten Wesen sein mögen? — Haben nicht alle eine Sehnsucht, eine Hoffnung zur Ewigkeit und Vergeltung des Guten und Bösen nach dem Tode, so verschieden auch ihre Meinungen von dem Zustande der Seelen

jenseits des Grabes sein mögen? — Haben nicht alle ein ewiges und ein gleiches Gesetz in ihrer Brust, das Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe, das Gesetz, aus welchem alle Tugend, aller Abscheu vor Verbrechen stammt; das Gesetz, welches Jesus in den Worten aussprach: Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch! — Warum weigerst du dich, mit Petrus zu sprechen: Auch ich erfahre es mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm! (Ap. Gesch. 10, 34. 35.)

Warum weigerst du dich, andere Christen, weil sie in ihren besondern Vorstellungen von den deinigen abweichen, für nicht so vollkommene und weise Christen zu halten, als du bist? Oder warum dünkst du dich erhabener, als sie, weil sie weniger kenntniß- und einsichtvoll sind, als vielleicht du, und Gott nach ihren eingeschränktern Begriffen in der Einfalt und Demuth ihres Herzens verehren? Nicht das Wissen macht den Christen, sondern die Liebe Jesu Christi, die Liebe, mit der er, der Heilige, die Menschen geliebt hat, mit der auch wir sie lieben sollen, diese macht den Christen. Denn das Reich Gottes bestehet nicht in Worten, sondern in der Kraft. (1. Kor. 4, 20.)

Es liegt in diesem Ausspruch der heiligen Schrift ein tiefer Sinn. Es ist des Christen würdig, ihn ganz zu durchdringen, und hinwieder sich selbst mit ihm zu durchdringen. Das göttliche Wort übt dann erst seine Kraft über des Menschen Geist und ganzes Gemüth, wenn wir es in uns zu einer lebendigen Erkenntniß gebracht haben. Denn dunkle Vorstellungen verschwinden bald wieder ins Dunkle; nur was wohl begriffen und verstanden worden ist, bleibt im Gedächtnisse treu.

Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft. — Was ist das Reich Gottes?

Der beste Erklärer ist derjenige, welcher sich dieser Bezeichnung bedient, nämlich Paulus der Apostel. Das Reich Gottes ist das Evangelium, welches Christus Jesus gebracht hat, um die Sünder selig zu machen. Das Evangelium ist, sagt Paulus, eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben. (Röm. 1, 16.) Das Wort vom Kreuze ist zwar eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft. (1. Kor. 1, 18.)

Die Verkündigung des Heils also, welches uns der Welterlöser gegeben, und die Lehren, welche er ertheilte, durch deren Befolgung allein wir solchen Heils theilhaftig werden können, mit einem Worte, das Evangelium vom göttlichen Sohne — dies ist das Reich Gottes. Denn dieses erhebt die Sterblichen über das Ungemach dieses Lebens, über den Tand und Staub dieser Erde, über die gemeinen, thierischen Lüste empor zum Göttlichen. Die Religion Jesu gründet auf dem weiten Erdenrund,

in allen Ländern und Reichen, aus allen Völkern ein neues Reich; kein irdisches, sondern ein Reich der Geister, dessen Fürst und Vater der höchste Geist ist. Die Religion Jesu, oder der Glaube an die Vollbringung seines Wortes, stellt die Urverbrüderung aller Menschen wieder her, indem sie das Göttliche, was im Menschen wohnt, entzündet, alle zur Unsterblichkeit Berufenen in Gemeinschaft mit Gott, dem Vater Aller setzt.

Das Reich Gottes ist das Reich des ewigen Friedens, der ewigen Liebe, des ewigen Glücks. Es ist unvergänglich, wie seine Bewohner, die zum ewigen Leben erkornen Geister. Es beginnt auf Erden, es dehnt sich über die Gräber der Todten hinweg in das Jenseits künftiger Welten. Die Unvollendeten hier im Staube, wie die vollendeten Gerechten drüben, werden alle von diesem Reich umschlungen und vereint. Alle stehen hier und drüben vor Gott als seine Kinder; und die erhabenen Wesen, Kräfte, Engel, sind nur früher verklärte Brüder der Menschen. Darum wird das Evangelium oder das Reich Gottes, in der heiligen Schrift und von Christo selbst, auch vielmal das Himmelreich genannt. Dieser Ausdruck ist noch lebendiger. Er sagt zu gleicher Zeit, es sei ein Reich himmlischer, heiliger Gesinnungen; es sei ein Reich himmlischer, unaussprechlicher Beseligungen; es sei ein Reich, das nicht für das Erdenleben gegründet worden, sondern mit und in dem Himmel dauert, und mit unvergänglicher Herrlichkeit lohnt.

Dies ist das Reich Gottes, welches aber, wie Paulus lehrt, nicht stehet in Worten!

Aber was ist bisher Vielen das Evangelium, das Christenthum, die Religion gewesen? — Ihr Gottesreich bestand in Worten. Sie haderten über allerlei Meinungen. Sie suchten in der heiligen Schrift allerlei Auslegungen und Bedeutungen. Sie machten allerlei Glaubensbekenntnisse. Sie stritten um die unergründlichen Geheimnisse der Gottheit und der Geschichte Jesu Christi. Sie sonderten sich von einander ab; trennten sich in Parteien; verdammten sich gegenseitig; verwüsteten das Gottesreich mit Zorn, Haß und Rache, und den entehrendsten Verbrechen und Gräueln. Dahin führt das Wort, wenn ihm der Geist mangelt. Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.

Es besteht das Reich Gottes nicht in Worten, nicht in Zweifeln und Grübeln und Klügeln über die wichtigen Wahrheiten, oder über das, was nie der beschränkte Menschengeist ergründen kann. Der hat Christum noch nicht begriffen, wer den Vorzug seiner Religion in todten Formeln, in langen und kunstvoll zusammengesetzten Glaubensbekenntnissen, in sinnreichern und gelehrtern Vorstellungen sucht und zu finden vermeint. Mannigfaltig, wie alle von Gott geschaffenen Wesen, sind auch die Gemüthskräfte des Menschen. Diese Mannigfaltigkeit ist des ewigen Vaters

Gesetz in der Schöpfung. Der Eine hat mehr Scharfsinn, der Andere mehr Einbildungskraft; der Eine mehr Gefühl, der Andere mehr ruhige Ueberlegung; der Eine mehr Urtheilskraft, der Andere mehr Erfahrung. Indem der Schöpfer nun seine Gaben alle ungleich vertheilte, damit Einer dem Andern diene, durch das, was er empfangen hat: sollen wir uns deswegen rühmen, und den Andern verachten oder gar verfolgen, weil er, vermöge der ihm verliehenen Naturgaben, nicht mit uns in Worten und Vorstellungen übereinkommen kann? — Nimmermehr; das Reich Gottes stehet nicht in Worten. Nur der irrt, welcher von Andern Vorstellungen und Worte vernimmt, die er mit seiner Art zu sein nicht in Harmonie bringen kann, also daß er mit sich selber in Zwietracht verfällt.

Das Reich Gottes stehet nicht in Worten; nicht im Wortmachen; nicht im langen und vielen Gebettreiben; nicht im fortwährenden Laufen zur Kirche; nicht im äußerlichen Andachtschein; nicht im Ablesen und Auswendiglernen von frommen Sprüchen, Liedern Gebetsformeln — das Alles fordert unser Heiland nicht. Aber er kannte der Menschen Verirrlichkeit. Er warnte davor seine Jünger und alles Volk, das an ihn glaubte. Ein Seufzer des bußfertigen Zöllners galt ihm mehr, als die stundenlangen Andachten der gern fromm sein wollenden Pharisäer. Wenn du betest, sprach er, so gehe in dein Kämmerlein, und schließe die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird es dir vergelten öffentlich. Und wenn du betest, sollst du nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen! (Ev. Matth. 6, 6. 7.)

Also sprach Christus, der göttliche Sohn, der Stifter des göttlichen Reichs. — Wehe, und doch wie vielen, oft nur durch Beispiel oder Gewohnheit Verführten, ist ihre Religion nichts, denn eine Wortmacherei; ein beständiges, strenges Beobachten äußerlicher kirchlicher Gebräuche; ein Versäumen höherer Pflichten, um sich nur so oft, als möglich, in den Kirchen zu zeigen; ein fleißiges Besuchen sogenannter Betstunden, um da, oft mit sehr erloschener Andacht, oft mit unreinen Gefühlen des Hasses und Neides, lange Gebete und viele Worte zu machen; ein Rennen zu Messen und Wallfahrten, um da mit vielen Gebeten den Himmel zu verdienen, den sie im bürgerlichen Leben durch Ueppigkeit, Schadenfreude, Unkeuschheit, Eigennutz und mancherlei ungottseligen Wandel von sich entfernen! — Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! — Nicht an ihren Worten, an ihrem andachtvollen Aeußern, nein, an ihren Werken, an den Früchten ihres Glaubens, sollt ihr sie erkennen.

Denn das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in der Kraft. — Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Es ist aber keine Kraft, wo nicht dieselbe durch Thaten gezeigt wird. Darum spricht die heilige Schrift: Seid aber Thäter des Wortes und nicht Hörer allein, damit ihr euch nicht selbst betrüget. Was hilft es, lieben Brüder, so Jemand sagt, er habe den Glauben und hat doch die Werke nicht? — Kann auch der Glaube allein selig machen? Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist todt an ihm selber. Du glaubst, daß ein einiger Gott sei. Du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch, und zittern. Willst du aber wissen, du eitler Mensch, daß der Glaube ohne Werke todt sei? (Jak. 1, 22; 2, 14. 17. 19. 20.)

Lassen wir uns also nicht irre machen durch diejenigen, welche glauben und behaupten, wenn sie viele Worte machen, sie haben den Glauben und das Verdienst Jesu; und verkünden ihren Glauben, — treiben aber in der Stille Wucher und die Werke des Geizes; übervortheilen ihre Nebenmenschen; verdammen sie als Weltkinder; entehren sie mit Verdächtigungen; helfen nur denen, die mit ihnen gemeine Sache treiben; hassen die, welche nicht so denken, wie sie: — o wahrlich, ihrer ist nicht das Himmelreich, denn in ihnen wohnt nicht die Liebe Jesu gegen alle Menschen, nicht der hohe Geist des Allerbarmers, der auch für Sünder starb.

Lassen wir uns also nicht irre machen durch die, welche selten in den Kirchen, bei den Sakramenten, in den häuslichen Betstunden und frommen Zusammenkünften, bei Wallfahrten und Messen fehlen, — aber in ihrem Herzen Böses treiben; mit ihren Füßen nach Ruhm und Auszeichnung laufen; mit ihren Augen nach verbotenen Früchten gelüsten; mit ihren Lippen spotten, und andere Menschen verkleinern; mit ihren Händen lieber nehmen als geben — — ihrer ist nicht das Himmelreich! — In ihren schlechten Werken zeigen sie ihren schlechten Glauben. Denn das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in der Kraft!

Lassen wir uns nicht irre machen durch diejenigen, welche mehr von Gott und göttlichen Dingen, mehr von Jesu Christo und seiner Person, mehr vom Zustand und Schicksal der Seelen nach dem Tode, als wir, zu wissen glauben. — Denn das Evangelium ist keine dunkle Wissenschaft, sondern voll göttlicher Wahrheit, einleuchtend jeglichem Verstande, und mit ihren Schätzen selbst nicht dem Kinde verschlossen. Das Evangelium von Christo soll uns nicht gelehrter machen und reicher an Erfahrung aller Art, die für dieses Leben nützlich ist, gleich andern Wissenschaften, Künsten und Handwerken; das Evangelium stehet nicht in Worten, sondern es ist eine Kraft Gottes, welche selig macht Alle, die daran glauben.

So wie die ächte Jesusreligion von Seiten des Menschen nicht bloß in einem Glaubensbekenntnisse, in Worten, in Zeremonien besteht, sondern in Kraft, das heißt in Werken der Frömmigkeit, in gottgefälligen

Thaten: so ist das Evangelium wieder von Seiten Gottes eine himmlische, seelenerhebende Wirkung auf uns, eine Kraft Gottes, die unser ganzes Inneres, unsere Gedanken und Gefühle durchdringt und beseligt.

Wer im Sinne Jesu denkt und handelt, der lebt in Jesu; dem wird sein Evangelium zur wunderbaren Gotteskraft, durch welche er mächtig ist zu allem Guten, Großen und Heiligen; den stärkt die Heiligkeit seines Bewußtseins auf allen Wegen, in allen Unternehmungen; der fürchtet keine Unfälle, denn er ist mit Gott, und wandelt auf Erden schon im Gottesreiche; der fürchtet in dem, was er Gutes leisten will, keine Gefahren, keine Hindernisse: denn Gott ist durch ihn mächtig, und die geringsten Mittel sind groß genug, das Nützlichste und Heilsamste zu vollbringen, so schwer es auch anfangs ausführbar zu sein scheint; der fürchtet keine Menschen, sondern groß durch ein unentweihtes Gewissen, mit dem er froh dasteht vor dem allgegenwärtigen Gott, tritt er unverzagt Jedem, auch seinem Feinde, auch dem Mächtigsten, unter die Augen; der fürchtet keine Schicksale: denn welche ihn auch, gleich andern Menschen, treffen können, er empfindet in sich eine Gotteskraft, vor welcher alle Verhängnisse schwach werden. Der Glaube überwindet Alles. Was ihm die Wirklichkeit raubt, gibt ihm die Hoffnung wieder; was ihm das Leben nimmt, beut ihm die Ewigkeit wieder dar.

Und ausgerüstet mit dieser Gotteskraft, welche die Religion dem Menschen verleiht, bestreitet er siegreich die Tücke des wankelmüthigen Glücks. Man entreiße ihm Wohlstand, Bequemlichkeit, Ansehen, Ehrenstellen und was die Erde Angenehmes gewähren kann: er trägt einen ganzen Himmel in seiner Brust, die Zufriedenheit mit dem, was Gott gethan; die Zuversicht auf den Vater; das Bewußtsein eigener Unschuld; das hohe Gefühl innerer Heiligung durch Jesum.

Diese Gotteskraft des Evangeliums richtet ihn in der schweren Leidensstunde auf, während Andere, von gleichen Stürmen, die ihn trafen, hoffnungslos niedergeschmettert wurden. Sie zeigt seinem Geiste noch ein Licht durch den umwölkten Himmel, während Andern der letzte tröstende Stern längst verschwunden ist. Sie gestaltet für ihn das ganze Leben, das ganze Weltall neu; sie verklärt ihm selbst das Irdische. Das Alltägliche, was ihn umgibt, wird bedeutungsvoll. Die stumme Natur redet zu seinem Herzen, wie mit Geisterzungen. Der blinde Zufall verwandelt sich in unverkennbare Spur höherer Ordnungen, voll unendlicher Weisheit; der Schmerz in einen Quell innerer Glückseligkeit und größerer Heiligung; die Erde in einen Vorhof zum Heiligthum der Ewigkeit; das Weltall in ein unendliches Vaterhaus, darin viele Wohnungen sind; der Tod in einen Boten des bessern Lebens, in einen Engel der Liebe und Befreiung; das Absterben der Geliebten in eine festere Verknüpfung unserer Seele mit dem Jenseits.

Das ist die Macht des Evangeliums, daß sie einen neuen Himmel und eine neue Erde hervorbringt, und der Mensch durch sie gleichsam wiedergeboren wird. Durch sie wird unser Leben zu einem Leben in dem Herrn, wie unser Sterben zu einem Sterben in dem Herrn.

Wie nun die Religion unser ganzes Leben und Weben, unser Haben und Sein, unsere Vergangenheiten und Hoffnungen vergöttlicht: so muß auch die Religion von uns auch nicht einseitig sich gegen die Welt äußern. Sie muß aus unsern Sinnen und Gefühlen, aus unsern Gedanken und Thaten, aus unsern Erinnerungen und Entwürfen gleich mächtig hervorleuchten. Das Evangelium ist keine todte Vernunftreligion, sondern lebendig im Glauben des Gemüthes, in Empfindung und Frucht der Werke. Es ist keine bloße Gefühlsreligion, voll sinnlicher Anhänglichkeit zu Jesu, voll Inbrunst und Gebet: sondern sie ist heiter, wie das Licht der von Gott gegebenen Vernunft, zu allem erweckend, was wahr, recht, gut und nützlich, was vor Gott und Menschen angenehm ist. Es ist keine bloße Werkheiligkeit, die sich begnügt, kein Uebles zu thun, überall das Gute zu stiften, und rechtschaffen in allen Thaten und Worten zu sein: sondern ein inniges Glauben des uns geoffenbarten Heiligthums, ein Lieben Gottes und der Menschheit, ein kindliches, zuversichtliches, ruhiges Hoffen der Ewigkeit. Ist nicht unser gesammtes Wesen von den Flammen des Evangeliums erwärmt: so sind wir noch nicht dem Gottesreich ganz angehörig.

O Evangelium, Himmelsbotschaft! meines Jesu Gabe! o Kraft Gottes, Macht der Heiligung, durchströme, stärke, erhebe mich! — Und Du, Vater im Himmel, der Du Deinen Sohn sandtest, die sündige Welt zu retten, laß mich die Wirkungen Deines heiligen Geistes gnadenvoll empfinden. Denn Du bist mein Glauben, mein Lieben, mein Hoffen. Heiligung durch das Evangelium ist meine Sehnsucht! Sie sei es ewig! Amen.

23.

Die Liebe als Leidenschaft.

Spr. Sal. 4, 23.

Die Schönheit rührt, doch nur die Anmuth sieget,
Und Unschuld nur behält der Liebe Preis;
Die Unschuld, die von keiner Schminke weiß,
Als Edles sich nur zu dem Edeln füget,
Der Tugend nur gefällt und harmlos sieget,
Vom Rasen wilder Leidenschaft nicht weiß.

Man versichert gewöhnlich, das reizendste, glückseligste Lebensalter sei die Jugend, da man zwischen der Abhängigkeit unmündiger Kindheit und den Sorgen und Arbeiten der reifern Jahre mitten inne stehe, umgeben von Hoffnungen und Ahnungen einer Zukunft, welche nie so schön ist, als man sie erwartet. Allein eben diese Jugend ist nicht selten das unglückseligste aller Lebensalter, wenn entweder die Unschuld entflohen, oder die heitere, kindliche Gemüthsruhe durch irgend eine Leidenschaft schon vernichtet worden ist.

In diesem Alter, da alle Gefühle lebhafter und inniger sind; da die Einbildungskraft am mächtigsten herrscht, und den ruhigen Verstand täuscht; da mancherlei Begierden und Triebe der Kindheit zu riesenhafter Stärke erwachsen, und Eitelkeit, Gefallsucht, Ehrgeiz ungestümer werden; da mancherlei Begierden und Triebe erwachen, die man als Kind nicht kannte: in diesem Lebensalter tödtet oft eine einzige Unbesonnenheit die Lust des ganzen Lebens, und ein einziger Tag verfinstert mit seinem Unglück die Heiterkeit eines ganzen Jahres. —— Wer weiß es nicht? — Heil dem, der es noch nicht weiß!

Von allen Trieben der Natur, die in diesem Lebensalter laut werden, ist aber keiner für die Ruhe des Gemüths so gefährlich, als der Geschlechtstrieb. Er kündigt sich in einem größern Bemühen für eigene Zierlichkeit und Schönheit an. Man wünscht durch seine Gestalt das Wohlgefallen Jedermanns zu erregen. Man schmeichelt sich zuweilen, die Huld und den Blick Aller zu fesseln; zuweilen verzweifelt man, irgend einer Person gefallen zu können. Man geräth darüber bald in angenehme, bald in unangenehme Unruhe. Man sucht sich gern in Haltung und äußerm Wesen denjenigen Personen ähnlich zu machen, die durch ihr Benehmen, wenn auch nur ein vorübergehendes, Gefallen erweckten. Man wird aufmerksamer auf den Beifall oder auf das Mißfallen von Personen des andern Geschlechts. Es ist uns nicht mehr ganz gleichgültig, ob wir denselben liebenswürdig dünken, oder gleichgültig sind. Ein verachtendes Urtheil derselben ist für uns demüthigender, als sonst.

Unter diesen wechselnden Empfindungen erwachen bald andere Wünsche. Man will nicht nur mit Wohlgefallen, man möchte mit Bewunderung gesehen werden. Bald ist uns Beifall und Schmeichelei Aller nicht mehr genugthuend. Es wird in unserer Brust eine Sehnsucht laut, unter Tausenden, die wir kennen, nur einer einzigen Person als das Theuerste zu gelten; — nur einer, die unsern eigenen Blick am meisten auf sich zog, — nur einer, zu der wir uns unwillkürlich hingeneigt fühlten, — nur einer, von der wir ausschließlich und mit Innigkeit geliebt zu sein wünschen, wie wir sie selbst lieben. Hier ist ein Augenblick, der unsern innern Frieden, unser bisheriges Glück, unsere Harmlosigkeit auf lange Zeit zu vergiften droht.

Dies ist die Wirkung des erwachten Geschlechtstriebes. Heil dem, der noch Besonnenheit genug hat, sich im ersten Augenblick der aufwachenden und süßen stürmischen Neigung so weit zu ermannen, daß er beschließt, sich ihr nicht blindlings und verblendet preiszugeben, sondern stets Herr seiner selbst bleiben zu wollen. Wer dies will und es noch kann, ist schon halb gerettet. Wer, sich selbst vergessend, sich dem dunkeln und gefährlichen Hang überläßt, wird mit namenlosen Schmerzen und mit tausend Thränen büßen.

In einem solchen Augenblick des Lebens hängt unser Glück gar nicht davon ab, wovon wir von unsern Begierden, von unserer schmeichelnden Einbildungskraft überredet werden, daß es abhänge: nämlich von der Gegenliebe derjenigen Person, an die sich alle Neigungen unserer Seele wenden; — sondern davon, ob wir uns frei erhalten und Meister unserer selbst bleiben können; ob wir uns in einen wilden, betäubenden Rausch verlieren, oder über unsere Handlungen, über unser wahres Wohl und Wehe auch ferner noch mit edler Nüchternheit richten und entscheiden wollen.

Nein, nicht von der Gegenliebe der von uns geliebten Person hängt unsere Ruhe, unser künftiges Glück ab, obwohl es uns in gewissen Augenblicken so scheinen mag. Denn entweder betrügen wir uns in der Hoffnung: die geliebte Person findet unsere Zuneigung beleidigend oder lächerlich; oder sie hat sich mit ihren Neigungen schon heimlich einem andern Gegenstande zugesagt: dann stehen wir mit unsern durch eigene Thorheit erzeugten Schmerzen einsam; — oder unsere Liebe wird mit Gegenliebe vergolten, und wir haben damit die Aussicht auf noch größere Uebel gewonnen; auf Uebel, die sich in finstern Ahnungen vor uns hinstellen, sobald wir nur uns selbst fragen: Was soll am Ende daraus werden? — Vielleicht ist das, was wir gern für Gegenliebe halten, nur Begierde, zu gefallen, nur geschmeichelte und dankbare Eitelkeit, nur ein Anfall von Eroberungssucht, nur eine vorübergehende Aufwallung von Sinnlichkeit; dann sind wir abermals der schmerzlich betrogene Theil. Oder jene Erwiederung unserer Zuneigung ist aufrichtig; aber wir sehen

ihr Ende voraus, weil Alter, Stand, Vermögen und andere bürgerliche Verhältnisse eine lebenslängliche Verbindung mit der geliebten Person so gut als unmöglich machen. Was bleibt uns dann? — Oder die geliebte Person ändert, wie jeder Sterbliche, mit der Zeit und unter wechselnden Verhältnissen ihre Neigung, und findet, trotz ihren Versicherungen ewiger Treue, endlich einen liebenswürdigern Gegenstand, zu dem sie sich unwillkürlich hingezogen fühlt. Was bleibt uns dann? — Oder wir selbst — wer kann das Gegentheil voraus wissen? — haben uns in dem, was wir in uns für wahre Liebe halten, und was nur ein flüchtiges Aufbrausen unserer jugendlichen Gefühle ist, betrogen; genesen früher oder später von der Täuschung; unser Herz schlägt früher oder später für einen ungleich würdigern Gegenstand: was bleibt uns dann, als die ewig kränkende Erinnerung, leichtsinniger Weise und übereilt ein fremdes Herz gebrochen, seinen Frieden zerrissen zu haben! —

Nein, wahrlich, von der Gegenliebe einer zärtlich geliebten Person hängt keineswegs unsere Gemüthsruhe, unsere innerste Glückseligkeit ab, sondern davon, daß wir im Sturm aller Gefühle mächtig über uns selbst bleiben, um frei über den Gang unserer Neigungen zu herrschen, und mit ruhiger Vernunft über unsere Handlungen zu richten.

Es ist freilich unmöglich, eine Person, welche uns liebenswürdig zu sein scheint, nicht auch liebenswürdig finden zu wollen. Es ist freilich unmöglich, eine Person, die für uns mit bezaubernder Anmuth begabt und geschmückt ist, gleichgültig anzusehen. Sind uns aber Frieden, Glück und Ehre unsers Lebens theuer, so muß unser Wohlgefallen an Jemandem nie in betäubende Leidenschaft, in einen schwärmerischen Wahnsinn verarten.

Was ist Leidenschaft? — Es ist ein Zustand des Gemüths, da eine einzige Empfindung, eine einzige Begierde, ein einziger Gedanke sich zum Ungeheuern ausgestaltet, daß alle andern Empfindungen, Begierden und Gedanken davon verschlungen und beherrscht werden; daß die Vernunft, statt unsere beständige Gesetzgeberin zu sein, unterdrückt, halb vernichtet wird; daß unser Geist, statt frei und selbstthätig zu sein, sich leidend verhält, und zum Knecht des einzigen, unmäßigen Gefühls wird.

Jede Leidenschaft ist ein Zustand der zeitweise eintretenden Vernunftlosigkeit, da man denkt und thut, nicht was man will und soll, sondern was die vorherrschende sinnliche Begierde, was der Ungestüm eines zur Uebermacht gewachsenen Gefühls unwillkürlich zu denken und zu thun zwingt. — Wer aber handelt wohl im Zustande der Vernunftlosigkeit klug, vorsichtig und weislich? Wer sieht im Zustande der Vernunftlosigkeit, was ehrbar, anständig, tugendhaft, christlich, gottwürdig sei? Wem wird man zutrauen, daß er im Rausche fähig sei, sein Glück zu sehen und sein Glück zu bereiten?

Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben. (Spr. Sal. 4, 23.)

Behüte dein Herz; bewahre unter allen Verhältnissen die Unbefangenheit deines Geistes! Du kannst es, so lange du dich selbst liebst und dich selbst ehrst. Und du sollst es, deiner Aeltern und Verwandten und Freunde willen; du sollst es, deiner künftigen Bestimmung willen; du du sollst es, um deines Glücks willen; du sollst es, um deiner Ewigkeit, um deines Gottes willen.

Du kannst es. Denn die leidenschaftliche Liebe ist wahrlich keineswegs Werk und Sache eines einzigen Augenblicks, sondern sie wird absichtlich und mit unbesonnenem Leichtsinn erst nach und nach entwickelt und gepflegt, bis die erste leichte Empfindung des Gefallens an einer Person zu einer Art von Raserei ausartet. Auch der Trunkenbold wird nicht beim ersten Glase geistigen Getränks, das er in seinem Leben zur Lippe führt, zum Trunkenbold, sondern indem er anhaltend und täglich den Genuß berauschender Mittel in immer steigendem Maße zur Gewohnheit, zum unentbehrlichen Bedürfniß macht, bis er zuletzt eher vom Leben, als von dieser Gewohnheit scheiden kann.

Oft, ja meistens ist der erste Ursprung der leidenschaftlichen Liebe ein bloßes Gefallen an Gestalt und Wesen einer Person, und dann der sich damit nachher verbindende Wunsch, auch der Glaube, ihr nicht gleichgültig zu sein, oder gar von ihr geliebt zu werden. Zu diesem Glauben verleitet oft der zufälligste Wink und Umstand. Nicht selten künstelt man sich sogar, um sein Herz mit angenehmern Gefühlen zu beschäftigen, oder um der müßigen Phantasie ein Spiel zu geben, oder nur um seiner Eitelkeit wohlzuthun, aus dem allgemeinen Wohlgefallen in ein Lieben hinein. Nicht selten schmachtet der schon nach Gegenliebe, der selbst von keiner wahren und reinen Zuneigung beseelt ist, sondern anfangs mehr nur heuchelt, als fühlt, oder wohl gar zu fühlen Lust hat. Wehe dem unbewachten Herzen, welches sich so den innern Frieden willig hinwegtändeln läßt, um später einst unter schmerzvoller Reue Spott der Andern zu werden! — Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben!

Zu den überspannten, schwärmerischen Neigungen tragen, beim Erwachen des Geschlechtstriebes, die Reizbarkeit des Gefühls überhaupt, und eine unglückliche, heftige Einbildungskraft viel bei. Je empfindlicher, lebhafter, Alles mit Begeisterung erfassender man sich weiß, je mehr man die Lebendigkeit seiner Phantasie kennt, um so mehr muß man, will man nicht als Thor sein harmloses Lebensglück verscherzen, Alles meiden, was das Wohlgefallen an einer Person zu einer unruhigen, betäubenden Sehnsucht nach ihr verwandeln kann. Mehr, als alle Grundsätze, hilft hier oft leichter Sinn, der sich nicht lange von einem Gegenstand binden, überwältigen und fesseln läßt. Diesen heitern, leichten Sinn

bewahre in dir; er rettet deine Selbstbeherrschung, deine Selbstständigkeit! Es ist dieser leichte Sinn keineswegs jener verderbliche Leichtsinn, mit dem man sich, blind gegen alle Folgen, allen Neigungen und Gefühlen überläßt, die uns schmeicheln.

Der Umgang mit Personen des andern Geschlechts, ein gegenseitiges Wohlwollen, selbst das ruhige Anerkennen dessen, was an einer oder der andern liebenswürdig erscheint, ist so lange für unsere Ruhe, Ehre und künftige Freiheit gefahrlos, als nicht eine einzige in uns alle übrigen verdunkelt. Selbst die stille, ehrerbietige und unschuldige Zuneigung für eine liebenswürdige Person des andern Geschlechts, so lange wir dabei nicht unsere Besonnenheit einbüßen, so lange wir, wenn wir von ihr getrennt sind, darum keine Verminderung unsers Seelenfriedens empfinden — eine solche Zuneigung kann selbst viel zu unserer Veredlung und Besserung beitragen. Wen wir hochachten, dessen Hochachtung wird uns theuer sein. Wir werden uns um diese durch Entfaltung jeder Tugend, deren wir fähig sind, bemühen. Wir werden in allen unsern Verhältnissen suchen ehrwürdig dazustehen, als die Besten zu gelten. Die Liebe wird uns von geheimen Fehlern, von übeln Gewohnheiten reinigen. Sie wird unser ganzes Wesen läutern und verklären.

Soll dies aber die Frucht unserer Hochachtung für irgend eine Person des andern Geschlechts sein, so müssen wir auch nur Umgang mit solchen Personen wählen, die uns wahrhafte Hochachtung, nicht bloß gemeine, sinnliche Zuneigung, einflößen können. — Wir müssen uns der geliebten Person, eben darum, weil wir sie hochachten und ihre Achtung verdienen wollen, nicht vertraulicher nähern, als es unsere Verhältnisse, unsere Aussichten in die Zukunft gestatten. Jede nähere und zärtlichere Vertraulichkeit ist verbrecherisch und ehrlos, sobald wir sie wagen oder erlauben, ehe ernsthaft an eine Verbindung zu denken ist; oder wenn Ungleichheit des Alters, oder des Standes, oder der Vermögensumstände den Gedanken an eine Verehelichung zur Thorheit machen, oder seine Erfüllung in eine ferne, unzuverlässige Zukunft hinausrücken.

Der Jüngling, welcher einer Jungfrau, ohne Aussicht und Hoffnung, sie zu ehelichen, Gegenliebe zumuthet, und ihr von seiner Liebe zu reden wagt, ist entweder ein unbesonnener Knabe, des Spottes oder der Verachtung eines tugendhaften Frauenzimmers werth; oder er ist ein Bösewicht, der mit Verführungsanschlägen umgeht, die er mit dem Namen der Freundschaft und Liebe zu beschönigen die freche Schlauheit hat. — Das Mädchen, welches solche Erklärungen irgend eines Mannes ohne Unwillen anzuhören schwach und leichtsinnig genug ist, oder wohl gar zu denselben durch ihr eigenes Betragen Muth gemacht hat, kann im Gemüthe des verständigen Jünglings und des tugendhaften Mannes, wie in der Brust des schon verdorbenen Menschen, nur eine heimliche,

unwillkürliche Verachtung erzeugen. — Das Geständniß einer Liebe, deren Zweck und Heiligung nicht Vermählung beider Personen sein kann, ist der Anfang vom Tode dieser Liebe selbst. Denn im Geständniß schon stirbt die Hochachtung, ohne welche keine wahre Liebe möglich ist; in der unerlaubten, lichtscheuen Vertraulichkeit verschwindet das Geistige und Schöne der verklärenden Empfindung, nnd an die Stelle desselben tritt rohes, thierisches Gelüst der Sinne, und endet mit viehischer Stillung desselben, zuletzt mit Ueberdruß und Ekel, oder Verzweiflung, Schmach und Herzeleid. Gott, wie vieler jungen Leute, wie vieler Familien Unglücksgeschichte liegt in diesen wenigen Zeilen beschrieben! — Bewahre dein Herz, denn daraus gehet das Leben!

Nicht immer wirst du dich des besondern Wohlgefallens an einer Person andern Geschlechts, oder einer zärtlichern Neigung erwehren können. Zufälligkeiten des Umgangs und der Verhältnisse können dich mit derselben zusammenführen. Aber meide, daß sie dir jemals werther und bedeutsamer werde, als alle andern ihres Geschlechts dir sind. Erhalte deinen leichten Sinn, die Freiheit deines Herzens, um nicht einer thörichten, lebenzerstörenden Selbstverblendung und Leidenschaft zum Raube zu werden. Du bist in Gefahr, es zu werden, sobald du außer der Nähe dieser Person nicht mehr, wie sonst, glücklich bist; sobald der Gedanke an sie dich unabläßig verfolgt; sobald unter dieser Neigung alle andern edeln Neigungen in dir schwächer zu werden beginnen. Das ist schon Anfang der Leidenschaft. Bedenke das Ende!

Willst du ihren herzzerreißenden Ausgang nicht erleben: so nähre sie nicht! — Nur durch die Nahrung, welche du der Leidenschaft reichst, wird sie zu deinem Verderben wachsen, und stärker werden, bis du von ihr überwältigt und verzehrt wirst.

Erwäge deine häuslichen Verhältnisse und Verpflichtungen, ob sie dir gestatten, schon an eine Heirath denken zu dürfen. Ist diese nicht jetzt ausführbar, sondern erst in einer ungewissen Zukunft ein bloßes trauriges Vielleicht: so stehe ab. Von der Zukunft ist dir kein Sterblicher Bürge. Kein Sterblicher ist dir Bürge, daß du nach Jahr und Tag diejenige Person noch liebenswürdig finden werdest, die dir heute gefällt; daß sie dir gefallen würde, wenn du ihre Gemüthsart und so manchen Keim des Schlechten darin näher kenntest. Kein Sterblicher ist dir Bürge, welche Veränderungen Zeit und Jahre und andere Bekanntschaften in den Neigungen und Gefühlen des Andern oder in deinen eigenen bewirken. Wahrlich, nichts ist veränderlicher, als das menschliche Gemüth; nichts weniger dauerhaft, als ein jugendliches Gefühl, in dessen erstem Aufbrausen man freilich gern und fest glaubt, es müsse von Ewigkeit sein. — Vergleiche deine Jahre mit den Jahren der Person, an die du dich anschließen möchtest, und denke, wie schon nach fünf und zehn Jah=

ren ein widerliches Mißverhältniß eures beiderseitigen Alters eintreten könne. Denn der Mann erblühet erst in derselben Zeit vollkräftig, wo weibliche Schönheit schon im Abwelken ist.

Erwäge die häuslichen Verhältnisse und Verpflichtungen derjenigen Person, deren Anmuth dich vielleicht mehr, als sein darf, rührte. Kennst du diese Verhältnisse nicht: wie willst du so wagehalsig die Freiheit und die Heiterkeit deines Lebens auf das Spiel setzen? Vielleicht Alles um Nichts! — Bisher sahst du nur die guten und liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten dieser Person. Du bist geneigt, sie für einen Engel, für ein überirdisches, heiliges Wesen zu halten. Aber wahrlich, sie ist es nicht. Hat nicht jeder Mensch Schwächen und Fehler? Und welche Fehler hat die Person, der du deine Ruhe opfern willst? Vielleicht hat sie Fehler, die eben dir einst die anstößigsten sein könnten. Noch liegen sie nur in Keimen verborgen, oder du bist noch zu arg geblendet. Erinnere dich an deine Fehler, und daß du sie gern vor denen verbirgst, daß du dich gern vor denen schöner darstellst, denen du zu gefallen trachtest. Zweifelst du, daß die Person, welche dich durch ihre Anmuth bezaubert, nicht Gleiches thue? Darum stehe ab, und ermanne dich zur eigenen Würde. Sei stark, überwinde dich selbst; sei frei! Behüte dein Herz, denn daraus gehet das Leben!

Nähre deine Leidenschaft keinen Augenblick. Tändle mit keinen Gefühlen, die bald so gewaltig sein können, daß du und dein Glück und deine Ehre ihr Tand sind! Nimm den ehemaligen leichten Sinn wieder an; in welchem du unabhängig, immer dir selbst, und allen Andern nur mit Ruhe angehörtest. Zerstreue dich. Verlasse die Einsamkeit, in welcher die Gedanken an den Gegenstand, den du vergessen sollst, zu oft wiederkehren; die Einsamkeit, in welcher deine Phantasie sich verderbliche und eitle Spiele macht. Unterhaltung in andern Gesellschaften; Umgang mit Personen, vor denen man sich schämen würde, die Geheimnisse seines Herzens erscheinen zu lassen; Beschäftigung mit einer unserer Neigung befriedigenden und reizenden Arbeit; Gespräche mit Gott in inbrünstigem Gebet, — siehe da die ersten, die leichtesten, die sichersten Mittel, dich selbst zu retten. Meide die Person, welche deiner Ruhe gefährlich werden kann. — Trennung und Zeit heilen, und geben die erste Besonnenheit zurück.

Meide, was deine Einbildungskraft und die Sehnsucht deines Herzens nur noch mehr weckt und reizt, besonders das Lesen solcher Schriften, in welchen die Leidenschaft der Liebe eine süße, den Verstand betäubende Sprache redet. Verbanne solche Früchte müßiger Stunden aus deiner Nähe und aus deinen müßigen Stunden. Wähle lieber ernste Schriften, deren Lesung dein Nachdenken reizt, deinen Scharfsinn weckt, deine Menschenkenntniß erweitert, deine Kunde der Natur und der Gottheit vermehrt, dein Herz veredelt.

Halte, so oft dich immer von neuem der Gedanke an die Person, die dir zu wichtig ward, überrascht, halte den einzigen Spruch fest: Bedenke das Ende! Wohin soll eine solche Neigung führen? — Bedenke, daß das Bekanntwerden deiner Neigung dich lächerlich, bei Andern dich verächtlich machen muß, weil du damit keinen rechtlichen Zweck verbindest und verbinden darfst. Bedenke, daß jede Gegenliebe, wenn du ihrer auch gewiß wärest, dich und die geliebte Person unfehlbar in Verlegenheiten, in Verdruß, in Scham und Unglück stürzen werde. Die Reue wird deiner Freude nur allzufrüh nacheilen.

Kannst du, weil es die Umstände nicht erlauben, die Person und ihren Umgang nicht gänzlich meiden, welche die Ruhe deines Gemüthes mit Gefahr bedroht, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen: so suche diese Person und ihren Umgang wenigstens nicht geflissentlich. Entferne dich, so viel es Wohlanständigkeit immer gestattet; meide die Unterhaltungen mit derselben, wo nicht Zeugen sind, oder wo du nicht in heiterster Stimmung scherzen könntest; stelle dich gleichgültiger und leichtern Sinnes, als du bist. Diese anfangs in dir erkünstelte Gleichgültigkeit, je anhaltender du sie festhältst, wird allmälig zur Gewohnheit, zur Wahrheit in dir werden, und du wirst deine Freiheit, deine Ruhe, deine Ehre, deine Pflicht gegen dich, gegen die geliebte Person, gegen deine und ihre Aeltern und Verwandten, gegen Gott gerettet sehen — wirst deiner selbst würdig, Besieger deiner selbst, Herr deiner Leidenschaften, des göttlichen und menschlichen Beifalls würdig sein.

Ja, ich will das Herz behüten, denn aus ihm gehet das Leben. Ja, ich will das Herz behüten, denn aus ihm gehet mein Glück oder mein Elend, mein Ruhm oder meine Schmach, meine Freudigkeit zu Gott und zu allem Guten, oder meine Furcht, mein Gram und meine Entschlossenheit zum Verderben hervor.

Und Du, mein unsichtbarer, mein himmlischer, mein mich unendlich liebender Vater, mein Gott! stärke Du mich zu großen und heiligen Vorsätzen und ihrer unabänderlichen Erfüllung mit Deiner heiligen Kraft. Ich will lieber untergeben, und will das Theuerste von allem Irdischen einbüßen, lieber sterben, als Deines Beifalls entbehren, als Uebels thun, und wider Dich, meinen einzigen Gott, sündigen.

Stärke mich mit Deiner heiligen Kraft! Wie sollte ich denn nicht mächtig genug sein, mich selbst zu überwinden, um Deiner Liebe, um Deines Beifalls willen? — Warum sollte ich nicht mächtig genug sein, einen verderblichen Rausch von mir abzuhalten, und eine thörichte Neigung zu besiegen? Nein, wessen ich mich vor Menschen schämen muß, weil mein Gewissen mir sagt, daß es ein Unrecht ist, dessen will ich vor Dir, o Du Erhabener und Heiliger! nicht schuldig sein. Hinweg, elende Thierheit in mir! Mein Gott rief mich zur Ewigkeit, zum Sieg über das

Sinnliche und Sündliche! Diesen Sieg will ich erringen; ich will — und sollte ich im Kampfe vergehen — ich will!

Und überrascht mich ein Augenblick der Versuchung — Gott, so fliehe ich im Geiste zu Dir, betend mit Inbrunst zu Dir, daß ich mich in Deiner heiligen Nähe zur Heiligkeit und edeln Standhaftigkeit ermuthige. Amen.

24.

Dankbarkeit gegen Lehrer.

1. Theß. 5, 12.

Das Amt der Lehrer, Herr, ist Dein;
Dein soll auch Dank und Ehre sein,
Daß Du den Deinen, die Du liebst,
Noch immer treue Lehrer gibst.

Gesegnet sei des Lehrers Stand!
Er pflanzet, Herr, von Dir gesandt,
Von Zeit auf Zeit Dein heilig Wort,
Und Licht mit ihm und Tugend fort.

Wie freut ein guter Lehrer sich,
Wenn er, erleuchtet selbst durch Dich,
Den Jüngern Jesu gleichgesinnt,
Viel Seelen für Dein Reich gewinnt!

Fern sei von uns der Frevel, Gott,
Durch Undank ihn, durch schnöden Spott
Zu kränken, daß er, was er thut,
Mit seufzervollem Herzen thut.

Nein, Gott, wir wollen ihn erfreu'n,
Mit Kindeslieb' ihm eigen sein;
Dereinst, o Herr, vor Deinem Thron,
Strahlt ihm der Ewigkeiten Lohn.

Für viele Menschen gibt es keine schwerere Tugend, als wenn sie für irgend ein Gutes, das sie aus der Hand des freundlichen Nächsten empfangen haben, erkenntlich sein sollen. Sie mögen zwar Liebesdienste, Unterstützungen, Hilfe, Beistand, freudige Ueberraschung empfangen, aber das Gute mit Gutem zu vergelten, ist ihnen schwer. Sie mögen sich nie gern daran erinnern oder erinnern lassen.

Bei Vielen ist daran nicht sowohl das Unvermögen und die Armuth Schuld, die sie hindert, ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, als vielmehr ihr Stolz, ihre falsche Vorstellung von Unabhängigkeit und Freiheit.

Ja, es sind nicht wenig Personen, welche lieber gar keine Freundschaftsdienste empfangen mögen, um nur in ihrem Leben keinem Menschen verpflichtet zu sein; nicht aus Lieblosigkeit oder Hartherzigkeit, sondern aus übertriebener Sucht nach Unabhängigkeit von Andern. Sie machen sich ein Vergnügen, Andern zu rathen, zu geben, oder auf irgend eine Art nützlich zu werden; Andern Verbindlichkeit zu leisten; Andere durch Wohlthaten von sich abhängig zu machen: nur sie selbst verlangen nichts für sich, lehnen Alles ab; sie möchten die ganze Welt sich zum Schuldner machen, aber Keinem auch nur zu einem Blicke der Erkenntlichkeit verbunden sein.

Diese nicht ungewöhnliche Denkart rührt aus einem unmäßigen Hang zur Unabhängigkeit, aus einer falschen und tadelnswürdigen Vorstellung von dem Gemüthe der meisten Sterblichen, oder aus einem heimlichen Stolze her, der hienieden über Alles erhaben sein möchte, wie Gott, welcher nur gibt, nie empfängt. Aber wer ist der Mensch, welcher ohne die Freundschaft der Andern bestehen könnte? Wir sind vorhanden, um uns gegenseitig mit unsern Gaben und Fähigkeiten zu dienen. Auch der Mächtigste bedarf des Schwachen, auch der Reichste des Armen. Wem es eine zu schwere Last ist, erkenntlich zu sein, und doch auch nicht die Schmach des Undanks auf sich kommen lassen will, der fliehe in eine Wüste, wo kein anderer Sterblicher mit ihm athmet.

Wirklich ist die Dankbarkeit eine der schwierigsten Tugenden, und zwar, weil in allen Menschen die Eigenliebe, der Stolz, die Unabhängigkeitssucht, oder auch nur der vergeßliche Leichtsinn mehr oder weniger rege ist; dadurch werden wir verhindert, das Gute, welches wir von einem Andern empfangen, nach seinem wahren Werth zu schätzen. Wir setzen es gern etwas herab, um die Last des Dankes etwas zu erleichtern, und die Schuld schon zu verkleinern, ehe wir noch angefangen haben, sie abzutragen.

Und dennoch müssen wir selbst gestehen — auch unser Gewissen sagt es uns! — wer nicht die zarten Pflichten der Erkenntlichkeit mit Freuden zu üben weiß, der ist noch fern davon, ein reines, christlich-edles Herz in seiner Brust zu tragen. Noch wohnt in ihm statt der göttlichen, wohlwollenden Liebe eine selbstsüchtige Zurückgezogenheit; statt der Demuth Jesu ein ungemessener, thörichter Stolz; statt der das Leben verschönernden Milde und Güte eine zurückstoßende, unfreundliche Rohheit und Härte.

Wer möchte auch den Menschen mit ganzer Innigkeit lieben, der Niemanden verpflichtet sein, sich Alles nur selbst verdanken will? Ist er dazu geeignet, ein Menschenfreund zu sein? Nimmermehr! Er möchte Herr aller Menschen sein, und alle sich durch die Macht des Dankes und

der Verpflichtung unterworfen sehen. Wer nicht weiß Wohlthaten auf die rechte Weise zu empfangen, ist auch nicht fähig, auf die rechte Weise Wohlthaten zu ertheilen. Es ist eben so süß, Gutes anzunehmen, als zu leisten; Schuldner zu sein, als Schuldner zu machen.

Noch ungleich verächtlicher aber ist, wer Andern Dank verpflichtet ist, und statt dessen mit Bösem das empfangene Gute vergilt. Wahrlich, Dankbarkeit ist vielen Menschen eine der schwersten aller Tugenden, aber Undankbarkeit ist in den Augen aller Menschen das schwärzeste Laster.

Wenn du einen Freund mit Zärtlichkeit geliebt, und er geht von dir, um deines Wohlwollens zu spotten, und bei Andern deine Güte zu verlachen; oder wenn du ein Kind mit namenloser Mühe für Ehre, Tugend und Christenthum erzogen hättest, und es wälzte sich, kaum der Aufsicht entlassen, in allen Lastern, und dir zum Trotz, und dich zu verhöhnen, wählte es die schändlichsten Gesellschaften oder deine erbittertsten Feinde zu seinen Freunden; oder wenn du Jemandem, der dir lieb war, mit Aufopferung eines Theils deiner eigenen Ruhe, deines eigenen Vermögens geholfen hast in den Tagen seiner Noth, und er wird dann dein Verräther, oder will dich nicht mehr kennen, wenn ihm das Glück lächelt: wie wirst du von diesem Menschen urtheilen? Wie wird sich dein Herz gegen seine Abscheulichkeit empören!

Nun also beurtheile dich selbst, also empöre sich dein Herz gegen deine eigene Abscheulichkeit, wenn das Gedächtniß dir sagt, welche Verpflichtungen du Freunden und Bekannten, oder auch Unbekannten schuldig bist, seit heute, seit gestern, seit Jahr und Tagen, seit deiner Kindheit, ohne daß du je mit Ernst an Vergeltung dachtest, oder auch nur einen Versuch machtest, ihnen deine dankbaren Empfindungen zu bezeugen. Wie du den beurtheilst, der gegen dich undankbar handelte, siehe, so beurtheilt dich das Herz dessen, der dir sonst freundlich half und rieth, und den du nun vergaßest, als hätte er dir nie wohlgethan; vergaßest, als wäre er nie am Leben für dich gewesen.

Gehe hin, und tilge deine Schuld. Verlaß eine Welt nicht — und wer weiß, wie bald dich der Herr ruft? — in welcher du noch Schulden der Dankbarkeit abzutragen hast.

Die Größe unserer Erkenntlichkeit muß immer im Verhältniß zur Größe der empfangenen Wohlthat stehen. Die Größe der Wohlthat aber müssen wir richten theils nach dem Umfang des Guten, das uns durch Rath und That des Wohlthäters eigen wurde; theils nach der größern Mühe, Anstrengung und Aufopferung, welche es ihm machte, uns dienstgefällig zu sein.

Oft ist eine Kleinigkeit zur rechten Zeit unser höchster Trost, unsere Erlösung aus größter Noth. Es sind nicht immer große Summen Geldes, welche uns retten oder beglücken. Zuweilen eine freundliche Für=

sprache, ein kluger Rath, eine nützliche, zur rechten Zeit gegebene Nachricht, ein Trost, ein weiser Spruch, der unsere Seele aus der Tiefe der Verzweiflung und Bekümmerniß emporhebt, thun uns mehr Gutes, als kein Haufen Goldes vermöchte. Die uns damit erzeigte Wohlthat besteht aber nicht in der Kleinigkeit, die gegeben ward: sondern in dem hohen Nutzen, welchen sie uns brachte. Was ist auch klein und groß im Leben, wichtig oder unwichtig? Alles wird erst durch die Umstände bedeutend oder gering, und empfängt durch die besondern Verhältnisse seinen Werth. So sind es meistens sehr geringfügig scheinende Sachen, welche auf die Schicksale unsers Lebens am allerentscheidendsten wirken. Je wichtiger deiner äußern Lage oder deiner Seele ein Dienst war, je dringender und lebhafter und thätiger sei denn also, Christ! auch deine Dankbarkeit.

Von der andern Seite ereignet es sich wohl auch oft, daß die eifrigsten Verwendungen und Bemühungen unserer Freunde vergeblich für uns blieben, daß ihre schwersten Aufopferungen keinen Nutzen für uns hatten. — Wie? sollen wir uns darum für weniger dankverpflichtet halten, weil das, was sie thaten, uns weniger half, als sie wünschten? Ob wir gleich keinen Vortheil von ihren Anstrengungen hatten: haben sie darum diese Anstrengungen nicht für uns gehabt? Waren sie die Herren des Erfolges, oder lag derselbe nicht in der Hand eines Höhern? Müssen wir bei menschlichen Handlungen mehr auf den Erfolg oder auf die Absicht und den guten Willen sehen?

Nein, des Christen Dankbegierde richte sich nicht nach der Summe des Guten, was ihm aus einer hilfreichen That erwachsen ist: sondern auch und vorzüglich nach der Größe der Mühe und Aufopferung, die solche That Andern kostete, selbst wenn sie vergebens geschah, und uns nichts fruchtete! Wer sich für uns bemüht, ohne daß ein guter Erfolg seine Mühe krönt, ist gleich dem, welcher seinem Freunde Hilfe über das Meer sendet, wo sie untergeht. Du hast seine Hilfe nicht empfangen, aber doch seinen Willen. Diesem bist du zum Dank verpflichtet, als hätte er dein Glück vollkommen so befördert, wie es sein Ziel gewesen. Nicht die Gabe sollst du lieben und segnen, sondern den Geber.

Man kann leicht den Edelsinn oder die Rohheit der Menschen aus den Gelegenheiten erkennen, bei welchen sich ihre Dankbarkeit vorzüglich äußert. Der gemeine, sinnliche Erdenmensch hat nur Sinn für die Wohlthaten, die seinem Leibe wohlthun. Stille ihm den Hunger, verhülle seine Blößen, er wird dir Dank wissen. Erziehe ihn hingegen zum bessern Menschen, bereichere ihn mit Kenntnissen — er wird kaum wissen, ob er dir dafür auch Erkenntlichkeit schuldig sei; denn er sieht und fühlt und schmeckt nicht, was du ihm gegeben hast oder noch gibst. Er rechnet dir nur Brod und Kleid, nur Obdach und Geld an, was du ihm verliehen;

aber dein Rath, deine Lehre, dein Trost, deine Warnung, wiewohl sie ihm vom größten Nutzen sein konnten und vielleicht waren, sind ihm nur Worte gewesen; die hält er für wohlfeil; er glaubt aller Schuld entledigt zu sein, wenn er dir dafür höfliche Dankversicherungen in Worten zurückgibt. Sich auf irgend eine andere Art, durch Dienstleistungen, Geschenke und so mehr erkenntlich zu beweisen, scheint ihm schon zu viel.

Daher ist auch überhaupt die Dankbarkeit der Menschen jedes Alters und Standes besonders gegen ihre Rathgeber und Lehrer am allerseltensten. Denn die Mehrheit der Menschen ist roh, für das Geistige gefühllos, und den höchsten Werth nur in das setzend, was dem Leibe irdisch wohlthut. Nur wer selbst edeln Geistes ist, der ist Geistern dankbar.

Die Barmherzigkeit, welche dem Bettler durch ein hingereichtes Almosen erwiesen wird, stillt seinen Hunger vielleicht einen ganzen Tag. Die Geldunterstützung, welche dir in großer Verlegenheit ein Menschenfreund gewährte, half dir aus vielen Sorgen, und brachte deine Angelegenheiten wieder eine Zeit lang in bessern Gang, bis du mehr Kraft erhieltst, dir selber helfen zu können. Die treue Fürsprache eines Freundes rettete dich vielleicht von Strafe und Schimpf, oder bewirkte, daß du eine ehrenvolle Versorgung empfingst, in der du nach und nach zu immer mehr Wohlstand durch deinen eigenen Fleiß emporsteigen kannst. Allein dies Alles sind Wohlthaten, welche sich nur auf den kurzen Zeitraum eines Tages, eines Jahres oder allenfalls deines Lebenslaufes ausbreiten. Du stirbst, und Alles endet.

Nur das Licht, das deinem Geiste gegeben ward von einsichtvollen, treuen Lehrern und Erziehern, leuchtet dir nicht nur durch den ganzen Lebenslauf, sondern selbst in der Dunkelheit jenseits des Grabes vor. Nur die Weisheit, welche du durch empfangene Mittheilungen von Weisen empfingst, macht den Grund zum Glück deines irdischen Lebens und deiner Verherrlichung in bessern Welten. Nur die seelenerhebenden Trostgründe, welche du von ihnen für den Frieden deines Gemüths gewannest, begeistern und erheben dich in den Stunden der Verzweiflung und Gefahr, wenn weder Freundschaft noch Gold, weder Fürsprache noch Fürstengunst helfen und trösten können.

Darum macht auch Paulus, der christliche, gotterleuchtete Weise, seine Freunde auf die heilige Pflicht der Erkenntlichkeit gegen die Lehrer aufmerksam. Wir bitten euch aber, schrieb er an die Christusverehrer zu Thessalonich, lieben Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten und euch vorstehen in dem Herrn und euch vermahnen. (2. Thess. 5, 12.)

Die Erzieher und Lehrer, die Verkündiger des göttlichen Wortes, die Weisen in ihren Schriften, welche unser Innerstes veredeln und erheben, sind gleichsam die Aeltern, die Väter unsers Geistes; die Gehilfen

Jesu Christi zu unserer Gottähnlichwerdung; die, denen wir das wahre Leben unsers Gemüthes schuldig sind, wie wir den Aeltern Leben und Erhaltung unsers Gemüthes schuldig sind. Darum sind auch tugendhafte Aeltern, welche ihre Kinder in aller nützlichen Erkenntniß und in jeder Christentugend auferziehen, unsere größten Wohlthäter. Zwar auch für unser irdisches Dasein, für die Sorgen und Mühseligkeiten, welche sie unsertwillen getragen, sind wir ihnen Dankbarkeit schuldig; aber die größte für das, was sie zur Erleuchtung unsers Verstandes, zur Besserung unserer Gemüths- und Denkart gethan. Denn der unsterbliche Geist ist das Höchste, und alles Irdische nur ein geliehenes, hinfälliges Gut.

Glaube nicht, deinen Erziehern, Lehrern könnest du den Dank ersparen, weil sie für ihr Amt besoldet und für ihre Bemühungen bezahlt sind. Nein, sie sind nicht für ihre Arbeit bezahlt, sondern sie erhalten nur eine Besoldung — meistens nur eine sparsame — damit sie im Stande sind, sich ohne anderweitige Zerstreuung ihrem edeln Geschäfte zu widmen. Ohne diese mit Gehalt und Nahrung verbundenen Lehrämter würden sich schwerlich genugsam Menschen finden können, die ihr ganzes Leben diesem mühereichen Berufe zu widmen das Vermögen hätten.

Dem geringsten Handwerker wird seine Arbeit bezahlt. Je nachdem er sie besser liefert oder schlechter, wird sie ihm mehr oder weniger belohnt. Aber dein Lehrer, und wenn er Tag und Nacht darauf sänne, dir der Wohlthätigste zu sein, und wenn er durch Fleiß und Nachdenken die höchste Kunst erwürbe, dir die Perle der Wahrheit in den goldenen Schalen des Wortes zu reichen, wird darum nicht höher belohnt. Für seine Mühen, für seine Lehren ist kein Preis gesetzt. Der Staat setzt ihn in den Stand, sich dir weihen zu können, ohne dich von den Verpflichtungen eines erkenntlichen Herzens loszusprechen, wodurch du den von ihm empfangenen Segen vergelten sollst mit Freuden.

Bezahlen läßt sich das irdische Geschenk, und das Verwesliche mit Goldstücken aufwiegen, aber nicht das Geistige. Kannst du die Thränen bezahlen, die der Kummer deiner guten Mutter deinetwillen ihren Augen erpreßte? Kannst du ihre Seufzer bezahlen, oder die mit Sorge für dich durchwachten Nächte des Vaters? Eben so wenig magst du die Sorge, das angreifende Nachdenken, die zahllosen Mühen deines Lehrers bezahlen, der für deine Geistesverherrlichung arbeitete.

Und bedenke, wie undankbar an sich selbst ist der größte Theil der Arbeiten eines Lehrers! Jeder Taglöhner weiß am Ende des Geschäftes, was er geleistet hat: aber der Lehrer weiß es nicht; ihm ist es fremd, ob sein Wort nur in das Ohr oder auch in das Herz drang. Der Landmann sieht seine ausgestreute Saat endlich mit grünen Keimen aus dem Schooße der Erde hervordringen, und lohnende Früchte tragen, die seine Tagewerke belohnen. Aber in ein unbekanntes, dunkeles Gebiet, in das Ge-

biet der Geister, streut der fromme Lehrer seine Saat hin, und ob sie auf Felsen oder guten Boden falle, er kann es nicht beurtheilen. Er hat nichts, als sein stilles Vertrauen zu Gott; nichts für sich, als die Güte seines Willens und die Reinheit seiner Absichten. Ach, wie manchen Tag seines Lebens lebte und lehrte er vergebens! Wie manche Nacht sorgte er umsonst! Er wird grau unter der Last der Jahre und Arbeiten, ob er auch nur die Hälfte des Guten bewirkt habe, das er gern gethan haben möchte.

Darum will ich, wie die heilige Schrift gebeut, erkennen, die an mir arbeiten in dem Herrn, und mich vermahnen. Mit den wenigen Edeln auf Erden, denen ihr zur Unsterblichkeit gerufener Geist wichtiger, als jede irdische Nahrungssorge ist, will ich meine christliche Dankbegierde denen bezeugen, die meinem Geiste Wohlthäter, meinem Herzen freundliche Tröster geworden sind.

Wie aber kann ich meine Erkenntlichkeit gegen die Erwecker meines bessern Sinnes, gegen die Gehilfen meines Jesu, auf die würdigste Weise an den Tag legen?

Beweise ihnen in allen Verhältnissen diejenige innere und äußere Ehrfurcht, welche wir der Weisheit, Tugend und Frömmigkeit schuldig sind. Führen deine Lehrer einen vor der Welt untadeligen Wandel: o so glaube, daß ihr Herz noch besser sein könne, als ihr äußeres Thun verräth. Ahme ihnen nach, lebe tadellos, und wirke des Guten in der Stille noch mehr, als dein äußerliches Betragen vermuthen ließe.

Sei ihr Freund. Stimme nicht in den Scherz der herzlosen Spötter gegen diejenigen, welchen ihr Amt hundert Entbehrungen, vielfache Aufopferungen auferlegt, ohne das Gute, welches sie stiften, hinlänglich vergelten zu können.

Bist du vermögend, dann befördere, so viel du vermagst, ihr irdisches Wohlsein, wie sie das Glück deiner Seele, die Erleuchtung deines Geistes befördert haben. Selten sind sie reich, weil sie den größten Theil ihres Habes und Erbes zu ihrer eigenen Ausbildung und Vorbereitung hingeben mußten. Beschränkt durch die Verhältnisse ihres Standes, sind sie nicht in der Lage, wie der Künstler, der Kaufmann, der Handwerker, ihr Eigenthum vergrößern zu können durch besondern Fleiß. All ihr Fleiß kommt nicht ihnen, sondern nur dir zu gut; und je eifriger sie ihren heiligen Pflichten leben, je wohlthätiger werden sie dir und mir und Allen, aber je weniger können sie um sich selbst sorgen. Hat ihr Wort des Trostes schon deine Thränen gestillt, o so kannst du auch ihren verschwiegenen Kummer um häusliche Noth beruhigen. Hat ihr Wort dich oft in Verlegenheiten oder Verzweiflungen das beste Theil erwählen gelehrt, dem du nun den Frieden deiner Tage, die Heiterkeit deines Lebens schuldig

bist— vielleicht kannst auch du durch die Gaben, mit welchen dich dein Gott gesegnet hat, ein Engel des Friedens für sie werden.

Aber am schönsten lohnst du deine Lehrer, nicht durch freundliche Geschenke und Ermunterungen, sondern durch das Werk der Weisheit, durch die Thaten der Liebe und Frömmigkeit, welche ihrer Lehren ewigbleibende Frucht sind. Gehe hin, thue, was sie im Namen der ewigen Weisheit dich zu thun baten; erfülle, was sie dich lehrten; wandle den heiligen Weg, welchen sie dir zeigten: und ihr Leben war nicht mehr umsonst unter den Sternen; sie haben etwas Vollendetes geleistet. Ach, und erfahren sie es auch vielleicht nie — Gott, der allwissende Gott weiß es. Ihr Auge wendet sich glaubend auf ihn. Es wohnt der liebende Vergelter für sie über den Sternen.

Ja, theure Lehrer, o ihr Wohlthäter meines Gemüthes, ihr Erleuchter meines Verstandes, die ihr meinen Eifer so oft entzündet habt für Alles, was da gut, gerecht, schön und wahr und nützlich ist, gesegnet sei euer Name mir und allen Enkeln des Menschengeschlechts! gesegnet vor Gott dem Allvergelter! Ihr, ehrwürdige Weise meines Zeitalters, ihr: Weise des längst verschwundenen Alterthums, ihr seid meinem Geiste die treuesten und wohlthätigsten aller Freunde. Ich will euer Andenken darin ehren, daß ich mich durch euch veredle, verkläre — nicht in meinem Wissen, in meiner Erkenntniß allein, sondern auch vorzüglich in meinen Thaten.

Und Du, o Höchster unter allen meinen Lehrern, o Du, der sie alle übertrifft in der erhabenen Heiligkeit des Gedankens und in der herzdurchdringenden Macht des Wortes! o mein Jesus, Heiland und Erlöser! Dir vor Allen sei meine tiefste Dankbarkeit geweiht. Nicht bloß eine gebührende Ehrfurcht, Du, in dessen Namen sich beugen sollen auf Erden alle Knie; — nicht bloß ein Opfer von meinem irdischen Vermögen und Ueberfluß, damit ich Dir nur in meinen Brüdern wohlthun und Freude machen kann: sondern mein Leben, von dieser Stunde bis zum spätesten Athemzuge, will ich Dir hingeben. Ich will Dein Wort auffassen in mein Gedächtniß; ich will Deine Lehre verwandeln in die Sprache meines Herzens, und nur in meinen Verhältnissen zu sein und zu leben trachten, wie Du einst warst in den Deinigen auf Erden.

O Licht der Geister! Lehrer der gesammten Menschheit, daß ich doch keiner der unwürdigsten Deiner Jünger sein möchte! Daß doch Dein heiliger Geist mich zu allem Guten erwärmen und erheben möchte! Amen.

25.

Werth und Nachtheil äußerlicher Wohlanständigkeit.

Philipper 2, 3.

Bescheiden, sittsam, ehrerbietig,
Beweist sich jeder wahre Christ;
Nie sklavisch, auch nie übermüthig,
Wenn er vor Andern glücklich ist;
Wenn er, wie sein Erlöser, liebt
Und freudig Menschenliebe übt.

Durch liebliche Gespräch' erheitert
Er auch des Blöden Angesicht;
Und jedes Herz fühlt sich erweitert
Und freudenvoller, wenn er spricht;
Denn was er sagt und was er thut,
Ist anmuthvoll und wahr und gut.

Nicht rauh, noch hart, noch menschenfeindlich,
Nein, eifrig Jeden zu erfreu'n,
Und sanft und liebevoll und freundlich
Soll ein Verehrer Jesu sein.
Ach, wären wir's! ach, glichen wir,
O Vorbild aller Liebe, Dir!

Es fehlt nicht an Christen, welche sich einbilden, die Lehre vom Wohlanständigen und Anmuthvollen im äußern Betragen gehöre nicht zur christlichen Religion, sondern sei als etwas Irdisches zu betrachten, das zwar ganz löblich, aber keineswegs nothwendig zu beobachten sei. Ja, noch andere gehen so weit, daß sie selbst die christliche Sitten- und Tugendlehre als keinen wesentlichen Theil der Religion Jesu ansehen, sondern sich allein mit dem Glauben begnügen wollen.

Dieser allerdings gefährliche Irrthum rührt theils daher, daß man den Ausdruck „an Jesum glauben" falsch versteht, und sich einbildet, es sei genug gethan, wenn man nur an den Sohn Gottes und sein seligmachendes Wort glaube; — theils daher, daß vielen Menschen das bloße Glauben leichter ist, als das Vollbringen dessen, was Jesus zu thun gelehrt hat.

Allein die heilige Schrift sagt ausdrücklich: Seid Thäter des Wortes und nicht Hörer allein; der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist todt an ihm selber. So sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein! (Jak. 2, 17. 24.) An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! rief Jesus.

Und welches ist der Hauptinhalt der Bergpredigt, wie aller übrigen Lehrvorträge Jesu auf Erden, gewesen? War es nicht immer die Anweisung, wie sich die Menschen von Sünden befreien und einen heiligen, gottgefälligen Wandel führen sollen? War dies nicht immer einer der Hauptgegenstände aller Briefe, welche von den Aposteln an die ersten christlichen Gemeinden geschrieben wurden? — Woher in Christengemeinden unserer Zeit so viel Laster jeder Art? Daher, daß sie von ihren Lehrern zwar allezeit zum Glauben an Jesum, zur Gottesverehrung, zur Liebe des Herrn, zu frommem Wandel ermahnt werden, aber keine deutlichen Begriffe von ihren höhern Pflichten, von den mannigfaltigen Hindernissen erhalten, die sich oft der Ausübung tugendhafter Gesinnungen entgegensetzten.

Wohlanständigkeit und Anmuth des äußerlichen Betragens, in so fern wir uns dadurch Achtung, Vertrauen und Freundschaft erwerben können, ist ebenfalls ein Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Christen zu beschäftigen würdig ist. Oder was wäre denn auf Erden, was nicht Bezug hätte auf Herz und Glauben? was nicht von der Religion berührt, geadelt, verklärt werden müßte? — Worin äußert sich unser gottgefälliger Sinn, unser lebendiger Glauben anders, als in Werken? Worin offenbaren sich unsere Werke? In unsern Sitten, im täglichen Betragen.

In den Sitten, im Anständigen und Unanständigen, offenbart sich das edle und unedle Gemüth. In der Holdseligkeit und Milde spricht die Liebe; im Erröthen und Verhüten des Unreinen die Schamhaftigkeit; in groben Aeußerungen die Lieblosigkeit und Rohheit; im Trotz der Eigensinn; im Fluchen und Schwören der Zorn; in Zweideutigkeiten die Geilheit; im Hohn der Geberden der Stolz.

Darum ermahnt das Wort Gottes immerdar zu einem gefälligen, brüderlichen Betragen der Christen gegen Christen. Und gibt es in dem, wie wir unsere Handlungen einrichten sollen, auch keine einzelnen, ins Kleinliche gehenden Anweisungen: so legt es uns doch die allgemeine Vorschrift ans Herz, in Gedanken, Worten und Werken (auch Geberden, auch äußerliches Betragen, ist That und Werk!) voller Liebe und Bescheidenheit zu sein. Liebe und Demuth sind die reinsten Quellen des Wohlanständigen in der menschlichen Gesellschaft. — „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander, Einer den Andern höher, denn sich selber!“ (Phil. 2, 3.) Dies ist die Lehre, welche Paulus zur Richtschnur des äußerlichen Betragens für Christen und Christinnen gibt.

Die Beobachtung des Wohlanständigen führt die Menschen, welche sich übrigens ganz fremd sein können, freundlich zusammen; leitet Bekanntschaften und Freundschaften ein, und hält diejenigen, welche sich ohnehin schon gegenseitig hochachten, nur noch fester zusammen.

Wie wichtig ist es also, sein Aeußeres nicht zu vernachlässigen, sondern im Umgang auch überall auf seiner Hut zu sein, daß nichts Anstößiges darin liege, was Andern eine üble Meinung von uns beibringe! Es gibt Personen, die im Grunde ihres Herzens sehr gut sind, aber durch Fehler einer schlechten Erziehung in ihren Reden und Geberden zurückstoßen, oder lächerlich werden. Dies raubt ihnen bei Andern theils das nöthige Vertrauen, theils überhaupt den Einfluß auf die Gesellschaft, wodurch sie mit andern vortrefflichen Gaben erst recht wohlthätig werden könnten. — Die bloße Vernachlässigung geziemender Anständigkeit gegen vertrautere Freunde war nur allzuoft schon Ursache, daß Herzen von einander getrennt wurden, die durch ihre übrigen schönen Eigenschaften wohl einer gegenseitigen Liebe werth gewesen wären. Aber wie mag man demjenigen zutrauen, daß er uns schätze, der in seinen Aeußerungen keine Spur von Achtung beweiset, und alle Aufmerksamkeiten vernachlässigt, welche man auch wohl dem Unbekanntesten zu gewähren pflegt?

Das äußerlich Geziemende im Betragen ist oft da, wo die Tugend selbst fehlt, in der bürgerlichen Gesellschaft gleichsam eine Ergänzung des Fehlenden. Daher ist es nothwendig, daß wir auch von Andern die Beobachtung des Anstandes fordern können. Welche Verwilderung, welches Elend müßte erwachsen, wenn Jeder, der nicht Neigung hätte, uns zu lieben, ohne Scheu seine Verachtung ausdrückte; wenn der Wüstling ohne Scham das Ohr der Unschuld mit unzüchtigen Worten beleidigen dürfte; wenn der Unreine und Pöbelhafte uns ohne Rücksicht mit seinen ekelerregenden Nachlässigkeiten begegnen wollte!

Jedermann fühlt dies. Jedermann fordert von Andern, und mit Recht, die Beobachtung der ihm schuldigen Ehrerbietung. Jedermann weiß, wie leicht man sich die Menschen durch ein gütiges, verbindliches Benehmen geneigt macht. Und in der That, es ist nicht weniger nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, daß man nie das Schickliche und Geziemende versäume, als vielmehr, daß man feinere Lebensart, Höflichkeit und einschmeichelndes Aeußere nicht für die Hauptsache halte, die im Umgang zu beobachten sei.

Wirklich ist es in vielen christlich heißenden Familien ein nur allzugemeiner Fehler, daß sie auf das Wohlanständige einen allzugroßen Werth setzen. Es gibt Tausende von Menschen, denen es erträglicher ist, für lasterhaft gehalten zu werden, als für lächerlich. Sie verzeihen sich weit leichter eine Schandthat, als ein Versehen gegen den sogenannten guten Ton. Es gibt unzählige Aeltern, die vom Morgen bis Abend bemüht sind, ihren Kindern angenehme Stellungen, verbindliche Redensarten, höfliches Betragen, Geschicklichkeiten aller Art beizubringen, während sie ziemlich gleichgültig sind, ob die jungen Herzen Anlage zur Eitelkeit, zum Geiz, zum Jähzorn, zum Neid, zum Hochmuth oder zur

Heuchelei und Verstellung haben. Welch ein Menschengeschlecht, welch ein Zeitalter muß daraus hervorgehen, wenn man der Jugend die Religion Jesu als bloße Glaubenssache, die Gottesverehrung als bloße herkömmliche Uebung, die Tugend als eine schöne Eigenschaft oder löbliche Gewohnheit, aber Anstand, feine Lebensart und einschmeichelndes Wesen als Hauptsache schildert, sein Glück auf Erden zu machen! Es entsteht daraus ein Zeitalter, ein Menschengeschlecht, wie das unsrige, wo Alles auf den Schein, wenig auf die innere Wahrheit berechnet ist; wo man sich jede Ausschweifung verzeiht, wenn sie nur mit Anstand getrieben wird, aber ein Vergehen gegen die Gesetze des Schicklichen lange nachträgt; wo man die Tugend in Romanen und Schauspielen rührend, aber ihre edle Einfalt im gemeinen Leben lächerlich und romanenhaft findet; wo man von keinem Menschen so leicht das Gute, als das Böse vermuthet, und selbst da, wo man keine Ursache findet, eine nützliche und großmüthige Handlung zu bezweifeln, lieber eine eigennützige, selbstsüchtige Schlauheit im Hintergrunde vermuthet.

Daher überall in Ländern, Städten, Dörfern und einzelnen Familien so wenig Uebereinstimmung, redliches Vertrauen und redliches Aneinanderhangen. Daher so viele Verleumdung, Betrug, Engherzigkeit und liebloses Wesen. Denn es ist ja nur Schein überall, und die Wahrhaftigkeit so selten. Man kennt nicht die Tugend, sondern nur ihre Larve, das Wohlanständige.

Daher mag es kommen, daß nach verschiedenen Zeiträumen und Ländern die Begriffe von dem, was gut und recht sei, ändern; daß es eine Tugend gibt, die zu anderer Zeit wieder nicht Tugend ist; daß man heute die keusche Verhüllung, morgen die freche Entblößung, — heute die Rechte der Menschheit, morgen die Wohlthat der Knechtschaft, — heute die Einfalt der Vorwelt, morgen die Ueppigkeit vielfachen Lebensgenusses, — heute den Segen der Wahrheit, morgen den Vortheil der Schmeichelei, — heute den Nutzen der Friedfertigkeit, morgen den Nutzen des ewigen Streitens rühmt! — Sprache und Begriffe gehen in heillose Verwirrung über; und in der allgemeinen Verkehrtheit derer, die sich gebildet nennen, und in der knechtischen Dumpfheit und Trägheit der unwissenden Menge geht der Sinn für das Ewigheilige, Ewigschöne, Ewigwahre immer tiefer unter!

Nein, ach nein! es gibt mancherlei Sitten, aber nur einerlei Tugend. Was heute gerecht und gut ist, war es auch vor Jahrtausenden, wird es nach Jahrtausenden noch sein. Ehrlichkeit gilt für Ehrlichkeit unter den gebildetsten Völkern, wie unter Wilden, möget ihr sie auch Beschränktheit des Verstandes nennen, o Sprachverwirrer! Gastfreundschaft gilt als Gastfreundschaft in allen Welttheilen, mag eure Selbstsucht, Kinder des Jahrhunderts, sie auch Niemandem gewähren wollen.

Was wohlanständig und geziemend ist, ehret der Christ. Edle Sitten sollen aber, nach Jesu und seiner Jünger Lehre, nur die Frucht edler Gesinnungen sein. Feine Lebensart ohne reine Gemüthsart ist nur todte Hülse, ohne Kern; ist Schminke auf den Wangen eines Leichnams. Auch ist, wenn gleich die Wahrhaftigkeit, doch noch nicht der Sinn für Wahrheit so ganz ausgestorben, daß man nicht schnell genug den höflichen Gleißner vom redlichen Mann unterscheiden, und jenen, der nichts als Artigkeiten ohne andere Verdienste aufzuweisen hat, im Stillen verachten sollte.

Sind edle Sitten die Wirkung eines edeln Gemüths, werden wir sie ehren. Aber nicht immerdar sind sie es; sondern nur erlernte Geberden, erkünstelte Nachäffungen des holden Tugendreizes.

Darum ist es gefährlich, auf das Wohlanständige einen höhern Werth zu setzen, als ihm gebührt. Es verleitet den Schwachen leicht zum Wahn, er habe die Tugend, deren Geberden er nachkünstelt; oder es sei das Schickliche überall vorzuziehen, selbst der Tugend, wenn ihre Erscheinung Pflicht wäre. Und dieser Schwachen, o wie groß ist ihre Zahl an Höfen der Großen, wie in Hütten des gemeinen Volks! Wie oft wird aus Höflichkeit eine Wahrheit verschwiegen und gegen schmeichlerische Lüge vertauscht! — wie oft aus Liebe zum Schicklichen der Verleumdete nun mit verleumdet, der Verspottete nun mit verspottet, weil man sich nicht zum Schutzredner des Allgemeinverlachten aufzuwerfen wagt! — wie oft aus falscher Ehrerbietung das Laster der Vornehmen beschönigt, und die Verruchtheit des glücklichen Bösewichts verherrlicht! Wie oft wird aus Höflichkeit geschwiegen, wenn die Unschuld verdächtigt oder verdammt wird, wo muthige Rede nud Wahrheit besser geziemt haben würde!

Diese schändliche Erschlaffung, diese Eigenthümlichkeit unsers Zeitalters ist eine Wirkung von der Verkehrtheit der Begriffe, da man auf das vermeinte Wohlanständige einen allzuhohen Werth setzt, und sich aus Liebe zur feinen Sitte des edeln Gemüths selber schämt.

Noch gefährlicher aber ist die unmäßige Werthschätzung des Geziemenden, wenn man sich berechtigt hält, das Lasterhafte zu thun oder zu verzeihen, sobald es mit einem gewissen Anstand geschieht. — Wie, kann denn die Perle den Koth adeln, den sie bedeckt? Kann die Schminke den faulenden Leichnam beseelen, dessen Antlitz sie röthet? Ist das Laster nicht mehr Laster, wenn es mit Beobachtung äußerer Würde vollbracht wird?

Und doch — blicke ich um mich her — welch eine Welt! Wie viel tausend geheime oder offenkundige Verbrechen werden gethan und geduldet, sobald sie nicht alle zu sehr das verletzen, was Anstand geheißen wird! Ich sehe Wittwen und Waisen um ihr Gut betrogen, in ihren Rechten geschmälert — aber es geschieht mit Achtung für das Aeußerliche.

Ich sehe die raubdürstige Hinterlist rechtmäßige Erben um ihr Gut verkürzen — aber es geschieht in schlauen Rechtshändeln mit Beobachtung der Formen. Ich sehe öffentlichen Ehebruch, das Weib sich mit Schande entehren, den Gatten unter Verworfenen buhlen — aber es geschieht mit Sittlichkeit, ohne allzugroßes Aufsehen zu erregen. — Ich sehe feile Richter, feile Beamten Geschenke nehmen statt der gerechten Gründe — aber es geschieht mit anständigen Namen und Vorwänden. Ich sehe den Verdienstvollen zurückgestoßen, und den Unwürdigen in Aemter und Ehre gerufen — aber es geschieht mit scheinbarer Beobachtung der Gesetze. Feine Schmeichelei ist werther, als edle Wahrheit; anmuthige Liederlichkeit werther, als Unschuld und Zucht; kluge Verrätherkunst werther, als heldensinnige Treue. — Ich zittere; soll die höchste Unsittlichkeit endlich der Gipfel des Sittlichen und Wohlanständigen sein?

Ja, über euch, denen die strenge Christentugend Schwärmerei und Märchen, denen feine Lebensart, äußerer Weltton die einzige Weisheit sind, — über euch geht, wie einst über den Pharisäer Gleißnerei, das zermalmende Wehe Jesu des Göttlichen! — Wehe, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes! Wehe, die ihr gleich seid, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtengebeine und allen Unflathes! (Matth. 23, 25. 27.)

Ach, daß dies zermalmende Wehe Jesu nicht meine Seele treffen möge; daß sie rein bleibe von dem Verderben des Zeitalters, welches zufrieden ist, Eiterbeulen mit Purpurlappen zu bedecken! — Für mich soll nichts wohlanständig sein, als das, was wahre Hochachtung verdient; für mich soll jederzeit die Aeußerung eines edeln Gemüths die edelste Sitte heißen. Aber das Laster will ich nicht schminken, sondern die Sünde bei ihrem Namen nennen, daß meine Nachsicht, meine feige Schonung nicht den Schwachen noch schwächer, den kühnen Verbrecher nicht noch kühner mache.

Nicht Dein zermalmendes Wehe über mich, o Jesus! Du beweisest, daß strenge Uebereinstimmung des Innern mit dem Aeußern allein ist, was der Würde des Gottgeschaffenen geziemt. So soll auch mein Betragen nur eine Abspiegelung meines Innern nach Außen sein; und Gerechtigkeit, die Jedem zollt, was ihm gebührt, und Menschenfreundlichkeit, die Jedem zu Allem, was gut und erlaubt ist, gefällige Hand bietet, und zuvorkommendes Wesen gegen Bekannte und Unbekannte, wie es aus liebendem Gemüthe stammt, soll Quell und Grund meines Thuns und Lassens in Worten, Bewegungen, Geberden und Thaten sein. Die ächte Tugend, heiliges, ewiges Vorbild, wie Du sie zeigtest, ist ohne Rauhheit, ohne mürrische, finstere Außenseite; sie ist freundlicher, einladender, rührender, als die glatte, künstlich-lächelnde, herzlose Miene des

Lasters! — Und diese Tugend sei meine Tugend, diese äußere Sitte, so lange ich athme, meine Sitte. So werde ich Gottes, so der bessern Menschen Wohlgefallen sicher sein. Amen.

26.

Alles mit Jesu.

Joh. 16, 33.

Nur, Jesus, Deine Weisheit nur,
Gibt Blinden Kraft, zu sehen;
Sie lehrt das Loblied der Natur,
Der Schöpfung Ruf verstehen;
Durch ihren heil'gen Unterricht
Wird erst des Lebens Dunkel Licht,
Den Schöpfer zu erkennen.

Drum wohne hier! o strahle rein
In dieser heil'gen Stille,
Daß in des Irrthums Nacht Dein Schein
Die Wahrheit uns enthülle!
Aus Deinen Tempeln ström' er aus,
Ström' Heiterkeit in jedes Haus,
In jede niedre Hütte!

„Solches habe ich mit euch geredet," sprach Jesus zu seinen Jüngern, „solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Friede habet. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" (Joh. 16, 33.)

Wie soll ich diese merkwürdigen Worte des heiligen Weltlehrers verstehen?

Er spricht, darum habe er geredet und gelehrt, daß wir Frieden in ihm haben. Frieden in ihm, das heißt, nicht in seinem Leibe, sondern in seinem Geist, in seiner großen, heiligen Denkart, in seinen Verhältnissen zur Welt und zur Gottheit, die auch unsere Denkart und unsere Verhältnisse werden sollen. — Frieden sollen wir in ihm haben — aber mit wem? Denn wo Frieden eintreten soll, muß eine Entzweiung vorangegangen sein. — Frieden mit Gott, dem Vater, dem Allerheiligsten; Frieden mit unserer ewigen Bestimmung, mit uns selbst. Denn mit sich selbst, mit seiner ewigen Bestimmung, mit Gott lebt der sündige Mensch in Feindschaft. Nur in Jesu findet er Aussöhnung und Frieden.

Frieden in Jesu ist die Selbstverklärung des menschlichen Geistes schon auf Erden, durch die Macht des Glaubens oder der Jesus=

religion. Es verklärt sich aber unser Geist, wenn er sich von allem Unreinen läutert, welches aus dem Irdischen gleichsam in ihm aufsteigt, und das Göttliche in ihm — denn er ist geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes — trübet und verdunkelt. Diese Läuterung geschieht durch siegendes Hervorgehen des Geistes aus dem Schlamme der Alltagssorgen, der Alltagswünsche, der Altagsbegierden und aller derjenigen unanständigen Gefühle, welche mit seiner Gotthaftigkeit im Widerspruch stehen. Der Geist aber, eben weil er aus Gott ist, weiß sehr gut, was seine Klarheit verdunkelt und seine Würde zerstört. Und selbst wenn er sich von seinen thierischen Lüsten, von den wollüstigen Reizen seines Leibes, von der Zornmüthigkeit desselben, von der Ehrsucht oder dem Neide seines Herzens an der Sklavenkette führen läßt, schämt er sich doch dieser Fessel. Er sehnt sich gleichsam nach Reinheit, Freiheit und Gottähnlichkeit selbst im Räuber, Mörder, im verworfensten Verbrecher. Er kann, so tief er auch im Unflath des thierischen Treibens und Lebens versinkt, und so sehr er auch Alles verlernen kann, nie verlernen, wer er ist, wer er sein sollte und sein könnte, und von welcher hohen Abkunft er sei.

Siehe, die dunkle Röthe der Scham, welche die Wange dessen färbt, der sich eines Vergehens bewußt ist, und in demselben erkannt zu werden fürchtet, ist der edle Zorn des Geistes wider seine eigene Unwürdigkeit; jenes Niederschlagen der Augen bei dem Schuldbewußten ist die Selbstverachtung und Selbstanklage des Geistes, der seine Sehnsucht nach Gottähnlichkeit nicht ganz überwinden kann. Jede stille Angst des Ungerechten, jedes Erschrecken des Verbrechers, jedes Streben des Sünders, seine Schande zu verhüllen, ist der stille Zorn des entehrten Geistes, und sein Widerspruch gegen die Sünde, welche ihn verdüstert. Alle Kunst der Thiermenschen ist vergebens, sich ganz zu verthieren und ihrem göttlichen Ursprung zu entsagen. Immerdar redet gewaltig und laut die Stimme eines höhern Wesens in ihnen; — das Gewissen ist die Zunge des Geistes.

Und er hat keinen Frieden, bis er gesiegt hat. Jedes Unterliegen unter der Macht der Sinnlichkeit vermehrt sein Elend. Wer weiß nicht, daß endlich sündhaften Menschen, die nicht Muth genug fühlten, sich zu erheben, der Zustand ihrer Verworfenheit so unerträglich wurde, daß sie lieber nicht mehr leben, als in solcher schmerzlichen Selbstentzweiung fortdauern mochten?

Und es ist kein Frieden, bis wir gesiegt haben über die Heftigkeit aller derjenigen Neigungen und Wünsche, welche unser Unglück machen; aller derjenigen Neigungen und Wünsche, deren Nichterfüllung uns in beständiger Unzufriedenheit erhält, und deren Erfüllung uns endlich keineswegs einen dauerhaften Genuß verspricht, wohl gar die bitterste Reue!

Aber wir können keinen Frieden gewinnen, als in Jesu, in seiner großen, göttlichen Denkart. Wir müssen unsern Geist in seiner Klar-

heit und Unschuld und Verläugnung des Irdischen verklären, wenn wir uns Gott wieder nähern wollen; wenn der ewige Vater des Lichts in unsern Geistern wieder seine Kinder, seine Ebenbilder erkennen soll.

Das ist der Friede in Jesu! und ohne diesen ist in keinem Glück eine Glückseligkeit, in keinem Frieden ein Friede!

In der Welt habt ihr Angst, sprach Jesus; und wer fühlt nicht, daß alle unsere bisherigen Erfahrungen das Wort verbürgen? Es ist hier auf Erden keine Ruhe vorhanden. Alles drängt sich in stürmischem Getümmel um uns her dem letzten Ruhepunkt, den Schwellen der Ewigkeit entgegen. Alles wechselt; Alles ändert; die Tage fliehen und das Ende von jedem Dinge nahet.

In der Welt habt ihr Angst. Wer ist denn, welcher sich rühmen könnte, endlich vollkommen glücklich geworden zu sein? Und wenn Einer das höchste Ziel seiner Wünsche wirklich erreicht hat, einen großen Gewinn, ein beträchtliches Vermögen, ein einträgliches Amt, eine ausgezeichnete Ehre, eine sehnlich erwünschte Verbindung, ein beglücktes Gelingen seiner Unternehmungen, einen Triumph über seine Verfolger, eine Zurückgezogenheit aus den Stürmen der Welt — und wenn er schon im ersten Augenblick voll überschwenglicher Freude ausruft: Nun bin ich ganz glücklich! Nun habe ich keinen Wunsch mehr! — wie lange dauert sein Entzücken? — — Schon nach einigen Stunden beginnt es zu verfliegen; schon nach einigen Tagen tritt Ruhe, schon nach einigen Wochen Kälte ein. Die Gewohnheit macht gleichgültiger. Man findet an den Rosen auch endlich ihre Dornen; an der Lust hängt ein Schmerz, an dem Licht ein Schatten. Man fängt neue Wünsche an, macht sich neue Aussichten, bald auch neue Sorgen. Neues Gut hat neue Furcht und neue Angst gebracht. Es ist hier keine Ruhe vorhanden.

In der Welt habt ihr Angst. Denn die Welt ist das Irdische, mit dem der Geist nichts gemein haben kann. Er ist anderer Natur. Vergebens sucht er in ihr seinen Trost, sein Glück. Er findet es nie. Daher seine Angst. Er sehnt sich nach einem bessern Loos; diese Sehnsucht bleibt ihm, bis er aus der Welt geht. Er kann sie nicht stillen, so lange er nur in die Welt niederblickt, und nicht über sich empor in das Göttliche, wo seine eigentliche Heimath ist. Er kann sie nicht stillen, so lange er sich nicht selbst erkennt, und sich mehr für Thier als Geist hält. Er kann sie nicht stillen, so lange er in dem, was die Welt geben kann, seine höchste Zufriedenheit sucht: denn sie wohnt nicht in derselben. Sie wohnt nicht für den Ehrbegierigen in der größten Ehre; für den Wollüstling nicht im erlangten Ziel seiner unreinen Begierden; für den Schwelger nicht in der Fülle von Pracht und Speisen und Getränken; für den Hablustigen nicht im reichsten Geldgewinn. Denn wenn nun Jeder hat, wonach er strebte, wofür er die Ruhe seiner Stunden auf=

opferte, so findet er — höchstens eine augenblickliche Sättigung seines irdischen, thierischen Gelüstes, aber kein Glück, keinen Stillstand seiner Wünsche; sondern aus dem, was er gewonnen, entwickelt sich neue Unruhe, neues Begehren, neues Aengstigen. Je weiter er sich in dieser falschen Laufbahn von dem wahren Ziel des Geistes, von Allem, was göttlich ist, entfernt und verliert, das heißt, je mehr er die Stillung seiner Wünsche durch Unrecht befriedigen muß, je größer wird seine Angst. — Frieden findet er nicht.

Darum sagt Jesus, der Kenner des Lebens, der himmlische Ueberbringer des wahren Glückes: In der Welt habt ihr Angst.

Aber, spricht er auch, seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Er hat sie überwunden, indem er das Trostlose in allem Irdischen und Sündlichen mit dem Licht der ewigen Wahrheit beleuchtete, und den Sterblichen zeigte, daß darin kein Heil für sie wohne. Er hat die Welt überwunden, nicht für sich selbst, sondern für uns Alle, für das ganze Geschlecht den Sünden dahingegebener Geister. Er hat die Welt überwunden durch Erhebung unsers Geistes über das Spiel und Hinfällige alles Irdischen.

Wie in jedem einzelnen Menschen der vernünftige Geist hocherhaben schweben soll über die thierischen Bedürfnisse des Leibes, herrschen soll über die der Vernunft und dem Gewissen widerstehenden Begierden und Leidenschaften: so ist die wahrhafte Stellung des großen Geisterreichs in der Mitte zwischen der irdischen Welt und Gott. Tausend Abstufungen sind in diesem ungeheuern Zwischenraum vom Staube bis zur Gottheit. Auf diesen Abstufungen, höher oder tiefer, befinden sich die Geister. Je sinnlicher, an den Freuden der Welt haftender, um Sünden seine Lust erkaufender der Mensch ist, je tiefer steht er, je entfernter von Gott. Er versinkt in die Thierheit. Je mehr der menschliche Geist seiner selbst mächtig ist; je größer seine Kraft ist, das Verbotene zu meiden, thierische Gelüste, die das Bewußtsein beflecken, zu unterdrücken; je edler er sich selbst Alles zu versagen weiß, um Andere zu beglücken: um so reiner, verklärter ist er, um so in sich beglückter, um so näher ist er seinem Ursprunge, dem Vater des Lichts, Gott.

Das ist der große Irrweg der Menschen, daß sie sich selbst und die ewige Sehnsucht in ihrer Brust nicht verstehen, und abwärts steigen, statt empor zur Wahrheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit. In der Welt habt ihr Angst; nur in Jesu genügsamer, gerechter und heiliger Denkart habt ihr den Frieden. Je weniger ihr von der Welt fordert, je mehr Seligkeiten fließen euch von oben zu. Je weniger ihr um Bequemlichkeiten des Lebens, um Erreichung von hohen Ehren, um Erwerbung besonderer Glücksumstände, um Genuß irdischer Ergötzlichkeiten bekümmert seid; je mehr ihr trachtet, nur redlich, vorwurfsfrei, unschuldig, genügsam und

allen Menschen nützlich zu sein: je mehr bereitet ihr euch eine Glückseligkeit, die von allen Zufällen des Lebens unabhängig ist, einen Frieden, den kein Sturm der Zeiten stört. — Das ist der Frieden in Jesu. Darum hat er uns seine Offenbarungen, seine Lehren gebracht, daß wir Frieden haben sollen in ihm. Er ist das Licht, welches uns leuchten soll; er ist, das heißt, seine heilige Denkart, der Weg der Wahrheit und des Lebens, der uns zu Gott führt. Unsere Fehlerhaftigkeit, unsere Sünden sind unsere Entzweiung mit Gott. Ohne Gott ist kein Frieden, nur durch Jesum finden wir ihn. Darum heißt er der Heiland, der Versöhner, der Seligmacher.

O Fürst der Geister, Sohn Gottes, der du in das irdische Leben tratest, Deine verlornen Brüder zu suchen, um ihnen den Frieden mit Gott, die Kindheit und Einheit mit dem Vater Aller wieder zu geben, — auch meiner gedachtest Du! Es ist kein Heil für mich, als in Dir; kein Frieden auf Erden und in den Höhen, als in Dir.

Vergeblich suche ich meine irdischen Verhältnisse zu ändern, meine Lage zu bessern, wenn mein ganzes Sein und Leben mehr mit der Welt verflochten ist, als mit Dir. Denn in der Welt und in Allem, was ich mir von ihr wünschen kann, ist nur Angst. Selbst die Freude der Aeltern an ihren Kindern, selbst das Vergnügen der Freundschaft, selbst das stille Entzücken reiner Liebe gibt nur Angst. Denn was unterm Monde wandelt, muß vergehen. Auch die treuen Aeltern müssen von ihren Kindern scheiden, auch das zärtliche Herz der Freundschaft und der Liebe bricht im Tode.

Aber Du hast die Welt überwunden — Frieden ist in Dir. So will auch ich die Welt überwinden, dann finde ich Ruhe und Seligkeit in Dir! Und bricht das Herz der Freundschaft und der Liebe: ich weiß, daß die Geister unsterblich fortleben, und mit ihnen lebt die treue Liebe fort. — Nicht was Staub ist, nicht die Körperhülle, ist Alles; nicht den Staub soll der Geist umarmen, sondern den Geist.

O Du Licht meines Lebens, so erhelle meinen Pfad zur Gottheit, zum Urquell alles Lichts. Laß mich nie von Dir weichen; nur mit Dir ist Erhöhung und Frieden. Empfinde ich Unruhe und Angst, Sorge, Reue, Verdruß und peinigende Begierde: so weiß ich, daß ich nicht in Dir, sondern in der Welt bin; daß ich zwieträchtig bin mit mir selber, mit Dir, mit meinem Gott. Ich werde von meinen Irrthümern umkehren zu Deiner Wahrheit. Wer in Deinem Geist denkt und handelt, der ist in Dir, und hat das ewige Leben. O dazu hilf mir! Amen.

27.

Streben nach äußerer Schönheit.

Sirach 41, 22.

Gott schmücket seine weite Erde
Mit neuer Schönheit jedes Jahr,
Daß sie der Freude Schauplatz werde
Für seine Menschheit immerdar.
Thal, Hain und Flur ruft uns entgegen:
Gott liebt die Menschen, die er schuf;
Genießt, genießt des Vaters Segen,
Dies ist der Sterblichen Beruf!

Folgt diesem Ruf und nehmt die Freude
Mit frohem Sinn, die Gott euch beut;
Freut euch, so oft im Blumenkleide
Sich rings um euch die Flur erneut;
So oft im Sommer reicher Aehren
Goldschimmer euch entgegenblinkt;
So oft im Herbst aus traubenschweren
Weinhügeln Gottes Segen winkt.

Und, Töchter Gottes, Gottes Söhne,
Schönheit ist seines Segens Kleid!
Zum Guten fügt auch ihr das Schöne,
Zum Nützlichen die Lieblichkeit!
Wie Gott sich selbst im Staub verkläret
Durch Wunderreize hoher Pracht,
So werd' auch, wenn's gleich flüchtig währet,
Dem Schönen gern ein Wunsch gebracht.

Oft haben christlich-fromme Eiferer, welche in der Verschmähung alles Irdischen zu weit gingen, nicht nur Jeden getadelt, der entweder seinem Körper ein gefälligeres Ansehen zu geben bemüht war, oder überhaupt Wohlgefallen an dem äußerte, was reizend für die äußern Sinne erscheint: sondern selbst die Werke solcher Künstler als unanständig, thöricht, zeitverschwendend verachtet, welche durch Verzierung unserer Wohnungen, durch Erfindung neuen Schmucks, oder auf irgend eine andere Weise das Vergnügen der Sterblichen für die kurze Frist ihres Daseins durch Nachahmungen der schönen Natur erhöhten.

Noch jetzt fehlt es nicht an solchen überspannten, wenn gleich wohlmeinenden Eiferern, die jeden äußern Schmuck sogleich als Eitelkeit verdammen, und die Schöpfungen der Malerei, der Bildhauerei, der Dichter, der Tonkünstler, der Schauspielkunst, der Gärtnerei u. s. w. als unnütze, ja wohl gar als schädliche Beschäftigungen für die menschliche Gesellschaft, und besonders für Christen, ansehen wollen. Sie erkennen

darin sogleich Sittenverderbniß, Ueppigkeit, Wollust, Sinnlichkeit, Weltlust.

Wie? ist das Wohlgefallen am Schönen in der That ein tadelnswürdiger Hang des christlichen Gemüths: warum gab mir Gott diesen Sinn für Schönheit, den ich verdammen soll? — Ist die Darstellung sinnlicher Vollkommenheit etwas Verächtliches: warum schmückte die Hand des allweisen Schöpfers selbst jedes seiner Werke auf die bewundernswürdigste Weise? — Das Thier hat keine Erkenntniß des Schönen, es möge sich in der menschlichen Kunst oder in der Natur befinden. Nur der Mensch erkennt es, empfindet es, und seine Brust wird, bei Wahrnehmung desselben, mit höherem Vergnügen gefüllt. Ist dies nicht ein Vorzug, welchen die Allmacht und Liebe des ewigen Vaters den Sterblichen gab?

Warum entzückt mich die Pracht des Sommers so tief? Warum begeistern mich jene Morgenröthen über den Hügeln? Warum durchschauert mich eine heilige Wonne, wenn die untergehende Sonne einen glänzenden Purpur durch die Zweige der Wälder regnet? Warum stehe ich mit unaussprechlicher Lust betrachtend vor den Blumenbeeten des Gartens, und ergötze mich an dem zarten Schmelz mannigfaltiger Farben der Blumen? Warum gehe ich sehnsuchtvoll vom bunten Schimmer der Tulipanen zum silbernen Schneeglanz der erhabenern Lilie, oder zum wundersamen Roth der duftigen Rose, verhüllt im grünen Sammet ihrer Zweige?

Nein, nicht vergebens bekleidete die Allmachthand des Schöpfers alle seine Werke mit hoher Schönheit! Nicht vergebens suchte er mein Auge durch die Pracht der auserlesensten Farben zu fesseln, mit denen er das Größte und Kleinste, den blauen Himmelsbogen mit goldenen Sternen, wie den flatternden Schmetterling mit den zierlichen Flügeln, überstreute. Nicht vergebens verbarg er im Kelch der Blüthen die wunderbarsten Wohlgerüche, welche sie im Hauche der Lüfte ergießen. Nicht vergebens gab er den Vögeln des Waldes die Kehlen voll lieblichen Gesanges, mit welchen sie die Morgen und Nächte begrüßen, und bald Wehmuth, bald Heiterkeit in mein Herz tragen.

Und ist es mir gestattet, das Reizende zu empfinden, welches die Erscheinungen der Natur so anziehend macht: warum soll ich es verachten, wenn es die Geschicklichkeit des Menschen verehrend nachbildet? Da wir im Irdischen noch nie des Irdischen entbehren können: warum soll ich in dasjenige, was meine irdische Hand Irdisches zusammenbauet, nicht auch den Zauber des Schönen hineinbringen, welchen ich, Gott nachahmend, aus seinem eigenen Wirken kennen lernte?

Wie Tugend die Krone des unsterblichen Geistes, so ist Schönheit die Krone des Irdischen. Sie ist's, in welchem sich gleichsam das Irdische verklärt, und in eine geistige Natur übergeht. Ja, sie ist selbst, wenn

ich sie näher beobachte, ein Bund von Tugenden, die ich, auch als Christ, zu ehren Pflicht fühle. Denn es gibt keine Schönheit, in der ich nicht Einfalt, Klarheit, Ordnung, Uebereinstimmung aller Theile zum Ganzen, Reinheit, Natürlichkeit, Adel und Lieblichkeit finde und verehre. Es scheint, daß ich nur darum etwas anmuthig finde, weil es gleichsam sinnlich irgend eine Tugend des Gemüthes ausspricht.

Ja, den Sinn für das Schöne gab uns Gott; ohne diesen Sinn hätten wir den Schöpfer in seiner eigenen Schöpfung nicht verstanden; ohne diesen Sinn würden wir, gleich den Thieren des Waldes, noch in Wüsten leben, in Höhlen wohnen, in stinkenden Fellen einherwandeln, und uns nicht zur würdigern Anbetung Gottes erhoben haben.

Bei allen rohen Völkern, wenn sie sich aus ihrem fast thierischen Zustand hervorreißen wollen, erwacht zuerst der Sinn des Schönen. Ihr Gefühl für Reinlichkeit und Ordnung, für das Edle und Erhabene wird deutlicher. Sie geben ihren Geräthschaften angenehme Gestalten, ihren Wohnungen Zierrathen, ihren Kleidern ausgewähltere Farben und Stoffe. Ihr rohes Jauchzen verwandelt sich unwillkürlich in Wohllaut des Gesanges, ihr freudiges Hüpfen in ordnungsreichen Tanz, in welchem sie die Empfindung ihrer Seele malen. Sie bereichern ihre Sprachen mit den schönsten Bildern der Natur, und werden Dichter, deren Gesänge von Kindern zu Kindern vererben. Sie singen die edelsten Gefühle des Herzens, die Freuden des Lebens, die Thaten der Vorwelt, und begeistern sich zur Nachahmung der Tugenden großer Sterblichen.

So ward die Schönheit eine Mutter der Sittlichkeit, eine Verherrlicherin der Religion. Sie half dem Menschen erst zur Menschlichkeit empor, indem sie ihn von der untern gefühllosen thierischen Stufe losmachte.

So sei uns denn das Schöne ehrwürdig, wir mögen es in der Pracht der Gotteswerke, oder in der Lieblichkeit menschlicher Kunst entdecken. Wenn das Kind im Ganzen noch mehr thierisch ist in seinen Neigungen und Begierden: so ist es schon erhabener, menschlicher, wenn sich edlere Empfindungen in ihm entwickeln im Alter des Jünglings und der Jungfrau. Da ist's, wo der Sinn des Schönen erwacht, wie der volle Reiz des Jahrs in dessen Frühling. Darum tadeln wir nicht den Jüngling, wenn er die rohen Spiele des Knabenalters meidet, und durch höhern Anstand gefällig zu werden sucht. Daher tadeln wir nicht die aufblühende Jungfrau, wenn sie ihre natürlichen Reize durch sorgsamere Bekleidung und geschmackvoll gewählten Schmuck zu heben bemüht ist. — Darum verachten wir nicht den Künstler, welcher unsere Wohnungen zu verschönern weiß, oder durch den Wohllaut des Gesanges unsere Empfindungen belebt; nicht den Maler, welcher den Farbenglanz der Schöpfung, nicht den Bildhauer, welcher die edeln Formen der Natur nachzaubert;

nicht den Dichter, welcher in schönen Bildern der Sprache das Leben des Gemüths darstellt, oder den sinnvollen Schauspieler, der die Leidenschaften, Thorheiten und Größe der Menschheit täuschend vor unser Auge bringt. — Gedenkt die heilige Schrift nicht ruhmvoll Jubals, des Erfinders der Musik; Tubalkains, des Meisters in allerlei Erz- und Eisenwerken; nicht der Tänze Davids; nicht der salomonischen Prachtgebäude? Wird nicht von Lukas dem Evangelisten behauptet, er sei ein Maler gewesen? Wirkte Paulus, der Apostel, nicht Teppiche mit kunstvoller Hand?

So ist denn das Streben nach äußerer Schönheit, und die Uebung derjenigen Künste, welche sie zum Zweck haben, allerdings nichts weniger als verächtlich, oder gar verdammenswürdig, sondern löblich und ehrwürdig. So ist es Ungerechtigkeit, nur diejenigen Handwerke und Gewerbe zu preisen, welche etwas unmittelbar Nützliches hervorbringen, die dir Schuhe und Kleider, Waffen und Brod, Obdach und Geräthschaften geben, und alles Andere als unnütze Kunst zu verschmähen, was höchstens nur um vorübergehendes Vergnügen zu verschaffen und bloßes Werkzeug der Ueppigkeit, Frucht des Ueberflusses zu sein scheint.

Durch die Beförderung der edlern Künste wird selbst die Religion und die Andacht der Sterblichen befördert. Haben dich nie Schauer stiller Ehrfurcht durchdrungen, wenn du durch die hohen, dämmernden Hallen eines Tempels wandeltest? Rief es dich nicht zur Verehrung des Allerhöchsten, wenn du den künstlich gezierten Hochaltar sahst, oder die Begebenheiten einer heiligen Vorwelt dich aus sinnvollen Gemälden anredeten? Beflügelte sich deine Andacht nicht, wenn die Macht wohllautender Töne dich umrauschte, und die Himmel in ihnen zu dir niederzusteigen schienen? Hat sich beim Klange frommer Gesänge noch nie dein Auge mit Thränen der Rührung gefüllt? Siehe, das war die Gewalt der edlern Künste, welche dein Gemüth ergriff! Sie sind es, die zum Geist und zum Herzen sprechen, während andere Gewerbe nur deine gröbern Leibesbedürfnisse befriedigen; und da der Mensch, so lange er im Staube wallt, immerdar ein mit dem Sinnlichen engverflochtenes Wesen bleibt, ist es göttliche Stiftung, daß selbst der Zauber sinnlicher Schönheit Herz und Geist veredeln muß.

So mag das Streben nach äußerer Schönheit nicht nur dem Jünglinge und der Jungfrau, sondern selbst dem Manne und Greise, statt zum Tadel, zum Ruhm gerechnet werden. So mag dieses Streben ein Verdienst der wirthlichen Hausfrau heißen, welche über Alles, was sie umgibt, Anmuth, Gefälligkeit und Reiz zu verbreiten, und durch Verschönerung selbst den alltäglichsten Dingen neuen Werth zu geben sucht.

Es liegt tief in der menschlichen Natur, daß wir unwillkürlich sind und werden, wie das ist, was wir außer uns wahrnehmen. In reinlichen, ordnungsvollen Zimmern werden wir zu Allem geneigter sein, was

anständig und edel ist; im Staub und Unrath des häuslichen Lebens sinkt auch unser Gemüth gleichsam von seiner Erhabenheit nieder, und verzeiht sich leichter unreine, niedrige Gefühle. Die Schönheit des Weibes flößt selbst Barbaren Ehrfurcht, die Lieblichkeit eines Kindes selbst Fremdlingen Zuneigung ein. Eines Greises ehrwürdige Gestalt, seine eisgrauen dünnen Haarlocken, erfüllen uns unwillkürlich mit stiller Achtung; so wie Unreinlichkeit und Mangel der Ordnung, wo wir sie erblicken, Ekel erregen. Wir malen uns das Verbrechen häßlich; des Lasterhaften Blicke finster, tückisch; die Züge der Verzweiflung verzerrt; das böse Gewissen mit düstern Geberden.

So sehr aber auch das Streben nach äußerer Schönheit allerdings mit Religiosität vereinbar ist, und dem Christen geziemt, kann es doch durch Uebertreibung eben sowohl zum großen Fehler werden, als Vernachlässigung wirklich ist.

Es wird zum Fehler, wenn der innere Werth der Dinge über den äußern Glanz versäumt wird; wenn das Hauswesen zwar mancherlei zeigt, was das Auge des Fremden blendet und Ueberfluß verkündigt, aber daneben oft das Nothwendige mangelt; wenn die Kleider Reichthum verrathen, aber Armuth sich hinter den Schmuck verbirgt; wenn im schön gezierten Körper ein verdorbenes Herz schlägt, ein roher Geist wohnt. Da sind nur übertünchte Gräber, unter welchen Moder und Verwesung reift. Nein, wie die Blume mit aller Pracht aus der eigenthümlichen Beschaffenheit ihrer Pflanze hervorgeht: so muß die wahre Schönheit des Menschen aus dem Wesen seiner Umgebungen aufblühen.

Das Streben nach äußerer Schönheit wird zum Fehler, sobald es des Menschen Hauptsache und vorherrschende Leidenschaft wird. Hier verkehrt sich das Wohlgefallen am Anmuthigen in prahlende Prachtsucht und Prunk; das natürliche Bemühen des Jünglings, zu gefallen, in geckenhafte Tändelei, in weibische Ziererei, die dem Manne seine eigenthümliche Schönheit, nämlich Würde, raubt; der Sinn der Jungfrau, durch Kunst den Reiz zu erhöhen, mit dem die Natur sie schmückte, in fade Putzsucht und Modesucht, wodurch sie weniger gefallen, als auffallen will.

Wie jede Tugend des Menschen sich in einer eigenthümlichen Art von Schönheit äußerlich entfaltet, so auch sein Laster. Man erkennt die Denkart der Leute an dem, wie sie sich äußerlich darstellen. Der rohe Mensch wird das grobe, Starkauffallende, Bunte lieben; der Sanfte hingegen mildere Farben, ein bescheidenes Aeußeres, gewählte Einfachheit; die sittsame Jungfrau wird anständige Verhüllung, die schamlosere hingegen ekelhafte Entblößungen vorziehen; die Prachtsucht zeigt sich schimmernd, abstechend vor allen Andern in Geräth und Kleidern; die Bescheidenheit glänzt durch Einfalt, Ordnung und Zweckmäßigkeit; sie blen=

det nicht das Auge, aber sie gewinnt, je näher man mit ihr vertraut wird. Die Sucht, Geräth und Bekleidungen immer nach der neuesten Mode zu haben, deutet auf Veränderlichkeit des Gemüths, oder auf heimlichen Hochmuth, oder auf das allerdings beschämende Gefühl, daß unserm Innern der bessere Werth mangelt, wodurch wir Aufmerksamkeit und Wohlgefallen erregen können, daher wir unsere Zuflucht abwechselnd zu jenen äußern Hilfsmitteln nehmen, durch welche wir für einen Augenblick den Gedanken der Gesellschaft zu beschäftigen im Stande sind.

Mit Recht werden diese Entartungen des Schönheitssinnes von Jedem getadelt; sie sind die Aushängeschilder nicht nur eines verdorbenen Geschmacks, sondern auch eines Gemüths, welches seinen wahren Adel eingebüßt hat. — Nur was den Tugenden der Seele am verwandtesten ist, das ist wahrhaft schön.

So wie sich die Gemüthsart der Sterblichen in demjenigen zu offenbaren pflegt, was sie für schön halten: so hat auch in sehr natürlicher Zurückwirkung die äußere Umgebung wichtigen Einfluß auf die Gemüthsart. Es ist daher keineswegs gleichgültig, ob wir schon in der Jugend auf Bildung des guten Geschmacks Rücksicht nehmen, oder ihn vernachlässigen.

Der gute Geschmack äußert sich aber im Wohlgefallen an solcher Schönheit, welche entweder sinnlicher Ausdruck der Seelenschönheit ist, oder das Gemüth zur Liebe des Edlern und Vollkommnern stimmt.

Daher ist **Reinlichkeit** das erste Bedürfniß des Anmuthigen; sie mahnt uns unmerklich an Reinheit unserer Empfindungen. Daher ist **Natürlichkeit** die Hauptbedingung des Schönen, weil das Unnatürliche ein Widerspruch mit unsern Gefühlen und Vorstellungen ist, und unsere Verachtung sich an Alles heftet, was unwahr ist. Daher mißfällt uns das Gezierte und Erzwungene in der Benehmungsart gewisser Menschen, welche nicht in ihrer Wahrheit dastehen, sondern irgend eine Liebenswürdigkeit heucheln wollen, die ihnen in der That mangelt. Selten sind sie vermögend, das Wesen dessen, was ihnen fehlt, nachzukünsteln; immer erscheinen sie entweder mit Uebertreibung oder linkischer Unbeholfenheit.

Ordnung ist die Seele des Schönen; es ist die Uebereinstimmung aller mannigfaltigen Theile zu irgend einem Ganzen; es ist eine gewisse Regelmäßigkeit, die dem Auge gefällt, und dem Verstande entspricht, auch wenn nicht immer ein bestimmter Zweck dabei mit Klarheit erkannt wird. Diese Ordnung und Regelmäßigkeit im Aeußern findet nie so vollkommen statt, wenn sie nicht auch im Gemüthe dessen mächtig herrscht, der sie außer sich will. Und wieder ihre Wahrnehmung in Geschäften, in Gebäuden, in häuslichen Geräthen, und selbst in der Bekleidung, wirkt wohlthätig auf die Denkart desjenigen zurück, der sie mit

Vergnügen bei Andern wahrnimmt. Denn der Trieb der Nachahmung ist in der menschlichen Natur so tief eingewurzelt, und die Art und Beschaffenheit äußerer Umgebungen wirkt so lebhaft auf den Beobachtenden ein, daß es oft nichts weiter bedarf, als einen verwilderten, unordentlichen, nachlässigen Menschen in Verhältnisse zu setzen, wo er überall Genauigkeit und Regelmäßigkeit um sich her erblickt, um ihn selbst zum Freunde derselben in seinem Hauswesen zu machen.

Es ist aber keine Ordnung ohne Einfalt. Schönheit selbst ist die höchste Einfalt; das heißt, Verbindung aller Theile zu einem Ganzen auf so innige Weise, daß davon nichts genommen werden kann, ohne das Ganze zu vernichten; Entbehrung und Verbannung alles Ueberflüssigen, das nicht zur Sache gehört; Uebereinstimmung des Ganzen zum Hauptzweck, oder mit der eigenthümlichen Denkart des Menschen. Die höchste Einfalt ist die vollste Wahrheit, die treueste Natur.

Und das Einfache trägt jederzeit das Gepräge des E d e l n. Darum erscheinen uns die Schöpfungen Gottes so erhaben, weil in ihnen alle Theile im engen Verbande zum großen Ganzen stehen, und nichts darin entbehrt werden kann, ohne die Harmonie des Gesammten zu vernichten. Ueberall herrscht hier, selbst in dem unermeßlichen Reichthum der Dinge, Entfernung alles Ueberflüssigen, das Gesetz strenger Sparsamkeit; die Natur erreicht immer ihre außerordentlichsten Zwecke durch die geringsten, einfachsten Mittel.

Es gibt keine wahre Schönheit, ohne daß sie nicht das Wesen des Edeln darstellt. Selbst das Anmuthige im Kleinen gefällt durch die Reinheit seiner Formen und Farben und erhält dadurch einen gewissen Adel.

Und was ist das Edle und Erhabene in der Natur, wie in den Werken menschlicher Kunst, als eine sinnliche Abspiegelung des Guten, des Tugendlichen und Begeisternden im Gemüthe selbst? — Darum nennen wir die Lehre des Christenthums erhaben, und ihre Aeußerungen schön, weil sie für den Geist das Vollendetste, das Wahrste sind, harmonisch mit allen Ordnungen der Natur, innigst verwandt mit der Glückseligkeit der Sterblichen, im Einklang mit dem Hiersein, wie mit der Ewigkeit.

Gott, Schöpfer des Schönen, Dich selbst verherrlichend in namenloser Anmuth und Erhabenheit Deiner Werke! Auch ich, nie gleichgültig gegen die Reize der Natur, will das Schöne lieben, weil es im Irdischen dasjenige ist, was mit den Forderungen meines Geistes am lebhaftesten übereinstimmt. — Ich will es in meinem häuslichen Leben über alle Gegenstände zu verbreiten suchen, nicht nur für das flüchtige Vergnügen des Auges, sondern um mich, wie im Sittlichen, auch im Irdischen jederzeit an das Edlere und Würdigere zu gewöhnen. Aber indem ich dem Aeußerlich-Schönen nachstrebe, sei es kein anderes, als das Wieder-

strahlen höherer Seelenschönheit in den Dingen, die mich umgeben. Es leuchte in der Einfalt meiner Sitten die stille Einfalt meines Gemüthes, in der Ordnung meines Hauses und häuslichen Lebens die Ordnungsliebe und richtige Denkart und Klarheit meines Geistes; in dem bescheidenen Schmuck und in der Anmuth meiner Umgebungen die Güteu nd Gefälligkeit meines Herzens.

Der Lasterhafte ist zugleich ohne Gefühl für das Schöne. Er hat keinen Maßstab, mit welchem er den Werth der Dinge mißt, als seinen Vortheil, seine Selbstsucht. Ohne eigene Erhabenheit der Seele ist er unfähig, Gott, das Erhabene in Deinen Wundern, das Edle in den Werken der Kunst, das Große und Göttliche in menschlichen Thaten zu bewundern. Ehrsucht, Golddurst und Hang zu thierischem Sinnenkitzel stumpfen jedes bessere Gefühl in ihm ab. Er kann noch Pracht lieben, weil er voll thörichten Stolzes ist; üppige Verzierung, weil ihm der Sinn für Einfalt und Wahrheit und Schamhaftigkeit fehlt; er kann das Gezierte und Erzwungene schätzen, weil er in seiner schleierlosen Natürlichkeit Andern und sich selbst ekelhaft sein würd; er kann das Neue und den Wechsel lieben, weil er für die Gesetze des Ewigschönen ohne Gedanken ist.

Gott, Schöpfer, die prachtvolle, erhabene Natur ist der Schleier der Schönheit, welchen Du um Dein heiliges Wesen geworfen hast; so sei auch, was mich umgibt, der Wiederglanz stiller Seelenschönheit. Amen.

28.

Vorsicht in der Wahl der Freunde.

Sirach. 6, 16.

Der Freund theilt Alles, Lust und Leid,
In inniger Vertraulichkeit;
Und Jedes Zärtlichkeit versüßt
Dem Andern, was ihm schmerzlich ist.

Und schiede Gott auch Freund von Freund,
Die Herzen bleiben doch vereint
Durch treue Liebe, treuen Rath,
Und, wo wir können, durch die That.

Vollenden wir den Pilgerlauf,
So nimmt uns dann e i n Himmel auf;
Unendlich ist die Seligkeit,
Die treue Seelen dort erfreut.

Unter guten, gefühlvollen Menschen hört man oft die leise Klage über den Mangel an wahrer Freundschaft, und selbst den Mangel des Sinns

für dieselbe. Wie? sind nicht der Beispiele treuer Freundschaft genug zu finden, sowohl im Alterthum, als in neuern Zeiten? Haben nicht alle Menschen mehr oder weniger das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden? Ist nicht der Name eines Freundes noch immer ein Ehrenname, mit welchem wir die uns angenehmsten und theuersten Personen belegen?

Ja, noch ist Freundschaft auf Erden, wahre Freundschaft, sowohl unter den Guten und Edeln, als selbst unter den Rohen und Verderbtern im Volke. Man fand die Gesinnungen treuer, gegenseitiger Freundschaft selbst da, wo man so zarte Gefühle kaum erwarten konnte — unter Bösewichten, welche eine ununterbrochene Anhänglichkeit zu einander bis zur Stunde ihres Todes behielten.

Denn was ist ohne Freundschaft das Leben? — Eine leere Wüste, durch welche der Sterbliche einsam hinwandert; wo ihm nichts gehört, nichts auf seine Lust, auf seinen Schmerz achtet; wo er zwar Menschengestalten erblickt, ihm ähnlich, aber die kalt an ihm vorübergehen, als wären sie Bürger einer andern Welt, die mit ihm nichts gemein haben.

Aber stelle den Menschen, auch den rohesten, in die Einöde: er wird nicht der Verlassene sein wollen; er wird Theilnahme und Liebe begehren und geben; er wird die leblosen Felsen zu seinen Vertrauten machen; er wird sich selbst täuschend den schattigen Baum zum Zeugen seiner Empfindungen machen; er wird wilde Thiere zähmen, um ihre Anhänglichkeit und Treue zu gewinnen. Der Mensch kann und will nicht einsam, kann und will nicht ungeliebt sein. Er will Theilnahme für sich erregen; ohne diese gilt ihm das ganze Leben wenig. Alles, was er ist, das ist er weniger für sich, als für Andere. Er dürstet nach ihrem Beifall. Ihnen zu gefallen schmückt er sich. Für ihre Dankbarkeit stürzt er sich kühn in Todesgefahren. Für ihren Beifall opfert er seine Ruhe, seine Freuden auf. Um sie nicht von sich zu scheuchen, verhüllt er die Fehler, die ihn entstellten. Alles, oft nur zu viel, ist er Anderer willen; und wenig, oft nur zu wenig, für sich selbst.

Das Bedürfniß der Freundschaft ist überall vorhanden. Die Natur legte es in unser Gemüth — wem es fehlte, der wäre eine Abweichung von der Menschheit, ein Ungeheuer, ein am Geiste Irrer. Dies Bedürfniß entwickelt seine Kraft schon in den ersten Kindheitsjahren. Da herrscht noch ein allgemeines Zutrauen zum Menschenherzen und dessen Theilnahme, so wie das kindliche Herz gleich freundlich und theilnehmend für Jeden schlägt. Aber mit der wachsenden Erfahrung steigt die Schüchternheit. Das Gemüth des Kindes fand sich oft getäuscht, oft durch der Menschen rauhe Außenseite oder durch lieblose Gleichgültigkeit in sich selbst zurückgeschreckt. Der junge Mensch verweigert zwar Niemandem seine Theilnahme, aber er erwartet sie nicht mehr von Jedermann. Und doch verlangt sein Herz darnach. Er sehnt sich, wenigstens eine

Seele zu finden, die sich in enger Vertraulichkeit an die seinige schließe; der er sein Inneres aufthun, seine Wünsche, seine Aussichten, die ihm überströmenden Gefühle mittheilen könne; mit der er Trost um Trost, Freude um Freude austauschen darf, und von welcher er liebend beobachtet, freudiger, fester, sicherer durchs Leben geht.

Wie kommt es nun, daß bei der allgemeinen Sehnsucht jedes Menschen nach einem Freude, von dem er treu geliebt, und, wenn ihn Alles verkennt, nie verkannt sein möchte, — wie kommt es, daß die Klage um den Mangel ächter Freundschaft so gewöhnlich ist?

Klagender, prüfe wohl, wen du zu verurtheilen hast, ehe du verurtheilst. Prüfe dich selbst zuerst, ob du überall ein wahrer Freund gewesen bist. Ueberdenke es, was hast du geleistet? Untersuche, ob du nicht mit überspannten, schwärmerischen Forderungen zu dem getreten bist, der dein Freund sein sollte; ob er seiner Natur nach fähig war, deine hohe Vorstellung zu erfüllen; ob du nicht in die Freundschaft mehr dunkle sinnliche Gefühle, als Klugheit und ruhige, besonnene Ansicht der Dinge brachtest; ob du dich zuletzt nicht weit mehr selber betrogen habest, als daß man dich hat betrügen wollen.

Der Grund früherer oder späterer Trennung von Freundschaften wird gewöhnlich schon in dem wichtigen Augenblicke gelegt, da man den Bund mit einander schließt. Selten bringt man da den prüfenden Blick der Besonnenheit mit, sondern es ist irgend ein Anlaß zur Fröhlichkeit, wo das Herz überwallt, und sich Jedem gern hingibt ohne Arg; ein Gefallen an der angenehmen Gestalt des Andern, und die daraus entspringende Begierde, von ihm geliebt zu sein; dies Wohlgefallen an der Anmuth der Person, wenn es lebhafter wird, erfüllt uns mit reizenden Selbsttäuschungen, und wir betrügen uns willig, indem wir dem geliebten Gegenstand alle Arten der Seelenvollkommenheiten zuschreiben, durch die er über uns erhaben steht; — oft ist es nur ein schmeichelndes Wachwerden unserer Eitelkeit, was uns die Freundschaft mit Jemand wünschenswerth macht, indem wir ihn geachtet, gelobt, bewundert sehen, und unsern eigenen Werth in den Augen der Leute zu erhöhen glauben, wenn wir uns rühmen können, die Liebe, Hochachtung und Anhänglichkeit solcher Personen gefesselt zu haben.

Allein was ein dunkles, angenehmes Gefühl uns oft eingehen läßt; billigt nachher nicht immer die reifere Ueberlegung. Wahr ist es, lieben sollst du den Freund mit dem Herzen, aber wählen sollst du ihn mit dem Verstande. Die Empfindung, welche dich bewegt, urtheilt nie, sondern sie begehrt blindlings, gereizt durch äußere Annehmlichkeiten, oder durch Eitelkeit; der Verstand hingegen begehrt nicht, was er nicht genauer kennt, und unter den verschiedenen Verhältnissen geprüft hat. Die bloße Empfindung des Wohlgefallens an einer Person

besticht gewöhnlich sehr leicht unsere reizbare Einbildungskraft, und wir trauen dann dem, an welchem unser Wohlgefallen haftet, eine Anzahl guter Eigenschaften zu; nicht weil er durch sie schon liebenswürdig geworden ist, sondern weil wir ihn lieben wollen, und er ohne solche Eigenschaften nicht mehr liebenswürdig wäre.

Dies ist einer der gemeinsten Fehler beim Eintritt in den Bund der Freundschaft überhaupt — am gemeinsten in den Tagen der Jugend, wo ein stürmischeres Blut das Herz bewegt, die Gefühle rührt, und wo die Einbildungskraft gern Meisterin über den Ernst des Verstandes wird; — am gemeinsten aber unter jungen Leuten zweierlei Geschlechts, wo die erwachenden Triebe der Natur sich zum allgemeinen Bedürfnisse nach Freundschaft, zur Eitelkeit und zur Eigenliebe gesellen, und die ungeregelten Empfindungen zur Macht blinder Leidenschaftlichkeit erhöhen.

Während unser Verstand sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr durch immer neue Erfahrungen stärkt, schwächt sich, und zu unserm Glücke, unmerklich mit den Jahren die Gluth der Empfindungen. Daher ist es begreiflich, daß mit dem Wachsthum des Verstandes und der Abnahme der allzugroßen Lebhaftigkeit der Gefühle so manche allzurasch geschlossene Ehen nachher die unglücklichsten werden müssen. Denn das Begehren der Empfindungen wird endlich bald durch Gewohnheit und Alltäglichkeit gesättigt; wehe, wenn dann nichts zurückblieb, das die dauerhaften Forderungen des Verstandes an dem bisher geliebten Gegenstand befriedigen kann! Wehe, wenn dann im alltäglichen Einerlei des Lebens die glänzenden Täuschungen verschwinden, mit denen wir uns sonst entzückten; wenn wir dann, einer blinden, urtheillosen Sehnsucht zu gefallen, Alles Andere aufgeopfert haben, was bleibendern Werth hat, als äußere Anmuth, an die man sich endlich bis zur Gleichgültigkeit gewöhnt; wenn wir unsere Freiheit, den Beifall edler Freunde, den Segen guter Verwandten, die größern Mittel, nützlicher in der Welt leben zu können, und die Aussichten in eine ruhige Zukunft aufgeopfert haben.

Schließe den Bund der Freundschaft, doch nicht ohne freie Wahl. Aber deine Wahl ist so lange nicht frei, als das Urtheil deines Verstandes gebunden ist vom Einflusse des sinnlichen Begehrens, der Eitelkeit und Selbstsucht. Was bloß deine Leidenschaft wählt, das geht nach kurzer Zeit mit ihr unter. Vertrauest du deiner eigenen Kraft nicht, so fordere das Urtheil der Unparteiischen ein.

Während das Herz sich nur blindlings nach Gegenfreundschaft sehnt, gebeut uns der Verstand, jede innigere Vertraulichkeit mit einer Person zu meiden, von welcher wir keine Sicherheit haben, daß sie uns auch dann noch Hochachtung einflößen werde, wenn ihr das fehlt, was uns zuerst vorzüglich an sie zog. Denke dir, wo dich die Anmuth im Aeußern

entzückte, diese durch Krankheit oder ein Jahrzehend vernichtet; oder frage dich: würdest du die Person, deren Umgang dich wegen ihres Ranges und Standes freut, noch lieben, oder geliebt haben, wenn sie in der bürgerlichen Welt niedriger stände, als du? Oder wenn du dein Herz um des Reichthums willen verschenkst, der den umgibt, welchen du zum Freund machen willst, frage dich: wäre dir dieser so ganz Alles, was er jetzt zu sein scheint, wenn er kein Vermögen besäße?

Zittere vor deiner Zuneigung, zittere vor jeder Vertraulichkeit, wenn dein Gewissen dir ein warnendes Nein zuflüstert; zittere vor den Betrügereien einer schmeichelnden Einbildungskraft, die dir nie die Eigenschaften darstellt, welche der zu liebende Freund oder die Freundin wirklich hat, sondern nur er oder sie haben könnte! Du glühst für ein schönes, selbstgeträumtes Bild, nicht für den wirklichen Menschen, dem du die Göttlichkeiten andichtest, die er kaum kennt.

Wähle, um in der Freundschaft glücklich zu sein, keine Person des andern Geschlechts zum Vertrauten. Denn eine solche Vertraulichkeit, statt ein reines Glück zu gewähren, bringt leicht zu den schmerzlichsten Verirrungen, und entzündet oft Leidenschaften, von denen wir fern zu sein glaubten. So edel auch der Mann, so tugendhaft auch das Weib sei, immer wird sich, ihnen selbst unbemerkt, der Reiz der Geschlechtslust in die Ergüsse der Freundschaft mischen, und ein Gefühl verunreinigen, das höhern Zwecken heilig ist.

Wärest du vermählt, um so gefährlicher würde eine solche Wahl sein. Du könntest nicht vermeiden, die Ruhe deines Hauses durch Anlaß zur Eifersucht zu stören; du könntest nicht vermeiden, den guten Ruf zu vernichten, dessen du bisher genossest. Die Freundschaft, welche dir Blumen auf den Lebensweg streuen sollte, wirft Dornen darüber.

Wärest du unvermählt, würde die Gefahr durch solche vertrauliche Freundschaft mit einer Person andern Geschlechts nicht geringer sein, besonders wenn du dir selbst nicht verbergen kannst, daß eine eheliche Verbindung sobald weder gedenkbar noch rathsam ist. Welches Glück kannst du dir von einem Umgang verheißen, der dich in die Folgen einer traurigen Leidenschaft zu ziehen droht? Oder wie schrecklich wäre es für dein Herz, wenn es noch rein und edel in dir schlägt, sobald du wahrnähmest, daß dein Umgang Hoffnung zu einer engern Verbindung erregt hätte, welche du weder befriedigen magst, noch kannst, noch darfst! Ist das Freundschaft, wo du zum Mörder der Ruhe und der Glückseligkeit einer Person wirst, die du achtest? Ist das Freundschaft, wo du durch Leichtsinn oder Eitelkeit eine Leidenschaft entflammst in fremder Brust, ohne Mittel, ohne Ernst, sie zu löschen? Weißt du, daß verrathene und betrogene Liebe, hoffnungslose Liebe eine Hölle des Lebens, eine Zerstörung

aller Geisteskräfte, eine Vergiftung der blühendsten Gesundheit werden kann?

Für einen dauerhaften Freundschaftsbund ist eine gewisse Gleichheit des Standes wesentlich nöthig. Zwar kann man Personen eines höhern oder tiefern Ranges eben so herzlich hochachten, als Seinesgleichen; man kann von ihnen eben so sehr geschätzt werden, wie sie Ihresgleichen schätzen. Allein doch ist ein wichtiger Unterschied zwischen solcher liebevollen Achtung und jener engern Vertraulichkeit, zu der eine innige Freundschaft anlockt und berechtigt.

Wenn es auch nicht immer der Stolz der Menschen ist, der sich bei glänzendern Glücksumständen weigert, dem geringern Freunde die alten Rechte und Freundschaften zu gestatten, kann das ungleiche Verhältniß auf manche Art den reinen Gefühlen der Liebe und Vertraulichkeit Eintrag thun, und sogar mit ihnen im schädlichen Widerspruche stehen. Es fordert der Freund vom Freunde Gleichheit des Vertrauens. Wie lange kann dasselbe bestehen, wenn Einer des Andern Herr und Gebieter ist? Wie kann selbst zuweilen ohne Gefahr höherer Pflichtverletzung der Vorgesetzte der Busenfreund seines Untergeordneten sein, und ihm seine Angelegenheiten mittheilen? Wie viele Fälle sind nicht gedenkbar, da der Höhere gegen den Untergebenen den strengen Ernst der Gerechtigkeit zu üben hat; und darf freundschaftliches Verhältniß jemals die Ausübung der Gerechtigkeit lähmen? Ist der Vornehme sicher, daß ihm der Geringere ganz ohne heimlichen Eigennutz anhange? Wird der Niedrige es immer ohne Verdruß ertragen, wenn der Höhere ihn, der Umstände willen, mehr als einmal öffentlich, wie jeden andern Fremden, wenigstens zum Schein gleichgültig behandelt? Nicht ohne Grund spricht man daher: Könige können selten wahre Freunde besitzen; denn selten ist der Unterthan weise genug, sich im Umgange mit dem Erhabenen alles Eigennutzes zu entschlagen; selten der Hohe weise oder glücklich genug, von einem wahren Weisen aus seinen Unterthanen geliebt zu werden.

Es ist nur allzugewiß, daß treue, dauerhafte, beglückende Freundschaften leichter unter Menschen von den verschiedensten Eigenschaften und Denkarten geschlossen werden können, als unter Personen von verschiedenem Geschlecht und verschiedenem Rang.

Jederzeit aber ist in der Stiftung vertrauter Freundschaft gefehlt, wenn ihr nicht vor allem andern eine innige gegenseitige Hochachtung zum Grunde liegt, die der Eine für die Vollkommenheiten des Andern hegt, welche ihm mangeln. Denn nur Vorzüge, welche wir ohne Widerspruch im Andern erkennen, erwerben ihm unsere Aufmerksamkeit, unsere Achtung, unsere feste Zuneigung. Wer schwächer ist, als wir selbst sind, wird früher oder später, wenn der Schimmer verflogen ist, der uns anfangs blendete, verächtlich. Es gibt viele Personen, die weit mehr dazu

gemacht sind, sich Freundschaften zu erwerben, als sie lange zu besitzen. Sie gewinnen die Herzen durch die Annehmlichkeiten ihres Aeußern, durch den Glanz ihres Witzes, durch leichte, gesellige Eigenschaften, die ihren Umgang beleben und genußvoll machen; aber gewöhnlich gleicht ihr einnehmendes Betragen nur einem festlichen Kleide, welches sie ablegen, sobald sie die Gesellschaft der Fremden verlassen, und ohne Verletzung des Anstandes ihren Launen, ihren niedrigen Gelüsten, ihren falschen Absichten, ihrem Leichtsinn freies Spiel geben können. Der Unerfahrne wird von ihnen entzückt; wer sie näher und länger beobachtet hat, schämt sich des Entzückens wieder.

Der süße Trieb der Freundschaft, welchen Gott in unsere Brust legte, ist an und für sich nur ein dunkeles Streben unsers Geistes nach Aneignung des Bessern und Vollkommenern. So lange wir durch dies göttliche Gefühl erhoben werden, vollkommener zu sein, um die Achtung einer geliebten Person zu gewinnen oder zu vermehren, ist die Freundschaft im segensvollen Blühen. Sie welkt und hört auf in dem Augenblicke, da wir aufhören, Vorzüge in Andern zu entdecken, welche uns Ehrfurcht einflößen.

Daher, um glücklich zu wählen, soll Niemand der Vertraute unsers freundschaftlichen Herzens werden, welchen wir nicht durch längern Umgang schon in mannigfaltigen Lagen des Lebens beobachten konnten. Nicht das Aeußere seiner Gestalt, nicht die Anmuth seines gesellschaftlichen Betragens, nicht sein Reichthum oder Ansehen bei andern Menschen, sind uns sichere Bürgen seiner Treue und Aufrichtigkeit: sondern dies müssen die unzweideutigsten Proben seiner tugendhaften Denkart, der Unerschütterlichkeit seines Karakters, seiner Uneigennützigkeit und Verschwiegenheit sein. Wehe, wenn wir versäumen, auf diese Grundsäulen wahrer Liebe und Freundschaft zu achten; wenn wir, vom Sturm der ersten aufwallenden Empfindungen und Gefühle hingerissen, den Vorspiegelungen nachirren, welche unsere Phantasie an die Außenseite einer Person knüpft, die wir liebenswürdig nennen, weil wir sie gern liebenswürdig finden wollen! Thränen, Verdruß und Reue folgen der Thorheit rächend auf dem Fuße.

Diese Ansicht ist um so wichtiger, da wir uns nicht verbergen dürfen, daß jede herzliche, vertrauensvolle Anhänglichkeit bei der leisesten Unterbrechung von den nachtheiligsten Folgen für Lebensglück und häuslichen Frieden werden kann. Wie leicht ist durch eine anscheinende Kälte und Zurückhaltung, oder durch eine unwillkürliche Versäumung, oder durch ein unseliges Mißverständniß, oder durch Zwischenträgereien, die zarte Blüthe der Freundschaft verletzt! Und wenn dein Freund nun nicht mehr dein Freund ist, oder wenn der, dem du dich bisher mit argloser Gutmüthigkeit in allen deinen Angelegenheiten hingabst, nicht mehr dei=

ner Achtung so würdig wäre, als sonst, was wird dann aus ihm, dem Mitwisser deiner Geheimnisse, deiner verborgenen Fehltritte u. s. w.? Bist du gesichert, daß er nicht schlechtdenkender wird, als er war? Hast du Bürgschaft, daß er dein ihm bewiesenes Zutrauen niemals mißbrauchen werde? Und wenn er, nach aufgehobener Gemeinschaft mit dir, dein Verräther nicht wird: schwebst du demungeachtet nicht in einer beängstigenden Abhängigkeit von ihm?

Darum prüfe wohlbedächtig und vielseitig Jeder, ehe er sich einen Busenfreund wählt, dem er ganz gehört. Denn viel geheimes Unglück in den Familien ist die Wirkung zerrissener, allzuübereilt geschlossener Freundschaften. Nur wo hohe Kraft bei reiner, fester Tugend steht, da ist treue Zärtlichkeit, Freundschaft möglich über die Schwelle des Lebens hinaus.

Wohl dem, der dies edle Glück gefunden: „Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; und wer Gott fürchtet, der empfängt solchen Freund!" (Jes. Sir. 6, 16.)

Nur wer Dich, o Du Heiligster, mit liebender Ehrfurcht sieht, wer die Pfade der Schande flieht, und Ekel trägt vor dem Laster, nur der ist der höhern Freundschaft fähig, welche ihre Blüthen weit über den Staub des Lebens in die Ewigkeit emporhebt. Denn Irdisches ist eitel, und was aus ihm entspringt, ist hinfällig; so verwehen die Genüsse und Freuden aller sinnlichen Schönheit, alles Eigennutzes, alles Stolzes. Aber unvergänglich ist die Tugend, und unvergänglich, wie sie, ist die ihr entstammte Freundschaft. Böses kann nicht festhalten am Bösen; wie will man es dauerhaft verbinden, da es, sich selbst widersprechend, aufgelöst zerfällt? Aber Tugend hängt mit ewiger Hochachtung an Tugend, und alles Gute ist ewig allem Guten verwandt — es vergeht nicht, denn es ist Dir verwandt, Du selbst die höchste, reinste, Alles verklärende Liebe, Du selbst der heiligste, treueste Freund Deiner Erschaffenen! O so will ich denn Dich mit zärtlicher Ehrfurcht lieben bis zum letzten Hauche meines Lebens — so wird mir das selige Loos edler Freundschaft bleiben!

29.

Eine Sünde ist der andern Mutter.

Spr. Sal. 4, 19.

Der Sünde Gift bleibt ewig Gift,
Und tödtet mich und wen es trifft,
Und kränkt auf tausend Weisen.
Nur eine That, ein Blick, ein Wort
Wirkt, hindern wir's nicht immerfort,
In immer weitern Kreisen.

Gott, gib mir Weisheit, gib mir Rath,
Wo ich je Böses sprach und that,
Das Unrecht zu verhüten.
Gott, gib mir Ernst, mir Heldenkraft,
Vor jedem Werk der Leidenschaft
Mich aufmerksam zu hüten.

Denn reizend dünkt der Sünde Kuß,
Süß einer Leidenschaft Genuß;
Und was sie uns mag wecken;
Doch wenn sie uns, umsonst gewarnt,
Mit ihren Netzen ganz umgarnt,
Sind ihre Folgen — Schrecken!

Warum denn — denkt Mancher bei sich — warum auch das ewige Besuchen der Kirchen? Weiß ich nicht schon längst, was mir in der Predigt gesagt werden kann? Warum denn soll ich von Zeit zu Zeit erbauliche Schriften zur Belehrung und Verbesserung des Herzens lesen? Ich finde da nichts, was ich nicht schon längst gewußt hätte. Wird uns nicht die christliche Tugendlehre von Jugend auf verkündigt und eingeprägt? Und habe ich es denn so nöthig? — Es mag sein, daß ich nicht ein ganz vollkommenes Wesen bin; aber das werde ich auch schwerlich werden können, und wenn ich auch noch so viele Predigten oder religiöse Bücher lesen würde.

So denkt Mancher bei sich; Andere haben auch wohl den Muth, es zu sagen, weil sie glauben, eine Wahrheit gesagt zu haben.

Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß die meisten erwachsenen Menschen wohl den ganzen Umfang ihrer Pflichten kennen. Allein ist das, was nun Sache des Gedächtnisses geworden, auch in Sache des ganzen Gemüthes verwandelt? — Sind wir immer darum so, wie wir wohl wissen, daß wir sein sollen?

Nur zu gewöhnlich ist es, daß wir uns desjenigen, was das Weisere ist, gerade dann am wenigsten erinnnern, oder nur sehr dunkel, wenn wir Lust und Anlaß haben, das verbotene Gegentheil zu thun. — Darum scheint mir die Anhörung göttlicher Worte im Tempel, oder das Lesen

vortrefflicher, herzbessernder Schriften, eine sehr wesentliche Pflicht zu sein, um große Erinnerungen in meinem Gedächtnisse zu erwecken.

Zu Fehltritten gibt uns jede Woche, ich möchte sagen, jeder Tag Anlaß. Der Reiz zur Sünde wohnt immerdar mächtig in uns. Aber ist der Reiz zur edeln Denkart, zur Bekämpfung unserer Unvollkommenheiten allezeit so oft und lebhaft in uns? — Und wenn äußerliche Umstände uns zum Schlechtern hinlocken: ist es nicht Pflicht, auch dagegen unsere bessern Gefühle so oft als möglich rege zu machen? — Ach, wie bald erlöschen die Eindrücke in uns, welche die Religion auf uns gemacht hat! — Wie flüchtig ist selbst die heiligste Begeisterung! Darum sollen wir sowohl die Kirche, als die Lesung solcher Schriften, welche das Herz verbessern, als wichtige Mittel betrachten, die unserer Fähigkeit und Neigung zur Tugend Stärke und Uebergewicht gegen die fortdauernden Reizungen der Sinnlichkeit gewähren können.

Das ist eben der Grund der allgemein unter den Menschen herrschenden Gemeinheit und verächtlichen Mittelmäßigkeit, daß sie sich so leicht über ihre Mängel zu trösten wissen; daß sie zufrieden sind, wenn man ihnen nur keine groben bürgerlichen Verbrechen vorzuwerfen hat, welche den strafenden Ernst weltlicher Gerichte auffordern; daß sie sich freuen, wenn sie in allem Uebrigen, was ihr Herz berührt, die Leute täuschen können und für Edlere gehalten werden, als sie in der That sind. So geben sie sich kaum Mühe, die ihnen anklebenden schlimmen Gewohnheiten und Fehler auszutilgen, und sie verstecken ihre niedrige Denkart hinter den beschönigen sollenden Gemeinspruch: Jeder Mensch hat ja seine Fehler, und so habe ich auch die meinigen.

Doch, sie ahnen nicht, daß jede, auch die *allerunscheinbarste fehlerhafte Neigung der Mutterkeim zu künftigen Verbrechen ist.* — Sie bedenken nicht, daß der Mörder und Mordbrenner, dessen Haupt unter dem Schwert des irdischen Richters fällt, daß der Giftmischer, daß der verabscheute Ehebrecher, daß der ekelhafte Trunkenbold, daß der verschmachtende Geizhals, der verzweifelnde Selbstmörder, — daß endlich jeder Verbrecher seine fürchterliche Laufbahn, die im Abgrund des Elends endete, nur mit kleinen, tadelhaften Neigungen in der Jugend anfing.

Freilich Jedermann glaubt und hofft es: *so weit wird es mit mir niemals kommen!* Aber auch die unglückseligen Missethäter, wenn sie den entsetzlichen Gang zum Blutgerüste gingen, die Verzweifelnden, wenn sie das schauderhafte Werkzeug ergriffen, ihren Stunden hienieden ein Ende zu machen — — auch sie hatten es vor Zeiten nie für gedenkbar gehalten, jemals ihr Leben auf so traurige Weise beschließen zu müssen. Wie manche Person von nicht geringer Erziehung, um deren Wiege Freudenlieder ertönten, und welcher es Thorheit und Wahnsinn

geschienen haben würde, wenn man ihr den schrecklichen Ausgang ihres Lebenslaufes geweissaget haben würde, erkannte endlich, daß der Anfang ihrer spätern Verbrechen ein ganz unbedeutender Fehler gewesen, den man zuweilen in der gemeinen Sprache des sogenannten guten Tons auch wohl gar liebenswürdig genannt hatte!

Darum sagt die heilige Schrift jenes Wort voll hoher Wahrheit: „Der Gottlosen Weg aber ist wie Dunkel; und wissen nicht, wo sie fallen werden!“ (Spr. Sal. 4, 19.)

Wer nicht Gemüthsstärke genug hat, einen seiner kleinern Fehler zu vertilgen, hat auch nicht Kraft genug, ihn zu vertilgen, wenn er zum herrschenden Laster erwachsen ist. Wer den austretenden Bach nicht eindämmen kann: wie will der den Alles überwältigenden Strom bändigen?

Fehler sind Anlagen zum Bösen, die in Thätigkeit übergehen. Die erste Aeußerung einer schlechten Neigung geschieht nicht selten mit Schüchternheit; noch ist das Gewissen rein, noch das Gefühl dessen unverletzt, was recht und gut ist. Es ist nicht schwer, den ersten schwachen Reiz zu unterdrücken; denn man war ja auch schon des Lebens vorher froh, ehe man ihn empfand. Er kann freilich unserer Sinnlichkeit auf angenehme Weise schmeicheln; aber er verwundet auch noch unsere Seele.

In dem Augenblick aber, da wir einer unsittlichen Gemüthsneigung öfter erlauben, ihr Spiel zu wiederholen und ihr Gelüst zu stillen, wächst ihre Kraft, wie jede Kraft zuzunehmen pflegt, sobald sie öfters geübt wird. Sie behauptet sich dann schon dadurch, daß sie unmerklich in eine Gewohnheitssache übergeht.

Die Gewalt der Gewohnheiten über den Menschen ist kein Geheimniß; sie machen dem Körper endlich zum Bedürfniß, was ihm anfangs vollkommen entbehrlich war, und nöthigen, oft gegen die bessere Ueberzeugung, dies Bedürfniß von Zeit zu Zeit zu befriedigen. Der unmäßige Trinker fand anfangs nur Wohlgefallen an der heitern Stimmung, zu welcher ihn der mäßige Genuß eines geistigen Getränkes emporhob. Seine abgespannten Nerven gewannen, wie durch eine wohlthätige Arznei, neues Leben. — Er suchte sich dies Vergnügen von Zeit zu Zeit zu erneuern, oder er wiederholte es öfters, wenn ihm unangenehme Begebenheiten den frohen Muth raubten. Nie glaubte er, ein Trunkenbold dadurch werden zu können, welcher einst die Verachtung aller bessern Menschen, die Jammerthränen seiner Familie, die Zerrüttung seines Hauswesens auf sich laden, und sogar seinen Tod beschleunigen werde. Denn er fühlte bei sich das Vermögen noch, sich zu jeder Zeit der geistigen Getränke entschlagen zu können, wenn er wollte; und zweifelte nicht daran, es werde dies immer der Fall sein. — Allein es war nicht immer der Fall, und konnte es nicht sein. Denn durch öftere Wiederholung wurden

seine Nerven dieses außerordentliche Reizmittel gewohnt, das heißt, sie verloren ihre Spannung und Thätigkeit, wenn es fehlte. Es erfolgte Muthlosigkeit, Niedergeschlagenheit, Unbehaglichkeit in allen Theilen des Körpers. So ward der Unglückliche genöthigt, seine Zuflucht zu starken Getränken zu nehmen, um sich nur in einer ganz gewöhnlichen Gemüthsstimmung zu erhalten. Wollte er hingegen diese zur Heiterkeit erheben, mußte er die Menge der Reizmittel verdoppeln. — So ward die erste Unvorsichtigkeit aus einem Fehler zum Laster; die Gewohnheit zur unzähmbaren Leidenschaft. Immer forderten seine verwöhnten und überreizten Nerven ein größeres Maß der Erregung, um nicht zu erschlaffen. Noch erkannte er das Uebel; noch machte er sich Vorwürfe, noch vielleicht Versuche, sich wieder zur Mäßigkeit zurückzuzwingen. Allein vom Geiste aus, und durch die bloße Vorstellung und den bloßen Willen der Tugend konnte der verwöhnte und geschwächte Körper nicht hergestellt werden. Ein plötzliches Abbrechen der gewohnten Genüsse hätte Krankheiten, Verstandesverwirrung zur Folge haben müssen. Nur ein Arzt hätte ihn allmälig retten können, wenn das Uebel nicht allzutief eingewurzelt haben würde. — So ward die Rettung aufgegeben. Der Unglückliche achtet sich nun selbst ohne Hilfe verloren. Er schwindelt mit dumpfer Halbbesinnung in den Abgrund des Elends hinab, hinab in das vorzeitige Grab.

So sind alle Laster des Menschen mehr oder weniger immer Wirkung der Verwöhnung des Körpers; unmäßige Reizungen der Nerven, als derjenigen edeln Theile, deren sich die Seele als Werkzeug der Verbindung mit dem Körper bedienen soll; Krankheiten der höhern Sinnlichkeit. Durch den Körper wird endlich der Geist vergiftet, wie durch den unreinen Geist der irdische Leib zerstört wird. So ist selber der Wahnsinn des Stolzes, die Sucht des Spielers, die ekelhafte, selbstverzehrende Gluth des Unzüchtigen, eine krankhafte Nervenverstimmung durch allzuoft wiederholte Beschäftigung unerlaubter Begierden, die endlich alles Besinnen, allen bessern Willen ertödten. — Darum achte Keiner seinen kleinsten Fehler gering; auch der kleinste ist jedesmal ein Wegweiser an der Lebensbahn, welcher zum Untergang hindeutet! Darum lächle Keiner und denke: So weit wird es nie mit mir kommen! — Wahrlich, oft in unerwartet schreckliche Erfüllung ging das Gotteswort über: Der Gottlosen Weg aber ist wie Dunkel; und wissen nicht, wo sie fallen werden.

Nicht nur, daß anfänglich wirklich gefahrlos scheinende unanständige Neigungen zuletzt, bei anhaltender Duldung und Befriedigung, in wüthende Laster entarteten; daß die Näschereien des Kindes zu diebischen Versuchen des Knaben, zu verbrecherischen Anschlägen des kühnen Jünglings, endlich zu Straßenräubereien des Mannes wurden — die gemeine Geschichte der meisten mit dem Tode bestraften Räuber und Mörder! —

nein, noch eine andere schreckliche Eigenschaft der Sünde ist vorhanden, nämlich, daß sie selten allein im Menschen dasteht, sondern gleichzeitig andere Seelenübel um sich her erzeugt, oder zu schändlichen Handlungen zwingt, die der Thäter oft selbst aus Herzensgrund verabscheut.

Eine Sünde ist der andern Mutter, — dies lehren uns zahllose Erfahrungen. Wie ein Gift nicht nur den nächsten Theil des Körpers verletzt, den er berührt, sondern sich zerstörend durch die entferntesten Gegenden des Leibes ausbreitet: so verdirbt eine einzige Untugend, die man in seiner Brust zu hegen nicht unanständig findet, endlich das ganze Gemüth. Es läßt sich das schauderhafte Wunder leicht erklären, wenn man über die Natur des menschlichen Herzens nachdenkt. — Nichts möglicher, als daß derjenige, welcher schon unedel genug ist, sich selbst irgend eine Schwachheit zu verzeihen, auch gleichgültiger gegen das Erscheinen einer zweiten ist, die er vorher nicht kannte und auch nicht liebte. Er ist nicht mehr rein, so entstellt ihn ein zweiter Flecken nun nicht viel mehr als der erste. Er sieht noch die nachtheiligen Folgen der ersten schlechten That nicht, so hofft er auch die Folgen der andern ohne Mühe vermeiden zu können. Es gelingt ihm vielleicht. Sein schändlicher Wandel bleibt den Menschen verborgen. Es belustigt ihn wohl gar, die Leute in der Täuschung erhalten zu können; er wagt kühne Schritte. Er geräth in Verlegenheiten; aber durch irgend ein Unrecht weiß er sich vom Verdacht und der Bestrafung des Vorhergegangenen zu befreien. Dies gibt ihm neuen Muth, fortzufahren. Er rechnet fortgesetzt auf seine Klugheit, auf günstige Umstände, und verwirrt sich zuletzt in ein Labyrinth von Vergehungen, die er selbst nicht mehr überschauen kann. Eine Sünde wird der andern Mutter. Zu tief im Strom wird er von demselben mit hinweggewirbelt. Er wird seine Rettungslosigkeit erst mit Grausen inne, wenn er in den Strudeln untersinkt.

So wie schwerlich Jemand tugendhaft sein kann, der nicht aller Tugenden Freund ist: eben so wenig kann ein Sterblicher einer Sünde die Hand bieten, ohne ihr ganzes schwarzes Gefolge zu umarmen. Denn wer sich einer lasterhaften Begierde hingibt, wer sich einen sogenannten Temperamentsfehler ohne Widerstand überläßt, der hat schon den reinen Seelenadel verloren; dem ist wahre Religiosität schon lästig; dem ist die Erinnerung an Gott und Ewigkeit eine verdunkelte Vorstellung; dem ist der Gedanke an die höhere Bestimmung des menschlichen Geistes schon ein gleichgültiges Mährchen. Aber was hält ihn, wenn dies Alles fehlt, noch ab, sich allen übrigen Schändlichkeiten preiszugeben, die aus dem herrschend werdenden Hauptfehler hervorquellen? Der stärkste Damm ist nun gebrochen; die Fluthen des Verderbens strömen herüber beim ersten Zusammentreffen unglücklicher Anlässe. Freilich noch wehret die Furcht vor bürgerlicher Schande und öffentlicher Bestrafung, noch wehret

die Erinnerung an guten Namen und Ansehen Vieles ab. Aber wie gebrechlich ist dieser Zaum im Rachen einer unbändigen Leidenschaft! — Zwar ist sie vielleicht noch nicht so unbändig; aber füttere sie, und sie wird erwachsen. Zwar ist die Gefahr noch nicht groß, da du ruhig und bei deinen Fehlern sogar noch von Vielen geachtet dahin lebst; aber kennst du deine Zukunft? — kennst du das furchtbare Spiel von allerlei Zufällen, die dich aus deinem Gleichgewicht heben können?

Man sagte schon von manchem ehemals geschätzten Mann: Die Umstände machten ihn zum Verbrecher! Nein, nein, es gibt keine Verhängnisse, die zum Verbrecher machen; menschliche Schwachheit ist es, Mangel an Seelengröße ist es, welcher die Umstände verbrecherisch benutzt. — Denn wenn die eiserne Nothwendigkeit gebieterisch erscheint und zum Handeln treibt — was soll handeln? Der Geist steht kraft- und tugendlos, die Leidenschaften wirken allein. Das Verbrechen wird vollbracht. Darum ist der Gottlosen Weg wie Dunkel; und sie wissen nicht, wo sie fallen!

Oft hört die Jugend: Was werden die Leute von dir sagen? Selten hört sie: Was sagt der allwissende Gott, und was dein Gewissen? Das Kind gewöhnt sich, der Leute willen zu handeln, und hat es den Augen derselben ein Genüge gethan, glaubt es seine höchste Pflicht vollstreckt zu haben. Man lobt es; es freut sich des leicht verdienten Beifalls. Es vergißt, daß es in der Brust ein Gesetz, einen streng richtenden Gott in den Himmeln hat — es lebt für die Achtung der Welt. Zwar man bemerkt seine Eitelkeit; doch erregt die kindische Aeußerung derselben nur Lächeln. Man nennt dies ein schönes, laut gewordenes Ehrgefühl. Die Unvorsichtigen wünschen sich selbst Glück, den edeln Funken entzündet zu haben, und fachen ihn freudig noch mehr an. — Wehe, er gedeihet ohne fremde Hilfe!

Das eitle, beifallsüchtige Kind lernt bald heimlich begangenes Unrecht verhehlen, und Aeltern und Erzieher täuschen. Es freut sich, manches Verbotene genascht zu haben, und doch unentdeckt zu bleiben. Es kennt das Böse, aber es verwirft es nicht, sondern verheimlicht es nur, um nicht Verachtung zu ärnten. Es kennt das Gute, aber schätzt es nur, um vor den Leuten desto mehr Ruhm damit zu erwuchern.

Und das eitle Kind wird zum ehrsüchtigen Jüngling. Mächtigere Leidenschaften erwärmen ihn, höhere Ziele erblickt er. Er will gefallen, will glänzen; ein verächtlicher Blick von einem Andern wäre ihm Qual. Den Menschen eine gute Meinung von sich beizubringen, ist sein Bemühen. Er verzeiht sich selbst unedle Handlungen, wenn sie nur nicht bekannt werden. Seine Unerfahrenheit, sein Leichtsinn, seine lebhaften Gefühle reißen ihn zu manchem Fehltritt hin. Er wird Heuchler, und freut sich seiner Lebensklugheit. Er wird Lügner, und freut sich seiner

Schlauheit. — Er will an Geschicklichkeit Jeden übertreffen, und wo er es nicht kann, gelingt es ihm doch, den Geschicktern durch mancherlei gegründeten oder erdichteten Tadel in der Meinung Anderer herabzusetzen: er wird Verleumder, voller Neid, aber er verzeiht sich die Nothlügen; sie führen ihn ja zum Zweck. — Der Aermere ist wenig geachtet, darum haßt der Ehrbegierige die schuldlose Armuth an sich selbst wie eine Sünde. Er will es Allen gleich thun; er stürzt sich in Ausgaben, die seine Kräfte übersteigen; er wird Verschwender, um seine Schulden durch glückliche Stunden im Spiel oder durch Betrügereien zu lösen. Sieht er Personen höhern Ranges, er schämt sich seiner Herkunft; er möchte ihnen gleich sein: er kann Vater und Mutter verläugnen, und sich seiner Geschwister schämen.

Lange behauptet er sein künstliches Spiel. Er macht Aufwand; er glänzt; die Welt glaubt ihm; sein Zweck ist erreicht. Aber hochmüthige Unwirthschaftlichkeit zerrüttet sein Vermögen; die Gläubiger mahnen, die Verlegenheit steigt. Er weiß sich mit Gewandtheit für den Augenblick zu retten. Er greift anvertraute Gelder an, eignet sich fremdes Gut zu; hofft unter glücklichern Umständen Alles ersetzen, oder das Verbrechen einem Andern aufbürden zu können. Aber die erwartete Gunst des Glücks will nicht kommen. Es wird finsterer. Oft hat den Lügner das Gedächtniß verlassen, und das Zutrauen der Leute beginnt zu schwinden. Man beobachtet ihn schärfer. Er wird es mit Entsetzen gewahr. Sein Gewissen wird laut. Aber wie ändern, wie bessern? Aller Wille zur Tugend bezahlt nicht das verschleuderte, fremde Gut, alle Reue im Stillen söhnt den Verdacht der Menschen nicht aus. — Es bedarf nur eines unerwarteten Lichtstrahls, und alle seine schwarzen Thaten sind hell vor der Welt. Er wird sorgenvoller; bleich und düster schleicht er umher. Angst vor Schande zermalmt ihn mehr noch, als Reue seiner Schlechtigkeit. Er versucht die letzten, verzweiflungsvollen Mittel, sich zu retten — ein Diebstahl, ein Meuchelmord, ein Betrug, eine gräßliche Falschheit — wenn es nur rettet, er wird es mit Todesangst wählen. — Immer enger, immer tiefer verwickelt er sich in dem Gewebe seiner Verbrechen; immer ferner stehen die Menschen; immer schwärzer und riesenhafter die Gefahren vor ihm; sie verrammeln jede Aussicht in die Zukunft. Noch ein Tag, noch eine Stunde, noch ein Augenblick, und Alles wird offenbar — die Welt ist enttäuscht — die Schmach der Entehrung überfällt ihn! — Was bleibt ihm? — Eines Kerkers dumpfe Nacht — das von tausend Zeugen umgebene schauerliche Blutgerüst — ein entsetzlicher Entschluß — Vernichtung — Selbstmord! — — Er stürzt! Gott richtet.

Eine Sünde ist der andern Mutter, und der Sünden Sold ist der Tod! — Ernste Stimme der Wahrheit, wie tief erschütterst du das Innerste meines Herzens! Wer kann dich verläugnen,

dich hinwegscherzen? O, wie Mancher, der da meinte, er stehe sicher, ist gefallen! Denn der Gottlosen Weg ist wie Dunkel; und sie wissen nicht, wo sie fallen.

Gott, o Richter der Sünder! Du selbst legtest zum Laster das rächende Verderben, daß der Sterbliche davor erzittere, und die verlorne Unschuld seines Gemüthes wieder suche. Und Du enthüllest die Verbrechen, lägen sie auch unter Bergen verschüttet, und in den Gräbern der Todten versenkt — Du enthüllest sie, daß wir in dem Beispiel des Untergegangenen Warnung lernen und Weisheit.

Weisheit, göttliche Weisheit, sei du meine Stärke, mein Stolz, mein höchstes Gut! Nur durch dich bin ich Gott gefällig, dem Menschen dauerhaft theuer und mir selbst achtungswürdig. Nie, das forderst du, nie soll mir auch der kleinste meiner Fehler geringschätzig sein, und selbst Schwachheiten meines Herzens, welche mir von andern Menschen übersehen werden, will ich nicht mit gleichgültigem Blick übersehen. Im ersten Hang zu einer verbotenen That liegt der Keim meines Verderbens und Todes. — Ich will es mir oft wiederholen: Eine Sünde ist der andern Mutter! Amen.

30.

Die Schamhaftigkeit.

Erste Betrachtung.

1. Tim. 2, 9.

Nur in unbefleckten Herzen,
Nur in einer keuschen Brust
Toben nie der Reue Schmerzen,
Wohnen Himmelsruh' und Lust.
Unbeherrschte Sinnlichkeit
Tödtet die Zufriedenheit,
Und der Taumel wilder Lüste
Macht das Paradies zur Wüste.

Sittigkeit und Unschuld schmücken
Mehr als Schönheit, mehr als Pracht;
Sie erheben, sie beglücken
Mehr, als alles Goldes Macht.
Reinen Herzen fließt der Quell
Jeder Freude rein und hell;
Denn sie hoffen voll Vertrauen,
Selbst Dein Antlitz, Gott, zu schauen!

Von dir will ich reden, reizendste unter den Tugenden, du Schmuck aller zugleich, du schöne Beschirmerin aller, Schwester der edeln Bescheidenheit, Mutter der holden Demuth, — o Schamhaftigkeit!

Das Laster hat mancherlei Schmuck, in dem es sich brüstet, Augen fesselt, Sinne lüstern macht. Wer von allen Sterblichen könnte sonst irgend eine der Sünden lieben, irgend ein Verbrechen begehen, wenn er nicht dazu durch mächtige Reizmittel verführt würde, über deren Annehmlichkeit er das Gift vergißt, welches ihm in goldenen Schalen das Laster darreicht? Aber die Tugend hat keinen andern Reiz, durch welchen sie gefallen will, als ihre eigene Schönheit; nicht erst geschaffen, nur erhöht wird diese noch durch den Schleier, welchen zarte Verschämtheit um sie wirft.

Die Natur selbst hat ja jedem Menschen das Gefühl dessen, was wohlanständig ist, in die Brust gepflanzt. Es ist kein bloßes Werk der Erziehung. Auch die wildesten Völkerstämme kennen es. Ja, wir scheinen es selbst bei vielen Thieren einheimisch zu finden, die das öffentlich zu thun vermeiden, was ekelhaft sein könnte.

Die Erziehung kann das edle Gefühl des Wohlanständigen nicht erschaffen, sondern nur ausbilden; ihm im gesellschaftlichen Leben mehr Bestimmtheit geben, und seine Richtung leiten.

Es kostet daher in der That größere Mühe, diesen angebornen zarten Sinn für das Schickliche, Schöne und Gute zu ersticken, zu vernichten, als ihn zu erwecken. Es gehört schon eine gräßliche Uebung dazu, und die abstumpfende Macht einer schändlichen Gewohnheit, um das Erröthen über Unanständigkeiten zu verlernen, und mit dem Ekelhaften ohne Scheu umzugehen. Immer wird noch oft und bei jedem Fortschritte diese Feuerröthe auf die Wangen zurückkehren. Denn die Schamhaftigkeit ist eine Tochter unsers innern Richters — des Gewissens.

Das Gewissen erwacht zugleich mit den ersten Begriffen des Kindes; die Schamhaftigkeit färbt die Wangen der unschuldigen Jugend früher, als die Jugend einen vollendeten Unterricht empfangen kann über das, was recht und unrecht ist. Wohl dem, der diese schöne Kindlichkeit des Gemüthes bis in sein spätestes Alter hinübernimmt! Er bleibt immer liebenswürdig. — Der Zauber der Unschuld und der Seelenreinheit gibt nicht nur dem Kinde, der Jungfrau, dem Jüngling jene unwiderstehliche Anmuth, sondern auch dem Manne, dem Greise, der Hausfrau, der betagten Wittwe. Die Schönheit empfängt von diesem Zartgefühl ihren höchsten Reiz, und Mangel der Schönheit macht es vergessen.

Das Gegentheil der Schamhaftigkeit ist Schamlosigkeit und Frechheit; es ist ein Hinwegsetzen über das Urtheil aller Edeln, aller Feingebildeten; es ist ein Verachten des Wohlanständigen, ein Betrüben des Innern Richters — ein Selbstmord der Seele.

Die Schamlosigkeit kann nicht stattfinden, ohne eine vorhergehende Vernichtung jedes sittlichen Selbstgefühls, ohne Wegtilgung des Tugendsinnes in seinen zartesten Wurzeln. Sie kann nicht stattfinden, ohne vor-

hergehende Verwirrung und Umkehrung aller Begriffe von dem, was recht, anmuthig und adelvoll ist. Sie hält das Ekelhafte für reizend, das Unanständige für gefällig, das Widernatürliche für natürlich, die Bescheidenheit für Ziererei, die Verschämtheit für Vorurtheil, das Abstoßende für anziehend. Sie horcht nicht auf das Wort der Bessern, sondern auf das Beifallgelächter der Verderbten; sie horcht nicht auf den mahnenden Ruf eigener Ueberzeugung, sondern hält ihn für die Stimme kindischer Thorheit, die noch aus erster Erziehung anklebt.

Der Leichtsinn ist ihr Vater, die blinde Gefallsucht ihre Mutter. Um zu gefallen, enthüllt sie mit frecher Hand ihre Blößen, und der Leichtsinn hindert, daß sie wahrnehme, wie sie des Zwecks verfehlt. Um geistvoll und über Vorurtheile erhaben zu scheinen, spielt sie mit unanständigen Worten, mit unsittlichen Geberden, ist ohne Abscheu vor ekelhaften Zweideutigkeiten im Gespräch, zufrieden, wenn sie der Verdorbenen wieherndes Gelächter erregt. Sie prahlt mit ihrer Schande, und rühmt sich des Schlechten, wie eines Triumphes. Und doch — so mächtig ist auch in den Verderbtesten noch die angeborne Ehrfurcht für die Tugend! — wagt sie nur unter Frechen frech zu sein; aber vor den Augen der Bessern will sie wenigstens noch den S c h e i n bewahren. Sie kann und muß noch heucheln, um unter den Guten geduldet zu werden. Kann sie dies nicht mehr: so stößt die Gesellschaft sie als einen Abschaum aus.

Wie verächtlich ist der freche Jüngling, dessen Blick, dessen ganzer Zustand verräth, er habe sich schon längst von seiner Unschuld getrennt, und sei der Verdorbenheit Sklav! Wie ekelhaft ist der betagtere Mann, der mit unsittlichen Redensarten die Unschuld erröthen macht, und sich freut, das Zartgefühl Anderer zu verletzen! Wie verächtlich ist besonders das Frauenzimmer, welches sich selbst der höchsten Anmuth seines Geschlechts beraubt, und in seinen Handlungen, Bewegungen, Geberden und Worten der eigentlichen Würde entsagt, um männlicher zu scheinen; welches mehr noch durch äußere Schönheit des Körpers, als durch die Vorzüge des Gemüths gefallen will; mehr noch durch unzüchtige Entblößung gefallen will, wodurch auf die thierische Sinnlichkeit gewirkt werden kann, als durch Schönheit des Körpers, welcher nur der Schleier einer schönen Seele sein sollte!

Und wie ist es möglich, daß jemals ein Sterblicher sich des schönsten Schmuckes, in welchem auch die Armuth reizend prangt, entäußert — der Schamhaftigkeit? Liebt sie nicht selbst der verworfenste Wüstling auch noch an Andern, wenn er sie selbst schon verlor? Entzückt nicht auch noch den Lasterhaften das schöne Roth, mit welchem Unschuld die Wangen überstreut? Erkünstelt und erheuchelt nicht selbst die Tiefgesunkenste ihres Geschlechts jene Tugend, um liebenswürdig zu sein? — Wie ist es möglich, daß der Mensch muthwillig einbüße, was er an Andern bezau=

bernd findet und beneiden möchte? Wie ist es möglich, daß der Mensch sich selbst mühsam um ein Glück bestehle, welches die heilige Schutzwehr seiner Tugend und seines innern Werthes ist?

Solche Frage, wenn sie Jedem wichtig ist, muß es dem Christen noch weit mehr sein, der kein höheres Gut, kein ewigeres, kein beseligenderes kennt, als seine Seelenreinheit, seinen Seelenadel.

Die mächtigste, die gefährlichste Feindin der Schamhaftigkeit, zumal bei dem weiblichen Geschlecht, ist die unmäßige Gefallsucht, welche mit blinder Begierde Alles ergreift, wodurch sie sich liebenswürdig zu machen hofft. Es ist die Modesucht, welche alle, auch die empörendsten Verirrungen des Geschmacks entschuldigt, und dem sittsamsten Gemüthe die unzüchtigste Bekleidung rechtfertigt.

Das Weib, zarter und reizbarer von den Händen der Natur gebildet, als der Mann, welcher bestimmt ist, schwerer die äußern Stürme des Lebens zu tragen, hat auch ein feineres Gefühl für das Anständige, Sittige, Schöne und Edle, als der Mann. Durch ihre Schöpfung auserkoren, des Mannes rauhen Sinn und Härte mit Sanftmuth zu mildern, ihn durch das Schöne an das Gute zu binden, ist der Gattin und der Jungfrau das Gefühl der Schamhaftigkeit in höherm Grade eigen. Ein Weib, welches diesen zarten Sinn für das Anständige verloren, und nicht mehr vor einer unlautern Handlung, geschweige vor einem unreinen Gedanken, erröthen kann, wird der Gegenstand der Verachtung von seinem eigenen Geschlecht, und des Hohnes der Männer. Es hat seine edelste Bestimmung vernichtet; es kann in seinen Verirrungen noch körperlich schön sein, aber es hat aufgehört, liebenswürdig zu sein. Es kann des Wüstlings rohe Triebe erregen, aber nicht mehr das Herz des edeln und zartfühlenden Mannes rühren. Es hat sich selbst weggeworfen, darum wird es mit Recht von den Bessern verworfen, oder bemitleidet.

Alles, was den Keim der Tugend zerstören kann, Alles, was der Sinnlichkeit und den daraus entquellenden sündlichen Neigungen das Uebergewicht verleihen kann, steht im Widerspruch mit der Religion Jesu. So ist dem edeln Christen, welchem Gott und Ewigkeit noch nicht gleichgültige Namen sind, auch die Vermeidung des geringsten Anlasses zur sittlichen Unordnung Pflicht.

Nicht der äußere Schmuck, nicht Haarflechten, nicht Goldumhängen, oder die Art, wie Kleider angelegt werden, sondern die Unbescholtenheit des Herzens, der sanfte, stille Geist, das ist köstlich vor Gott. (1. Petr. 3, 3. 4.)

Die Religion verbietet uns nicht, auch das Irdische zu schmücken, und sich äußerer Mittel zu bedienen, um der Menschen Wohlwollen zu gewinnen. Durch äußere Schönheit wird der Mensch unvermerkt zum Gefallen an innerer Schönheit, zur Liebe des Edeln, Gerechten und

Sanften in Handlungen übergeleitet. Aber die Religion Jesu untersagt, was durch die Art der Bekleidung und des Schmucks zu unanständigen Gemüthsbewegungen reizt.

Der herrschende Geschmack in der Bekleidung, oder die Mode, mag immerhin auch zu thörichten Verirrungen leiten, welche die Anmuth der Gestalt mehr entstellen, als erheben. Die Wandelbarkeit dieses Geschmacks macht seine Fehlerhaftigkeit oft unschädlich, und Viele verachten in Kurzem als widersinnig und häßlich, was sie vor einigen Wochen bewunderten. Es kann sogar Pflicht sein, diesem Geschmack zu fröhnen; es kann sogar Pflicht sein, in der bürgerlichen Gesellschaft sich nicht mit Eigensinn von dem üblichen Gebrauch der Bekleidungsart zu entfernen; es kann die Klugheit gebieten, daß wir uns nicht in unsern Gewändern auffallend von dem Gewohnten auszeichnen; es kann eben so tadelnswürdig sein, sich durch veralteten Geschmack auffallend zu machen, als durch immer neue Veränderungen desselben das erste Aufsehen zu erregen: aber jederzeit soll dieser Geschmack, welcher er auch sei, nicht durch unzüchtige Entblößungen anstößig oder der Gesundheit des Körpers gefährlich werden.

Mag auch die Modesucht endlich das Unanständige billigen; mögen auch die Sittsamsten des weiblichen Geschlechts, ohne selbst Arges zu wollen oder zu denken, ihren vorangehenden Schwestern nachahmen, welche, ohne feinern Sinn, nur üppig durch das Schautragen ihrer körperlichen Reize sinnliches Wohlgefallen zu erregen gedenken: es ist nicht genug, unschuldig zu sein, man soll auch die Unschuld Anderer ehren, und dem Wollüstling keinen Beifall entlocken. Meidet allen bösen Schein! ruft das göttliche Wort uns zu. (1. Theß. 5, 22.)

Auch nur die leiseste Verletzung der Schamhaftigkeit ist immerdar — eine Verletzung! Unmerklich zieht der erste Schritt den zweiten herbei. Unmerklich erweckt die wollüstige Entblößung unreine Empfindungen, und führt Augenblicke herbei, welche die Unschuld des Gemüths in Gefahr bringen. Das Weib, welches in unzüchtiger Enthüllung sich den Augen der Männer darstellt, berechtigt diese zu harten Urtheilen, und fordert den Verdorbenen auf, es als eine Verdorbene anzusehen. Es vergiftet durch seine Ueppigkeit des Aeußern den reinen Sinn des Unschuldigen, und zeugt Verderben, an welchem es keinen Theil zu haben wähnt.

Nicht die Modesucht allein ist die Mörderin der Sittsamkeit, dieser schönsten Zierde der Schönheit, sondern oft auch die Freude, wenn sie in einen zügellosen Taumel entartet.

Daher sind gute und weise Menschen mit Recht in der Wahl ihrer Vergnügungen behutsam; denn der gute Engel weint oft über uns, wenn unser Herz sich am unbefangensten den Ergötzungen überläßt. Nicht Kummer und Verzweiflung, nicht Elend und Armuth sind der Unschuld so

gefahrvoll, als die Freude, wenn sie alle Sinne berauscht und die Besonnenheit erdrückt. Da, wo im fröhlichen Getümmel Schmeichelei unsere Eitelkeit weckt, und der Genuß mannigfaltiger Vergnügungen unsere Empfindungen höher stimmt und reizbarer macht, und der Sinnlichkeit die Obergewalt einräumt, verfliegen oft die heiligsten Vorsätze, die edelsten Gelübde, und man verzeiht sich, was wir zu andern Zeiten an uns und Andern für unanständig gehalten und mit unserer tiefsten Verachtung bezeichnet haben würden. Wie oft schon schlich die Reue mit bittern Thränen und hohlen Wangen dem Rausch der unbändigen Vergnügungen nach! Wie leicht verlor da das Gemüth seine erste Reinheit, und floh die Unschuld vor dem Sturm der aufgeregten Sinnlichkeit!

Nicht das Vergnügen selbst streitet gegen die wahre Religiosität, aber das besinnungslose Hingeben in den Taumel wilder Lustbarkeit. Nicht den Tanz, nicht den Becher Weines, welchen die Hand der Fröhlichkeit darbietet, untersagt uns die Tugend: wohl aber jenen Grad der Freude, in welchem wir, minder besonnen, die Achtung vergessen, welche wir uns selbst schuldig sind, und Pflicht haben, von Andern zu fordern. Ist einmal in solchem Taumel das Gefühl des Anständigen verletzt, die Schamhaftigkeit und Bescheidenheit vernichtet oder betäubt — welche Schutzwehr hat dann noch die Unschuld? welches Recht haben wir dann noch auf die Achtung guter und liebenswürdiger Menschen? Diese bemitleiden uns, und die Schlechten halten uns für Ihresgleichen.

Du bist vielleicht bei solchen Anlässen nicht lasterhaft geworden, aber der Verdruß um deine Unbesonnenheit wird dich noch nach Jahren peinigen. Du vernachlässigtest deine Sittsamkeit, aber dies kostete dich die Hochachtung der Bessern, dies bezahltest du mit der verlornen Achtung für dich selbst.

Darum wache nie aufmerksamer über dich, als wenn die Freude in gesellschaftlichen Vergnügungen Meisterin über dein Bewußtsein zu werden droht. Sei nie strenger gegen dich, als wenn das Zusammenwirken reizender Umstände deine ganze Sinnlichkeit angenehm aufregt, und deine Gefühle in fröhlichen Aufruhr zu bringen droht. Dann bist du am schwächsten, wenn die gaukelnde Lust dich mit Rosenketten fesselt. Wo Sittsamkeit und das Anständige vernichtet sind, da sind auch dem Verbrechen die Schranken geöffnet, und der Sünde die geheimen Wege zum Herzen aufgeschlossen.

Der Umgang mit unsittlichen Menschen ist der Schamhaftigkeit Untergang. Das Beispiel der Frechheit macht endlich gegen manches Unschickliche gleichgültiger, und die Gewohnheit macht das Zartgefühl stumpfer. Selten oder nie wird ein ganz Unverdorbener am Umgang mit Personen Vergnügen finden, welche aller Sittsamkeit spotten und Ehrbarkeit verhöhnen. Und ist er gezwungen,

mit ihnen zu leben, wird sich lange sein Gefühl gegen die Schamlosigkeit empören.

Oft aber verleitet ein falscher Stolz auch den Unschuldigen und Edeldenkenden, Theil an unanständigen Scherzen und ekelhaftem Witze zu nehmen. Die Macht dieses Stolzes besiegt seine bessern Empfindungen. Er will sich diesen Verachtungswürdigen gleichstellen, die sich durch die Ausgelassenheit ihres Witzes, durch die Unerschöpflichkeit in Zweideutigkeiten über ihn erheben zu wollen scheinen. Er will seinen Verstand geltend machen auf Kosten seines reinen Herzens. Er will nicht den Spott, auch derer nicht ertragen, die ihm verächtlich sein müssen. Er stellt ihrer Frechheit eine erkünstelte Frechheit zur Seite; er sucht ihre Thorheiten, ihre Ausschweifungen, ihre Unanständigkeiten durch größere zu übertreffen. Und das, was anfangs ihm selbst ekelhaft war, wird zuletzt ihm zur Gewohnheit; was anfangs aus Stolz erkünstelt war, wird zuletzt ihm zur Natur. Aus thörichter Eitelkeit wollte er unter den Schlechten nicht der Kleinste sein, und ward unter den Guten der Verächtlichste.

Dieser falsche Stolz ist besonders den Jünglingen eigen, welche im Gefühl ihrer Kraft, mit Begierde, sich überall bedeutend zu machen, ohne Festigkeit der Grundsätze in die Welt treten, leichtsinnig in der Wahl ihres Weges. Thörichter Ehrgeiz, welcher zur Frechheit der Sitten, zur Verwilderung des Gemüths, zur Entnervung des Körpers, zur Entweihung eines ehrenvollen Namens, zur Schmach, oft zur verspäteten Reue und Verzweiflung führt.

Wer die Schamhaftigkeit, diesen Zauber der Tugend, verlor, wer rohen Sinn dem sittsamen Wesen vorzieht, ist — mag auch sein Uebriges noch so rechtlich sein — in Stunden der Versuchung jeder Vergehung fähig. Denn die heilige Brustwehr der Unschuld ist gebrochen, und die Seele ist ihrer stärksten Waffe gegen die Lockung des Verbrechens beraubt.

Schamhaftigkeit ist der uns inwohnende natürliche Widerwille gegen Alles, was im Widerspruch mit der höhern Achtung steht, welche jeder Tugendhafte, jeder wahre Christ für die Reinheit seines Herzens haben soll; Widerwille und Abscheu gegen Alles, was uns Andern verächtlich und ekelhaft machen könnte; Widerwille daher auch gegen Alles, was nicht mit dem übereinstimmt, was in der menschlichen Gesellschaft, was von den achtungswürdigern Gliedern derselben für ehrbar, schicklich und anständig gehalten wird.

Aber auch diese schöne Tugend, so rein und unentweiht wir sie bewahren sollen, hat ihre Grenzen. *Es gibt auch eine falsche und ungerechte Schamhaftigkeit.* Ich verstehe darunter nicht diejenige, welche nicht aus dem Herzen selbst entspringt, und nur erkünstelte und geheuchelte Ziererei ist, oder sich bei Dingen zeigt, wo kein sittliches Gefühl, keine Ehre, kein Anstand beleidigt wird — sondern diejenige über-

triebene Aeußerung der Schamhaftigkeit, welche oft das Wichtigere dem Geringern, die Gesundheit des Leibes dem bloß Wohlanständigen, Wahrheit und Recht der bloßen Höflichkeit, das Nützliche, das Nothwendige der Furcht vor falschen Urtheilen Anderer aufopfert. Dieser Fehler ist minder eine Verirrung des Herzens, als eine Verirrung der Beurtheilungskraft. Es ist ein Augenblick ruhiger Ueberlegung hinreichend, uns von dem Bessern zu überzeugen, und das Wichtige und Wesentliche dem Kleinen und Zufälligen vorzuziehen.

Sei mir ewig heilig, ewig ehrwürdig, o edle Sorgsamkeit um eigene Ehre, schöner Unwille gegen Alles, was die Achtung meiner selbst verletzt, Schamhaftigkeit! Weiche nie aus meinem Herzen; sei bis an mein Grab die Wächterin meiner Seelenreinheit, der Schild meiner Tugend!

Und Du, o heiliger Schöpfer, Vater im Himmel, der Du diese zarte Empfindung in meine Brust senktest — laß sie unaufhörlich in mir wirksam sein. Ich will mir keinen Gedanken, keinen Wunsch, keine Neigung erlauben, welche mich erröthen macht. Denn, wenn auch Menschen nicht wahrnehmen, was im Innern meines Herzens vorgeht — Allwissender, Du, der das Geheimniß meiner Vorstellungen durchschaut, müßte ich nicht vor Dir erröthen, auch wenn mich die finstere Nacht verhüllte? Wohin sollte ich mich verbergen, daß Du mich nicht sähest? Sind nicht auch Gedanken schon Thaten? Besudeln nicht auch schon unreine Begierden das Gemüth? Ist nicht auch schon durch schuldvolle Wünsche, die der Mund nie aussprach, aber der Geist dachte, das Kleinod der Unschuld entweiht?

Heiliger Gott, belebe mich mit Deinem heiligen Geist, daß ich ernst über mich selbst wache, und Dir ewig ein reines Herz zum Opfer bringen könne! Amen.

31.

Die Schamhaftigkeit.

Zweite Betrachtung.

Matth. 5, 28.

Ach, wenn, die unser jetzt sich freu'n,
Mit Thränen auf uns schauten,
Und seufzten: Auch sie waren rein,
Eh' sie dem Laster trauten!
Wie waren sie so gut und froh!
Doch ihrer Unschuld Engel floh,
Des Schämens heil'ge Röthe! —

Wie elend wären wir! Befleckt
Das nagende Gewissen;
Des Lebens kurzer Rest bedeckt
Mit Schande! Hingerissen
Von Schuld zu Schuld, uns selbst verhaßt,
Die Erde eine schnöde Last,
Vor Gottes Blick verworfen!

O Gott, Erbarmer, rette Du
Die Unschuld unsrer Herzen;
Laß nie uns unsrer Seelen Ruh,
Nie Sittsamkeit verscherzen!
Nur wer in holder Reinheit strahlt,
Wer nie der Wollust Opfer zahlt,
Nur der darf, Gott, Dich schauen!

Gott hat in unser Herz ein feines Gefühl des Anständigen und Ehrbaren gelegt, welches gleichsam die Schutzwehr unserer Unschuld und Ehre ist gegen die Verführungen sinnlicher Triebe.

Wir sind vieler andern Leidenschaften fähig, und doch gab uns die Hand der Natur gegen keine, als gegen die thierische Wollust, einen so unmittelbaren Beistand. Diese schien also die gefahrvollste und verderblichste für uns zu sein. Und sie ist es! Denn sie zerstört die edelsten Kräfte des Leibes; sie vergiftet unser Blut, unsere Nerven, und schwächt für dieses ganze Leben den Geist, indem sie dessen Werkzeug, den Körper, zerrüttet. Sie setzt uns, indem sie den Geschlechtstrieb verwildert, ganz hinab in den Rang der Thiere, und macht uns zu allem Großen und Edeln ferner unfähig. Der Wollüstling ist das ekelhafteste der Geschöpfe — er ist Thier. Selbst das, was er noch Gutes an sich hat und thut, wird durch sein viehisches Begehren und Sinnen entstellt. Selbst wenn er noch vortreffliche Anlagen hat, ist es zu beklagen, daß sie nicht in ihrer ganzen Pracht prangen. Denn ohne seine Selbstentnervung

würden sie noch schöner und für Mitbürger und Vaterland fruchtbarer geblüht haben.

Schamhaftigkeit ist die heilige Wächterin jeder keuschen Empfindung. Ein rohes Wort, eine unanständige Geberde, eine unsittliche Entblößung, ist genug, sie zu verwunden. Sie beschützt das reine Herz gegen des Lasters erste Anfälle mit oft unbesiegbarer himmlischer Kraft. Der Abscheu, welcher gegen das Unanständige aus den Augen blitzt; der Abscheu, mit dem sie sich zu Boden senken, um sich nicht durch den Anblick des Unwürdigen zu entweihen; die hohe Röthe, welche von den Wangen wie ein heiliges Feuer strahlt, worin sich gleichsam alles Unheilige verzehren muß: verkündigt das Dasein dieses Schutzengels der Unschuld. Wer ist verworfen genug, ihn nicht zu ehren; unempfindlich genug, ihn nicht zu lieben?

Nur der Mensch kennt dieses edle Gefühl, nicht das Thier. Wer jenes Gefühl verloren, ist dem Thiere gleich geworden, und erregt selbst den Ekel seiner frechen Sündengenossen. Das Kind, sobald sich seine Vernunft zu entwickeln anfängt, empfindet dieses natürliche Schämen. Aeltern und Erzieher haben es nicht erst anzuempfehlen, nur zu ehren, nur aufmerksam darauf zu machen.

Je größer in einem Lande das Sittenverderbniß wird, je näher ein Volk seinem Untergange steht, je herrschender wird das Verbrechen der Unkeuschheit, je seltener die liebenswürdige Tugend der Schamhaftigkeit. Da sehet ihr Greise die Unschuld verhöhnen, Vorsteher des Landes das Beispiel der Unzucht geben, Familienglück das Spiel viehischen Leichtsinns werden, die Tugend lächerlich machen, und Kinder früh reif in den Lastern sich wälzen, vor denen ihre edlern Väter einst mit Recht erschraken.

Der Reiz der Schamhaftigkeit, dieser Zauber jugendlicher Schönheit, wodurch sie ehrwürdig wird, dieser edle Schmuck der Betagten, wodurch sie zu erkennen geben, wie sie des Herzens kindliche Einfalt und Unschuld bewahrten, ist selbst den rohen Völkern, denen nie das Wort Jesu erscholl, ein Heiligthum. Was muß es dem weisern Menschen, dem Christen sein! — Lasset es uns gegen die Klügeleien des Lasters, gegen die Frechheit des Zeitalters als ein Kleinod, das Gott gegeben, bewahren; wir werden dadurch Hüter der häuslichen Glückseligkeit, Hüter des öffentlichen Wohlstandes, des Friedens und der Kraft unsers Vaterlandes. Kennt hienieden der Christ als Bürger einen erhabenern Beruf?

Die ersten Pfeile der Zerstörung gegen die Unschuld sind gegen die Wächterin derselben gerichtet. Ist erst die Schamhaftigkeit gewichen, dann hat die Sünde offene Straße zum unvertheidigten Herzen gefunden.

Am häufigsten wird bei dem weiblichen Geschlecht die edelste der Empfindungen durch Eitelkeit und Modesucht, wo nicht unterdrückt, doch geschwächt. Eben das Weib ist es, welches durch das zartere Gefühl des

Anständigen des Mannes rohen Sinn leiten und bilden soll. Das Weib ist es, welches ihm die heilige Scheu vor jeder Frechheit, die Ehrfurcht vor Sittsamkeit und Unschuld, einflößen soll. Wenn aber die Jungfrau selbst dem zarten Sinn fremd geworden, und durch die Sorglosigkeit, oft Schamlosigkeit ihres Aeußern einen Ruhm darin sucht, thierische Begierden zu entzünden; wenn selbst der Mann Ekel fühlt vor der unsittlichen Gestalt, die nur dem verworfenen Wüstling gefallen mag: dann scheint das natürliche Verhältniß in beiden Geschlechtern sich umgekehrt zu haben, und die reizendste der Tugenden, die Mutter aller Anmuth, sucht vergebens ein Obdach bei denen, welche ihre erste Priesterinnen sein sollten.

Die Religion verwirft nicht den Hang des Menschen zu äußerer Verschönerung, oder die Erhebung der von der Natur verliehenen Reize durch sorgfäligere Bekleidung. Das Streben zu gefallen ist dem Menschen angeboren; dadurch bahnen sich die ersten Verbindungen der Herzen an. Aber nicht alle Mittel sind gleich unschuldig; und es ist nicht gleichgültig, wem man zu gefallen strebt, ob dem feinfühlenden Edeln, oder dem lüsternen Auge des Verdorbenen. Die Mode scheint Manches zu heiligen, sei es auch unzweckmäßig oder geschmacklos und entstellend; aber nie heiligt sie im Auge des Vernünftigen, des Christen, was ein Mord der Sittsamkeit oder der Gesundheit ist. Und doch verblendet sie nicht selten Frauen und Töchter bis zur Wahl so ungeziemender Trachten, daß solche, wenn sie auch nur ähnlich an Männern gefunden würden, ohne Zweifel den lautesten Unwillen gegen die Schamlosigkeit derselben erregen könnten.

Nicht nur aber der Modethon in den Bekleidungen, sondern auch in Unterhaltungen und Scherzen, verletzt nur allzuoft die Gesetze der Sittsamkeit, und macht eine Tugend wankend, die selten oder nie wieder dahin zurückkehrt, von wo sie einmal verdrängt worden ist.

Frage nicht: Welches ist die Grenzlinie zwischen anständigen, zwischen freien und frechen Scherzen? Mehr als das Wort jedes Sittenlehrers sagt es dir dein eigenes Herz; sagt es selbst dem Wüstling sein Gewissen, weil er oft da aus Klugheit die Gebote der Schamhaftigkeit achtet, wo er sie nicht ungestraft verletzen dürfte. Groß ist das Reich der geselligen Freuden, und wer in demselben Erheiterungen sucht, findet sie, ohne gezwungen zu sein, nach *solchen* zu haschen, die reinen Gemüthern ekelhaft sind, weil sie aus dem Schlamm der niedrigsten Sinnlichkeit entspringen.

Schamhaftigkeit ist das erhabene Selbstgefühl menschlicher Würde. Schamhaftigkeit verhüllt Alles, was den Sterblichen zu sehr an seine Gleichheit mit dem Thiere erinnert; Schamhaftigkeit zwingt ihn, überall in höherer Gestalt zu erscheinen, und selbst das Irdische und Gemeine durch seinen Geist gleichsam zu vergeistigen, zu veredeln. Wehe aber, wenn der Geist ein Knecht der Thierheit wird,

und der Witz ein Werkzeug viehischer Gelüste! Da ist die Würde des Menschen vernichtet, weil die Ordnung der Natur umgekehrt worden. Der Mensch geht unter; seine Bestimmung ist verloren, sein Beruf aufgehoben!

Böse Gesellschaften, sagt die heilige Schrift, verderben gute Sitten. Wie schrecklich für viele fromme Aeltern hat sich dies Wort an der Unschuld und Wohlfahrt ihrer Kinder, an der Glückseligkeit ihres Hauses erfüllt! Es ist verdorbenen Menschen die Hochachtung unerträglich, welche sie vor den Unentweihten haben müssen; denn ein Jeder fühlt, wenn er einen Andern wegen seiner Unschuld ehrt, einen schmerzlichen Vorwurf gegen sich selbst. Er sucht sich daher Alles gleichzustellen, und das Erhabene niederzureißen. Er wird Verführer, ohne andern Zweck, als nur nicht vor seiner eigenen Schlechtigkeit erröthen zu müssen. So erklärt sich die rastlose Geschäftigkeit verdorbener Menschen, ihre lasterhaften Grundsätze weiter auszubreiten, und besonders unschuldige Herzen zu vergiften.

Die bösesten und gefährlichsten aller Gesellschaften sind aber in unsern Tagen sittenverderbliche Bücher und unanständige Bilder. Diese Verführungsmittel waren in den ehemaligen Zeiten seltener, als menschliche Kunst es noch nicht dahin gebracht hatte, das geschriebene Wort in kurzer Zeit zu vertausendfachen. Jetzt sind die schwärmerischen Thorheiten eines einzigen Ungesitteten, die Vorstellungen, womit irgend ein schamloser Elender seine Einbildungskraft kitzelte, plötzlich durch Druck und Zeichnung das gemeinschaftliche Eigenthum eines Jeden. Der Reiz, den viele Bücher haben, die, ohne andern Werth und Zweck, nur zur Beschäftigung einer müßigen Einbildungskraft von gewissen- und herzlosen Müßiggängern geschaffen wurden, befördert das geist- und herz- und zeittödtende Viellesen in allen Ständen. Umsonst bewacht manche gute Mutter die Unschuld ihrer Tochter; ach, diese ist schon verloren. Vergiftet ward sie durch einen unbekannten Mörder, durch sein Buch. Umsonst ermahnt der Vater den Sohn zur Heilighaltung eines unbefleckten Herzens; umsonst gibt er ihm das Beispiel holder Schamhaftigkeit; umsonst bewacht er ihn gegen den Einfluß schlechter Gesellschaften — er konnte ihn nicht gegen das betäubende Gift eines einzigen Buches bewahren, welches zur bösen Stunde in die Hand des Unglücklichen gerieth!

Schauderhaft ist der Spruch der Erfahrung über einen großen Theil der Jugend, besonders in Städten, denen Wohlleben und Aufwand nicht fremd sind: hier sind mehr Herzen verderbt, als man glaubt! Hier wird oft mehr Sittsamkeit geheuchelt, als wirklich vorhanden ist; hier vertritt nur zu oft das schuldbewußte Gewissen die Stelle der Schamhaftigkeit, und das Gemüth der Söhne und Töchter buhlt im Stillen mit Lastern,

die sie noch lange nicht Frechheit genug haben, öffentlich zur Schau zu tragen. Das Verbotene kann nur den Reiz für sie erhöhen; das Geheimnißvolle macht ihnen ihr stilles Verbrechen nur theurer. Ein ekelhafter Wurm schwelgt, unsichtbar dem Auge der Aeltern und Erzieher, in der Blüthenknospe des hoffnungsvollsten Kindes, und entblättert eine junge Rose, ehe sie sich aufschloß.

Wahre Schamhaftigkeit — oft hat aber das schuldbefleckte Gewissen mit ihr im Aeußerlichen die gleiche Wirkung! — wahre Schamhaftigkeit wohnt nicht bloß im niedergesenkten Blick des Auges, im Erröthen der Wangen, sondern in den innersten keuschen Empfindungen des Gemüths. Es ist nicht genug, daß du die Unschuld nicht verführst, den Verführer fliehst — dich bannet nur die Furcht vor den bösen Folgen in die Schranken äußerer Ehrbarkeit und Zucht zurück! — tugendhaft warst du nicht. Auch der Gedanke, auch der flüchtige Wunsch nach dem Verbrechen muß schon deine reine Seele empören. Du bist schon deiner reinen Unschuld vor Gott verlustig; du hast das Verbrechen schon vollzogen, wenn es auch nur in deinen unreinen Einbildungen geschah. „Ich aber sage euch," sprach Jesus Christus, „wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen." (Matth. 5, 28.)

So erklärt uns Jesus die ächte Schamhaftigkeit des Christen; sie gründet sich nicht in der Züchtigkeit des Betragens allein, sondern vor allen Dingen in der Keuschheit der Gesinnungen. Ohne diese rühme sich Keiner, die erste Unschuld unbefleckt in seiner Brust zu tragen. Er zittert nicht mehr vor Gott dem Allwissenden, nur noch vor dem Spruch der Menschen! Und darf er, durch Verhältnisse begünstigt, auch vor diesem nicht mehr beben; fordern ihn verruchte Leichtsinnige, denen thierisches Sein höher dünkt, als die Würde des unsterblichen Geistes, zur Vollziehung der Schandthat auf: dann ist der Verbrecher auch zur That reif.

Klage Niemand die Strenge der Lehre Jesu an, welche die Verirrungen der Einbildungskraft als Sünden verdammt, die Gottes Gericht auffordern. Jesus lehrte himmlische Wahrheit; er kannte des Menschen Natur und dessen beständiges Bemühen, sich vor sich selbst gern zu rechtfertigen. Wir nennen in Jesu Worten Strenge, was uns zittern macht, indem wir unsere eigene Sündhaftigkeit darin wie in einem hellen Spiegel erkennen. Ja, auch die wollüstigen Verirrungen der Einbildungskraft sind schon Verletzungen der Schamhaftigkeit, sind Sünden vor Gott. Denn nicht der Leib kann sündigen; er ist ja nur belebter Staub, nur Werkzeug der Seele: sondern der Geist sündigt, weil er allein mit dem freien Willen begabt ist. Er sündige nun in Gedanken oder in äußern Thaten: war beides nicht die Frucht seines Willens? Er mißbrauche nun seine Einbildungskraft oder seinen Leib: ist beides nicht eine Entwürdigung der Geschenke Gottes zum Bösen?

Nur zu oft hält der Mensch für erlaubt und unschädlich, sich in seinen Vorstellungen jedem Gelüste zu überlassen. Aber wer die Schamhaftigkeit gegen sich selbst verloren, der hat schon keine Scham mehr, sondern nur noch Furcht und zur Gewohnheit gewordene Achtung für äußere Sitte. Die gröbsten Verbrecher beginnen jederzeit zuerst mit dem Sündigen im Herzen. Durch ihre Vorstellungen machen sie sich schon mit Lastern vertraut, ehe sie solche äußerlich vollziehen.

Hüte deine Einbildungskraft, und besudle nicht mit unreinen Vorstellungen die Unschuld deines Gemüthes! Dies ist die Grundlage aller Tugenden; zerstöre sie, und du stehst in einen Engel der Hölle verwandelt da, mögen dich auch die Menschen noch für einen Heiligen achten, weil sie nie Böses von dir sahen. Tändle nicht mit unreinen Begierden: du gaukelst an einem Abgrund, in welchen du um so gewisser hinabstürzest, je sicherer du dich vor ihm glaubst. Sei schamhaft, nicht vor der Welt, sondern gegen dich selbst; so und nicht anders rettest du die Heiligkeit deines Innern, die unbescholtene Würde deiner unsterblichen Seele!

Sei schamhaft vor dir selbst. Erlaube dir keinen Gedanken, welchen du nicht vor denjenigen Personen aussprechen dürftest, die dir ehrwürdig sind. Du selbst aber in deiner Reinheit sollst dir jederzeit der ehrwürdigste Gegenstand sein. Wie wagst du es, in deinen Gedanken eine schändliche Begierde auszusprechen, vor welcher dein Gewissen schaudert? Wie wagst du es, in des Allwissenden Nähe zu denken und zu wollen, was du dich vor deinen Aeltern, deinem Gatten, deinen Vorgesetzten zu sagen scheuen würdest? Wer das Böse meidet aus Furcht vor den Menschen, aber es da zu begehen wagt, wo Gott allein sieht: ist der nicht ein Frevler an der Majestät des Allerhöchsten? Erhebt er nicht das Geschöpf empor über den heiligen Schöpfer?

Sei schamhaft, nicht nur vor Andern, sondern gegen dich selbst — und du wirst die zügellosen Spiele deiner Einbildungskraft beschränken lernen. Und wenn diese Vorstellungen dich in einer Einsamkeit zu übermannen, wenn deine Begierden dich zu besiegen drohen —— fliehe die Einsamkeit, und die Versuchung wird von dir weichen. Eile zu den Menschen, welchen du äußerliche Achtung schuldig bist; eile zu Arbeiten, welche die Gegenwart deines Geistes erfordern; eile zu einer dir heiligen Stelle, wo du dich betend an die Gottheit wenden kannst, und du hast über die Einwirkungen deines Blutes gesiegt; du hast die Reinheit deiner Seele gerettet; du feierst einen stillen Triumph über die Sinnlichkeit, welchen kein Sterblicher sieht, den Gott nur bemerkt, den die Freude höherer Wesen verschönert, wenn es ihnen gestattet ist, die Kämpfe und Siege menschlicher Geister in ihrer irdischen Natur zu beobachten.

Sei schamhaft gegen dich selbst, so wirst du es ungeheuchelt

vor den Menschen sein, ohne Ziererei, ohne Anmaßung. Dein Blick wird niedrigen Lüstlingen Ehrfurcht einflößen, und der freche Witz roher Spötter wird vor dir verstummen. Du wendest dich von ihnen. Sie werden das Heilige deiner Religion vielleicht Aberglauben schelten, deine Sittsamkeit kindische Thorheit, deine Scheu vor ihrem Wesen eine thörichte Uebertreibung heißen; sie werden dich vielleicht mit Gelächter verfolgen: aber ihr Inneres wird dir eine Hochachtung nicht verweigern, welche ihr Mund vergebens wegzuläugnen sucht. Du wärest der Gegenstand ihrer Verachtung geworden, hättest du ihnen gehört.

Sei schamhaft gegen dich selbst, Kind Gottes, Kind des Allerheiligsten! und du wirst durch die Hoheit deiner Tugend auch Andere für sie gewinnen. Denn was der Mensch, auch wider seinen Willen, bewundert, das muß er auch wider seinen Willen lieben. — Befördere die Sittsamkeit in deinem häuslichen Kreise. Groß ist zwar die Gewalt lasterhafter Beispiele, aber gewaltiger ist noch das Beispiel wahrer Tugend. Zeige deinen Abscheu vor dem Schändlichen und Zuchtlosen, und Niemand wird vor dir diesen Namen haben wollen. Man wird dich mit Ehrfurcht umringen und dir nachahmen.

Vor Allem präge das Gefühl der Schamhaftigkeit ins zarte Herz ein. Was ist lieblicher, als die holde Bescheidenheit und die zarte Furcht vor jeder Unschicklichkeit! Wie schön ist es, die Unschuld vor sich selbst zittern, vor sich selbst erröthen zu sehen, die sonst vor Niemandem zittert, und arglos Jedem ins offene Auge blickt! — Aber nicht an der äußeren Sittsamkeit genüge dir; lerne schamhaft vor dir selbst und vor dem Blicke des Allgegenwärtigen sein! Lerne nicht nur unanständige Vorstellungen meiden; nicht nur den Menschen fliehen, der thierisch sich selbst vergißt: sondern dich selber fliehen, wenn unreine Bilder sich aufdrängen wollen.

Uebe dich selbst, nur das Nützliche zu thun, aber die Weichlichkeit des Müßiggangs, das wilde Geträum der Einbildungen zu fliehen. Härte dich selbst in einem thätigen Leben ab, welches der Wollust feind ist. Gewöhne dich selbst, nur Geschmack zu gewinnen an den Werken der Weisen, die das Herz bessern, Gesinnungen reinigen, den Verstand aufklären, die Vernunft wirksam machen; hingegen Ekel empfinden vor den zwecklosen, oft unschicklichen Dichtungen falsch geleiteter Einbildungskraft. Uebe dich selbst in der Kunst der Selbstbeherrschung, der Selbstverläugnung und des Entbehrens dessen, was die Sinne am meisten reizt und schmeichelt. Mache in dir selbst die Achtung für eigene Seelengröße, für eigene Geisteshoheit mächtiger, als die Achtung für fremde Größe und fremde Hoheit. Ermuntere dich selbst, Alles zu sein, Nichts zu scheinen, und in der Einsamkeit ganz derselbe, wie im öffentlichen Leben, dazustehen! Trenne dich selbst von sittenlosen Menschen, die, abgeschält von tugendhaften Grundsätzen, nichts Gutes kennen, als Sinnenkitzel, nichts Ge=

rechtes, als den eigenen Nutzen; nichts Wahres, als das Spiel der abwechselnden Umstände.

Ich will es! Allgegenwärtiger Gott, Dir sei es gelobt, ich will es! — Ja, unversehrt bewahren will ich das himmlische Gefühl für wahre Ehre und wirkliche Schande, welches Du in meine Brust legtest, und das sich in einer reinen Schamhaftigkeit äußert. Nicht vor fremder Unthat allein will ich erröthen, sondern vor der Unwürdigkeit meiner eigenen Vorstellungen und Begierden.

Wie könnte ich, o Du Allerreinster, glauben in Dir zu leben, wenn ich meinen Geist mit den Sünden niedriger Lust und unerlaubten Begierden besudelte? Wie könnte ich aus dem Schlamm thierischer Wollust meinen Blick zu Dir erheben, o Du Allerheiligster?

Mag eine verdorbene Welt immerhin der Strenge meiner Sitten spotten, und des Ernstes meiner Grundsätze — es sind die Grundsätze des Welterlösers Jesu; es sind die Grundsätze, ohne welche Seelenruhe, häusliche Glückseligkeit und Wohlfahrt ganzer Völker verderben; es sind die Grundsätze, welche meinem Geiste die Wege zur ewigen Vollendung öffnen!

Und wenn ich in ihnen erschwache, wenn die Gewalt unedler Leidenschaften mich betäuben will — o Gott, gib mir Kraft, daß ich dann im Sturm der Sinnlichkeit nicht erliege, daß ich meiner würdig bleibe!

Laß Deiner Wahrheit reines Licht
Uns, Reiner, nie verlieren;
Uns stets vor Deinem Angesicht
Mit Scham und Unschuld zieren;
Uns Schmeichlerstimmen schnell entziehn,
Den ersten Reiz der Wollust fliehn,
Uns durch Gebet bewahren!

32.

Was heißt Gott und Jesum lieben?

1. Joh. 5, 1 — 3.

Was willst Du, ew'ge Liebe, was,
 Was kannst Du von mir wollen?
Daß wir Dich wieder lieben, daß
 Dein Wort wir halten sollen.
Dich lieben, Vater! — lieben die,
Die Du wie Kinder liebst, daß sie
 In uns Dich wieder lieben!

Was heißt Gott lieben? was heißt Jesum lieben? Eine Frage, die dem Scheine nach kaum aufgeworfen zu werden verdient. Denn wo ist ein Sterblicher, welchem die Empfindungen des Wohlwollens, der innigen Zuneigung, der Liebe fremd wären? Wer hat nicht einen Freund, dem er Freund ist? Wer nicht Aeltern, die er zärtlich ehrte? — Geschwister, an welchen er mit Treue hing?

Und doch muß ich mir jene Frage vorlegen, und sie mir erst recht deutlich machen. Denn in ihrer richtigen Beantwortung liegt ja das ganze Grundwesen meiner Religion. Es ist nichts gleichgültig, was mein Verhältniß zu Gott und Jesu angeht; am wenigsten also auch meine Liebe zu Gott und Jesu. Es gibt Vieles, das an sich selbst so hell und klar zu sein scheint, und welches mir dennoch verworren ist, wenn ich es schärfer betrachte.

Denn ich bemerke es leicht, daß ich das höchste, unsichtbare Wesen nicht mit derjenigen Liebe lieben könne, mit welcher ich an einem Menschen hange. Ist doch selbst der Grad und die Art der Zuneigung verschieden, die ich den verschiedenen Sterblichen weihe. Anders liebt der Gatte die Gattin, der Vater das Kind, der Bruder die Schwester, das Kind die Aeltern; anders liebt ein Freund seine verschiedenen Bekannten. Keinem gehört er auf die gleiche Weise an. Selbst die beste der Mütter, welche alle ihre Kinder mit der gleichen Innigkeit liebt, ist doch in ihrer Freundschaft für jedes Kind besonders wieder verschieden; ihre Liebe ist nicht bei jedem Kinde gleicher Natur.

Und wie soll nun meine Liebe zu Gott beschaffen sein? Wie meine Liebe zu dem göttlichen Jesus, durch dessen Lehre ich selbst göttlicher werde?

Gott ist ein Geist, und die sich ihm nahen, die ihn anbeten, sollen ihn anbeten im Geist, und auf die würdigste Weise. Gott ist ein Geist, nichts Menschliches, nichts Irdisches; ich soll mich ihm also nicht bloß mit irdischer, menschlicher Liebe nahen, sondern mit geistiger Liebe, ohne Einmischung des Sinnlichen.

Aber wir können es als Menschen nicht verhindern, daß wir in das, was bloß geistig ist, nicht auch irdische Gefühle eintragen sollten. Und darum können wir auch, bei allem unserm Streben, Gott niemals auf die vollkommenste Weise und auf die würdigste Art lieben. Wir sind Menschen! Unser Geist freilich handelt; aber auch unser Irdisches, das heißt, auch die Empfindungen unsers Herzens, Freude, Schmerz, Sehnsucht, Entzücken, Furcht und Hoffnung, haben ihren Einfluß. Als reine Geister würden wir davon frei sein; als Menschen können wir uns nicht davon trennen. Aber Gott schuf uns selbst so; er schuf uns unserer Glückseligkeit willen so. Er hat Nachsicht mit den Schwachheiten, mit den Unvollkommenheiten, denn seine Hand war es, die dieselben in unsere Natur legte. Nur daß diese irdischen Schwachheiten nicht die Obergewalt in uns gewinnen, nicht den Geist erdrücken, dafür sollen wir Sorge tragen. Können wir es nicht verhindern, daß sich irdische Empfindungen in unsere Liebe und Anbetung Gottes einmischen, so sollen wir doch verhüten, daß diese Liebe, diese Anbetung nicht ganz irdisch werde. Je vollkommener, je edler der Mensch, je reiner ist sein Verhältniß zu Gott. Der höhere Mensch liebt Gott, wie Jesus selbst ihn liebte; der rohere Mensch verehrt ihn bald mit sklavischem Zittern, bald mit schwärmerischer Spielerei, bald mit niedrigem Aberglauben. Der höhere Mensch opfert seine Gefühle und Neigungen Gott auf. Der rohere Mensch kann aus Liebe zur Gottheit Menschen erwürgen, Familien ins Elend stürzen, Brüder hassen, die Gott nicht nennen, nicht anbeten, in der Art, in dem Tempel, mit den Vorstellungen, wie er.

Die allzustarke Einmischung irdischer Gefühle in das, was Liebe zu Gott sein soll, ist nicht nur eine bloße Unvollkommenheit und ein Mangel der ächten Gottesverehrung, sondern selbst gefährlich für die Grundlage der Religion. Eine Religion, welche sich meistens auf Empfindungen des Gemüthes, und nicht auf fromme Handlungen des Geistes gründet, ist unbeständig, schwankend, verleitet zu thörichten Ausschweifungen, zu verderblichen Schwärmereien, zum Aberglauben, selbst zur Irreligion.

Irdische Gefühle sind nie anhaltend, sondern vorübergehend. Dies soll aber die Liebe zu Gott und Jesu nicht sein. Je lebhafter unsere Begeisterung in einer schönen Stunde des Lebens ist, je schneller verschwindet sie. Die Seele ist so großer, dauerhafter Anstrengungen nicht fähig. Nach heftigen Gemüthsbewegungen erfolgt nothwendig endlich Ermattung des Gemüths.

Wie Viele hat es nicht gegeben, welche sich selbst schon mit Vorwürfen peinigten, daß sie in ihren Gebeten, in ihren Empfindungen bei dem Gedanken an Gott nicht immer die gleiche Lebhaftigkeit und Wärme hatten! Sie schrieben dies der Kälte und Erstorbenheit ihres Herzens, wohl gar dem Einfluß eines bösen Geistes zu, was zuletzt doch nur die noth=

wendige Schwäche ihrer menschlichen Natur war. Wie Viele hat es nicht gegeben, welche durch Religionsvorträge in ihrer Jugend zu überspannten schwärmerischen Gefühlen kamen, und sie nachher verloren, weil solche Gefühle ihrer Natur nach nicht anhaltend sein können! Dann quälten sie sich mit Selbstanklage, daß sie nicht mehr so fromm wären, wie ehemals; daß sie Gott und Jesum nicht mehr so innig liebten, wie ehemals. Sie bedachten nicht, daß jene Gefühle, welche damals künstlich, durch rednerische Mittel, durch Bewegung ihrer Einbildungskraft erweckt wurden, an sich selbst keine wahre Frömmigkeit, keine wahre Tugend waren; daß jene Gefühle endlich von ihrer Höhe wieder zurücksinken mußten, wenn die Mittel fehlten, durch welche sie emporgehoben waren.

Auch wir Menschen können uns unter einander lieben, ohne in beständiger leidenschaftlicher Aufwallung zu sein. Die Mutter kann ihr Kind mit Inbrunst lieben, ohne daß sie beständig beim Anblick desselben in Thränen des Entzückens ausbricht. So können wir Gott lieben, so uns mit ehrfurchtvoller Andacht und Sehnsucht ihm im Gebete nahen, selbst wenn jene schwärmerische Stimmung, der Ungestüm der Empfindungen fehlt, die wir in manchen bedeutenden Augenblicken unsers Lebens kennen lernten.

Gefühle sind oft nur Wirkungen unserer körperlichen Reizbarkeit. Aber unsere Religion, das heißt, unsere Gottesliebe soll dabei weder gewinnen, noch dadurch leiden. Es gibt Zeiten, in welchen wir reizbarer und zu lebhaften Bewegungen des Gemüths geneigter sind, als sonst. Sogar ein mehr oder minder kränkelnder Zustand des Körpers trägt dazu oft nicht wenig bei. Wie, wenn sich unsere Gottesliebe, unsere Religion auf solchen abwechselnden Zustand gründete, wie verschiedenartig würde unsere Liebe zur Gottheit selbst werden, sogar wider den Willen unsers Geistes! Das Kind und der Jüngling ist zu schnellern Aufwallungen, zur Begeisterung, zum Entzücken, ungleich geneigter und fähiger, als der Mann und die betagte Frau. Wie, sollten Kinder und jugendliche Personen darum Gott wahrhafter, inniger und würdiger lieben, als der ruhige, tugendhafte Mann, als der edle Christ im Greisenalter? Nein, unsere Religion, unsere Gottesliebe soll so sehr als möglich von irdischen Empfindungen rein, so sehr als möglich von ihnen unabhängig bleiben; sie soll geistiger Natur sein, wie Gott ein Geist ist.

Gefühle, wenn man ihnen zu sehr nachhängt, wenn man ihnen in der Gottesverehrung einen zu großen Werth gibt, bemächtigen sich allzuleicht der Herrschaft über die Vernunft, unterdrücken den freien Geist, und verunstalten das Verhältniß, in welchem er zum höchsten Wesen stehen soll.

Die Quelle der meisten Religionsschwärmereien liegt in der unbesonnenen Macht der Gefühle, welche in religiöse Gesinnungen und Handlungen übertragen werden. Leider ist es vielen Sterblichen angenehmer, mit

Empfindungen zu spielen, als mit Selbstaufopferung Gutes zu thun; es ist ihnen leichter, im Tempel oder in der Einsamkeit Thränen der Andacht zu vergießen und Thränen der Rührung, als hinzugehen, mit Entbehrungen eigener Bequemlichkeiten Thränen des Elendes von den Wangen unglückseliger Brüder zu trocknen. Es ist ihnen leichter das Gebet, als die mühsame Arbeit; leichter, den Eingebungen einer gereizten Einbildungskraft in schwärmerischen Betrachtungen zu folgen, als ernst und gründlich über ihre Pflichten nachzudenken, die ihnen Jesus vorschrieb.

Daher wird die Religion bei manchen Menschen nur zur tändelnden, das Gemüth auf eine anmuthige Weise beschäftigenden Unterhaltung, nicht zum Kampf über anklebende Fehler und Leidenschaften. Man gefällt sich, Jesu die schmeichelhaftesten Namen beizulegen, und mit dem erhabensten Wesen kindisch zu spielen, statt zu gehen, wie er, durch Sturm und Todesnacht, und für das Glück des menschlichen Geschlechts wohlthätige Thaten zu verrichten. Man gefällt sich in Träumen, aber weiß sich im Wachen und Handeln nicht zurecht zu finden.

Nichts ist in solchen Gemüthszuständen leichter, als unvermerkt in seltsame Verirrung des Geistes, in verderbliche Schwärmereien zu gerathen, wo man der Hauptsache des Christenthums vergißt und sich in Nebendingen verliert. Nichts ist dann leichter, als daß der Schwärmer voll stolzer Selbstzufriedenheit glaubt, das beste Theil erwählt zu haben, und diejenigen Christen verachtet oder in allem Ernst bemitleidet, welche nicht so empfinden und fühlen und glauben, wie er. Er hält nur zu demjenigen, der mit ihm gleichen Sinnes ist, und macht eine Scheidewand zwischen sich und Andern, die er noch nicht für Bekehrte, Bußfertige und Erweckte ansieht. Er maßt sich an, Herz und Glauben der Sterblichen zu richten, während doch Gott allein nur die Herzen prüfen, die Gewissen richten kann. Die Schwärmerei macht gegen Andersdenkende mehr oder weniger mißtrauisch, herabsehend, ungesellig, oft sogar feindselig.

Das aber ist keine reine Gottesliebe, dies kein wahres Christenthum. Was Jesus während seiner Menschheit auf Erden empfand im Innersten seines Herzens, das bewahrte er darin; öffentlich aber und im Geheimen handelte er nach Gottes Willen. Seine Gottesverehrung, die er uns zum Muster darstellte, war kein stundenlanges Beten, war kein Ausschmücken von Altären, Gräbern, Tempeln, war kein beständiges Weinen, Seufzen und Betrachten: sondern er betete im freien Felde, auf der Reise wie im Tempel; ein Gedanke an den Allmächtigen galt ihm schon dem Gebete gleich; er sann jeden Augenblick nach: was ist jetzt noch, das ich zum Besten meiner Brüder auf Erden thun könnte? und that es.

Was aber die Einmischungen der Gefühle und Empfindungen in die Religion am gefährlichsten macht, ist, daß ihr Uebermaß nicht nur zur unfruchtbaren Schwärmerei, zum thörichten Aberglauben verleitet, son-

dern sogar, — wer sollte es glauben?— zur Irreligion und Verachtung der Religion!

Denn da lebhafte und überspannte Gefühle ihrer eigenen Natur nach nicht von Dauer sein können, geschieht es oft, daß Menschen, die daraus sonst die Hauptsache ihrer Frömmigkeit machten, endlich erkalten und zum ruhigen Nachdenken übergehen. Dann finden sie selbst, daß ihre ehemaligen Empfindungen übertrieben, ihre Vorstellungen ohne Ordnung und Wahrheit gewesen. Sie finden den Zustand, in welchem sie damals waren, den Begriffen einer gesunder Vernunft nicht angemessen, oft sogar lächerlich. Sie schämen sich desselben. Sie fassen Argwohn gegen alles Andere, was in religiöser Hinsicht damit zusammenhing; ihnen wird selbst das verdächtig, was an sich selbst ewig ehrwürdig ist. Sie wollen sich von dem, was sie Vorurtheil und falsches Erziehungswerk nannten, frei machen, und ganz zu ihrer eigenen Kraft zurückkehren, und werfen mit den Fesseln des Irrglaubens, der Schwärmerei und des Aberglaubens auch die Stützen hinweg, welche die Religion Jesu dem menschlichen Geiste in seiner Unvollkommenheit gewährt. Sie nehmen sich vor, Alles besser zu prüfen, fangen ihr Werk damit an, Alles zu verwerfen, um dann desto leichter sich der Wahrheit wieder zu bemächtigen. Aber bald gebricht ihnen Zeit, bald Kraft für die nöthigen Untersuchungen, und sie stehen da, im Labyrinth voll Zweifel, ohne Religion, und ihr geistiges Elend mit dem falschen Flitterwerk sein sollender Aufklärung verhüllend.

Darum ist es gleich beim ersten Religionsunterricht der Jugend eine der wichtigsten Angelegenheiten des Seelsorgers, daß er, indem er das Herz zum Guten erweckt, vorzüglich auf den Verstand einwirke; daß er sich selbst hüte, nicht die Einbildungskraft der Jugend, die ohnedem bald thätig ist, allzulebhaft zu reizen; daß er sich kein Verdienst daraus mache, durch rührende Reden Gefühle zu erregen und Herzen zu erschüttern, sondern die Anregung frommer und schöner Empfindungen nur zu Nebenmitteln gebrauche, die vom Verstand ergriffene Lehre schöner, liebenswürdiger und dem gesammten menschlichen Wesen verwandter zu machen.

Prediger, Aeltern, Lehrer, Erzieher, die dieses versäumten, und mehr darauf ausgingen, die Jugend zu rühren, als zu belehren, haben leider gegen ihre Absicht oft den fürchterlichsten Schaden gestiftet. Verschwinden die Rührungen und Spiele der Einbildungskraft, dann treten die Zweifel des erwachenden Verstandes ein. Die Erfahrung bezeugt es hundertfältig, daß Irreligiöse, daß selbst sein wollende Gottesläugner (denn wahrhafte Gottesläugner hat es noch nie gegeben) in ihrer Jugend die eifrigsten Schwärmer waren. Die Erfahrung bestätigt es noch überall, daß da, wo der größte Aberglaube wohnt, auch die ärgsten Religionsspötter zu finden sind.

Was heißt nun Gott und Jesum lieben? Diese Frage, welche mir so leicht beantwortlich schien, ist es nun nicht mehr, je länger ich über ihren Sinn nachdenke. Er ist ein Geist! Mißtrauisch gegen die Einmischung und die Gewalt irdischer Empfindungen soll ich ihn, als Geist, geistig lieben.

Und was ist nun die reine Liebe zu Gott? — Das ist die Liebe zu Gott (so spricht Gottes Wort), daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. (1. Joh. 5, 3.)

Und was ist nun die wahre und reine Liebe zu Jesu? Höret die Worte Jesu selbst! Er spricht: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. (Joh. 14, 23.) Und Jesu Wort, die Hauptsumme seiner ganzen Lehre, ist: Du sollst Gott über Alles, deinen Nächsten wie dich selbst lieben. Du sollst vollkommen sein, gleich wie dein Vater im Himmel vollkommen ist! (Matth. 5, 48.)

Nicht also in bloßen Andachtsübungen, in frommen Gebeten, in Beobachtung religiöser Gebräuche, in sehnsuchtvollen Gefühlen, drückt sich die reine Liebe zu Gott und Jesu aus, sondern in Nachahmung Jesu und in Aehnlichwerden der Gottheit.

Es ist eine Unmöglichkeit, daß wir das unsichtbare, höchste Wesen mit irdischer Liebe, wie einen Menschen, lieben, — und geschieht es, so stehen wir in Gefahr, uns in Empfindeleien, in Träumen der Einbildungskraft zu verlieren. Wir sollen Gott durch das Streben unserer Seele lieben, ihm näher zu kommen, ihm ähnlicher zu sein. Der höchste Grad der Liebe ist die Sehnsucht zur innigsten Verbindung und Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande. So sei denn mein Streben auch nur Verbindung, Vereinigung mit Gott. Vereinigung mit der Gottheit aber ist nichts Anderes, als daß ich mich durch Jesu Wort und Lehre vergöttliche, daß ich in meinem ganzen Wesen vollkommen werde, göttlich-wohlthätig wolle, göttlich-wohlthätig denke, göttlich-wohlthätig handle.

Indem ich ganz im Sinn Gottes lebe und wirke, löset sich mein Geist in der Gottheit auf; ich bin der Gottheit Werkzeug zur Beglückung der Menschen auf Erden; ich bin, ich werde Jesu Bruder, der mich Bruder nannte; ich werde Gottes Kind sein.

Dies ist die Liebe zu Gott, wie sie sein soll, wie sie Jesus wollte. Sie ist nicht ein leeres Gefühl, sondern selbstbeseligendes Handeln.

Inzwischen wir sind Menschen — Geist und Körper wirken jederzeit in inniger Verbindung. Wir können uns und sollen uns schöner Aufwallungen des Gefühls nicht bei den Erinnerungen an Gott erwehren. Gefühle sind nur schädlich in der Religion, wenn wir aus ihnen die Hauptsache machen, und die Thaten vergessen, welche Gott gebot. Gefühle sind, wenn wir uns ihnen nicht ganz allein hingeben, die wirk-

samsten Mittel zur Erhebung unsers bessern Selbstes, zur Stärkung unsers Gemüthes im Guten. Der Mensch würde in träger Gleichgültigkeit verderben, und stille stehen auf der Bahn der Vollkommenheit, wenn nicht zuweilen ein Sturm der Empfindung uns mit sich fortrisse.

Achtungswürdig sind jene schönen Aufwallungen des Gemüthes, welche die Betrachtung der Größe Gottes in der Natur oder in den Verhängnissen unsers Lebens hervorruft. Achtungswürdig ist die heilige Begeisterung, welche uns in dem Gedanken an Jesu Vollkommenheit und Offenbarung, an seine Liebe, an seinen Welterlösertod ergreift. Achtungswürdig ist das himmlische Feuer der Andacht, von welchem unsere Seele im stillen Gebet erglüht, wenn sie zu dem unendlich großen und guten Geber alles Guten hinanschaut.

Wir sind Menschen. Kinder sind wir in der herrlichen Reihe der Geister, deren Edelste Gott unendlich näher stehen, als wir. So wollen wir denn unsern Gott auch mit diesem kindlichen Gemüthe lieben, das er uns ja selbst verlieh. So wollen wir ihn ewig anrufen: Abba, lieber Vater im Himmel! wie Jesus selbst ihn anrufen und lieben lehrte. So wollen wir uns der Thräne nicht schämen, die wir in der Einsamkeit weinen, wenn wir uns vor dem ewigen Vater betend hinwerfen. Auch unsere Thräne ist ein Gebet, auch unser Seufzer ein Wort des Herzens, auch das Feuer der Andacht, welches aus unsern Augen glänzt, von unsern Augen wiederleuchtet, ist eine Verehrung des Allerhöchsten.

Wir sind nur Kinder, Unmündige, Schwache im großen Reiche Gottes. Als Kinder liebst Du, o liebreicher Vater, uns! Wir können nicht mit Engelszungen Dich preisen, aber Du forderst es auch nicht von uns. Du hörst auch unser unmündiges, geringes Lallen gern; nicht was wir thun, nein, was wir Dir sein möchten, das ist Dir wohlgefällig. Nicht daß ich Dir feierliche, irdische Opfer bringe, nicht daß ich Dir zu Ehren festliche Uebungen anstelle, wie man etwa schwachen Menschen zu Ehren anstellt — nein, dies ist es nicht, was Dein Wohlgefallen erwecken, was meine Liebe zu Dir bezeugen kann: sondern daß ich Deinen Willen auf Erden erfülle; daß ich Jesum in meinen Brüdern auf Erden liebe; daß ich rastlos Gutes erdenke, nützlich wirke, Segen, Wohlstand, Frieden und Freude um mich her verbreite, so weit meine Kraft ausreicht.

Mag doch ein Kind zum Preis seiner Aeltern glänzende Feste begehen, es liebt dennoch seine Aeltern nicht, wenn es dem Willen derselben ungehorsam ist, und nicht ihre Gebote thut. Mag doch ein Kind gegen Vater und Mutter mit den besten Gefühlen erscheinen, schmeicheln, seufzen, sich demüthigen, küssen, voller Sehnsucht nach ihnen sein — es liebt dennoch Vater und Mutter nicht in Wahrheit und Aufrichtigkeit, wenn es die Lehren der Mutter zu schwer findet, und die Gebote des Vaters nicht halten will. So, o mein Vater im Himmel, empfinde ich es wohl, daß

ich, um Dich wahrhaft zu lieben, und diese Liebe zu bezeugen, Deinen Willen bei allen Anlässen meines täglichen Lebens erfüllen muß.

Und das will ich! O verleihe mir zu der Größe dieses erhabenen Willens auch Größe der Kraft. Ja, auch diese verleihest Du! Nie ist der Mensch zum Gutesthun zu schwach, wenn er es nicht selbst sein will, und das Vermögen nicht mißbraucht, welches Du ihm ihm verliehen. So will ich denn liebevoll handeln, weil ich Dich liebe; so will ich denn edel und nützlich wirken, Frieden und Wohl befördern, wo ich kann, weil das göttlich ist. Und wenn ich an jedem Tage auch nur einem Menschen eine Freude machen kann, so wird mir werden, als hätte ich schon viel gethan. Ach, wie mancher Tag ging hin, an welchem ich statt Freude Betrübniß verursachte! Ach, wie manchen Tag habe ich verloren! Wie oft vergaß ich Gott zu lieben!

33.

Die Wahl der Lebensart und des Berufs.

Mark. 1, 16 — 18.

Mein Loos in dieser Welt
Sei stets, wie Gott gefällt;
Dich, Vater, laß ich's wählen.
Dann kann es mir nicht fehlen,
Wenn ich nach Dir nur strebe,
In dem Beruf ich lebe.

Erretten Stand und Macht,
Rang, Ansehn, Gold und Pracht,
Wenn ich nichts Edlers habe,
Vom Schrecken vor dem Grabe?
Und vor Bekümmernissen
Das zagende Gewissen?

Wohin, o Gott, Dein Christ
Von Dir berufen ist,
Da kann er Deinen Willen
Zu Deinem Ruhm erfüllen;
Auch selbst in seinem Leiden
Durch Deine Kraft mit Freuden.

Es gibt eine Krankheit, an der viele Menschen leiden: sie heißt Unzufriedenheit mit Stand, Lebensart und Beruf. Diese Krankheit ist allgemeiner verbreitet, als man wohl glaubt; sie stiftet mehr Uebels im Stillen, als man glaubt. Während manches Angesicht fröhlich lächelt, frißt ein verheimlichtes Gift am wunden Herzen. Man sagt es nicht gern laut. Man weiß, die Klage sei fruchtlos. Aber dennoch läßt man sie zuweilen

etwa unter vertrauten Freunden laut werden; man hört von den Nichtbeglückten zuweilen in einem Seufzer die Worte entschlüpfen: „Hätte ich statt meines jetzigen Berufes einen andern wählen können, ich würde ein ganz anderer Mann sein!“ Oder: „meine Talente, meine Neigungen passen nun einmal nicht zu den Geschäften, zu welchen ich verdammt bin!“ Oder: „In jedem andern Berufe wäre ich glücklicher gewesen, als in dem, was ich jetzt treiben muß!“ Oder: „Ich ward durch allerlei Umstände zu diesem Stand, zu dieser Ehe genöthigt, davon ich voraus fühlte, ich könne darin nicht ganz glücklich sein. Meine Neigung, mein Herz ward nicht befragt, sonst wäre es anders.“

In der That, nichts ist trauriger, als solcher Zustand, denn der Mensch lebt bei demselben in einem unaufhörlichen Widerspruch mit sich selbst. Seine Sehnsucht schwebt immer über seinen Berufskreis hinweg. Seine geheimen Neigungen stehen beständig im Streit mit den Pflichten, die er üben soll. Es ekeln ihn die gewöhnlichen Geschäfte seines Lebens an, er treibt sie mit lauer Gleichgültigkeit, oder wohl gar mit Widerwillen. Er blickt nie ohne geheimen Schmerz auf das Loos Anderer, die es besser haben, oder zu haben scheinen, als er. Er sieht überall in seinen Verhältnissen nur Dornen, statt der Rosen; er beschäftigt sich mit allen übrigen Dingen voll größern Eifers, als mit denen, die er berufsmäßig zu besorgen hat. Darüber erwächst ihm nun mancherlei Ungemach. Aber selbst die Vorwürfe, die er wegen nachlässiger Behandlung seiner pflichtmäßigen Arbeiten erfährt, kränken ihn nur wenig. Er tröstet sich nur damit, daß es nicht anders sein könne; daß es noch viel sei, wenn es nur so gerathe und gehe, wie es geht und geräth, da er doch Alles ohne Lust und Liebe thue. Wäre er in seiner ihm angemessenen Lage; hätte er den Stand, das Gewerbe, zu welchem ihn seine Neigungen hinziehen: er würde vortrefflicher, eifriger, ruhmwürdiger erscheinen, als Mancher, der jetzt das bessere Loos hat, aber es nicht zu benutzen versteht. Er klagt heimlich seine Aeltern, seine Verwandten oder das Schicksal überhaupt an, daß er nicht in der Welt auf demjenigen Platze stehe, wohin er eigentlich gehöre.

Aehnlicher Mißmuth, wie bei den Männern mit dem Beruf, zu welchem sie bestimmt worden sind, quält manches heimlich leidende Weib in Rücksicht der ehelichen Verbindung, zu welcher es genöthigt worden ist. Weibliche Personen haben gewöhnlich eben so wenig ganz freie Wahl in Rücksicht des künftigen Gatten, seiner Eigenschaften und seines bürgerlichen Standes, als Jünglinge haben in Rücksicht des zu ergreifenden Berufes. Daher wird dann die Ehe selten so beglückend für das ganze Leben, als sie es sein könnte, besonders wenn auch noch Kinder fehlen, die das leere, freudenlose Herz der Gattin mit schönen Muttergefühlen erfüllen. Die Einförmigkeit des häuslichen Lebens vermehrt die unan=

genehmen Empfindungen dessen, was man entbehrt. Die Einbildungskraft beschäftigt sich mit stillen, oft selbst unerlaubten Wünschen. Man betrachtet sich als ein trauriges Opfer des Schicksals, oder sucht Ersatz in unhäuslichen Zerstreuungen. Das Hauswesen leidet; dem Gatten selbst ist nicht wohl in seiner Wohnung, und er sucht Genuß und Erheiterung an fremden Orten. Das Ehepaar wird nie so herzlich vertraut, als es zu wünschen wäre. Jeder behält noch gewisse Gedanken und Wünsche im Innersten des Gemüthes zurück, die nicht geoffenbart sein wollen. So wird nicht selten der Grund zu einer nachmaligen gegenseitigen Fremdwerdung gelegt, die zu mancherlei Mißverständnissen Anlaß gibt, und oft, wenn noch ein unkluges Benehmen dazu kommt, Ehestreit, Feindseligkeit und ewigen Hader erzeugt, bis das heilige Band gebrochen, oder obrigkeitlich aufgelöset wird.

So ist es nur allzugewiß, daß der Widerspruch des Berufes und Standes mit den Neigungen der Menschen eine der gemeinsten und furchtbarsten Quellen ihres Elendes ist. Woher entsteht aber meistens dies Uebel, welches die häusliche Glückseligkeit in ihren tiefsten Wurzeln vernichtet?

Allerdings legte die Hand des Schicksals selbst oft schon früh den wichtigsten Grund dazu. Nicht der Mensch gibt sich seine Anlagen; sie werden ihm angeboren. Entwickelt müssen sie werden durch Erziehung und Erfahrungen. Eben diese Anlagen sind gewöhnlich auch der Keim einer vorherrschenden Neigung des Menschen zu dieser oder jener, seinen besondern Fähigkeiten entsprechenden, Lebensart und Beschäftigung. Wenn nun das gleiche Verhängniß aber, welches ihm für irgend einen Beruf ausgezeichnete Fähigkeiten gab, von der andern Seite es unmöglich macht, einen Stand zu ergreifen, in welchem von solchen Eigenschaften der glänzendste Gebrauch zu machen wäre, so entsteht nothwendig jener innere Zwiespalt, der zur langen Unzufriedenheit Anlaß gibt.

Oft geschieht es, daß sich die Anlagen und Neigungen eines jungen Menschen erst sehr spät auffallend äußern. Und wären gleich Aeltern und Erzieher bereitwillig und vermögend, ihn jeder beliebigen Berufsart zu weihen, können sie doch nicht wahrnehmen, zu welcher er dermaleinst am besten taugen werde. Ja, es ist oft der Fall, daß, wenn dem Jüngling ungehindert die Wahl seines künftigen Berufes überlassen wird, er, sich selber verkennend, denjenigen Stand ergreift, zu welchem er nachher am allerwenigsten taugt, wenn sich seine Kräfte vollkommen entfaltet haben.

Doch im Ganzen sind solche Fälle **nicht allgemein**, sondern nur Ausnahmen vom Laufe der Dinge im gemeinen Leben. Und was hier die Hand der göttlichen Vorsehung anordnete, hat unstreitig seine höhern und guten Zwecke für die Menschheit, wenn der Mensch selbst nur weise genug ist, sie zu erkennen, und kräftig genug, sie zu erreichen.

So ist es geschehen, daß zuweilen mancher vortreffliche, geistreiche Kopf, welcher fähig gewesen sein würde, Länder und Völker weise zu regieren, oder die Wissenschaften auf eine höhere Stufe zu erheben, durch widrige Ereignisse getrieben wurde, sich dem Ackerbau oder einem Handwerke zu widmen. Hatte er ein Recht, die Unbilligkeit seines Schicksals anzuklagen? Oder sollen wir, wenn wir solchen scheinbaren Widerspruch erblicken, die Weisheit Gottes in Vertheilung seiner Gaben tadeln? — Mit nichten! Eben dieser geistreiche Landmann verbesserte durch neue Erfindungen den Anbau der Erde; eben dieser talentvolle Handwerker vervollkommnete seine Kunst auf eine bisher unbekannte Weise. Dazu waren ihre vorzüglichen Kräfte bestimmt; sie sollten zur Vermehrung irdischer Glückseligkeit des Menschengeschlechts auf einer Stelle beitragen, wohin seltener ausgezeichnete Geister kommen. In den Schöpfungen Gottes und in der Leitung der Schicksale ist immer ein erhabenerer Plan, als wir erwarten und glauben. Nichts ist Zufall. Auch die kleinste Pflanze hat ihren besondern Standort nicht ohne Absicht empfangen, und ein Stein liegt nicht vergebens im Felde, wo er liegt.

Aber des Menschen Kurzsichtigkeit ergründet die sinnvollen Absichten des Weltregenten nicht immer; und thörichter Eigendünkel, welcher immer eine Frucht der Unwissenheit ist, tadelt mit Vermessenheit, wo Anbetung und schweigende Verehrung das Gemüth füllen sollte.

Wenn endlich die Zwecke nicht erreicht werden, zu welchen die Vorsehung den Menschen hinwinkt: so ist es des Menschen Schuld. Es sind seine Leidenschaften, seine Thorheiten, die ihn den falschen Weg ergreifen lassen, und gegen das wahrhafte Gut blenden. Nicht Gott ist's, der ihn mit sich selbst entzweit. Der Mensch ist's, der sich mit Gottes weisern Entwürfen entzweit.

Schon die Aeltern pflegen oft in der Erziehung der Kinder den ersten Samen der folgenden Unzufriedenheit zu säen; der Ehrgeiz des Vaters, die Eitelkeit der Mutter, welche sich mit Liebe für die Kinder beschönigen, stürzen diese durch unüberlegte Behandlung in ein spätes Verderben. Man gibt den Söhnen eine Erziehung, die durchaus nicht zu dem künftigen Beruf schicklich ist, welchen sie unter ihren Umständen zu ergreifen haben. Man gewöhnt sie früh, als Herren zu leben, da sie in Zukunft Diener zu sein bestimmt sind; man füllt ihren Kopf mit Kenntnissen, die zu ganz andern Geschäften leiten, als zu den Geschicklichkeiten des Handwerksmannes. Kein Wunder, wenn nachher der junge Mensch Abneigung gegen ein Gewerbe beweiset, das er aus Noth übernehmen muß, inzwischen man ihm schon Neigungen für ganz andere Geschäfte einzuflößen angefangen hat.

Der Stolz mancher Aeltern wählt oft noch schlimmere Wege. Schon an der Wiege des Kindes wird für dessen künftigen Beruf entschieden,

ehe man noch wissen kann, ob es Anlagen zu demselben habe. Man will es zur Verherrlichung der Familie höher steigen lassen, glänzendere Rollen spielen lassen, als die Aeltern und Voreltern hatten. So geht der Sohn des Taglöhners ohne Mittel in die Lehre zum Handwerker oder Künstler; der Sohn des Handwerkers, ohne hinlänglichen Reichthum, in die Geschäfte des Kaufmanns; so der Sohn des Bürgers und Bauers ohne hervorstechende Talente, auf die höhern Schulen, um in den geistlichen oder gelehrten Stand einzutreten. Viel zu spät erst, wenn schon der beste Theil des Lebens unter langen Vorbereitungen verloren gegangen ist, wird man des Fehlgriffes gewahr, und die Reue schleicht dem unbesonnenen Stolze nach.

Dann erst sieht man den Irrthum ein, wenn der Sohn entweder in dem ihm zugedachten Stande gänzlich mißlingt, oder wenn aus ihm nur ein halber Mensch geworden ist; wenn er klagt: Hätte nicht ein falscher Ehrgeiz meine Aeltern verführt, die zu hoch mit mir hinaus wollten, ich würde glücklicher sein; ich würde mich anständiger und sicherer ernähren können. Jetzt bin ich in einer Lage, wo man mehr von mir fordert, als ich leisten kann. Aus Mangel an hinlänglichen Mitteln sehe ich nicht ein, wie ich mir jemals ein unabhängiges, und in dem mir gegebenen Stand anständiges Leben führen könne. Ich werde lebenslänglich in fremder Dienstbarkeit stehen, oder mich dürftig und spärlich durchquälen müssen.

Die Sucht vieler Aeltern, sich und die Kinder über ihren Stand zu erheben, ist heutiges Tages ein allzugemeines Uebel, als daß man es nicht fast überall erblicken sollte. Man hat verlernt, sein Glück und seinen Ruhm in demjenigen zu suchen, was uns die Vorsehung beschieden, und will mit Eigendünkel die Weisungen der Weltregierung verbessern.

Am gewöhnlichsten findet dieser Fehler in der Behandlung der Töchter statt. Man gibt ihnen eine Erziehung, die meistens über ihren Stand hinausgeht. Weit entfernt, sie zu jener Einfalt und Sparsamkeit und Häuslichkeit zu gewöhnen, welche künftig den redlichen Mann beglücken können, der sie zur Gattin wählen möchte, gewöhnt man sie an mancherlei Bequemlichkeiten, an Lustbarkeiten und Ergötzungen, zu welchen der künftige Ehemann oft weder Neigung noch Vermögen hat. Statt ihnen durch eine reiche Aussteuer die Möglichkeit zu geben, sich und ihrem künftigen Gatten Leben und Betrieb des Gewerbes zu erleichtern, verschwendet man die Ersparnisse an Putz und Pracht, die Tochter vor allen Andern glänzen zu lassen, in der Hoffnung, ein reicher Mann werde die Tugenden dieser Feinerzogenen allem Vermögen vorziehen. — Die Folgen davon sind leider offenbar genug. Der redliche Mann, nicht im Stande, den Aufwand und alle die kleinen Bequemlichkeiten und Bedürfnisse zu bestreiten, an welche die feingebildete Tochter gewöhnt ist, thut Verzicht

auf ein Ehebündniß mit einer solchen. Er wählt sich lieber eine Seinesgleichen, die ihm statt Flitterputzes so viel Vermögen zubringt, daß ihm die Einrichtung seines Hauswesens erleichtert wird. Die geschmückte Armuth wird vergessen, und die hochfliegenden Plane des älterlichen Stolzes werden demüthiger, je mehr die Jahre kommen, in welchen der jugendliche Reiz der Tochter verschwindet.

Daher die Menge der Unverehlichten, zumal in größern Städten, wo die thörichte Sucht, sich über seinen Stand zu erheben, und es Vornehmern gleich zu thun, immer mehr überhand nimmt. Daher das traurige Loos solcher Jungfrauen, welche entweder gegen die Bestimmung ihres Geschlechts einsam dahin welken, oder von ihren hohen Ansprüchen ablassen, und, um versorgt zu sein, Männern die Hand bieten müssen, deren Gewerbe, deren Bildung ganz von dem verschieden ist, was sie erwartet haben. Daher dann die Widersprüche der vermeinten höhern Anlagen und edlern Neigungen mit dem wirklichen Berufskreise; daher dann die Unzufriedenheit mit seinem Stande; daher die zerrütteten Wirthschaften, die thränenvollen Ehen!

Auch nicht wenig zu Verderbung des Kopfes und Herzens der Jünglinge und Töchter für ihren künftigen Beruf und Stand trägt die in größern und kleinern Städten herrschend gewordene Vielleserei bei. Junge Leute glauben sich zu bilden und ihren Geschmack zu veredeln, indem sie ohne Auswahl, ohne Rath eines verständigen Freundes, Romane, Mährchen und Schauspiele lesen, statt nützlicher Werke, aus denen sie etwas für ihre künftigen Berufspflichten erlernen könnten. Es kommt ihnen dabei leider nicht so sehr auf die vorgebliche Bildung ihres Geistes an, sondern mehr auf angenehme Schwärmereien für ihre ohnehin reizbare Einbildungskraft. Sie erhöhen dadurch ihre natürlichen Gefühle zu einer lächerlichen oder krankhaften Empfindsamkeit und Empfindelei. Das gemeine Leben wird ihnen fade und widerlich, weil es ganz anders und ernster dasteht, als das phantastische Hirngespinnst ihres Dichters. Sie machen höhere, träumerische Forderungen an die Welt, als diese erfüllen will und kann. Sie klagen das Leben an, wo sie nur ihre eigene Verstandesverworrenheit und Verbildung anzuklagen hätten.

Nicht daß ich hiermit die Werke unserer Dichter tadeln wollte; aber der Mißbrauch derselben durch die unerfahrne Jugend und die Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit der Aeltern und Erzieher ist dabei zu tadeln. Denn was geistvolle Männer zur Erholung des Gemüthes gedacht und geschrieben, soll keine Hauptbeschäftigung der Jugend sein; und der reizende Leckerbissen darf nie die Stelle der stärkenden Nahrung vertreten.

Jüngling, ich spreche von deiner Zukunft, von dem Glück deines ganzen Lebens, von der Wahl deines Standes und Berufes. — Dir mehr, als jedem Andern, ist an deinem eigenen Loose gelegen. Erwäge ernst-

voll, in welche bürgerliche Laufbahn du für die ganze Lebenszeit eintreten willst. Zurückzutreten ist nicht mehr leicht, oft unmöglich.

Wähle nicht aus Stolz oder Eitelkeit, und mit alberner, leichtfertiger Erwartung der Glücksgunst, dein künftiges Lebensgeschäft: sondern prüfe, wozu du am geschicktesten bist, und worin du einst etwas Ausgezeichnetes leisten könnest. Aber bedenke zugleich, ob du auch die äußern Hilfsmittel hast, die erforderlich sind, um dir in der Laufbahn, die du dir wünschest, fortzuhelfen. — Wähle nie aus Stolz und Eitelkeit, sondern in der Ueberzeugung, daß du da deine Anlagen, die du von Gott empfingst, auf das Nützlichste für Andere anwenden kannst. Sieh nicht allein auf Ehre, auf leichten Erwerb; sondern auf sichern Erwerb, und auf die Gewißheit, daß du deinem Stande Ehre bringen werdest. Wahrlich, jeder Stand ist ehrenvoll, wenn du der Mann bist, durch Kenntniß und Fleiß und Geschicklichkeit die darin liegende Ehre hervorzuheben. Wähle, aber mit Umsicht und Rücksicht auf die Menge derjenigen Personen, welche sich der gleichen Berufsart widmen, und mit denen allen du in den Wettkampf treten mußt. Was hast du vor ihnen voraus?

Wähle, aber denke daran, daß ein weiser Mensch in jeder Lage des Lebens, auf jeder Stelle, sei sie hoch oder niedrig, auf seinem rechten Platz steht. Denke, daß es besser sei, der Erste in einem weniger glänzenden Beruf, als der Letzte in einem vornehmern Stande zu sein!

Ist aber deine Berufswahl schon gethan, oder mußt du eine Wahl wider deine Neigung treffen, weil dich unüberwindliche Umstände dazu zwingen: so höre auf, gegen den Stand unzufrieden zu sein, in den du getreten bist. Nun ist dein Gang Gottes Wille! Gehe ihn mit Zuversicht, es ist der Gang zu deinem Glücke. Du siehst es vielleicht nicht ein; du wirst es aber einst erkennen und rühmen. An dir nur liegt es, in diesem Stande der Achtungswürdigste, Nützlichste und Wohlhabendste zu werden. Du wirst es werden, wenn du dreier Lehren stets dabei eingedenk bist: Mit unermüdetem Fleiße der Vollkommenste in deinem Fache zu sein; — durch Dienstgefälligkeit und Herzensgüte dir Jedermann in deinem Beruf zu verpflichten; — und nie dich von Gott und seinem Willen zu trennen, denn von ihm kommt allein Glück und Segen auf deinen Beruf.

Ja, auch in deiner dir unangenehmen, aber unabänderlichen Lage hast du von deinem Verhängnisse die Vollmacht empfangen, glücklich zu sein, wenn du es sein willst; wenn du Kraft und Verständigkeit genug hast, nicht unaufhörlich gegen dasjenige anzustreben; was du doch nicht abändern kannst; wenn du Muth genug hast, deinen Eigensinn zu brechen, und den Winken der Gottheit zu folgen, die dich wahrlich absichtlich in diesen deinen gegenwärtigen Stand einsetzte.

Ehrgeiz und kindischer, gegen das Unmögliche kämpfender Eigensinn ist es, was dich mit deinem Zustand unzufrieden macht. Fürwahr, es ist nicht dein Zustand, dein Beruf, der dich unglücklich macht. Siehe umher, wie viele Tausende leben froh in demselben, und haben doch alle noch nicht die mannigfaltigen Vortheile, welche dir dabei verliehen sind. Aber dein Eigensinn, dein Mißmuth macht dich nur noch viel unempfindlicher gegen das Gute, was deine jetzigen Verhältnisse geben können; so verlierst du selbst die Freudentage muthwillig, die dich anlächeln würden, wenn du weiser wärest.

Keiner kann in der Welt den Stand, die Rolle haben, welche er will — Gott wählt! Er weiß am besten, was in dem großen Gefüge der Weltordnung für dich und das Ganze das Zweckmäßigste sei. Der Fürst sehnt sich vom Throne herab zur glücklichen Ruhe des Mittelstandes; der Soldat wünscht sich die bequeme Stille und Sicherheit des Landmannes; der Geistliche den Geschäftskreis des thätigen Kaufmannes; der Kaufmann die sichere, wenn gleich mäßigere Gewerbsart des Handwerkers. Jeder Stand hat seine eigenen Mühen.

Darum erfülle deine Pflicht da, wo du lebst; unterdrücke die Dornen, mache dich ihnen unempfindlicher und dagegen vertrauter mit allen Vortheilen deiner Verhältnisse. Es gibt keinen Stand, welcher es auch sei, in welchem du nicht deine Fähigkeiten zeigen könntest. Du willst Ehre; kein Stand gibt sie dir. Du mußt sie durch besondere Geschicklichkeiten deinem Stande geben.

Erfülle deine Pflicht da, wo du lebst. Warum ringest du doch mit deinen Wünschen immerdar nach etwas Anderm; warum vergissest du über das Bessere, was du begehrst, das Gute, was dir wirklich schon beschieden war? Willst du, gleich einem eigensinnigen Thoren, hungrig von dem mit Speisen wohlbesetzten Tische aufstehen, weil du immer auf die köstlichern Speisen vergebens wartest? Siehe, ein Tag fliegt um den andern vorüber, eine Woche um die andere, und was ungenossen dahineilte, ist dir auf ewig entzogen. Wie lange willst noch einbüßen? Wer weiß, ob nicht dein Leben früher endet, als du dein Ziel erreichen kannst, nach welchem du dich mit unruhiger Begierde sehnst. Was hättest du dann? was hälfe dir dann deine Unzufriedenheit, dein Trachten nach dem noch Bessern? Dir war von Gottes Güte auch in deiner wirklichen Lage viel Gutes dargeboten, aber, o Unkluger, du verstandest nicht einmal dies mit rechter Lebensweisheit zu genießen. Wie wärest du jemals wohl noch eines größern Looses werth gewesen?

Und du, o Jungfrau! ungewiß ist für die Zukunft dein Loos; ungewiß, ob dir Jemand die Hand als Gatte bieten wird, und wer es sei! Aber bereite dich vor, so zu werden, daß du künftig mit Keinem vollkommen unglücklich sein könnest. Deswegen erwarte wenig vom Schicksal,

das Meiste von dir. Gewöhne dich an keine Bequemlichkeiten, die dir einst schwer würden, entbehren zu müssen. Dein schönster Schmuck sei Sittsamkeit, Bescheidenheit, Häuslichkeit; in den Kleidern Reinlichkeit, Einfalt, ohne Prachtsucht, ohne Mittmachen jeder neuesten Mode. Der vernünftige Mann wählt nie nach dem, was die Jungfrau trägt, sondern was die Frau bringt. Derjenigen gewährt er aber allezeit und mit Recht den Vorzug, die schon durch ihre äußere Bescheidenheit verkündigt, daß sie wenig bedürfe und fordere, hingegen durch Ordnung, Sparsamkeit und Liebe zum Häuslichen verräth, daß sie Vieles zu geben fähig sei.

Mein Vater im Himmel, der Du mir nach Deinen Einsichten einen Stand anweisest, — laß mich ihn mit Würde erfüllen: er ist der beste für mich. Du hast mich berufen. Indem ich durch meinen redlichen Eifer, ohne alle Absichten des Ehrgeizes und der Habsucht, die Pflichten dieses Standes in ihrem ganzen Umfang erfülle, erfülle ich nur Deinen heiligen Willen! Amen.

34.

Die Vergegenwärtigung frommer Gefühle und Gedanken.

Ps. 43, 3. 4.

Laß mich im Heiligthume
Dich, Allgegenwärtiger,
Stets suchen und finden! — —
Und er ist nun entfloh'n,
Dieser Gedanke der Ewigkeit.
Laß mich, ihn tief anbetend,
Von den Chören der Seraphim
Ihn mit lauten Thränen der Freude
Herunterrufen!
Damit ich Dich zu schauen
Mich bereite, mich weihe,
Dich zu schauen
In dem Allerheiligsten!

Sehr oft ist mir begegnet, daß Tage und Wochen kamen, in denen ich mehr zur Frömmigkeit gestimmt war und zu heiligen Gesinnungen, als in andern Zeiten. Dann kamen wieder Stunden, ja Monate, wo ich weniger an Gott dachte, weniger an göttliche Dinge; weniger betete, noch beten mochte. Ich habe den größten Theil meines Lebens in diesem schwankenden Zustande meines Gemüthes zugebracht. Ich bin mir in meinen Gesinnungen nie gleich geblieben; mein inneres Leben war beständig zwischen guten Entschlüssen und Schmerzen der Reue getheilt; zwischen Andacht und Zerstreuung; zwischen Frömmigkeit und Leichtsinn.

Dies war freilich gegen meine eigenen Wünsche; dennoch konnte ich es nicht ändern. Ich machte mir selbst oft bittere Vorwürfe in den Stunden der einsamen Ueberlegung, und schalt meinen Wankelmuth. Bald hielt ich diesen für eine verzeihliche Schwäche, bald für eine Wirkung des mir inwohnenden natürlichen Verderbens. Es ist oft geschehen, wenn ich, nach langer Entfernung von frommen Empfindungen, durch einen äußern Umstand wieder gereizt ward, ernster an Gott und Ewigkeit zu denken, daß ich, tief beschämt, kaum im Geiste zu dem Vater im Himmel aufzublicken wagte, dessen ich so lange vergessen hatte.

Oft nahm ich mir vor, diesen ungewissen Zustand meiner Frömmigkeit abzuändern, und ihn dadurch fester zu machen, daß ich fleißiger die Kirche besuchte und regelmäßig mich an tägliche Gebete zu gewissen Stunden gewöhnen wollte. Allein zuletzt ward mir, auch wenn ich meinem Vorsatz treu blieb, die Kirche, wie das Gebet, zur kalten Gewohnheit; ich konnte mich der Gleichgültigkeit gegen das Alltäglichgewordene keineswegs erwehren; mein Kirchenbesuch ward eine unnütze Außensache, ein todter Gebrauch; mein Gebet ward ein bloßes Wörtermachen ohne Begeisterung, ohne Andacht. Ich fand endlich selbst, dies könne keine wahre Gottesverehrung genannt werden; und es sei besser, dergleichen zu unterlassen, als unwürdig in den Tempel des Herrn und zu seinem Altar zu treten; besser, nicht zu beten, als unwürdig zu beten. Und dies währte, bis ich wieder umkehren und meine Zuflucht zu Gott nehmen konnte mit tiefster Inbrunst. Dann rief ich mit David: Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten und bringen zu Deinen heiligen Bergen und zu Deiner Wohnung. Daß ich hineingehe zu dem Altar Gottes, zu dem Gott, der meine Freude und Wonne ist, und Dir, Gott, auf der Harfe danke, mein Gott! (Ps. 43, 3. 4.)

Ich darf nicht zweifeln, daß es vielen andern Menschen geht, wie mir; daß sich Viele über diese Unbeständigkeit der Gesinnungen betrüben, wie ich mich betrübt habe; daß Viele fürchten, eben dadurch von der Gnade Gottes ausgeschlossen zu werden. Andere hingegen werden dies ganz gleichgültig finden, wohl gar lächerlich, daß man sich deswegen mit Vorwürfen peinige. Ihre Religion gehört zu den oberflächlichen Halbreligionen, in denen sie sich es bequem machen, bis ein erschütternder Schlag des Schicksals, wenn ihr Glück wankt und stürzt, wenn Alles sie verläßt, ihnen den Gedanken: Gott und Ewigkeit, bedeutungsvoller macht.

Was habe ich aber zu thun? Wie kann ich mir meine guten Vorsätze und Entschließungen, meine frommen Gefühle immer vergegenwärtigen, daß ich nicht lau werde?

Es ist die richtige Antwort auf diese Frage äußerst wichtig für mein äußeres Leben in der Welt. Denn was nützt mir meine Frömmigkeit, wenn sie nicht anhaltend ist? Was mein Glauben an Gott, wenn ich

ihm so oft abtrünnig werde? — Sie ist wichtig für mein inneres Leben. Denn quälend ist es allerdings, wenn man in sich einen ewigen Wechsel der Grundsätze gewahr wird, und wie man sich niemals gleich bleibt; heute voll Inbrunst gegen Gott, morgen gleichgültig, heute zerknirschten, morgen gleichgültigen Herzens ist.

Um aber richtig antworten zu können, muß ich schlechterdings zurücksehen auf die wahren Quellen meiner Veränderlichkeit in religiösen Angelegenheiten. Diese Quellen liegen theils in mir, theils in meinen Umgebungen. — Sie liegen in mir, und zwar in der Natur meiner Gefühle und meiner Gedanken. Es ist selbst zwischen diesen ein großer Unterschied. Alle Gefühle, der Freude und des Schmerzes, der Hoffnung und der Furcht, oder welchen Namen sie haben mögen, sind unbeständig und ihrer Natur nach von keiner anhaltenden Dauer. Muß doch endlich selbst der größte Schmerz um geliebte Verstorbene verschwinden mit der Zeit; warum nicht manches andere, minder heftige Gefühl? Ja, es ist gewiß, daß eine lebhafte Aufwallung der Empfindungen nie lange in gleicher Stärke dauert, und daß der Mensch nicht fähig wäre, sie ununterbrochen zu ertragen.

Gedanken kann sich der Mensch zu jeder Zeit schnell zurückrufen, ohne große Mühe; aber Gefühle kann er nicht plötzlich durch den bloßen Willen in sich erneuern; und wenn er es könnte, würde solche erkünstelte Freude, erkünstelte Liebe, erkünstelte Andacht — keine wahre Freude, Liebe und Andacht sein. Der Gedanke ist mehr eine Handlung des Geistes, der in uns lebt; das Gefühl aber hängt mehr von der jeweiligen Stimmung und Reizbarkeit unserer Nerven, und von äußern oder innern Ereignissen ab, welche ungewöhnlich auf sie wirken. Daher gibt es wohl feste Grundsätze, denn sie beruhen auf Ueberzeugungen des denkenden Geistes; aber keine festen Gefühle, denn sie beruhen auf dem Irdischen in uns, und alles Irdische ist der Wandelbarkeit unterworfen.

Aus diesem ergibt sich nun von selbst, daß meine Religiosität um so wankender und sich ungleich sei, je mehr sie sich auf bloße Gefühle stützt. Weicht der Boden: wie mag das darauf beruhende Gebäude bestehen? So wenig der Mensch im Stande ist, durch seinen bloßen Willen in immerwährender Freudigkeit, in unveränderlichem Entzücken oder in gleichbleibendem Schmerz zu sein: eben so wenig ist er fähig, sich durch seinen bloßen Willen in die tiefste Rührung, Andacht und Inbrunst zu versetzen, oder immer im Gewühl des Lebens dasjenige mit der gleichen Innigkeit zu empfinden, was er sich in einer begeisterten Stunde des Gebetes so zu empfinden vornahm. Daß man nicht jederzeit den sehr richtigen Unterschied zwischen Gefühlen und Gedanken beobachtete, gab sehr guten Christen oft Anlaß, sich mit Vorwürfen wegen Leichtsinns, Gleichgültigkeit und Lauheit in ihren Gesinnungen gegen Gott zu betrüben.

Allein sie wollten, indem sie Gefühle bleibend zu machen suchten, das wahrhaft Unmögliche. Nicht in ihren Gesinnungen, nicht in ihrer Denkart gegen das Himmlische waren sie anders geworden, sondern sie konnten sich nur nicht auf der Höhe ihres Gefühls von Liebe und Andacht erhalten und die ehevorige Gemüthsstimmung erneuern, weil dies nicht von ihnen abhing. Sie hatten Unrecht, dies als eine Wirkung der Erbsünde anzusehen, oder gar als eine Macht des Satans. Es war die nothwendige Folge ihrer Natur, die ihnen Gott verliehen, und welche überall keiner bleibenden Anstrengungen fähig ist, ohne wieder erschlafft zu werden. Der Körper, wenn er durch anhaltendes Wachen erschöpft ist, muß nothwendig in um so tiefern Schlaf versinken.

Aber auch in den Umgebungen des Menschen liegen die Ursachen seiner veränderlichen religiösen Stimmung. Und er ist nicht immer Schöpfer und Herr der Umgebungen, welche auf sein Gemüth einwirken. Es ist schon ein großer Unterschied zwischen unserm Zustand in der Einsamkeit und in dem geräuschvollen Alltagsleben. Dort können wir uns freilich ohne große Mühe zur stillen Selbstbetrachtung sammeln; hier aber sind wir unaufhörlich durch Geschäfte, Arbeiten, Gespräche, Nachrichten und Sorgen von hunderterlei Art in Anspruch genommen und zerstreut. Wie wäre es möglich, daß wir, die wir so beschränkte Wesen sind, in der Mitte von zusammendrängenden Umständen, welchen wir Aufmerksamkeit widmen müssen, gleiche Inbrunst und Erhebung des Gemüths haben sollten, als wie wenn wir uns in tiefer Einsamkeit selbst überlassen sind? — Alles hat seine Zeit; der Gedanke an Gott, wie der Gedanke an die Geschäfte und Bedürfnisse des irdischen Lebens; das Gebet, wie die Arbeit. Beständig arbeiten, nie Gottes gedenken, heißt zum Thier werden; beständig beten, nie arbeiten, heißt zum unnützen Träumer und lieblosen Müßiggänger werden. Bete und arbeite! befiehlt Gottes Wort. Ein beständiger Beter vernichtet durch sein träges, thatenloses Leben, was er in seinen Gebeten gut machen wollte.

Es ist also nicht als Lauheit und sündlicher Wankelmuth gegen Gott anzusehen, wenn wir nicht jeden Augenblick, wo wir es wünschen, im Stande sind, lebhafte Gefühle der Inbrunst und Andacht in uns zu erneuern. Denn die größere oder geringere Stärke gewisser Empfindungen ist mehr abhängig vom Zustande des Körpers als von unserm geistigen Willen. — Es ist nicht als Lauheit und sündlicher Wankelmuth gegen Gott anzusehen, wenn wir uns nicht, sobald wir es wünschen, plötzlich alle erhabenen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen vergegenwärtigen können, die wir sonst hatten. Denn auch unser Gedächtniß sogar hängt mehr oder weniger von körperlichen Zuständen ab; unter zerstreuenden Verhältnissen des Lebens ist auch der stärkste Geist

nicht fähig, sich so vollkommen zu sammeln, als er es in der Einsamkeit oder in andern günstigen Umständen vermag.

Nach allem diesem wird die Beantwortung der Frage schon einfacher: Wie kann ich mir meine guten Vorsätze und Entschließungen und meine frommen Gefühle vergegenwärtigen, daß ich nicht lau werde? Ich kann es in Rücksicht der Gefühle, wenn ich nicht eine immerdar gleiche Lebhaftigkeit derselben von mir fordere. Gott selbst fordert sie nicht, denn er gab uns die Kraft dazu nicht. Wir können einen Freund, eine Freundin, wir können Aeltern, wir können Kinder mit größter Zärtlichkeit lieben, ohne beständig in jenem Entzücken zu schwimmen, welches wir nach langer Trennung von ihnen im ersten Augenblicke des Wiedersehens zu fühlen pflegen. — Ich kann es, sowohl in Rücksicht der Gefühle, als der Gedanken, wenn ich die dazu schickliche Zeit erwähle, in der ich mein Gemüth von andern Sorgen zu befreien fähig bin. Der Mensch denkt und handelt in der Zeit. Er ist im gleichen Augenblicke nicht zwei verschiedener Gedanken und zwei verschiedener Gefühle zugleich mächtig. Er muß in jedem Augenblick und auf jeder Stelle immer das ganz sein, was der Augenblick und die Stelle von ihm fordert. Wer zweien Herren dienen will, wird beiden unnütz. Gehöre zur rechten Zeit Gott, zur rechten Zeit dem Glück und dem Wohlergehen deiner Mitmenschen. Wenn die heilige Schrift gebietet: habe Gott beständig vor Augen, so heißt dies nicht, unaufhörlich an Gott denken. Menschen, die dies versuchen, treiben das Unmögliche. Sie werden Träumer oder Schwärmer, Kopfhänger und endlich frömmelnde Heuchler, die sich selbst täuschen.

Am leichtesten geschieht die Vergegenwärtigung frommer Gesinnungen durch Annahme eines festen Lebensgrundsatzes, dessen Wahrheit und Ersprießlichkeit uns vollkommen einleuchtet. An einen solchen Grundsatz, dem unser Inneres gleichsam Treue geschworen hat, können wir uns selbst im vollkommensten Getümmel des Lebens erinnern. Ein flüchtiger Gedanke daran ist genug, uns die gehörige Richtung und Stärke zu geben, daß wir wohlgefällig vor Gott wandeln, wenn wir gleich nicht beten.

Wähle dir einen solchen Grundsatz nach deinem eigenen Bedürfniß; und die Abschaffung deines größten Fehlers, desjenigen, der dir die meisten Unannehmlichkeiten verursacht, oder der den Andern am kränkendsten ist, das ist dein dringendstes Bedürfniß. Alles wird dich dann im gemeinen Leben an deinen Grundsatz erinnern, und dein Fehler, deine böse Neigung dir am öftersten das vergegenwärtigen, was du in einer heiligen Stunde beschlossen hattest. Das heißt Gott rechtschaffen verehren im Geist und in der Wahrheit. Da wird unser ganzer Lebenslauf zum Gebet, selbst wenn wir keine Hände zum Himmel emporfalten. Da zeugt unser Thun und Lassen, und jeder Kampf und jeder Sieg gegen unsere bösen Neigungen von der in uns wohnenden

Liebe zu Gott, selbst wenn wir im Augenblick des Handelns nicht an Gott denken. So beweiset ein Kind, wenn es auch von den Aeltern abwesend ist, seine zärtliche Verehrung zu denselben am wahrsten und rührendsten, wenn es immerdar nach den Lehren und Grundsätzen thut, die es von den Aeltern empfangen hat, auch wenn es nicht unaufhörlich an diese denkt, oder von ihnen spricht. So beweisen ein Vater, eine Hausmutter die lebendigste Zuneigung zu ihren Kindern, wenn sie schon nicht an dieselben denken, dadurch, daß sie für dieselben im Schweiß ihres Angesichts arbeiten.

Bist du nicht in der Stimmung, dich in anhaltender Andacht mit deinem Gott im Gebet zu beschäftigen, weil du ermüdet oder zerstreut bist: so erkünstele keine Andacht, welche dir mangelt; erkünstele dir keine Inbrunst und Begeisterung, weil dein Bemühen eben so unnütz als vergeblich sein würde. Es ist dann schon genug, daß du deines himmlischen Vaters mit stummer Ehrfurcht gedenkest. Ein flüchtiger Seufzer ist ja oft das herrlichste Gebet. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet! lehret Jesus, der Heiland. (Matth. 5, 8.)

Aber von der andern Seite sollen wir uns auch nicht ganz einschläfern und in wirkliche Gleichgültigkeit verfallen. Nein, es ist keineswegs gleichgültig, Gottes, unsers Schöpfers, unsers Richters eingedenk zu sein, oder zu vergessen. Der Mensch ist nur durch seine Verbindung mit Gott groß, dauerhaft froh, edel und gegen alle Schicksale stark. Je näher der Mensch im geistigen Verkehr mit Gott steht, je höher steht er. Die Tugend der Sterblichen ist nur dadurch göttlich, daß sie ihr Antlitz zu Gott richtet. Ehrlich, keusch, verständig, mäßig, klug, — o, auch Thiere können es in ihrer Art sein. Aber durch Gemeinschaft mit Gott wird der unsterbliche Menschengeist und seine Handlungsart vergöttlicht. Er thut nicht das Kluge, Nützliche, Gerechte allein: es strebt sein gottbegeistertes Gemüth zu Vollkommenheit und Weltbeseligung.

Weil aber unsere Gefühle oft auf lange Zeit erschwachen können, und die Zerstreuungen des Weltlebens uns oft auf lange Zeit von göttlichen Dingen abziehen können, ist es wohlgethan, äußere Hilfsmittel nicht zu verschmähen, durch welche wir uns fromme Gedanken und Gefühle leichter vergegenwärtigen. Zu solchen Hilfsmitteln gehören heilige Gesänge; — wer kennt nicht die Macht der Töne über das menschliche Herz! — das Lesen erbaulicher Schriften, die uns in gleichem Verhältniß erheben und zu einem göttlichen Sinn erwecken, wie sie uns belehren; der Besuch der Kirche, zumal der Predigt, und Verkündung des Wortes Gottes, wo auf die Veredelung und Heiligung unsers Gemüthes in lehrreicher Darstellung der Größe Gottes, des Wandels Jesu, der Liebenswürdigkeit der Tugend und der Schändlichkeit des Lasters gearbeitet wird.

Ach, mein Vater, mein Gott, um Dich mir zu vergegenwärtigen, könnte es mir jemals an Mitteln fehlen? Redet nicht Alles zu meinem Herzen von Dir? Bist Du nicht mein Alles? Bin ich nicht Alles nur durch Dich? Und sind gleich zuweilen die Flügel meines Geistes gelähmt durch die angebornen Schwächen meiner irdischen Natur, — kann ich mich, auch mit allem Ernst meines Willens, nicht in solcher Kraft immer zu Dir erheben, als in einzelnen, geweihtern Augenblicken — — o mein Vater, o mein Gott, doch liebt Dich mein Geist, und hängt an Dir mit unsterblicher Ehrfurcht und Liebe. Und schweigt mein Mund, o mein Geist verläugnet Dich ja nie. — — Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten! Amen.

35.

Am Geburtstage des Christen.

Psalm 111, 1.

Preis Dir, Vater, für mein Leben!
Laut soll Dich mein Lied erheben,
Ganz sich meine Seele freu'n,
Lobgesang mein Herz nur sein!
Worte zwar sind arm und schwächen
Deiner Liebe Gluth und Licht;
Nein, mit Zungen auszusprechen,
Gott, ist Deine Liebe nicht.

Du hast, ewig mir gewogen,
Mich von Kindheit an erzogen,
Mich ernähret, mich gestärkt,
Jeden Schritt hast Du bemerkt;
Mich geleitet alle Tage,
Gütig, mächtig, wunderbar;
Wogest auf der Weisheit Wage
Freuden mir und Thränen dar.

Bis auf heut, bis diese Stunde
(Preis sei Dir aus meinem Munde,
Dank aus vollem Herzen Dir!)
Warst Du, Gott, mein Gott, mit mir.
O mein Vater voller Liebe,
Der Du mich zum Glück erschufst,
Bleibe mir mit Deiner Liebe,
Bis Du mich zu Dir berufst!

Gewöhnlich werden von denen, welche sich irgend eines Wohlstandes zu erfreuen haben, der Geburtstag, oder statt dessen der Namenstag, mit kleinen Geschenken, Angebinden und Lustbarkeiten gefeiert. Diese Sitte

ist zu unschuldig, zu angenehm, zu wichtig sogar für das Herz, als daß man sie nicht beibehalten sollte; und immer ist sie der Aufmerksamkeit des Christen werth. An solchen Tagen pflegen uns die Glückwünsche wohlmeinender Freunde zu begegnen. An solchen Tagen suchen dankbare Kinder ihren Aeltern, edle Zöglinge ihrem Lehrherrn, die Gattin dem treuen Gatten, der Gatte dem geliebten Weibe, Vater und Mutter dem Kinde, eine freudige Ueberraschung zu verschaffen. — Und auch derjenige, für welchen der jährlich wiederkehrende Geburtstag kein Familienfest ist, pflegt ihn nicht leicht vorübergehen zu lassen, ohne sich seiner, als einer wichtigen neuen Lebensstufe, es sei nun mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, zu erinnern. Immer geht der Gedanke durch seine Seele: So alt bin ich nun geworden! — Je nachdem der Mensch mehr oder weniger gewohnt ist, über sich und seine Verhältnisse nachzudenken, schlüpft er entwedet leichtsinnig darüber hinweg, oder die Betrachtung wird ernsthafter.

Es ist uns erzählt worden, daß es in der Vorzeit Menschen gegeben, welche unter ihren religiösen Hausfesten von der gemeinen Art, den Geburtstag zu begehen, gänzlich abwichen. Sie feierten die Geburt eines Kindes mit Wehklagen und Mitleid. Sie betrauerten schon im voraus dessen Widerwärtigkeiten, die es noch erfahren würde; die Krankheiten, Schmerzen, Sorgen, Mühseligkeiten, welche es noch zu ertragen habe. Sie sprachen: Wie sollen wir uns freuen über das Erscheinen des Säuglings, der unter Schmerzen geboren ward, und mit Weinen in die Welt tritt, als sähe er schon die Reihe von Uebeln voraus, die ihn erwarten? — Dagegen feierten sie den Todestag ihrer Freunde mit stillem Vergnügen, als den Erlösungstag von allen irdischen Leiden, als das Geburtsfest der Seele zur ewigen Seligkeit. Sie schmückten den Leichnam mit Blumen, und bekränzten ihr eigenes Haupt mit denselben, zum Zeichen ihrer Theilnahme an dem Wiederaufblühen des abgeschiedenen Geistes in schönern Gefilden Gottes.

Diese Sitte widerspricht freilich gewissermaßen der menschlichen Natur, aber doch ist sie nicht ohne einen erhabenen Gedanken, welcher zur Ueberlegung reizt. Es ist etwas Wahres darin, daß wir uns eigentlich nicht immer über die Geburt eines Menschen zu freuen haben, dessen Schicksale uns noch von der wohlthuenden Hand der Zukunft verschleiert sind. Es ist etwas Wahres darin, daß wir den Todestag als ein Erlösungsfest der Seele von ihren irdischen Banden betrachten müssen. Allein nicht das, was dem neugebornen Kinde bevorsteht, haben wir eigentlich zu beklagen — kein anderes Schicksal, als was es sich selbst durch seine künftige Denkart erwirbt, oder was ihm Gottes Vatergüte bereitet hat, erwartet dasselbe — sondern wir haben uns seines Daseins zu erfreuen, weil Gottes Gnade auch diese Seele ins Leben rief, um sie, und vielleicht

auch durch sie gute Aeltern zu beglücken. Eben so wenig können wir eigentlich den Todestag des Menschen immer als den Erlösungstag von irdischen Leiden mit Frohlocken feiern; denn diese Erdenwelt als einen Aufenthalt des Jammers zu denken, ist der Wahrheit widersprechend, der Barmherzigkeit und Liebe des ewigen Vaters zuwidergedacht, und keineswegs mit Jesu Sinn vereinbar. Auch ist nur für gute Christen, für wahrhaft edle Seelen, die Stunde der endlichen Auflösung im Tode eine freudige Wiedergeburt zu einem vollkommenern Leben. Wer möchte sich beim Tode des Sünders freuen, den sein Gericht unfehlbar erwartet!

Immer ist jedoch für den nachdenkenden Christen, dem nichts im Leben ganz gleichgültig ist, der Jahrestag seines Eintritts in diese Welt ein wichtiger Tag, an welchen sich große Erinnerungen knüpfen. Dieser Tag ist eine entscheidende Stufe in seinem Lebenslauf, und solcher Stufen sind wenige. Es gilt hier im Gewöhnlichen das, was im Gebet Mosis, des Mannes Gottes, über die Hinfälligkeit unsers irdischen Daseins gesagt wird. Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon. (Ps. 90, 10.) — Nur wenige Menschen zählen in ihrem Leben so viel Stufen: die meisten erreichen sie nicht, und gehen früher zu Grabe.

Und wie viel Stufen an deiner Lebensleiter hast du schon zurückgelegt? Wie viel bleiben dir aller Wahrscheinlichkeit nach noch zu thun übrig? Und wenn du die letzte betreten hast, auf welche du hoffen kannst: wie alt bist du dann? — wie betagt sind dann deine Freunde, deine Freundinnen, deine Blutsverwandten? — wie wird dann in und außer dir Alles anders geworden sein? — wie viele von deinen Lieben werden dir dann schon fehlen, die dich heute noch freundlich umgaben? — So denkst du, so denken Andere. Ach, vielleicht bist du es, der ihnen dann fehlt! — Wer weiß es, Jüngling, Mädchen, ob du nicht schon in der Mitte deiner kurzen Laufbahn stehst?

Je älter wir werden, je kürzer dünken uns die Jahre. Wie ein Stein, der vom Berge rollt, seine Geschwindigkeit vermehrt, je tiefer er fällt: eben so das Leben, je weiter es sich von der Kindheit entfernt, und dem Alter und dem Grabe zueilt. Allen verrinnt der Sand im Stundenglase erst zu langsam, dann viel zu schnell. Das Kind strebt begierig nach der Höhe des Lebens, weil es sich nach Freiheit sehnt, und nach dem Genuß der Erwachsenen. Aber nur zu bald wird es über die Flüchtigkeit einer Zeit erschrecken, der man keine neuen Flügel schenken sollte, weil die ihrigen schon so gewaltig und unaufhaltsam forttragen.

Mit Wohlgefallen tritt der Jüngling in das schöne Lebensalter, wo er, der älterlichen Aufsicht entzogen, nun eigener Gebieter seiner Tage und Handlungen wird. Was sonst nur dunkle Hoffnungen gewesen, blüht

vor ihm in Erfüllungen. Er fühlt seine Kraft, und zweifelt an nichts. Er entwirft seine Plane, er geht muthig an ihre Vollstreckung; seine Einbildungskraft bekleidet Alles mit ungewöhnlichem Zauber. Er berechnet alle Möglichkeiten, um seine besten Wünsche auszuführen: aber nicht die Flüchtigkeit der Jahre, nicht die Hinfälligkeit der Kräfte, nicht Mißgeschick der Zeiten. Er wird Mann, Gatte, Vater. Er lernt in bittern Erfahrungen, daß der Mensch, weit entfernt, Alles thun zu können, was er sich vorgesetzt habe, nur so viel könne, als er wegen der eisernen Gewalt des Verhängnisses dürfe. Wo er Wohlleben erwartete, fand er Sorgen; wo er sein letztes Ziel vermuthete, unerwartete Schwierigkeiten. Unvermerkt ist bei diesem Arbeiten und Ringen nach dem, was er nie erreicht, sein Haar grau geworden. Er erschrickt davor. Er wird ernster, gelassener, stiller. Viele tiefe Wunden hat er im Kampfe fürs Leben davon getragen; von mancher blutet noch sein Herz; andere sind vernarbt. Er sieht hinter sich. Er entdeckt jetzt erst, wo er oft geirrt hat. Er ist weiser geworden, und bereut Manches, was er gethan, noch Mehreres, was er ehemals unterlassen. Diese Weisheit ist ihm köstlich, aber oft zu theuer erkauft, immer zu spät gekommen.

Mit Wohgefallen tritt die aufblühende Jungfrau in die Frühlingstage ihrer Schönheit ein. Diese Schönheit findet ihre Bewunderer. Man umringt sie mit kleinen Festen, mit Schmeicheleien. Ihr Herz wird von unbekannten weiblichen Gefühlen bewegt; sie geht von einer Freude zur andern über; sie sieht von ihrer Höhe herab auf die jüngern; sie vergleicht sich nicht ohne geheimen Stolz mit den ältern, schon verblühten Schwestern. Sie kann durch die Blumenfülle ihres Lebensfrühlings noch nicht die Gluth der sommerlichen Sonne empfinden, welche alle Kraft austrocknen wird. Sie ahnet die Freuden ihres künftigen Standes, das Vergnügen der Gattin an eines geliebten Mannes Seite, das Vergnügen der Mutter von scherzenden Kindern umringt. — Aber ein Geburtstag um den andern rückt herbei. Nicht ohne geheimen Schauder zählt sie endlich auch denjenigen unter ihren Tagen, der sie über ihr Blüthenalter hinwegführt. Ihre Schönheit ist halb vergangen; jüngere machen ihr schon den Preis derselben streitig. Bald — es kostet noch die Feier einiger Geburtstage — ist sie von denen verlassen, die sie sonst bewunderten. Die Rosen der Ehe zeigen nur zu oft auch die in der Ferne nicht wahrgenommenen Dornen. Die weinende Mutter muß auch lernen ein geliebtes Kind aus der Wiege nehmen, um es in den Sarg zu legen und die Freude an andern mit Sorge erkaufen. Zu schnell floh ihr das Leben, und immer schneller, je näher es den Gebrechlichkeiten des höhern Alters zueilt.

Betrachtungen, wie diese, sind die Betrachtungen des Christen in einer einsamen Stunde des Tages, da er vor mehrern Jahren in die Erdenwelt eintrat. Nicht immer aber sind es seine Betrachtungen; jedoch sollten

sie es sein. Die Flügelschnelle der Zeit sollte ihn daran erinnern, früh mit Weisheit zu handeln, um nicht zu spät von einer verderblichen Reue gefoltert zu werden. Wer in der Jugend die Besonnenheit und die Erwägungen des spätern Alters annimmt, darf im Greisenalter sich des Heitersinns und der Selbstzufriedenheit der Jugendtage erfreuen.

Es wäre zu wünschen, daß der Geburtstag nicht bloß ein häusliches Fest glücklicher Familien wäre, sondern auch einer der heiligsten und ernstesten jedes Gemüths. Wir erleben ihn nur selten, und an jedem sind wir anders geworden, und die Umstände rings umher sind auch nicht mehr dieselben. Wie viel liegt noch vor mir, spricht der Jüngling; wie viel liegt schon hinter mir, der bejahrte Mann. Wie mancher fehlt schon heute im Kreise meiner Freunde, der noch vor wenigen Jahren dazu gehörte, und wie weit bin ich noch vom Ziele meiner letzten Wünsche! spricht Jeder.

Ich aber, wenn ich den Tag begehe, an welchem mich der Schöpfer vor mehrern Jahren in diese Erdenwelt hineinrief, will mich vor Allem zuerst seiner Liebe und Huld erfreuen; will, so weit ich mich zurückerinnern kann, meinen Lebenslauf betrachten, dann das Schicksal meines letzten Jahres, und mit David sprechen: Groß sind die Werke des Herrn auch an mir; wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. Was er ordnet, das ist löblich und herrlich, und seine Gerechtigkeit bleibet ewiglich. Er hat (auch in meinem Lebenslaufe) ein Gedächtniß gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr! (Ps. 111, 2—4.)

Er rief mich an das Licht der Welt, da ich nichts von mir wußte, und sprach zu mir: Werde! ehe ich war, um für mich zu sorgen, und mich zu beglücken. Nicht bloß den Leib wollte er beglücken, und mit dem, was die Menschen im gemeinen Leben für vortrefflich halten; denn was das Irdische an mir ist, das ist das Geringste. Sondern mein unsterblicher Geist ist's, der das Edelste ist, und welcher besonders der Vaterhuld des Schöpfers genießen soll.

Wer bin ich? Von wannen komme ich? Was war dieser Geist, ehe ihn Gott mit einer menschlichen Gestalt bekleidete? — Lebte er schon früher und unter Umständen, deren ich mich nicht mehr erinnern kann, weil sie ganz von den menschlichen verschieden sind? Beseelte dieser Geist vielleicht schon früher eine andere Hülle, in welcher er noch unvollkommener war, als gegenwärtig? Ist vielleicht mein gegenwärtiger vollkommener Zustand eine höhere, belehrendere Stufe meiner Kraft, die sich dazu in frühern Verhältnissen würdig machte? Wird vielleicht der Zustand meines Geistes nach dem Tode dieses Leibes nicht eben so verschieden sein von meiner Lage, als Mensch, wie mein gegenwärtiger menschlicher Zustand ganz anders und erhabener sein mag, als derjenige gewesen, den ich, mir jetzt unbewußt, in einer Zeit hatte, da ich noch nicht diesen irdischen Leib bewohnte?

Wir können kaum an unsere Geburt denken, ohne nicht unwillkürlich an solche Fragen zu rühren. Aber welche Antwort auch gegeben werden möge: keine befriedigt unsere Neugier. Da stehen die unüberschreitbaren Grenzsteine des menschlichen Wissens. Wir traten — denn Gott winkte — aus einer unbekannten, unerhellbaren Nacht hervor, und gehen einer andern Nacht entgegen, die nur die Gewißheit göttlicher Weisheit und Liebe erleuchtet. — Möge ich schon früher im Weltall vorhanden gewesen sein oder nicht, wahrlich, als vernünftiger Geist habe ich des ewigen Schöpfers Gnade zu preisen, daß sie mich auf solche Stufe der geistigen Vollendung schon erhoben hat. Wie tief stehen unter mir noch andere Wesen; wie tief noch das beseelte Thier; wie tiefer noch die einfachere Pflanze! — Und welches auch in der neuen Geburtsstunde meiner Seele, in der Stunde ihrer Verwandlung, von den Menschen Tod geheißen, ihr Schicksal, ihre neue Verbindung sein mag: Gottes Offenbarungen in der Natur, im Worte Jesu, in den Gesetzen meiner Vernunft verkünden es mir, mein Glaube an die höchste Weisheit und Liebe des Weltenvaters sagt es mir: jenes Schicksal wird unendlich herrlicher, als das menschliche hienieden sein, wenn meine Seele, durch ihre Entwickelung und Stärke gegen alles Irdische, sich eines solchen fähig gemacht haben wird.

Darum soll mein Leben auf der Erde, dies kurze, flüchtige Leben, mit Wucher benutzt werden für die Seele, daß sie dereinst nichts Geringeres zu erwarten habe, als sie schon hienieden hatte. Darum soll mein Leben, das heißt jede That, die ich thue, dankbar meine Empfindung gegen Gottes Gnade verkündigen. Möchte ich nie einen Tag meiner irdischen Geburt mit Thränen der Reue, mit Unwillen über mich und meine Schwachheiten, sondern mit dem Bewußtsein begehen: ich bin in vielen Dingen besser geworden, als ich ein Jahr früher war! Ich habe nicht bloß ein thätiges, arbeitsames Leben geführt für mein irdisches Wohlsein, sondern ein wirklich edleres Leben, ein Leben des Geistes, ein Leben in Jesu, ein Leben im göttlichen Willen, reich an Thaten der Güte, des Wohlwollens und der Beförderung allgemeiner Zufriedenheit. — O, wer der Glückliche ist, welcher mit solchem Bewußtsein den Tag seiner Geburt für diese Welt feiern kann: mit welchen Empfindungen wird er den ersten Tag seiner Geburt für ein höheres, seligeres Leben feiern! — Ach, daß auch ich es könnte! Daß auch für mich der Antritt jedes Jahrs aus meinem Lebenslauf nicht bloß eine Stufe in der Zeit, sondern eine merklich höhere Stufe zu meiner Vollkommenheit wäre! Daß ich doch nie darin einen Rückschritt, nie einen Stillstand bemerkte! — Denn, wehe, die Zeit steht nicht still, und verlorne Jahre sind ewige Verluste an meinem Dasein, an meinem Glück!

Hat der Christ an seinem Lebensfeste dankbar den Blick auf den Schöpfer gerichtet: auf wen könnte dann dieser Blick eher fallen, als auf

die Aeltern, deren er sich als Mensch zu erfreuen hatte! Gott gab sie ihm. Sie waren es, welche die junge Pflanze zärtlich vor allen Stürmen zu hüten suchten, damit sie zu eigener Kraft gedeihe. Sie waren es, welche für ihn Kummer und Sorge trugen, ehe er selbst von Kummer und Sorge wußte. Sie waren es, welche ihn mit tiefer Innigkeit liebten, ehe er Liebe wiedergeben konnte.

Vater und Mutter, waren sie nicht die Stellvertreter des Himmels für euch? — waren sie nicht die Auserwählten auf Erden, in deren Hände Gottes Hand mein Leben und Wohl, als ein anvertrautes Kleinod, legte? — O Mutter, Mutter! deine Thräne, die du einst über meiner Wiege weintest, wie kann ich sie vergelten, wie die Angst an meinem Krankenlager, wie die schlaflosen Stunden deiner sorgenvollen Nächte um mich? — o Mutterherz, wie dein unaussprechliches Wachen über meine Seele, wie deine Seufzer, deine Bitten zum Himmel für mich? Du hast dich selbst vergessen, weil du nur an mich dachtest; du hast deine Gesundheit gering geachtet, weil dir die meinige theuer war. — Und du, o zärtliches, treues, vielbekümmertes Vaterherz, bin ich weniger dein Schuldner? Vater, das Brod, welches du im Schweiße deines Angesichts erwerben mußtest, hast du es nicht mit mir getheilt? Ist es nicht der Segen deiner Anstrengungen, von dem ich jetzt genieße? Ist es nicht die Frucht deiner Lehre, deines Lebens, daß ich jetzt mich einer bessern Erziehung freue?

Heilig sei mir, o ihr Guten, Ehrwürdigen! euer Andenken an jedem Feste meiner Geburt. Es sei von nun an immer das Fest meiner erneuten Erkenntlichkeit für die Liebe, mit der ihr mich geliebt habet. Ach, das arme Wort der Dankbarkeit ist es nicht allein, was ich euch schuldig bin. Ihr gabet mir mehr als Worte! Darum verkünde mein Sinn, meine That, was ich für euch fühle. Bin ich den Aeltern mein Leben schuldig: so will ich es ihrer Freude wieder hinweihen. Ruht euer Segen auf mir, so will ich mein Leben wieder zum Segen für euch machen. Segen soll es euch sein über euerm Grabe; Segen noch, wenn ihr euch schon höhern Lohnes in bessern Welten erfreuet. Euer Bild soll vor mir schweben, auch wo ich euch nicht mehr finde. Euer Andenken entscheide über meine Entschlüsse, richte über meine Handlungen. Ich will eurer Liebe, eures Segens würdig leben, und ist es euch, verklärt in den Wohnungen der Seligkeit, vergönnt, auf mich hernieder zu blicken: so störe keine unedle That meiner Seele die Reinheit euers himmlischen Friedens.

Mit dem Gedanken an die Wohlthaten der Aeltern schwebt meine ganze Kindheit, die Reihe meiner verflossenen Jahre bis zum jetzigen Augenblick vor mir. — Schon habe ich viel erfahren, und doch immer noch nicht genug, um ganz weise zu sein. Wie als Kind ich sonst aus Unwissenheit fehlte, fehle ich leider jetzt noch aus Leidenschaft. Die Welt und

ihr Gutes sind mir nicht mehr neu; aber ich bin noch immer ein Anfänger im Guten. Ich habe schon Manches, das meinem Herzen das Theuerste war, verloren, und doch hängt sich eben dies Herz noch immer so unbesorgt, so innig an mancherlei Irdisches, als könne es mir nie genommen werden. Weise sein, heißt sich über alle Täuschung erheben. Warum täusche ich mich aber noch so gern selbst, ungeachtet ich aus Erfahrung endlich wohl weiß, wie bitter es ist, sich zuletzt betrogen zu finden in seinen Erwartungen? Freundschaft, Liebe, Glück, Ehre haben mich oft hintergangen; mein Herz blutete. Und doch vertraue ich und baue ich immer noch mehr auf äußere Dinge, als auf meine eigene Kraft. Ich habe es schon vielmals erfahren, daß nicht das, wonach wir ungeduldig streben, unser Glück ist, sondern daß nur Genügsamkeit die Grundlage unserer Seelenruhe, Zufriedenheit mit dem, was wir haben, das Wesen des Glückes sei; und doch vergesse ich noch allzuoft mich selbst, und trachte in äußern Umständen zu finden, was ich nur in meiner Brust suchen soll. — Ich habe schon oft im Laufe meiner Schicksale erfahren, daß kein Ereigniß für mich so unglücklich war, welches nicht seine guten Folgen gehabt, daß kein Verhängniß so finster gewesen, welches nicht unverhofft durch einen plötzlichen oder unmerkbaren Wechsel der Dinge angenehme Heiterkeit empfangen hätte: und dennoch zittere ich noch heute bei jedem Unfall mit kindischer Verzagtheit; doch quäle ich mich noch mit verzweiflungsvollen Sorgen, als wenn es keine Vorsehung gäbe, die über den Lauf meiner Begebenheiten wacht.

Wohl ist es endlich Zeit, daß ich weiser werde, je mehr meine Tage zunehmen! Was hilft es mir, erst dann weise zu werden, wenn ich bald aufhöre zu sein? Warum erschrecke ich an meinem Geburtstage oft, daß ich schon wieder ein Jahr mehr zähle? Nicht das Aelterwerden ist ein Uebel, sondern das Nichtweiserwerden.

Ein neuer Geburtstag ist ein neuer Abschied von einem Traum, eine neue Begrüßung der näher gerückten Ewigkeit! — Deine Tage sind gezählt, und dein längstes Leben ist vorbeigegangen, ehe du es glaubst. Was dachtest du noch vor einem Jahre von dem, was dir bevorstand? Aber was denkst du jetzt von dem Jahre, das du verlebt hast? Waren deine mißvergnügten Tage der Mühe werth, die sie dir machten? Waren deine Hoffnungen nicht vielfache Betrügerinnen, wie es auch deine unzeitigen Besorgnisse gewesen sind? Gott gab dir Vieles: aber du hast noch nicht Alles. Was dir noth thut, dies Eine, dies Höchste, wodurch du alles Uebrige gewinnst, ist der göttliche Frieden, ist die Weisheit Jesu!

Weisheit Jesu! ja, nach dir ist mein Streben. Ohne dich ist mein Lebenslauf in sich selbst ohne Einheit, ohne Zusammenhang, und jedes Jahr ein verlornes; jeder wiederkehrende Geburtstag ein Tag des innern Unwillens und Mißmuths über das Vergangene.

Es ist möglich, daß, wie ich an Jahren zunehme, ich auch an Einsicht, Ehre, Vermögen und Wohlstand gewinne. Aber ohne Weisheit sind die Mittel unbrauchbar; ohne Weisheit halte ich sie für das Glück selbst, das ich doch erst durch sie bewirken kann.

Weisheit Jesu! beselige mich. Meine Stunden verrinnen, meine Jahre entfliehen, — ich sehe, wie viele Menschen um mich her im Irrthum wandeln; sehe, wie sie, statt ihre Freude, ihr Leid bauen; sehe, wie sie nur Schatten umarmen, Schatten festhalten wollen, die, wie Alles, so der vergänglichen Zeit unterworfen, vorüberfliehen. Warum sehe ich dies, ohne klüger zu werden? Habe ich nicht selbst oft Schatten umarmt, und mein Elend gebaut?

Weisheit Jesu, beselige mich! denn es ist doch in keinem Andern wahres Heil zu finden; es ist doch kein anderer Weg zur Seelenruhe, zum unerschütterlichen Glück, zum Siegen über des Lebens Ungemach, zum Vereinigen des Hierseins mit dem Dortsein, kein anderer Weg zu Gott. Beselige mich, daß ich mich nicht ferner selbst täusche, daß ich kein Glück mehr suche, als in meiner Tugend, keine Lust, als in der Erfüllung meiner Pflichten, das heißt, des göttlichen Willens.

Ist Gott die erhabenste Weisheit, so ist auch, was er befiehlt, das Weiseste. Und wer den Willen Gottes thut, hat die höchste Weisheit in sein Eigenthum verwandelt. Danach verlange ich. Nur das hilft mir. Nur dazu, mein Vater, mein Gott, verleihe mir gnädig Kraft. O mein Vater, erhöre mich! ich flehe um mein ewiges Heil durch Jesum Christum Dich an! Amen.

36.

Dem Reinen ist Alles rein.

Tit. 1, 15.

Unnennbarer Frieden! — Ruhe,
Wie sie keine Zunge preis't,
Ueberströmt mich, wenn ich thue,
Was mein Herz, was Gottes Geist
Laut und leise thun mich heißt.

Ehre, Wollust, Königreiche,
Glück nicht, Schatten seid ihr nur!
Wenn ich es mit dem vergleiche,
Was mein reines Herz erfuhr,
Folgte ich der Tugend Spur.

Trauen, glauben, lieben, dulden,
Helfen Jedem, den Gott schuf;
Gern verzeih'n des Bruders Schulden:
Dies ist himmlischer Beruf.

Woher die verschiedenen Urtheile über die Welt und die Menschen? Fast Jeder hat seine eigenen Ansichten; Jeder spricht anders davon. Sehr oft schon setzte mich diese Abweichung der Meinungen in Verwunderung, wenn ich mich in Gesprächen mit meinen Freunden über mir noch unbekannte Personen und Verhältnisse unterrichten, oder mich durch sie belehren wollte, wie ich mich in dieser oder jener Angelegenheit mit Klugheit betragen sollte. Dieser munterte mich auf, sprach mir Muth ein, wo ich Bedenklichkeit äußerte; Jener warnte mich mit voller Aengstlichkeit, empfahl mir Vorsicht, und sprach mit drohender Freundlichkeit: Aber du kennst die Menschen nicht!

Allerdings ist es mir als Christ nicht gleichgültig, in dieser für meine Handlungen höchst wichtigen Angelegenheit heller zu sehen. Sind die Menschen in der That alle so verderbt, als sie von strengen Eiferern geschildert zu werden pflegen? oder sind sie doch im Ganzen so unverdorben, wie sie der gutmüthige, durch vielfache Erfahrungen belehrte Greis und Menschenkenner darstellt?

Je länger ich darüber nachdenke, und je genauer ich mich selbst und meine zu verschiedenen Zeiten über die Welt gefällten Urtheile, oder auch die Urtheile anderer Menschen von verschiedener Gemüthsart, prüfe, je offenbarer wird es mir: Wir schildern die Welt selten, was und wie sie ist, sondern nur, was wir von ihr halten. Und wir halten selten von ihr etwas Anderes, als was wir im Grunde selbst sind.

Die Welt spiegelt sich also gleichsam ganz anders ab in der Vorstellungsart des Einen und des Andern. Je nachdem wir bessere oder schlimmere Erfahrungen gemacht; je nachdem wir leichtern Sinn oder trübere Launen haben; je nachdem wir gesunder oder kränklicher sein mögen; je nachdem wir mehr oder weniger Jahre zählen — wird auch unsere Vorstellung abweichend.

Lehre mich, wie du von der Welt denkst — gib mir deine Urtheile über Bekannte und Unbekannte — sage mir, wie man im Umgang mit den Leuten auf eine kluge Weise sich zu verhalten habe: und ich will dir wieder sagen, von welcher Art die Erfahrungen gewesen sind, die du in deinem Leben gesammelt; ich will dir das in deiner Gemüthsart Vorstechende nennen.

Wir selbst haben weniger mit der Welt zu thun, als vielmehr mit dem Bilde, welches wir von ihr im Spiegel unsers Gemüths tragen. Ist dieser Spiegel trübe, so ist Alles finster; ist dieser Spiegel befleckt, so finden wir auch diese Flecken in der Welt; ist dieser Spiegel hell, so strahlt auch Alles rosenfarben und glänzend.

Sehet das Kind, in dem noch kein Arg ist! — wie gutmüthig vertraut es doch Jedem. Es weiß von Verstellung nichts. Es offenbart Jedem ohne Argwohn seine Gedanken; und weil es Niemanden betrogen hat, glaubt es nicht betrogen werden zu können. In seiner schönen Unschuld hält es Alles für schuldlos. Wie könnte es auch Böses, das es noch nicht kennt, von der Welt fürchten?

Sehet den Jüngling! anders erscheint ihm die Menschheit. Halb Kind, halb Mann, trägt er noch die ursprüngliche Gutmüthigkeit der Unschuld und schon die Schüchternheit dessen, der da weiß, wie oft man getäuscht werden kann, und daß man nicht zu allen Stunden derselbe sei. Im Hochgefühl seiner Kraft, ungebunden, muthig, hält er Alles für möglich; den Entschlossensten für den Glücklichsten; die Menschen weniger für böse, als feige und schwach; alle voll Sinn für das Große, Schöne, Wahre, Edle; alle voll Streben nach dem Erhabensten, nur zuweilen auf irrenden Abwegen.

Länger, als der Jüngling, bewahrt die sanftere Jungfrau die kindliche Unschuld ihres Gemüthes; reizbarer, als er, erschrickt sie vor dem Schein, und versöhnt sich eben so schnell mit dem, was sie vorher gefürchtet. Ihrem eigenen Urtheile nicht immer vertrauend, vertraut sie auch seltener der Meinung Anderer. Alles scheint ihr für den Genuß der Schönheit, Liebe und Güte vorhanden; sie selbst athmet nur für das Gute, Milde, Schöne und Liebenswürdige.

Aber je mehr sich Begierden aller Art entwickeln, je klarer dem Menschen der Umfang seines eigenen Gemüthes wird, je besser glaubt er die Welt kennen zu lernen. Jede neue Entdeckung in seinem Innern

ist ihm eine neue Ansicht der Welt; er wird von keiner Leidenschaft, von keinem Laster umfangen, das er nicht eben so bald auch schon in hundert und tausend andern Menschen erkennt oder vermuthet. Der Wollüstling hält die Mehrheit der Menschen für Theilnehmer seiner schändlichen Begierden; der Ehrgeizige erkennt überall Nebenbuhler; der Mißtrauische fürchtet Hinterlist und Argwohn in jeder Brust; der Habsüchtige sieht in allen Handlungen Anderer ein Vorsichgreifen und Uebervortheilen; der Schwermüthige findet Jeden voll verborgener Unzufriedenheit mit dem Schicksal. — So sehen wir die Welt selten, wie sie wirklich ist, sondern nur immer uns selbst in ihr vervielfältigt. Was Jeder ist, das pflegt er auch von Andern zu halten.

Daher ist das Wort der heiligen Schrift ein vielsagendes, viellehrendes, aus der menschlichen Natur tiefgeschöpftes Wort: Dem Reinen ist Alles rein. (Tit. 1, 15.) Ihm ist rein und gut, was Gott schuf; — ihm ist rein und gut die Mehrheit der Menschen, selbst bei allen ihren Fehlern, die er mehr für Irrthümer ihres Verstandes, für Schwäche ihrer Gewohnheit, als für Gefallen am Bösen selbst hält.

Und rein soll der Christ sein. — Jesus fordert es. Er selbst ward das Urbild menschlicher Heiligkeit, das heißt, der größten Reinigkeit von allen Fehlern; denn dies ist es, was das göttliche Wort durch heilig bezeichnet. Ein reiner Geist ist ein solcher, der in seinen Handlungen keine Richtschnur hat, als das göttliche Gesetz der Geister, wie es Jesus gegeben und unsere Vernunft ehrt; der folglich sich in seinem Thun und Lassen keine sinnlichen (fleischlichen) Begierden und Leidenschaften erwachsen läßt. Ein Geist, ganz rein vom Irdischen, wäre ein vollkommener, heiliger Geist. Aber, spricht Jesus, Niemand ist heilig, denn Gott allein!

Und rein ist, was Gott schuf; denn was er gab, ist ein Zeugniß seiner Weisheit und Güte, ist Mittel zu unserer Glückseligkeit. Nur wir sind es, die wir durch unsere Leidenschaften auch das Reinste beflecken, durch den Mißbrauch der Gaben des großen Gebers auch den Balsam in Gift verwandeln, und durch unser Vorurtheil auch das Heilige zum Unheiligen machen.

Nicht der Umgang mit Sündern, nicht die Freundschaft mit fremden Religionsgenossen, nicht der Genuß dieser oder jener Speisen, verunreinigt den Menschen; sondern der böse Zweck, welchen er damit verbindet, der Mißbrauch, welchen er davon für sein Herz macht. Was zum Munde eingehet, lehrte Jesus, verunreiniget den Menschen nicht, sondern was vom Munde ausgehet, das verunreiniget den Menschen. (Matth. 15, 11.) Durch den Mund aber werden offenbar unsere unheiligen Begierden und die Verdorbenheit unsers Herzens. Denn aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse,

Lästerung. Das sind die Stücke, die den Menschen verunreinigen. (Matth. 15, 19.)

Als Christen sollen wir nach jener Heiligkeit des Gemüthes streben, die Jesus selbst zum Muster für uns trug; nach jener Unschuld der Kindheit, ohne welche Niemand in sein Reich treten kann.

Wer dieses Glück errungen, wird mit Entzücken die wunderbare Macht der Tugend erkennen; er wird die Welt verwandelt finden, indem er sich doch nur selbst zu ändern glaubte; er wird Frieden, Rechtschaffenheit, Treue, Ordnung, Liebe finden, wo er sie vormals weder in sich, noch in Andern erblickte. Was er selbst ist, und was er liebt, wird ihm von allen Seiten entgegenkommen. Er wird jenen liebenswürdigen Zug in seiner Denkart erhalten, welche unser Herz immer so innig an das unbefangene, arglose, gläubige Herz des Kindes zieht: Gutmüthigkeit und Vertrauen.

Diese Gutmüthigkeit, welche nur das vorzügliche Eigenthum des kindlichen Herzens zu sein pflegt, ist die schönste Eigenschaft des Erwachsenen, und ein um so kostbareres Kleinod, je schwerer es, nicht etwa im Gewühl der äußern Welt, sondern im Gewühl unserer innern Welt, vor Leidenschaften zu bewahren ist. Die Gutmüthigkeit des Mannes ist eine offene Bürgschaft für die Unverdorbenheit seines Herzens, eine zuverlässige Zeugin seiner Menschenliebe, die auch da noch unerschüttert geblieben ist, wo sie durch die Tücke Anderer oft grausam verrathen ward.

Sie äußert sich in unsern Gesinnungen darin, daß wir Menschen so lange nicht für schlecht und verderbt halten, als wir nicht die sprechendsten, unzweideutigsten Beweise ihrer Schlechtigkeit vor uns liegen sehen; daß wir, um einiger Fehler unsers Nächsten willen, nicht sogleich seinen ganzen Werth verwerfen; daß wir überhaupt einen Widerwillen dagegen empfinden, im Thun und Lassen unserer Miterschaffenen nur Bosheit und Laster zu vermuthen. Wer die Menschen lieben will, kann es nicht ertragen, sie alle für Scheinheilige oder Bösewichte zu erklären. Er hält sie nicht von jedem Vergehen und Fehltritt frei, aber ist in sich überzeugt, daß der größere Theil ihrer Untugenden eine Folge ihres irrenden Verstandes, oder ein Werk ihrer Erziehung oder allzuverführerischer Umstände war. Er kann selbst den groben Verbrecher nicht hassen, sondern er liebt ihn noch, und seine Liebe äußert sich in Mitleiden und Bedauern. Er kann selbst seine eigenen Gegner und Verfolger, trotz allen von ihnen empfangenen Kränkungen, nicht ganz verdammen, weil er überzeugt ist, seines Feindes Haß stamme nur aus Irrthum, und würde verschwinden, wenn derselbe ihn näher kennen lernen wollte.

So ist dem Reinen Alles rein. Er liebt die Menschheit, er will ihr Glück, um des Guten willen, welches jeder Mensch in seiner Denkart hat. Denn es ist Keiner, der nicht, wäre er auch noch so verborben, einiges

Gute besäße. Kein Mensch ist heilig, aber keiner ist auch durchaus böse. Daher soll uns ein Jeder schätzbar sein, selbst derjenige, welcher gegen uns ungerecht handelte, weil eben dieser gegen Andere vielleicht sehr wohlthätig, in seinem Berufe sehr pünktlich, in seinem Hause ein vortrefflicher Vater, eine zärtliche Mutter, in der Freundschaft sehr treu, in seinen übrigen Verhältnissen rechtschaffen, dienstgefällig, hilfreich sein kann.

Die Gutmüthigkeit, welche aus der Unschuld und Reinheit unsers eigenen Gemüths entspringt, hindert uns daran nicht, im menschlichen Leben vorsichtig zu wandeln, um denjenigen Schaden von uns abzuwenden, welchen die bösen Neigungen Anderer in der Störung unserer Glückseligkeit verursachen könnten. Das Kind, erfahrungslos, vertraut blindlings Jedem, der seiner Unschuld mit freundlicher Miene naht. Der bejahrte Mensch kennt neben den Rosen die Dornen, und die Gefahr, sich einem Ungeprüften in allen Dingen zu vertrauen. Er kennt aus den Schwachheiten seines eigenen Herzens, aus Thorheiten, die ihn oft selbst übermannten, aus Vorurtheilen, die ihn oft selbst regierten, die Schwachheiten, Vorurtheile und Thorheiten Anderer. Indem er diesen ausweicht, übt er die Klugheit im Leben, welche Jesus seinen eigenen, kindlich unbefangenen Jüngern empfahl, als er sagte: Seid klug, wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.

So können sich Gutmüthigkeit und Klugheit in dem gleichen Gemüthe paaren. Jene vermählt uns mit allem Guten des menschlichen Geschlechts, diese bewahrt uns vor den Unarten desselben; jene lehrt uns Jeden lieben und ehren, ohne daß diese uns zu Haß und Verachtung lockt.

Dem Reinen ist Alles rein; dem Unreinen aber und Ungläubigen ist nichts rein, sondern unrein ist beides ihr Sinn und Gewissen. (Tit. 1, 15.) Je mehr der Mensch sich von der Einfalt und Güte des kindlichen Gemüths entfernt, je mehr er von der Selbstständigkeit seines Geistes einbüßt, und den aus seinem Fleisch und Blut entspringenden wilden Begierden unterthan wird, je elender und verlassener steht er selbst in der Welt da. Nicht daß die Welt vor ihm flöhe, nein, er stößt sie von sich zurück und flieht sie, weil er sie verkennt, und für so verderbt hält, als er selbst geworden. Während der Gutmüthige überall Herzlichkeit und Gefälligkeit findet, wie er sie selbst gibt, fährt der Selbstsüchtige schaudernd vor immerwährendem Eigennutz der Menschen zurück. Er sieht keine Freundschaft, sondern Hilfsbedürftigkeit; keine Freigebigkeit, sondern nur kluges Aussäen für reiche Aernten. Er erblickt in Allem dasjenige wieder, dessen er selbst fähig ist, und weil er in seinem Wahne glaubt, Jedermann sei wirklich so, und die Welt sei so trübe und unrein, wie sie ihr Bild in den trüben, unreinen Spiegel seines Gemüths wirft: verstockt und verhärtet er sich selbst in seinen alles Lebensglück störenden Fehlern.

Dem Reinen ist Alles rein. Seine Unschuld, seine Tugend verbreiten über seine Seele eine Heiterkeit, welche, wenn sie auch schon durch widrige Ereignisse auf kurze Zeit getrübet werden mag, gleichwohl unwandelbar in ihm fortdauert, ja oft dann am glänzendsten ist, und ihn am innigsten erquickt, wenn seine Schicksale am dunkelsten über ihm schweben. Dieser Himmel in seiner Brust lagert sich auch verherrlichend über Alles fern und nah um ihn herum. Dies Erdenleben, wenn gleich kein ewiger Frühling, ist auch für ihn keine beständige Winternacht. Er genießt hier einen Vorhimmel, wo die Unreinen schon eine Vorhölle empfinden. Er sucht die guten Menschen auf, und an den Schlechtern selbst das Bessere, was sie haben. Er findet die Guten, und an den Schechtern auch immer noch ihr Besseres. Also umgibt ihn in dieser Welt nur das Heilige, das Edle, das Schöne. Der Anblick desselben erhebt sein Herz mit neuer Gewalt, und veredelt, verschönert und heiligt es noch mehr. Er lebt, ein werdender Engel, unter werdenden Engeln, und findet zuletzt in der Sterbestunde nur den Tausch eines Himmels mit dem Andern; den Uebergang von einem durch Gottes Güte im Ganzen sehr freundlichen, seligkeitreichen Zustand zu einem noch seligern.

Wie beneidenswerth ist das Loos der Reinen, der wahrhaften Nachahmer Jesu, des Heiligsten in menschlicher Gestalt! Woher kommt es, daß nicht Jeder dieses Glückes theilhaftig ist? — Warum finden so viele Sterbliche in dieser schönen Welt Gottes noch ein finsteres Jammerthal? Warum quälen sie sich selbst gegenseitig hier, wo Alles doch den Beruf zur Freude hat, nicht zur sinnlichen Freude, sondern zu derjenigen, welche aus dem Bewußtsein eigener Unschuld quillt?

Willst du das höchste Glück empfinden, dessen der Sterbliche hienieden fähig ist; willst du, erhaben über jedes irdische Schicksal, dir selbst in Gott genügend sein, unabhängig von allem Wechsel äußerer Umstände — wohlan, werde, was Christus war, werde, was er wollte: sei rein! — Du, der über die Menschheit klagt und ihre Verderbtheit, denke nicht daran, die Welt zu verbessern; sondern werde dein Selbstverbesserer.

Freilich, dies ist nicht leicht. Du hast dich nun einmal daran gewöhnt, so und nicht anders zu sein, wie du bist. Du findest immer, es könne auch noch so lange mit dir bleiben, wie es bisher war, bis du gewahr wirst, daß dir deine übeln Gewohnheiten und Fehler Nachtheil bringen. Wohl, magst du das Bessere an dir nicht schaffen: wer soll es? Magst du dein höheres Glück nicht bauen: wer kann es? — Für eine Summe Geldes opferst du die Bequemlichkeiten und Genüsse manches Tages, den süßen Schlaf mancher Nacht auf. Du hast also doch Gewalt über deine Sinnlichkeit; du kannst also doch, wenn es sein muß, auch deine feurigsten Triebe dämpfen. Warum, was du für einige Stücke Geldes zu

thun den Muth hast, magst du es nicht für den stillen Frieden und die immerwährende Heiterkeit deiner Seele? Ist denn das Goldstück, wenn es in deiner Hand liegt, der Schlüssel zum Himmel? Macht es deine Brust unverwundbar gegen die Pfeile das Schicksals? Gründet es in dir ein so erhabenes Glück, daß du selbst dann noch dein seliges Lächeln nicht einbüßen würdest, wenn dir, wie einem Hiob, Alles, was dir vom Irdischen angehört, Vermögen, Ehre, Freunde, Aeltern, Kinder entrissen werden sollten? Wage dann, was du für ein todtes Stück Erz wagen kannst, für das du oft sogar deine Gesundheit, dein Leben in Gefahr zu setzen den Muth hast, für die Reinheit deiner Seele. Mache eben damit den Anfang, sie von dem zu reinigen, was sie am meisten befleckt. Bist du voller Habsucht, entschlage dich dieser Leidenschaft, versuche einmal das Glück der Genügsamkeit; bist du zornmüthig, versuche das Glück edler Selbstbeherrschung; bist du unmäßig, versuche das Glück der Enthaltsamkeit, in welcher die Kraft deiner Seele und die Gesundheit deines Leibes neu aufblühen werden.

Alles, was aus dir selbst wird, das wirst du in andern Menschen wieder finden. Du wirst sie dann mit jener hohen Liebe, die uns Jesus als die Grundlage seines Reiches und seines Glaubens empfiehlt, mit jener Liebe, die du vielleicht nie ganz verstanden hast, lieben lernen, weil du, selbst edler, dich und deine Reinheit hochachten lernst.

Vielleicht wird dir dahin zu gelangen der Kampf oft mühsam sein; aber gedenke deines Glückes, gedenke deines Gottes; gedenke deiner ewigen Bestimmung! Und willst du dir den Kampf erleichtern: siehe hier ein unfehlbares Mittel: Gewöhne dich in jeder deiner Lagen ihre angenehme und an jedem Menschen deiner Bekanntschaft seine lobenswürdige Seite zu sehen und vor Augen zu haben. Verzeihe deiner Lage, um des vielen Angenehmen, was sie doch für dich hat, ihre Ungemächlichkeit, und verzeihe dem Menschen deiner Bekanntschaft seine etwaigen Fehler um des Guten willen, das übrigens in seinem Herzen wohnt. — Dies ist der Weg, auf welchem du dich mit der Welt und mit den Menschen versöhnst. Es war dir ja immer leicht, sogleich Schwächen und Fehler deiner Bekannten auszuspüren: weihe diesen bisher gemißbrauchten Scharfsinn ihren Tugenden, und dem, wodurch sie ihren Vorgesetzten oder Untergebenen, ihren Freunden oder Hausgenossen liebenswürdig erscheinen. Du wirst wahrlich in kurzer Zeit viele deiner Mitbürger und Mitbürgerinnen eben so von Herzen liebgewinnen, als sie dir bisher gleichgültig, wohl gar verhaßt waren. Und die Hochachtung, welche du ihren rühmlichen Eigenschaften weihst, wird sich in deinen Gedanken, in deinen Reden, in deinen Gesichtszügen kund thun; wird dir plötzlich die Herzen derer gewinnen, welche sich bisher von dir entfernt hielten. Denn wer könnte den hassen, von welchem er sich ge-

schätzt sieht? Du wirst von Freunden umringt sein, wo du vorher einsam standest.

Indem du es zu deiner Lebensvorschrift, und aus dieser endlich zu deiner andern, heiligern Natur machst, dein Auge abzuwenden von den Fehlern des Nächsten, und immer nur hinzulenken auf seine guten Eigenschaften, wird dich die Gewohnheit, immer an Andern das Gute zu sehen, selbst gut machen. Die Tugenden, welche du in ihnen bewunderst, werden dich begeistern, ihrer selbst theilhaftig zu werden. Siehe auf das Reine, und du wirst Abscheu vor dem Unreinen in dir empfinden.

Allerheiligster, o Du reinster Quell alles Guten, Gott! nur wer reinen Herzens ist, der darf mit kindlicher, freudiger Zuversicht und Hingebung zu Dir emporschauen. Ach, noch war ich nicht, der ich sein sollte; noch befleckte viel Tadelnswürdiges meine Denkart; noch hätte ich gern diesen und jenen Flecken meiner Seele Dir, Allwissender, ja mir selbst verbergen mögen, wie ich ihn den Augen anderer Menschen verhüllte. — — Wann, o wann wird die Zeit kommen, da ich, ohne über mich zu erröthen, rein gebadet im Strome der Himmelswahrheiten Jesu von allen Flecken und Sünden, vor Dich mit dem seligkeitvollen Ruhm der Unschuld hintreten kann. — Wehe, sollte sie denn nie kommen? — Du hast mir ja Kraft dazu verliehen, Du hast mir Muth und Mittel dazu gegeben, Du hast mir Jesum Deinen Geliebten gegeben — ach, soll dies Alles vereinigt nicht meine Seelenunschuld wieder bereiten können? — Was mangelt mir noch dazu? Nur der große, heilige Wille. Und dieser Wille, jetzt gebunden durch irdische Rücksichten, durch die Gewohnheit an meinen unvollkommenen Zustand, soll frei werden von den schmachvollen Fesseln. Dein heiliger Geist, o Gott, wie er nur durch Jesu Leben und Wort in die Seele dringt, heilige mich zu Deinem Kinde, zu meiner Seligkeit, zu Deinem Willen! Amen.

37.

Das Grab der Freunde.

Joh. 11, 25.

O, trag' nur stillen, festen Muthes
Die auferlegte schwere Last!
Der Allerbeste will nur Gutes!
Denk' nie: die Liebe zürnt und haßt.
Gott, der da schuf das Vaterherz,
Er hätte Freud' an Kinderschmerz?

Er nahm, was er dir hat gegeben;
Einst gibt er, was er hier dir nahm.
Nur Vorübung ist dieses Leben,
Und gut ist, was von Gott uns kam.
Das dunkle Räthsel dieser Zeit
Lös't herrlich einst die Ewigkeit.

Zu euch — zu euch eilt meine Seele, o ihr Seligentschlafenen, die ihr im weichen Arm des Todes ruhet! — Zu euch eilt meine Seele, o ihr theuern Lieblinge, deren Gebein nun ein leichter Staub deckt, deren unsterblicher Geist nun vor Christo lächelt in einer ewigen, schönen Welt! — zu euch, um die ich so gern im Leben war, die ihr mich mit Zärtlichkeit geliebt habet, an denen mein Herz voll Liebe hing — die ihr mir entflohet, mir voranginget in die geheimnißvolle Herrlichkeit der Zukunft, welche Gott bereitet hat denen, die ihm vertrauen und ihn lieben!

Ich will das Andenken meiner geliebten Todten ehren; darum eilt meine Seele zu ihren Gräbern. Ich will alle meine schönen Erinnerungen beweinen; die Thränen sind ein edler Zoll der Menschheit; das letzte Opfer treuer Zärtlichkeit. — Ach, was ich so heiß geliebt, es schlummert! Mein Arm streckt sich vergebens aus; — mein leiser Seufzer ruft vergebens den mir so theuern Namen; und meine Thränen fließen ungesehen!

Heilig sei mir die stille Ruhestätte der Todten; da ruht das Edelste, das Köstlichste des Menschen, das Kleinod seiner Liebe. Wir nennen diese Ruhestätte oft Gottesacker. Wohl ist sie Gottes Acker, wo die herrlichste Saat gesäet ist, dem Tage der Garben entgegenzureifen.

Tretet herbei, die ihr einen theuern Verlust beweinet, und lasset uns in heiliger Ehrfurcht das Andenken unserer geliebten Todten feiern! Tritt herbei, du einsame Waise, die den frühen, ach, immer allzufrühen Tod eines guten, sorgsamen Vaters, einer liebenden Mutter betrauert. Tritt herbei, gebeugter Gatte, der dem Andenken eines theuern Weibes seine Thränen widmet. Tritt herbei, liebendes Mutterherz, welches um den Tod eines holden Kindes blutet — o ihr Alle, die des Verhängnisses schwere Hand gebeugt, und deren Geliebtes unter der Erde schläft: tretet

herbei, und folget mir im Geiste zur Ruhestätte unserer unvergeßlichen Lieben!

Ueber den Gräbern ihrer Todten feierten einst die ersten Christen ihrer Andacht schönste Stunden. Lasset uns, wie sie, dort unsere Andacht begehen! — Auch wir haben verloren. Auch wir sind Christen. Auch wir haben ein Herz, welches Ruhe und Trost bedarf. — Hin, im Geiste zum Grabe unsers Lieblings; wo ist dem Herzen wohler, als in der Nähe dessen, den es liebt?

Auch dort ist Gott! — Ja, über den Gräbern der geliebten Todten schwebt er, der Vater Aller, der Vater der Todten und Lebenden, in seiner Allgegenwärtigkeit. Ueber den Gräbern ist Gott, der Gott des Lebens, in welchem keine Vergänglichkeit ist. Auch von dorther tönt uns Jesu Liebesruf: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!

Ja, erquicke mich, mein Heiland, mit Deinem Troste, denn Menschen können mich nicht trösten. Gieße Du den Balsam Deiner Himmelsworte in mein krankes, wundes Herz, denn mich kann kein Arzt heilen. Nur an Dir, mein Jesus, halte ich fest! Du allein kannst Seelenfrieden geben, wie Du ihn sterbend noch vom Kreuze herab Deiner heiligen Mutter in der Tiefe ihres Schmerzes gabst!

Ich höre Deine Trösterstimme. Du rufst auch mir zu: Siehe, es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden meine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens! (Joh. 5, 28. 29.)

Warum weine ich? — Sind dies nicht Jesu Worte? — Warum verblutet sich mein Herz in der unendlichen Trauer? Habe ich den Glauben an das Wort meines göttlichen Lehrers verloren?

Verstumme, mein Schmerz, und höre auf, mich zu foltern, bange Schwermuth, denn Jesu göttliche Stimme dringt zu mir! — Ich bin für die Ewigkeit geboren, und über deren Staub ich traure, sie sind für die Ewigkeit geschaffen, wie ich! — Gottes Gnade und Liebe ist ewig, und in ihr leben, weben und sind wir! Es gibt keinen Tod, es gibt nur eine flüchtige Trennung. Ich wandle in einem großen Traum, in dem mir geliebte Gestalten erscheinen und wieder verschwinden. Aber ich werde einst erwachen, und die Geliebten wieder finden. Die Seligkeiten dieses Traumes sind nur Ahnungen der Seligkeit beim Erwachen; die Entzückungen des irdischen Lebens sind nur Vorgeschmack der Entzückungen unserer ewigen Zukunft, damit unser Herz sich desto inniger nach jenem bessern Leben sehne, und sich vorbereite durch Heiligkeit des Sinnes, seiner würdig zu sein. —

Du jammerst und sprichst: „Warum gab mir Gott dies zartfühlende

Herz? — Warum gab er mir einst Alles, um mir Alles wieder zu rauben? — Warum mußte ich diesen Liebling meines Herzens kennen lernen, damit ich ihn verliere? Ach, ist dies Vaterliebe Gottes? — Kann es ihn freuen, wenn ich in Gram vergehe?"

Nein, unglückliche Seele, die du in deinem Kummer die heiligen Werke der weisen Vorsehung tadelst, nein, dein Jammer freuet den Gott der Liebe nicht. Aber auch deine Schwachheit kann ihn nicht freuen, in der du eigensinnig alles Andere, was er dir Gutes verlieh, verschmähest, weil du Eins verloren, das dir lieb war. Du lebtest nicht für die Ewigkeit, sondern für das Irdische; darum entzog er dir für wenige Augenblicke das, woran du mit aller Gewalt deiner Empfindung hängst, damit du deinen Blick desto vertrauensvoller auf die Welt jenseits des Grabes wenden sollest! — Ist Gott darum weniger groß, weil du schwach und kleinmüthig bist? Ist er darum weniger gütig, weil du die Weisheit seiner Rathschlüsse nicht ergründen kannst?

Du hattest auf Gottes Vaterherz und Weisheit noch nicht das stille, hingebende Vertrauen, was du als Christ haben solltest. Du warst noch lange nicht fähig, mit Jesu zu beten: Vater, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! — Du warst noch nicht veredelt und christlich genug, mit Hiob zu rufen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gebenedeiet sei der Name des Herrn! — Du erfülltest noch nicht Jesu beseligendes Gebot: Du sollst nur Gott lieben über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst. Denn du liebtest deinen irdischen Freund höher als Gott, sonst würdest du mit Ehrfurcht geschwiegen, mit Ergebung in seinen Willen alle deine Hoffnungen nur auf ihn gesetzt haben. Du liebtest deine Verstorbenen höher, als deine übrigen Mitmenschen, welche gleichen Anspruch auf deine Liebe machen, denn sonst würdest du deine eigene Gesundheit nicht mit fruchtlosem, mit unchristlichem Grame schwächen. — Siehe, es starb dein Liebling, und dein Christenthum verschwand wie ein Schatten. Du hattest noch nicht das wahre Theil erwählt, wie Maria. — Dieser Tod sollte die Prüfung deiner Religion, deines Glaubens an Jesum, deines Vertrauens auf die göttliche Vorsehung werden. — Du schwanktest! O halte fest in der bangen Stunde der Verzweiflung an Gott! Sei Christ, gehe mit männlicher Entschlossenheit in dein Verhängniß, und sei gewiß, Gott liebt, wenn er uns das Theuerste nimmt. Er liebt, wenn er uns losreißt von unsern schönsten Freuden — er reißt uns los von dem Staube, von dem Vergänglichen, an sein ewiges Vaterherz. Du weinest? Wohl, mit deinen Thränen um den irdischen Verlust erkaufst du eine frohe Ewigkeit; dein Schmerz führt dich Gott näher.

Du sprichst verzagend: „Gott ist die höchste Liebe: warum schied er durch die Hand des Todes zwei fest verbundene Herzen? — Wehe mir,

so war es vielleicht nur meine Schuld, um deren willen mich Gott strafen wollte? — so war mein eitler Stolz die Ursache, daß er mich beugen wollte? — so war es mein Leichtsinn, und daß ich seiner im Weltgetümmel so oft vergaß, daß es mich schrecklich erwecken und an seine Gegenwart ermahnen wollte?“

So spricht die Verzweiflung, nicht das christliche Vertrauen auf Gottes unerschöpfliche Gnade! — So spricht der Mensch, wenn er von der Größe Gottes und seiner Erhabenheit nur unvollkommene, höchst unwürdige Vorstellungen hat; nicht der Mensch, welcher in Jesu Christi Fußstapfen wandelt, als ein Zögling des gottgesandten Welterlösers.

Gott ist die Liebe! (1. Joh. 4, 16.) und weder Zorn noch Furcht ist in der Liebe. — Menschen können hassen mit Unversöhnlichkeit; Gott aber kann nicht hassen, nur lieben kann er! In Gott ist kein Wechsel der Gefühle, er ist unveränderlich; und wie er uns liebte von Anbeginn der Welt, so begleitet seine Liebe uns durch die Ferne der Ewigkeit.

Kann denn eine Mutter auf Erden ihr Kind hassen und es auf ewig verstoßen von ihrer Brust, darum, weil es in seinem Leichtsinn einmal gefehlt hat? Ach, und was ist denn ein liebendes Mutterherz gegen die unendlichste, heiligste Liebe des Vaters im Himmel? Wie, wagst du zu glauben, Gott sei minder gut, als du, minder vollkommen, als du? Er, der die zärtlichen Gefühle in deine Brust pflanzte, sollte von geringerer Zärtlichkeit sein? — Er, der dir rief: Verzeihe deinen Brüdern ihre Fehler! Er sollte unbarmherzig die deinigen nicht verzeihen? — — Er, der deine Schwachheit kannte, ehe du geboren warst, und dich dennoch liebte mit deinen Fehlern; er, der seinen Sohn in die Welt sandte, um dich durch seine Offenbarungen zu heiligen und sündenloser zu machen, daß du den ewigen Bestimmungen würdig entgegenreifest, — ach, diese unendliche Güte, sie sollte unversöhnlich zürnen? — sie sollte dich hassen? — sie sollte Freude haben an deinem Jammer, an deinem Gram?

Richte dich empor, und verkenne deinen Gott nicht länger, dem du gehörst, der dich noch nie verlassen hat, dem auch der Sünder willkommen ist, der sich zu ihm wendet. — Richte dich empor, und bete mit liebendem Vertrauen: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Er ist die grundlose Barmherzigkeit, dessen Gnade kein Aufhören hat. — Was er dir gab, er hat es dir wieder genommen; aber er gab dir auf Erden nichts für immer, als seine Liebe und die Hoffnung der Ewigkeit. Alles Andere schwindet an dir vorüber wie ein Traum. Es erscheint und schwindet von dir hinweg zur Ewigkeit. Nicht hier, sondern dort sollen deine Schätze gesammelt sein. Nicht hier, sondern dort sollst du genießen! Hier ist nur deines Daseins Frühling, dort drüben erst dein Aerntefest. Hier streuest du nur die theuern Saaten aus, dort blühen sie dir verklärt entgegen.

Ja, ihr geliebten Todten, ihr theuern Seelen, ihr werdet nicht immer=

bar von mir geschieden. Die ewige Liebe, welche uns auf diesem Erdenstern zusammenführte, zerreißt den Bund der Herzen nicht auf ewig, den sie selbst geknüpft hat. Die Ewigkeit gleicht einem großen Freudenmahl; uns Alle hat der Vater des Weltalls dazu eingeladen! Er ruft einen meiner Freunde früher dahin, als mich: sollte ich darum weinen? — sollte ich darum untröstlich sein? — sollte ich darum an seiner Liebe verzweifeln, oder glauben, er wolle mich strafen? Nein, auch mich wird er einst hinüberrufen. — Seid denn selig dort, ihr Seligen, durch Gottes Liebe; auch ich werde einst wieder mit euch selig sein in Gott. Ich will euer Andenken ehren, und durch unbegrenztes Vertrauen auf die himmlische Vaterhuld und durch tugendhaften Wandel mich vorbereiten, würdig einst in eurer Mitte zu erscheinen.

Ich will das Andenken meiner geliebten Todten ehren; ich will es ehren durch meine feste Zuversicht auf Jesu Wort und Gottes Huld. Darum will ich nicht mehr verzagten Herzens sein, will nicht mehr durch Schwermuth mich und Andere quälen. Denn ich bin der Liebe des Alliebenden und des Wiedersehens meiner mir Vorangegangenen gewiß. Mit Freudigkeit sieht mein Glaube empor, und unter meinen Thränen lächelt die Hoffnung. Ich will, wie Jesus, menschenfreundlich auf Erden beglücken, so lange ich noch auf Erden wandle, will den Gram überwinden, und nicht aus Zärtlichkeit für die Todten die Pflichten der Zärtlichkeit gegen Lebende vergessen. Ich will sie nicht verschmähen, die göttlichen Gaben, welche mir gewährt sind, um ein frohes Dasein zu haben; denn nur ein unbefangenes, freudiges Gemüth kann seine Pflicht vollkommen üben. Und wessen Brust das Vertrauen Gottes füllt, nur der ist freudig, wenn ihm auch Alles entrissen würde, das ihm theuer wäre.

Was Gott thut, das ist wohlgethan! Warum denn sollte ich verzweifeln? — Warum sollte ich nicht glauben, daß er es wohlmeint, auch wenn er mir das Geliebteste von der Seite nimmt? Ich kann ihn nicht errathen, aber er kennt mein Heil und was zu meiner Seligkeit dient. Seinem Allmachtsgebot ist Alles unterthan, denn was er will, ist jederzeit das Allerbeste; warum soll ich nicht gern mich in seinen heiligen Willen ergeben, wie er es mit mir verfügt? Mein Weinen, mein Gebet, meine Sorgfalt, meine Hilfe, ach, aller Menschen Hilfe ist am Bette des sterbenden Geliebten vergebens, wenn Gott ihn will. Hätte Gott ihn nicht gerufen, wahrlich, er wäre ohne meinen Beistand, ohne alle meine Hilfe wieder genesen, und wandelte noch bei mir. — Gott rief ihn; ach, warum fordere ich dem Himmel einen Verklärten zurück?

Wohlan denn, Vater, himmlischer, beständig wohlthuender Vater! mit kindlicher Ehrfurcht verehre ich Deine Rathschlüsse. Wohl bist Du unerforschlich: aber wie kann der schwache Menschengeist die unendliche Tiefe Deiner Weisheit und Gnade ergründen? Wohl sind oft die Wun-

den tief und blutig, welche das weiche Menschenherz in dieser Welt fühlt. Ach, Vater, aber nicht Du bist es, der diese Wunden schlägt, denn Du bist immerdar Gnade, und hast kein Wohlgefallen an Deiner Kinder Schmerz. Sondern — ja, ich will es bekennen! — diese tiefen Wunden schlägt Niemand, als der irrende, unwissende Mensch sich selber. Er schlägt sich diese Wunden, wenn er sich allzuinnig an das hängt, was irdisch und vergänglich ist; er schlägt sie sich, wenn er nur ganz sein Glück auf den Traum des Erdenlebens gründet, und vergißt, daß es ein Traum sei; er schlägt sie sich, wenn er nicht das unbeschränkteste Vertrauen zu Dir empfindet; wenn er Dich nicht mit reiner Liebe liebt, die Alles, auch das Theuerste, Dir hinzuopfern fähig ist.

Und dann, wenn nun seine Wunden bluten und schmerzen, ach, dann klagt er, statt sich selbst, die Vorsehung an; klagt, statt seiner Thorheit, o Gott, Deine Weisheit an! — nimmt das für Deinen Zorn an, was, nach dem Plan Deiner Weltordnung, das höchste Glück für ihn und Andere wird.

Nein, nein, ich war noch nicht ganz, was mein Jesus will, daß ich sein soll; ich habe noch nicht in dem Sinne die Welt verläugnet, wie er will, daß ich sie verläugnen soll; nämlich, daß ich zwar mit frohem Herzen alle Lebensfreuden genieße, die Gott mir täglich gewährt; daß ich mich zwar von Herzen freue mit den Fröhlichen, aber darum doch nicht mein ganzes Herz nur an diese Freuden hänge, als wären sie unvergänglich; nur für diese Welt lebe, als wäre keine andere Welt für mich vorhanden. Hienieden wechseln Schatten mit dem Licht, Dornen mit Rosen, trübe Tage mit den freundlichen, daß ich eingedenk bleibe der Nichtigkeit des Irdischen, und meine Seele für das Ewige weihe.

Ja, Ewigkeit, dir weihe ich mich, und der Ewigkeit Vorhof und Anfang ist schon dieses vorübergehende Erdenleben. Es geht nichts unter in der Ewigkeit, also geht auch nichts unter von den theuern Seelen, die mir schon in diesem Leben gehörten. Es geht nichts unter in der Ewigkeit, also auch nicht Deine Gnade, Allgnädiger, in dieser Welt und in der künftigen!

Und eben die ewige, unwandelbare, höchste Liebe, die mir einst die Pforten dieses Lebens auf Erden aufschloß, wird mir die Pforten des ewigen Lebens aufthun. Eben die Liebe, welche hienieden mir verwandte, geliebte Seelen, ach, nur für wenige Augenblicke, zuführte, wird mich auch ihnen droben wieder zuführen, in herrlichen, seligen Verhältnissen; wird mir auch diejenigen zuführen, welche ich einst, wenn ich zur Ewigkeit überschwebe, hinter mir zurücklasse.

Schlummert denn sanft, o ihr geliebten Todten! Mein Geist findet über euern Ruhestätten ebenfalls seine verlorne Ruhe wieder. Ihr ginget früher zu Gott, einst werde ich euch folgen. Ich habe euch nicht ver-

loren; denn was Gott gegeben hat, das hat er uns behalten; was er für einander schuf, das will er nicht auflösen. Uns scheidet nur ein leichter Traum. — Die Schwermuth weicht aus meinem Herzen; denn ich vertraue Gott, ich habe ihm meine Sache anheim gestellt; er wird's wohl machen!

An euern Gräbern erhebe ich mein Gemüth zum Vater der Gnade, der niemals zürnt, der ewig liebt! Ihm weihe ich dieses Gelübde, nie, nie will ich an Deiner Liebe und Gnade verzweifeln, Gott, Barmherziger, Ewiggütiger! Mit blindem Vertrauen auf Deine Führung will ich getrost und freudig den Weg des Lebens gehen. Wie Du die Welt unaufhörlich beglückest, will auch ich in meinem kleinen Kreise Alles froh und glücklich sehen, was ich beglücken kann. Ja, bei dem Andenken meines Geliebtesten unter den Todten, ich will frohen Herzens werden, und dadurch meine Zuversicht auf Gott verkünden. So ehre ich meine Todten würdig; so werde ich selber würdig der Gnade Gottes, die unaufhörlich waltet, und mich mit denen einst vereint, die Gott für mich, wie mich für sie geschaffen hat!

Lobe den Herrn, meine Seele, und preise seinen heiligen Namen. Erhebe dich in christlicher Größe, mein Geist, und dein Leben werde ein Lobgesang auf den Allgnädigen! Amen.

38.

Der Allbarmherzige.

Psalm 103, 13.

Wenn Traurigkeit dein Herz erfüllet,
Und du vor Angst nicht leben magst;
Wenn Gott sein Angesicht verhüllet,
Dich nicht erhöret, wenn du klagst; —
Wenn für dich jeder Trost des Lebens
In deiner Bangigkeit vergebens,
Und jedes Labsal Wermuth ist:
So darfst du dennoch nicht verzagen;
Dein künftig Schicksal wird dir sagen,
Daß du Gottes Liebling bist!

„Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so **erbarmet** sich der **Herr über die, so ihn fürchten!**“

Wort des Trostes, Wort der Gnade für leidende Seelen, Balsam des Himmels auf die Wunden der Schwermuth! Wo finde ich Ruhe, wo Frieden mit Himmel und Erde, wo Frieden mit mir selber, wenn nicht das heilige, das ewige Wort des Herrn mir Zuversicht verleiht auf Got=

tes Allbarmherzigkeit? Wie könnte ich, wie dürfte ich Theil nehmen an den Freuden der Erde, wenn ich nicht zu seinem Erbarmen mich flüchten könnte, wie das fehlende Kind zu der Liebe und Erbarmung eines guten Vaters, eines zärtlichen Mutterherzens? — Darf ich in meiner Unwürdigkeit noch länger der Wohlthaten Gottes genießen? Darf ich mitten aus meiner Sündigkeit noch hoffnungsvoll hinüberblicken auf die dunkele Pforte der Ewigkeit.

Ja, wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. — Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet, wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, die ihn fürchten. (Ps. 103, 15. 17.)

Die Stimme der heiligen Schrift töne in mein banges Herz, wenn es verzweifeln will an allen Hoffnungen; diese Gottesstimme belebe meine Seele mit neuer Macht, wenn sie, vom Bewußtsein ihrer Schuld niedergedrückt, sich durch sich selbst nicht mehr erheben kann. — Wie sollte ich froh werden können, ohne diesen Trost! — wie mich beruhigen können über mein Leben, das so voll von Sünde ist!

Ach, nicht einmal, tausendmal vernahm ich Jesu liebevollen Ruf an mein Herz: Werde vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist; gehe hin, sündige hinfort nicht mehr! — Und ich ging hin, und sündigte abermals. — Nicht einmal, tausendmal erklang mir laut und erklang mir leise aus den Wundern der Schöpfung, und aus den wundervollen Schicksalen meines Lebens, der Gottheit warnender Ruf: Sei getreu bis an dein Ende, und du wirst die Krone des ewigen Lebens erwerben! — Und ich ging hin voll schnöden Leichtsinns, und verscherzte die Krone des ewigen Lebens.

Wie oft, wenn meine Tage sich verdunkelten, wenn Verfolgung und Kummer und geheime Sorgen mich drückten, wenn ich das Theuerste von meinen Schätzen auf Erden verlor, — wie oft that ich das feierliche Gelübde dann: Ich will mein Herz bessern, durch gute Thaten auf Erden mir einen Schatz im Himmel sammeln, und nie wieder aus Leichtsinn oder Leidenschaft, sondern immer mit Besonnenheit und mit dem Gedanken an Gott handeln! — Aber kaum heiterten sich meine Tage wieder auf, kaum waren meine Sorgen, meine Leiden vergessen, ach, so war auch, Gott, mein Gelübde vergessen.

Wie oft, wenn ich im Tempel Gottes zur Andacht gestimmt war, wenn ich zur Erkenntniß meiner ewigen Unwürdigkeit kam, wenn ich mir selbst die Reihe meiner Fehler gestand — wie oft nahm ich mir vor, von nun an Alles besser zu machen; von nun an meinen Lastern, meinen Fehlern, meinen unsittlichen Gewohnheiten für immer zu entsagen; von

nun an Frieden mit meinen Feinden zu schließen, und unter allen Menschenkindern Keinen mehr zu haben, dem ich nicht mit sanftem Wohlwollen zugethan wäre — ach, ich verließ den heiligen Tempel, das Wort des Herrn verklang, der Bußgesang verstummte, und meine guten Vorsätze verstummten, wie mich die Luft des alltäglichen Lebens umwehte.

Immer erkannte ich meine Sündhaftigkeit, und doch blieb ich Sünder; immer schwor ich dem Himmel neue Eide der Besserung, und doch brach ich die Eide wieder! — Ist Gott nicht der Allbarmherzigste: was würde aus mir armen Sünder werden? Ginge Gott mit mir ins Gericht nach meinem Verdienste: wie würde ich vor ihm bestehen? Ich habe es nicht verdient, daß er mich zum Leben rief. Ich habe es nicht verdient, daß er mich zu so viel Freuden und zu so herrlichen Hoffnungen erschuf. Ich darf auf seine Liebe, auf seine Gnade, auf seine Langmuth, auf seine Barmherzigkeit keinen Anspruch machen. — Ach, und doch hat er mich ins Leben gerufen; dennoch liebt er mich heute noch. Er wußte voraus, wie oft ich mir selbst und ihm treulos werde, und dennoch spart er mir mit unendlichem Erbarmen Gnade, Hoffnung und Seligkeit auf.

Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.

Heilige, ewige, tief beseligende Wahrheit, ich will dich oft, wenn ich an meinem Glück, an meiner Seligkeit verzagen möchte, in meiner Seele erneuern! —

Gott ist der Allerbarmer! — Wo ist ein leidendes, schwermuthvolles Herz, welches, erschrocken über den Leichtsinn seines Lebens, gefoltert von unversöhnlichen Vorwürfen, an Gottes Gnade verzweifelt? Ich will ihm zurufen: Gott ist der Allerbarmer! Ermanne dich, gebeugte Seele, schau empor zu dem liebenden Vater. Er sah deine Thränen, wie deine Sünden; er sah deinen Leichtsinn, wie deine Selbstpein. Warum zitterst du vor seiner Liebe? — Warum trauerst du hoffnungslos, und quälest dich mit schmerzlichen Vorwürfen? Gott ist allbarmherzig, wie er ewig ist. Gott sucht dich! — Richte dich empor, dein Vater sucht dich, der sich seines Kindes so gern erbarmt. Strecke deine Arme gen Himmel, versöhne dich mit dir selber, denn Gott ist schon versöhnt. Er zürnet nie! Er ist die Liebe, die ewige, die unbegreifliche. Und darum sandte er uns seinen göttlichen Sohn in die Welt, daß dieser uns durch sein Wort und sein Blut für die Freuden der Ewigkeit erkaufe. — Verzweifle nicht, gebeugte Seele, dein Gott ist der Allbarmherzige.

Zwar deine Schwermuth ist ehrenvoll. Sie quillt aus dem Bewußtsein deiner Unwürdigkeit. — Deine Schwermuth ist wohlthätig, denn durch sie reifest du zur Erkenntniß deiner Sündhaftigkeit und der Gnade Gottes, und wie sehr du derselben bedarfst, und wie du nichts durch deine

eigene Kraft, nichts durch dein eigenes Verdienst erwerben kannst, sondern Alles, Alles von der Gnade des Allgnädigen erwarten mußt. — Aber, wenn du sprichst und glaubst: Gott ist unser Vater, Gott ist der Allerbarmer — er ist es für die Welt, und ist es auch für dich! — warum beharrest du in deiner Niedergeschlagenheit? — warum in deinem Verzweifeln an seiner Gnade? — Warum gibt dieser trostvolle Gedanke, in welchem ein ganzer Himmel eingeschlossen ist, dir keinen Trost? — Warum bekennt deine Lippe eine Wahrheit, die dein Herz gleichsam wegläugnet? — Deine Reue, deine Zerknirschung ist schön, aber sie ist es nur, als Vorbote deiner Buße, das heißt, deiner Sinnesänderung. Hast du deinen Sinn geändert, bist du nun wahrhaft, wo du ehemals untreu, — liebevoll, versöhnlich, hilfreich, wo du ehemals hartherzig, feindselig, gleichgültig gewesen: so vergiß, was Gott dir gnädig verziehen, so sinke im Geiste gläubig und vertrauensvoll an das Herz des Allerbarmers, und bleibe ihm nun getreu; so zeuge nun die stille Freudigkeit deines Gemüthes dafür, daß deine Zuversicht auf das ewig treue Vaterherz nicht erheuchelt, nicht erkünstelt, sondern wahr und fest sei.

Jene anhaltende Niedergeschlagenheit, jene beständige geistige Trostlosigkeit ist nicht nur Gott nicht angenehm — ach! wie könnte doch die höchste Liebe Gefallen finden am steten Jammer eines Kindes! — sondern sie beweiset, daß in einem Herzen, welches sich der düstern Schwermuth und Verzweiflung überläßt, die Religion Jesu noch nicht feste Wurzel gefaßt habe. Denn wer den Vater im Himmel kennt, der verzaget nicht, sondern hat Vertrauen zu ihm. Wer den Vater im Himmel kennt, der weiß, daß er gütiger ist, als ein irdischer Vater, als eine irdische Mutter, und, o! wo ist denn ein guter Vater, wo denn eine liebende Mutter auf Erden, die dem Fehltritt eines Kindes ewig zürnen, und die nicht das schwerste Vergehen endlich verzeihen könnten? — Und wie fehlen wir denn gegen Gott? Wahrlich nicht aus Bosheit! — Gegen Gott aus Bosheit fehlen wollen, wäre Wahnsinn und Raserei. Sondern wir fehlen aus Leichtsinn — wir fehlen beim besten Willen, bei den besten Vorsätzen. Und Gott sollte diesem Leichtsinn unversöhnlich zürnen? — Fern sei von allen christlichen Seelen dieser gräßliche Gedanke: er ist Gotteslästerung!

Dennoch finden wir heutiges Tages hin und wieder geisteskranke Gemüther, die sich mit der über Alles erhabenen Gnade und Barmherzigkeit Gottes nicht vertraut machen können; die in Gott nicht den Vater, sondern den furchtbaren Richter sehen, nicht den Gott des neuen Bundes, der seinen Sohn in die Welt zu ihrer Beseligung sandte, sondern den Gott des alten Bundes, welcher nur unter Blitz und Donner auf Sinai erschien.

Es gibt Christen, die noch immer des sanften Christus milden Geist und Gottes Größe und Güte verkennen; die noch nicht das reine Chri-

stenthum, das heißt, den Geist der Kindschaft und des unbegrenzten Vertrauens, sondern den Geist der Knechtschaft und der Furcht haben, gegen welchen Jesus und seine Apostel so vielmals eiferten.

Diese in manchen Gegenden herrschend werdende Schwermuth und Niedergeschlagenheit des Gemüthes ist vielleicht oft nur die Folge eines ungesunden, heimlich kränkelnden nervenschwachen Körpers, der sich gleichsam wie Blei mit Zentnerschwere an die Flügel des Geistes hängt, der sich gern zu seinem Gott vertrauensvoll aufschwingen möchte. In solchen Fällen soll der Mensch sich wohl prüfen; er soll seinem eigenen Urtheil selbst nicht trauen; er soll dem Rath rechtschaffener Freunde und eines verständigen Arztes mehr, als seinem aus Kränklichkeit entstandenen Eigensinn, glauben. Er soll sich zerstreuen, gleichsam mit Gewalt nach Erheiterung ringen; soll jeden Anlaß zur Trauer, jede Einsamkeit fliehen. Er wird nur dann erst mit Erquickung zu Gott beten, wenn er mit Freudigkeit die Geschäfte und Pflichten des irdischen Lebens erfüllen und mit Inbrunst zu Gott beten kann. Er wird nur dann erst den Segen der Religion in seinem Gemüthe empfinden, wenn er den knechtischen Sinn von sich entfernt hat; wenn er nicht Gott fürchtet, sondern Gott mit hingebender Zuversicht liebt; denn Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. — Wer sich aber fürchtet, der ist nicht in der Liebe. (1. Joh. 4, 18.)

Noch öfter aber entsteht jene Niedergeschlagenheit und geistige Schwermuth aus falschen Vorstellungen und Begriffen von Gott. Sie wird durch schwärmerische Lehren solcher Menschen erzeugt, welche die Religion mehr in Empfindeleien des Herzens und Seufzen über die Sünden der Welt, in verkehrte Einbildungen vom Zweck unsers Hierseins, in beständige Ermahnungen zur Reue, zur Buße, zur Zerknirschung des Herzens setzen, statt in thätiges Christenthum, statt in heitern, gottgefälligen Wandel. Sie wird durch das Lesen solcher Bücher erzeugt, welche von schwermüthigen Personen niedergeschrieben worden sind, die selbst von Gott nur unwürdige Vorstellungen hatten; die sich in dunkeln Gefühlen umhertrieben; die sich die Begriffe von dem, was Reue, was Buße sei, nie recht klar werden ließen; die in Gott nur den strengen, unversöhnbaren Richter unserer Sünden nicht aber den Vater voll unendlicher Liebe sehen; die mehr auf die Eingebungen ihrer eigenen Schwermuth, ihrer eigenen Einbildungskraft, als auf die lauten, wahrheitvollen und alleinwahren Worte der heiligen Schrift achten.

Gnädig und barmherzig ist der Herr, ruft David (Ps. 145, 8. 9), geduldig und von großer Güte. Der Herr ist allein gütig, und erbarmt sich aller seiner Werke!

Wohlan denn, du bekümmertes Herz, so ist er auch gegen dich gütig, so wird er es ewig sein. Auch du bist sein Werk, und er erbarmt sich

ja aller seiner Werke. Dein Kummer, dein Verzweifeln an Gottes Gnade, dein Mißtrauen entehren dich; in dir ist nicht Jesu Geist. Deine Schwermuth ist eine neue Sünde, denn sie lähmt dich in der Kraft zu vielem Guten; sie macht dich ungesellig für deine Freunde, und quält ihr Herz. Nur der freudige, auf Gott vertrauende Mensch, welcher mit stiller Besonnenheit durch sein Leben hinwandelt, und sich nie so sehr der ausgelassenen Freude, nie so sehr der entnervenden Traurigkeit überläßt — nur er kann auf Erden das meiste Gute thun. So that Jesus, so seine Jünger.

Gott ist der Allerbarmer! Die heilige Schrift spricht es, und die göttliche Schöpfung predigt es an jedem Tage, in jeder Nacht. Warum denn mangelt es dir, o Christ, an Muth und Zuversicht? Waren deine Sünden groß, o, Gottes Gnadenreichthum ist noch unendlich größer! Denn er kennt, was für ein Gemächt wir sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind. (Ps. 103, 14.) Und er, der unsere Schwachheit kennt, er, der unsere Seele mit diesem gebrechlichen Leibe umhüllte — er sollte nicht gnädig verzeihen, wenn wir straucheln? er sollte unbarmherzig uns verstoßen, wenn wir seine Barmherzigkeit und Liebe suchen? —

Gott ist der Allerbarmer! — Ja, mit hohem, unverlöschlichem Trost erfülle dieses Wort mein Herz; aber es verleite mich nicht zu einer sträflichen Sicherheit; es bestärke mich nicht in meinem Leichtsinn! Sein Erbarmen bewege mich zum Eifer, desselben würdig zu werden. — Würdig? — Ach, wie kann ich seiner unendlichen Vatergüte ganz würdig sein! Immer wird er mir mehr geben, als ich verdient habe. Aber doch mein Streben nach Würdigkeit wird schon in Gottes Auge ein wohlgefälliges Opfer. Schon mein Streben nach Würdigkeit führt mich ihm näher und immer näher, macht mich edler, vollkommener, christlicher. Wehe, verachte nie den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit. Gottes Güte muß dich nicht in deinen Sünden verhärten, sondern sie soll dich zur Buße leiten, das ist, zur Annahme einer bessern, frömmern Gesinnung! (Röm. 2, 4.)

Gott ist der Allerbarmer! Und wie er sich meiner erbarmt, so will ich mich der Meinigen und aller meiner Nächsten erbarmen. — O ihr Bekenner Jesu, Christen! Christinnen! höret unsers Jesu Ruf! Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Darum richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet. Vergebet, so wird euch vergeben. (Luk. 6, 36. 37.)

Ja, Erbarmer der Welt, Vergebung! Vergebung! — — So stammeln Millionen Menschen, die vor Dir im Staube liegen, zitternd vor Deiner Heiligkeit, und im vernichtenden Gefühl ihrer Unheiligkeit. — Vergebung! Vergebung! So erschallt es aus tausend bangen Herzen hervor zu Dir,

Erbarmer der Welt; denn unsere Fehler und Missethaten sind groß, aber Deine Güte ist noch größer, als unsere Gebrechlichkeit. — Vergebung! Vergebung! So ertönt es von tausend Dir geweihten Altären, und der Gnade flehende Blick wendet sich zum Bildniß Jesu am Kreuze, der noch im Tode rief: Vater, behalte ihre Sünden nicht, sie wissen nicht was sie thun! Vergebung! Vergebung! So stöhnt der Seufzer von tausend Sterbebetten, den ein brechendes Herz, eine erstarrende Lippe zum Himmel empor seufzet.

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern!

Ja, Du vergibst, Erbarmer der Welt; Du heilest, die gebrochenen Herzens sind, und verbindest ihre Schmerzen. (Ps. 147, 3.) Auch mir behältst Du meine Sünden nicht, und überschüttest mich alle Tage mit neuer Gnade. Du kennest meine Gebrechen, du kennest meine Schwachheit, aber du bist auch Zeuge, wie ernstlich meine Seele ringt, besser und heiliger vor Dir zu erscheinen. Du bist mein Erbarmer, Vater, auch mein Erbarmer! Nie soll mich Schwermuth wieder zu Boden drücken. Ich habe Zuversicht zu deinem Worte; ich kann an Menschentreue, an menschliche Gnade den Glauben verlieren, aber an Deine Treue will ich den Glauben nie verlieren, nie an die Ewigkeit Deiner Gnade. Ich will Dein Erbarmen preisen den Betrübten, ich will aufrichten mit Deines göttlichen Wortes Kraft, die eines zerschlagenen und gebeugten Herzens sind. —

Jesus, der Du für mich starbst; Jesus, der Du für mich lebst, für den sich Gott der Welt erbarmte! Du lehrtest mich sein voll unerschrockener Zuversicht, voll freudigen Vertrauens auf Gott. Du hattest diesen Gottesmuth noch in der Todesstunde, da Dich die Sünden der Welt belasteten. Und dies ist nun die heilige Erbschaft, die wir von Dir empfangen haben.

Und wenn in bangen Stunden meine Kräfte mich verlassen, wenn mein Glaube schwanken will, wenn mein Vertrauen zittert: dann richte Du mich wieder empor durch Deines ewigen Wortes Macht. Und wenn ich einsam weine über der Asche aller meiner Freunde, über dem Grabe meiner Geliebten, über den Trümmern meines Glücks: dann will ich die nassen Augen zum Himmel aufschlagen, dann will ich rufen: Das hat Gott gethan, und was er thut, das ist wohlgethan! Nichts soll meine Zuversicht auf seine Gnade schwächen. — Und wenn die letzte meiner Stunden schlägt, und meine Seele nach Befreiung von ihrer irdischen Hülle ringt, wenn meine erstarrten Hände nicht mehr sich zum Gebete falten, wenn vor meinen Augen es dunkel wird, und meine Freunde, meine Verwandten vor ihnen verschwinden; denn mir nichts mehr bleibt, als der Schritt zwischen dem Leben voller Sünden, voller Uebereilungen, und dem Grabe: auch da noch hebt sich meine Seele

voller unzerstörbarer Zuversicht in die Ewigkeit hinaus — sie wird sprechen: Das Leben des Menschen ist vergänglich, aber Gottes Gnade währet ewiglich; — und Gott ist der Allerbarmer!

39.

Am Tage, da das heilige Abendmahl genossen wird.

Erste Betrachtung.

1. Kor. 6, 17.

Herr, Deines Lebens letzte Nacht,
Die Nacht voll Angst und Schmerzen,
Die Dich dem Tode nah' gebracht,
Sei heilig meinem Herzen!
An Deine Leiden ohne Zahl
Laß mich, wenn Dein Gedächtnißmahl
Ich feire, dankbar denken.

Im Leiden selbst lag Dir das Wohl
Der Deinen noch am Herzen;
Wie sprachst Du ihnen liebevoll
Trost zu bei eignen Schmerzen!
Der Tod, den Du aus Liebe starbst,
Die Hoffnung, welche Du erwarbst,
Umringten mich mit Segen.

Die christlichen Kirchen feiern die Feste des Welterlösertodes Jesu Christi, das Gedächtniß der Schmerzen, welche er unserer Sünden willen trug; das Gedächtniß seines Sieges über Welt und Grab. Es sind die Feste der triumphirenden Menschheit, — der Herrlichkeit Gottes! Warum soll ich mich ausschließen von ihrer Feier? Hat die Erde jemals einen Göttlichern leiden gesehen um göttlichere Dinge? Hat die Menschheit jemals einen denkwürdigern Sieg des erhabenen Geistes über die Macht der Sinnlichkeit erlebt?

Ich sehe Dich in Deiner stillen Trauer, Du Held von Nazareth, unter den bangen Vorgefühlen des nahen Todes! Ich sehe Dich, o Du Schuldloser, im Kampfe mit Deinem Schicksale, dem Du nicht weichen willst. Ich sehe Dich, wie Du Blicke voll Mitleides auf Deine Mutter, auf Deine Freunde und Freundinnen senkest, die nicht ahnen, welche grauenvolle Zukunft Deiner harrt. Ich sehe Dich im Kreise Deiner frommen Lieben, unerschüttert im großen Entschlusse, für die Sache

aller Jahrtausende, für das ewige Heil der Menschheit in den Tod zu gehen.

Schreckenvoll waren die Stunden in Gethsemane, aber rührend jene heiligen Augenblicke, da der Messias zum letztenmale alle seine Jünger um sich versammelt hatte, und mit ihnen nach gewohnter Weise zu Tische saß. Dies letzte Abendmahl ward das feierlichste ihres ganzen Lebens! Er, unter den Vorempfindungen seines bevorstehenden Todes, machte es ihnen zum bleibenden Gedächtnißmahl seiner Liebe, seiner Aufopferung für die sündige Welt.

Darum, in derselben Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brod, dankete und brach es, und gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß. — So nahm er auch nach dem Abendmahl den Kelch, und dankete, gab ihnen denselben und sprach: Trinket Alle daraus. Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute, das vergossen wird für Viele. Solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß!

Diese feierliche Handlung ward von den Jüngern zwar nicht ohne Andacht und Liebe begangen; aber ihren tiefen Sinn begriffen sie erst ganz, als Jesus den hohen Opfertod am Kreuze gestorben war für die Sünden der Welt. Nun erst verstanden sie, daß er seinen Tod mit jenem Opfer verglichen hatte, durch welches der zwischen Gott und dem Volke geschlossene Bund geweiht worden war. Nnn erst ward ihnen deutlich, wie jener alte Bund (Testament) durch einen neuen Bund (neues Testament), durch einen heiligern ersetzt worden sei. Der Messias selbst war an die Stelle des Opfers getreten — nun ward das Opfer des jüdischen Gottesdienstes überflüssig; in seinem Blute war das neue Testament, der neue erhabene Bund der Menschheit mit der Gottheit, begründet.

Diese Vorstellungsweise war ganz dem jüdischen Begriffe eines Bundes angemessen; jeder Bund wurde durch ein Opfer geheiligt; und durch Jesu Tod wurde ja in der That ein neuer Bund zwischen Gott und den Menschen gestiftet. Nur indem er so nach jüdischer Art redete, begriffen ihn seine Jünger, die sämmtlich vom jüdischen Glauben waren.

Doch erst, als er auf Golgatha's Höhen am Kreuze sein heiliges Leben zum Opfertod dargebracht hatte; erst als die erschrockenen Jünger Zeugen gewesen, wie dort sein Leib gebrochen, wie dort aus Todeswunden sein Blut geflossen war: erst da ward ihnen der Sinn seiner Worte lichthell, die er beim letzten Nachtmahle zu ihnen gesprochen hatte; erst da ihnen seine Bitte heilig: Solches thut, so oft ihr's thut, zu meinem Gedächtniß.

Und sie thaten es zu seinem Gedächtniß. Die Abendmahlsfeier trat nun an die Stelle der jüdischen und heidnischen Gebräuche und bildete den heiligen Mittelpunkt der christlichen Verbrüderung. Sie ward von den ersten Christen mit Ehrfurcht und Andacht begangen; und der letzte Christ, welcher einst auf Erden wandelt, wird sie mit gleich frommer Rührung begehen.

Es sind freilich in unsern Tagen Viele, welche über die Wichtigkeit dieser alterthümlichen, heiligen Handlung sehr abweichend, oft sehr gleichgültig, noch öfter sogar herabwürdigend denken. In ihrer vermeinten Aufklärung ist darin nichts, als ein veralteter Brauch zu sehen, den man noch gewohnheitshalber beibehält. Sie finden darin höchstens nur eine sinnbildliche Handlung, deren Sinn aber zum Theil nicht einmal recht verstanden werde von denen, welche sie begehen; oder allenfalls ein feierliches Andenken an den Stifter des christlichen Glaubens, das man etwa beibehalten müsse, um das Volk durch irgend etwas Aeußerliches an die Religion zu fesseln.

O ihr Eingebildeten, voll gefühlloser Weisheit, voll kalter, unbeseligender Aufklärung! Und wenn denn nun das von der Christengemeinde gefeierte Abendmahl auch sogar nichts wäre, als das Gedächtnißfest der Leiden und des Welterlösertodes Jesu: warum entzieht ihr euch mit gemeiner Vornehmthuerei diesem Feste? — Warum verschmähet ihr die Theilnahme an dem feierlichen Mahle, zu welchem glaubensvoll eure Väter traten, und wo sie Seligkeit und Frieden fanden für ihre Seele? Warum wollet ihr in euern Häusern die Gedächtnißtage euerer Geliebten oder Wohlthäter begehen, aber nicht das Andenken des Göttlichen ehren, der die Fesseln des Irrthums sprengte, in welchen die Welt schmachtete, und der eben dadurch an euerm Geiste der erhabenste Wohlthäter geworden? Warum stiftet ihr den großen Männern der Vorwelt, berühmten Weisen oder blutigen Siegern, Denkmale und Feste? Jesus, der Weltlehrer, der Heiliger euers Gemüths, der euch der Tugend und durch sie dem höchsten Wesen näher führte, ist er nicht größer, als alle eure Helden waren?

Und wenn das von der Christengemeinde gefeierte Abendmahl, wie ihr saget, auch nur eine bloße sinnbildliche Handlung der Kirche wäre: warum nehmet ihr Anstand, derselben mit Andacht beizuwohnen? warum tretet ihr mit erkünstelten Vorurtheilen vor den Tisch des Herrn? Wisset ihr nicht, daß sinnbildliche Handlungen auf das Volk und dessen Vorstellungsweise mächtiger wirken, als kalte, trockne, Vernunftschlüsse? Wisset ihr nicht, daß sie selbst für den weisesten und einsichtvollsten Menschen eben so werthvoll sein können, und nothwendig sind, als für den Schwächsten der Christen? Denn nicht aus reiner Vernunft, sondern auch aus Gefühl besteht des Menschen Gemüth. Der Beste der Sterb=

lichen, mit aller Einsicht des Guten und Nützlichen, wird endlich matt für die Tugend, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein feierlicher Umstand seine Gefühle erweckt und seine Kraft erhebt. Der Beste der Sterblichen ist nicht zu allen Stunden gleich aufgelegt, die Hoheit seiner Seele in herrlichen Handlungen zu äußern; er bedarf eines großen Reizmittels für den abgespannten Geist, und dies ist, mehr als alles Andere, eine sinnbildliche Feierlichkeit, zumal eine heilige Feierlichkeit, wie die des Nachtmahls der Christen. — Hier wird der Triumph aller Tugenden begangen, deren die menschliche Natur je fähig war und sein wird; hier der Siegertod eines Welterlösers gefeiert, der sein Blut für uns vergoß; hier seine Stiftung gehalten, welche das erste ursprüngliche Verhältniß der Sterblichen unter sich und zu Gott wieder herstellt. Denn siehe, wie einst vor des Weltrichters Throne, fallen hier die Schranken irdischen Unterschiedes aus einander; hier ist nicht vornehm, nicht reich; hier scheidet nicht edles und unedles Geblüt; hier naht sich der gebeugte Greis und der hochaufstrebende Jüngling mit gleichem Schritte dem Liebesmahle — sie sind Brüder durch Jesum! Hier naht der Fürst und der Bettler, der Gerechte und der reuige Sünder dem Tische des Herrn mit einerlei erhabenen Hoffnungen und einerlei Troste: — sie sind hier als Kinder eines und desselben Gottes, den sie Vater nennen dürfen, weil Jesus es uns gelehrt hat.

Aber wohl mehr als eine bloße Gedächtnißfeier des Todes Jesu, wohl mehr als eine kalte sinnbildliche Handlung, ist das Abendmahl der Christen. Und es soll mehr sein, dem Geiste gemäß, in welchem es der Weiseste dieses Lebens anordnete, der Gottmensch, Jesus der Christ!

Es ist das heilige Abendmahl die Vermählung der Geister in der Gemeinschaft mit Jesu — es ist das Einswerden mit ihm, dem Allerheiligsten.

Es ist das heilige Abendmahl eine Gemeinschaft mit Jesu; eine geheimnißvolle Verwandlung und Auflösung unsers unsterblichen Geistes in ihm, also daß wir in ihm leben, er in uns lebt, daß unser irdischer Leib sich dadurch zu einem Tempel des Heiligsten verklärt, und Gottes wird (1. Kor. 6, 19); daß unser Geist und Jesu Geist ein einziger Geist werden, frei von Sünden.

O du, der im Nachtmahle Jesu nur eine todte sinnbildliche Handlung erkannte: warum ahntest du den göttlichen Sinn darin nicht? warum hauchtest du nicht Leben und Wärme in diesen Leichnam?

Du sprichst: Wie mag die Theilnahme am Abendmahle so große Wunder wirken? Nie habe ich von denselben in mir empfunden, noch seine Wirkungen gesehen!

Es ist möglich, daß für dich die heilige Handlung fruchtlos geschah; aber es war durch deine eigene Schuld. Du gingst zum Altar und

nahmst Theil; aber nahmst du auch Theil am Leibe und Blute Jesu? — Wie könntest du aber Theil nehmen am Leibe und Blute Jesu, ohne ihm mit allen deinen Gesinnungen anzuhangen? Wer dem Herrn anhanget, der ist ein Geist mit ihm! (1. Kor. 6, 17.)

Du gingst zum Tisch des Herrn, aber ohne Glauben. Dein Leichnam kam, aber deine Seele war fern in weltlichen Dingen. Du kamst, und hattest Glauben an Jesum, aber nicht an seine Lehren des Heils. Du hattest Glauben an seine Lehren der höchsten Tugendpflichten, aber dieser Glaube war in dir ohne Wirksamkeit; du ließest ihn in dir nicht ins Leben übergehen. Daran erkennen wir, daß wir Jesum angehören, daß wir seine Gebote halten in allem gegen uns, gegen unsern Nächsten und gegen Gott. Wärest du mit diesem lebendigen, sich in deinen Gesinnungen, Worten und Werken regenden Glauben jemals zum Abendmahl des Herrn getreten: wahrlich, dein Gemüth würde voll hoher Rührungen, voll des entzückenden Gefühls gewesen sein: mir sind meine Sünden vergeben; ich bin Gottes Kind! Du würdest dich mächtig empfunden haben, zu sterben für deine Pflichten, wie Jesus Christus für das Heil der Welt gestorben ist; du würdest Verzeihung gegeben haben allen deinen Beleidigern, die dich jemals betrübt hatten, oder dich noch in Zukunft betrüben konnten. Du würdest in allen Sterblichen nah und fern nur deine verschiedenartigen Brüder, in Gott nur deinen Alles liebenden Vater, im Weltall nur dein Vaterhaus erkannt haben. Dann wärest du Ein Geist mit Jesu gewesen!

Und dann hätte die feierliche Handlung im Abendmahle einen höhern Sinn für dich gewonnen. Sie wäre nicht mehr ein bloßes Gedächtnißfest vom Tode des Messias gewesen, wie man solche Feste auch wohl sonst verdienstvollen Sterblichen zu weihen pflegt: sondern du hättest dadurch ein Vermählungsfest aller edlern, höhern Naturen, das Vereinigungsfest deines Geistes mit allen bessern Geistern des gegenwärtigen und untergegangenen und zukünftigen Menschengeschlechts, deine Weihe zum neuen Bunde mit Gott, deines Geistes Auflösung mit Jesu Geiste gefeiert.

Das Alles ging für dich verloren. Denn wer nicht Jesu Tugenden hat, nicht die Heiligkeit seines Lebens in That und Wort annimmt: wie kann der ihm anhangen? Und wer ihm nicht anhanget: wie kann der Ein Geist mit ihm sein? Und wer nicht ein Geist mit ihm ist: wie kann der am Tode, am Blute und Leibe Jesu Theil haben? Und für wen Jesus vergebens auf Golgatha blutete: wie mag der das Wort des hohen Sinnes begreifen, welches die heilige Schrift redet: das Brod, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? (1. Kor. 10, 16.)

Und wer dem Tisch des Herrn naht ohne jenen höhern Sinn; wem das Abendmahl nicht die Erneuerung des ewigen Bundes mit der Gottheit, nicht Vermählungsfest des Heiligen in ihm mit allem Heiligen der Welt ist; wer als leichtsinniger Gewohnheitsmensch, als eingerosteter Verbrecher dem Altare naht, um Theil zu nehmen am Mahle Jesu — dem ist dies hohe Mahl kein Heiligungsfest der Seele; er kommt und hat es nicht genossen; er hat es genossen, aber das Heiligthum entweiht durch seine innere Unwürdigkeit.

Wer aber unwürdig isset oder trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn (das Höhere, Heilige, vom Irdischen). (1. Kor. 11, 29.) So sprach Paulus, der Apostel, voll schweren Ernstes. Denn schon zu seiner Zeit traten viele Neubekehrte zur Feier des Abendmahls, ohne dessen tiefen Sinn zu kennen. Sie kamen. Noch ward das Abendmahl unter ihnen begangen, wie Jesus es mit seinen Jüngern selbst beging. Man setzte sich zu Tische, um Speise und Trank zu sich zu nehmen. Darum ermahnte Paulus die korinthischen Christen: Hungert Jemanden, der esse daheim, auf daß ihr nicht zum Gericht (d. i. auf daß ihr nicht zur Entheiligung des Heiligen, und daher zu eigener Strafwürdigkeit) zusammenkommet!

Sie traten voll Mißbrauch des Ehrwürdigsten zusammen, sich satt zu essen. Das sollte nicht sein. — Heutiges Tages treten tausend und tausend Christen zusammen, mit kalten, rohen Herzen, ohne Sinn für die hochheilige Handlung, welche sie begehen; sie treten zusammen, um eine gewohnte kirchliche Feierlichkeit mitzumachen, oder in der Hoffnung, der bloße Genuß des Abendmahls könne hinreichend sein, sie von allen Sünden zu reinigen. Das soll nicht sein! — Sie sind es, von denen die heilige Schrift sagt: Sie essen, sie trinken sich selber das Gericht, darum, daß sie nicht unterscheiden den Leib des Herrn! — Ja, sie sind schuldig dadurch am Leibe und Blute Jesu. Sie besudeln mit unreinem Geiste das Heiligste; sie verkehren, was göttlich ist, in irdische Thorheit, und machen, was gestiftet ward zur Vergebung der Sünden, zum Deckmantel einer ruchlosen Denkart.

Wie sie hintreten unwürdig zum Altar, ihre Gedanken auf Pracht und Hoffart gerichtet, ihre Brust voller Neid und Rache gegen Brüder: traten nicht so einst mit würdelosem Gemüth auch Deine Verfolger und Mörder zu Dir ans Kreuz, o Jesus! Wie sie Dein spotteten mit heuchlerischer Ehrfurcht, o König der Geisterwelt, spotten nicht heute noch die Gleißner Deiner, die sich Deinem Tische nahen?

Nur wer Dir, mein Jesus, mein Seligmacher, anhängt, der ist Ein Geist mit Dir; der findet in dem von Dir eingesetzten Abendmahl die Vermählung aller zur unvergänglichen Seligkeit berufenen Naturen, in der Gemeinschaft mit Dir! — Auch ich will sie finden! auch ich sehne

mich nach Auflösung in Dir, um Ein Geist zu werden mit Dir, o Du Heiligster.

O Du, Gerechter, der sich hinopferte für die Sünden der Welt, Dein Leib sei denn auch hier für mich gebrochen, Dein Blut auch für mich vergossen, daß ich, rein gewaschen von Sünden, in strengem Leben nach Deiner Lehre, zu ewiger Gemeinschaft gelange mit Dir, und durch Dich zur Gemeinschaft mit dem Vater. Nie will ich ungeprüft und ernstlos zum Gedächtnißmahle Deines Todes gehen, daß die Feier Deiner Schmerzen mir zur Seligkeit gereiche. Ja,

Mir soll die Feier Deiner Leiden,
O großer Dulder, heilig sein,
Um jede Sünde ganz zu meiden,
Und Dir mein Leben ganz zu weih'n;
Dir, der so ruhig, so entschlossen
Die Strafe fremder Sünden trug,
Und dessen Herz so unverdrossen
Für mich auch noch im Tode schlug.
Auch in der stillsten meiner Stunden
Will ich nach Deinem Kreuze seh'n,
Und Dich, o Herr, für Deine Wunden
Mit ehrfurchtvollem Dank erhöh'n;
Will tiefgerührt die Huld ermessen,
Womit Dein Herz die Welt umfaßt;
Und nie undankbar es vergessen,
Was Du für mich erduldet hast.

40.

Am Tage, da das heilige Abendmahl genossen wird.

Zweite Betrachtung.

Ev. Joh. 18 u. 19.

Du, der nur Fried' und Leben gibt,
Du, der uns unaussprechlich liebt;
O Du, der für mich litt und starb,
Mir Leben durch den Tod erwarb!

O Deine Liebe, Jesus Christ,
Wenn Alles mir verschwunden ist,
Erfreue meinen bangen Geist,
Wenn er der Hülle sich entreißt!

O Du, Du Naher, Naher Du!
Des Schwachen Kraft, des Müden Ruh,
Des Todten Leben, Du allein
Sollst ewiglich mein Vorbild sein.

Göttlicher Heiland der Welt, der Du für meine Sünden in den Tod gegangen bist, sei Du heute der Gegenstand meiner heiligen Betrachtungen! Unschuldiges Lamm Gottes, das für mich blutete, auf Dich will ich hinschauen! — Was kann mich in den Tagen, da ich das stille Gedächtniß Deines Leidens und Sterbens feiere, anders rühren, und meine Seele lebhafter beschäftigen, als das Bild von den Schmerzen, welche Du meinetwillen getragen hast? — Jesus Christus, Du Allerheiligster unter den Menschen, an dem kein Fehl gefunden ward, Du liebevoller Retter meiner Seele, dem sie den süßen Trost der Religion, die schönsten Hoffnungen, die wohlthätigsten Ueberzeugungen schuldig ist — o mein Erlöser, ohne dessen Offenbarungen ich keine Seligkeit genießen würde; durch dessen Liebe ich mich Gott nähern darf, als meinem Vater, — Seligmacher, ohne dessen Erleuchtungen ich in ewiger Finsterniß geblieben sein würde: sei Du heute der Gegenstand meiner Andacht, meines Dankes!

Engel jauchzten bei Deiner Geburt: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden! — Den Himmlischen war die Zukunft der Welt aufgethan; sie freuten sich über das Glück der Erdbewohner unter allen Himmelsstrichen, in alle nachfolgenden Jahrtausende. Sie erkannten, was dem blöden Auge der Sterblichen verborgen war, daß Du sie durch Dein heiliges und beseligendes Wort zum himmlischen Vater zurückführen würdest; sie sahen die ungeheuern Verwandlungen voraus, welche der Glaube an Dich unter allen Völkern der Welt hervorbringen würde;

sie sahen die Millionen seliger Herzen, welche, durch Dich über alle Leiden des Lebens erhaben, dem Himmel entgegenschlagen sollten; sie zählten die Millionen Deiner Jünger und Nachfolger, deren Todesstunde durch Deinen Tod leichter werden sollte.

So sprach es der Mund der Weissagung, da Zacharias Dich rief, ehe Du das Licht der Welt, als Mensch, erblickt hattest. Du bist und warst der Ausgang aus der Höhe, das göttliche Licht, welches erscheinen sollte denen, die da sitzen in Finsterniß des Geistes und im Schatten des Todes; der da richten sollte durch die bessern Anweisungen und Lehren unsere Füße auf den Weg des Friedens. (Ev. Luk. 1, 79.)

Geboren im Schoose der Armuth, o Du, vor dem die Könige der Erde anbetend ihr Angesicht in den Staub niederbeugen, zeigte Dein erstes Erscheinen schon der Welt, daß vor Gott im Himmel kein Ansehen der Person gilt; daß der Höchste und Niederste auf Erden Gott gleich lieb sei; daß keine Wiege den Menschen edler und besser mache, und ihm Vorzüge gebe vor andern Menschen. Die dürftige Krippe eines Stalles, o Anbetungswürdiger, war Dein erstes Bett, von welchem Du die entzückte Mutter anlächeltest. Wie sehr muß ich bei dieser Erinnerung über meine eigene Eitelkeit erröthen! Wie oft habe ich den Armen in meiner Thorheit gering geschätzt, weil er nicht so wohl bekleidet war, als ich, und sich keiner so guten Wohnung rühmen konnte, wie ich. Aeußere Pracht ist doch zuletzt nur Staub, der dahinfällt. Die Menschen sind alle Brüder vor Gott; und der Demüthigste, der Leutseligste, der Gemeinnützigste unter ihnen, der über fremdes Wohl und Wehe gern sein eigenes vergißt, der ist der Höchste unter ihnen.

Ja, Du, o Jesus, Du schönes und ewiges Urbild menschlicher Heiligkeit, Du warst der Höchste unter Allen, die jemals auf Erden wandelten. Du Herrlicher, dem ein bethörtes Volk den Thron Davids anbot, Du nahmst Knechtsgestalt an, und warst der Demüthigste unter Allen. Du kamst in die Welt, nicht Dich mit dem Irdischen zu schmücken, sondern mit dem Göttlichen.

Du hattest unsere Schwachheiten, unsere Empfindungen, unsere Bedürfnisse angenommen; Du hattest unsere Thränen, unsere Triebe; Du wurdest Mensch, wie jeder vom Weibe Geborne. Aber Dein Leben sollte uns das Zeugniß geben, ein Zeugniß für die Ewigkeit, daß es nur auf den Menschen selbst ankomme, wenn er schon auf Erden ein höheres Wesen sein wolle; Du wolltest dem zweifelnden Geschlecht der Sterblichen darthun, daß man, auch als Mensch schon, durch starken Willen, durch festes Ausharren in frommen Entschlüssen, durch muthige Uebung im Guten, die höchsten Tugenden besitzen, und das sein könne, was man als Mensch sein soll.

Ach, vergebens ist also meine Entschuldigung, daß ich ein schwacher

Mensch sei, und nicht vollkommener und gerechter werden könne. Auch du warst Mensch geworden, mit Irdischem angethan, und dennoch vollkommen. O Jesus, mein erhabenes Vorbild, weiche nie von meinen Blicken! Laß mich auf Dich schauen, und meine Kraft im Guten unaufhörlich üben! Und wird es mir schwer, so erscheine Du mir in Deiner irdischen Vollkommenheit, und ich werde mich wieder ermannen.

Wenn ich daran denke, wie Du jeden Tag Deines Lebens anwandtest, Deinen Mitbrüdern auf Erden wohlthätig zu sein; wie Du mehr für ihren Nutzen, für ihre Freude sorgtest, als für die Deinige; wie Du, ohne müde zu werden, jede Beschwerde ertrugst, um Andern zu helfen; wie Du bald den Armen tröstetest, bald den Unwissenden belehrtest, bald den Kranken heiltest; wie Du für Dich keinen Ruhm begehrtest, sondern immer auf Deinen Vater im Himmel deutetest, von dem alle guten Gaben herkommen; wie Du dem Volke auswichest, wenn es Dich zu seinem Anführer und König ausrufen wollte: — ach, was ist dagegen mein Leben? wie arm ist es an gottgefälligen Gesinnungen und Thaten! wie lieblos beurtheile und behandle ich oft meine Nebenmenschen! wie eigennützig und auf Lob bin ich erpicht, wenn ich einmal eine gemeinnützige Handlung begehe! wie wenig denke ich daran, Jesus, ganz in Dir, in Deiner göttlichen Lehre zu leben!

Ja, diese Lehre, welche Du uns vom Himmel brachtest, um uns zum Himmel zu leiten; dieser Glaube, der uns über alles Irdische zum ewigen Vater emporhebt; diese Offenbarungen, welche das Geheimniß unserer Zukunft entsiegelten, sind unsere einzige Seligkeit, geben uns die verlorne Menschenwürde wieder, sind unser letzter Trost im Leiden und im Tode.

Viele Weise, viele gottbegeisterte Männer hatten schon vor Dir den Menschen den Weg des Heils gepredigt — aber wie unvollkommen, mangelhaft und zweifelvoll war ihre Lehre! Du erschienest, und Dein Wort ist das vollendetste, was geredet ward. Unter allen Sterblichen vor Deiner Geburt hatte keiner die himmlischen Wahrheiten geahnet, ihre Größe, die Du, Göttlicher, den Kindern des Staubes in Klarheit und wunderbarer Einfalt gabest, daß sie auch selbst vom Geist der Unmündigen begriffen wurden. Und die Erfahrensten, die Gelehrtesten, die Weisesten aller Nationen, welche nach Dir kamen, waren unfähig, etwas Größeres, etwas Vollendeteres zu lehren. Alle Geister, auch die Erleuchtetsten unter den Menschen, kehrten immer wieder zu Dir zurück, und zu Deinem Wort. — Und wenn auf Erden keine Wunder mehr geschehen, um die Göttlichkeit Deines Wortes, o Jesus Christus, zu verbürgen, so dauert das unwidersprechliche Wunder unter uns fort bis zum letzten der Tage, daß die höchste Weisheit aller Menschen vor und nach Dir keine vollkommnere Lehre erfinden konnte; daß Dein Mund der

einzige war, der sie in die Welt brachte, und die Weisheit aller Sterblichen vor Dir verstummt!

Durch dieses Dein Wort, durch diesen Deinen heiligen Glauben, dessen ewige Wahrheit Du mit Deinem theuern Blute besiegelt hast, bist Du, o Jesus, mein Heiland, mein Seligmacher geworden; hast Du mich von der Finsterniß des Irrthums, von der Gewalt der Sünde, von dem Schatten und der Furcht des Todes erlöset.

Eine durch Dich verklärte Geisterwelt betete vor dem Throne des himmlischen Vaters, und stammelte ihm, dem Anbetung und Preis gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit, ihren Dank für Deine Sendung; eine durch Dich beseligte Welt lag zu Deinen Füßen; ein durch Dich veredeltes und besser gewordenes Menschengeschlecht lag schon in einer Reihe von Jahrhunderten vor Dir — und was that die Welt für Dich, o mein Erlöser, der Du so viel für sie gethan?

Schmach und Hohn, Verfolgung und Spott, Armuth und Elend — der Tod am Kreuze war Dein Lohn! Mit Blindheit geschlagen, mußte sie Dich verkennen. Sie erwartete von Dir eine hohe, irdische Macht, und Du bereitetest ihr ein himmlisches Reich. Sie wollte Dich in Palästen und auf Thronen sehen; Du zeigtest, der göttlich-denkende Mensch bedürfe auch in der Niedrigkeit des Staubes keines andern Glanzes, um erhaben zu sein.

Da verließ Dich des Volkes blinder, wankelmüthiger Haufe, und in seiner irdischen, eiteln Erwartung getäuscht, machte er seine eigene Schuld zu Deinem Verbrechen.

Da verließ Dich Deiner eigenen Jünger einer. Judas, den Du aufgenommen hattest unter die Freunde Deines Herzens, Judas, dessen Wohlthäter, dessen Bruder, dessen Vater, dessen Lehrer Du gewesen warst — er verließ Dich, er ging von Deinem Tisch, vom Mahle Deiner Liebe hinweg, um Dich für ein schnödes, verruchtes Geld zu verrathen. Schon suchten Dich Deine Feinde, schon war die furchtbare Verschwörung gegen Dein heiliges Leben gemacht. Es fehlte nur noch ein Verräther, der Dich in ihre Hände ausliefern könnte — und er war gefunden mitten unter den Deinigen.

Er war gefunden! Dein Freund, Dein Schüler mußte Dich zur Schlachtbank führen. Ach, die Welt wußte es wohl, daß keine Wunde tiefer schmerzt, als die wir von einer geliebten Hand empfangen; sie wußte es, daß der Undank immer seinen Wohlthätern den bittersten Kelch reicht. Darum, leidender Jesus, mußtest Du ihn von der Hand Deines eigenen Jüngers empfangen. Mit den Lippen, die Dir oft ewige Treue schwuren, mit den Lippen, die Dich oft voll Ehrfurcht küßten, gab der Treulose Dir den falschen Kuß des Verrathes.

Mein Freund, warum bist du gekommen? — Mehr sprachst

Du nicht zu ihm. Ach, der Elende fühlte das Entsetzliche seines Verbrechens und Deine Unschuld, Deine Hoheit. Er floh — Er sah Dein Angesicht nicht wieder. Erschrocken und schüchtern flohen Deine Jünger alle, da sie Dich von der bewaffneten Mörderschaar hinweggeschleppt sahen. Deine Freunde standen trauernd in der Ferne. Ihre Macht war zu schwach, Dich zu retten.

Einsam gingst Du unter den Todfeinden zum Gericht; einsam, wie Du in Gethsemane gewesen warst, als Dich die erste Angst des herannahenden Todes ergriffen hatte, da Du riefest voll unaussprechlicher Wehmuth: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!

O, diese Nacht voll banger Qualen, Du hast sie, Jesus, auch meinetwillen erlebt! auch ich habe Theil an dem Schweiße, mit welchem die Angst Deine herrliche Stirn benetzte. Und während du littest, während Deine Jünger ruhig schliefen, schlief auch ich noch im dunkeln Schooße der Zukunft. — Namenlose Liebe, ewig werde ich Dein gedenken! Ihr Schreckensstunden von Gehsemane, ihr habt meine Ruhe, meine Seligkeit erkauft. Nur Jesu Muth hielt allein die himmlische Wahrheit seiner Lehre empor, daß sie nicht unterginge. Hätte Jesus wanken können, seine Kirche wäre gesunken, seine Lehre unzulänglich für die Welt gefunden worden. Er hatte den Muth, für das göttliche Wort in den Tod zu gehen, darum ward das Kreuz, an dem er sterben sollte, das Sinnzeichen seiner Offenbarungen und der Schmuck seiner triumphirenden Religion.

Gebunden und mißhandelt, verspottet und mit Fäusten geschlagen, ward Jesus von seinen Feinden von Richterstuhl zu Richterstuhlt geschleppt. — Umsonst kehrte der Verräther Judas zurück und rief: Ich habe übel gethan, ich habe unschuldig Blut verrathen! Umsonst warf er den Hohenpriestern das Sündengeld im Tempel vor die Füße; umsonst wusch Pilatus die Hände vor dem Volk und rief: Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten!

Der Wahnsinn des empörten, wilden Volkes forderte das Leben des heiligsten Menschen: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!

Leidender Erlöser, die Stunde Deiner tiefsten Erniedrigung und Noth war nun gekommen! Sie war die Stunde Deiner Vergöttlichung!

Sie flochten eine Dornenkrone, und setzten sie auf sein blutiges, zerschlagenes Haupt — sie drückten fluchend in die Hand, welche sie gesegnet hatte, ein Rohr, und nannten es spottend seinen Scepter; sie warfen ihm einen Purpurmantel um die entblößten wunden Schultern, und sprachen: Gegrüßet seist Du, König der Juden! — Und als er unter der Gewalt so vieler Leiden, nach Golgatha hinausgeführt, entkräftet hinsank; als er, welcher der Welt den Frieden des Himmels, der Seelen höchstes Glück gegeben, schmachtend um einen Trunk frischen Wassers flehte,

versagten sie ihm mit höllischer Unbarmherzigkeit die letzte Bitte — sie gaben ihm Essig zu trinken, mit Wasser vermischt.

Auch da noch, als der göttliche Dulder am Kreuze blutete, verfolgte ihn durch die Schrecken des Todes der Hohn des Pöbels. — Verlassen von der Welt, die er beseligt hatte, schmachtete er zwischen Leben und Sterben hin, und hörte den Triumph der wüthenden Menge. Er zürnte nicht. Er betete für sie. Sein brechendes Auge wandte sich flehend für sie gen Himmel; seine erblassende Lippe rief: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

O meine Seele, sinke weinend vor dem Kreuze des Gottmenschen nieder, und verehre sein Leiden; er trug es auch für dich. Er mußte den bittern Kelch des Trübsals bis zum letzten Tropfen leeren; und wie namenlos war sein Schmerz, da er rief: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Er duldete die Todesnoth für dich.

Gehe hin, und mische dich unter die kleine Schaar seiner weinenden Freunde und Freundinnen, die nun verwaiset in der Welt dastehen, und jammernd zum Kreuze hinblicken, an welchem der Heiligste stirbt. Ach, der Niemanden betrübt hatte, warum mußte er der Fluch Aller werden? — Er, der mit unaussprechlicher Liebe die ganze Welt umfaßte, und die kommenden Jahrhunderte beglückte: warum mußte er so grenzenlos Haß tragen? — Auch für dich, meine Seele, ward er der Fluch Aller und trug er den grenzenlosen Haß. Er sollte das letzte Opfer des alten Bundes werden, welches geschlachtet ward zur Versöhnung der Welt mit Gott. Auch für deine Missethat ward er geopfert — sein Blut floß vom Kreuze auch für deine Sünden! Ohne ihn, ohne seinen Erlösertod hättest du die Worte Jesu nie ererbt, durch welche allein du deine Seele heiliger und vollkommener machen kannst! Ohne seinen Erlösertod könntest du nicht mit Freudigkeit in deinem Tode die Worte rufen, die er am Kreuze sprach, als sich sein sterbendes Auge verdunkelte: Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände!

Christus stirbt. — Es ist vollbracht!

Der Himmel verfinsterte sich trauernd — die Erde erbebte — die Gräber thaten sich auf — viele der entschlafenen Heiligen kamen in die heilige Stadt und erschienen Vielen — und die Wachen am Kreuze riefen schaudernd: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn! —

Es kam die große Ueberzeugung zu spät. — Da die Menschen ihr Herz gegen die leidende Unschuld verschlossen hatten, schien sich die todte Natur empfindungsvoll zu beseelen, und mit den Wenigen zu trauern, die dem vollendeten Gerechten treu geblieben waren.

Auch ich, Jesus, mein Erbarmer, der Du in dem blutigen Opfertode am Kreuze mein Heil, meine Seligkeit gegründet hast, auch ich will zu Deinen Getreuen gezählt werden. Ja, auch ich will in der Feier Deiner

Todesstunden, in der Feier und im frommen Genusse des heiligen Abendmahls, gleich Deinen nun verklärten Jüngern, mein Herz Dir weihen. Ich will auch mein Kreuz, mein Leiden, jedes Schicksal muthvoll auf mich nehmen und Dir nachfolgen. Ich will, um Theil an Deinem Blut zu haben, und an dem Segen, den Du damit der sündigen Welt erworben hast, Deine Lehre befolgen, die Du uns vom Himmel gebracht. Dies ist das göttliche Erbtheil, das Du uns, sterbender Heiland, hinterlassen hast.

O Dank Dir, ewiger Dank, Messias Jesus, Gottessohn, für Deine Liebe, die kein Engel faßt, für deinen Tod, der mir eine schöne Unsterblichkeit zusichert.

Wenn mich auch die Last des Erdenleidens niederdrückt, will ich emporschauen zu Dir, und Deinen göttlichen Heldensinn bewundern. — Wenn auch mich eine undankbare Hand mißhandelt, ein Freund mich verräth, will ich voll Sanftmuth, wie Du, den Haß und die Schmach nicht mit Gegenhaß vergelten. — Wenn die ganze Welt mich verkennt, und ihr tödtendes Gericht über mich hält; wenn meine Lieben mich verlassen, und meine besten Hoffnungen aussterben: dann Jesus Christus, sei Du mein Trost! — dann sei Dein Beispiel meine Leuchte in der Dunkelheit. Dann erhebe mich über alle Schmerzen die Erinnerung: o meine Seele, die du nicht so rein, wie Jesus war, blicke auf den Stifter deines Glaubens, er war unschuldig, und litt doch mehr als du.

Und einst, wenn ich sterbend meine Augen schließe, wenn ich meine müde Seele in Gottes treue Vaterhand empfehle; wenn um mein Todtenbett geliebte Augen weinen; wenn ich mit schwacher Hand die Meinigen zum letztenmale segne; wenn mich das Todesgrauen erschüttern sollte — — dann, mein Erlöser, Gottessohn, der Du Dich zu meinen Brüdern zähltest, durch dessen Wort, in dessen Glauben sich meine Seele zu den Freuden des ewigen Lebens vorbereitete, dann erscheine Du mir zum Trost, dann laß mich von Dir es lernen, wie ich für meine Freunde betend, betend für meine Feinde, freudig sterben könne.

41.

Die Feier des Todestages Jesu.

1 Tim. 1, 15.

O Welterlöser, Gottessohn,
Erbarmer ohne Gleichen,
Freiwillig trugst Du Schmach und Hohn,
Uns Sündern Trost zu reichen.
Du hast uns aus der Todesnacht
Den Tag der Seligkeit gebracht,
Du hast uns Dir erworben.

Ich bin nun Dein! o gib mir Kraft,
Nur Dir allein zu leben;
Und laß mich stets gewissenhaft,
Wie Du zu sein, bestreben;
Dir leben, der Du mir erwarbst,
Ein ewig Leben; der Du starbst,
Damit ich Gottes würde.

Dir, mein Versöhner, Jesus, Dir,
Sei ewig Dank und Ehre!
Gib, daß ich ewig Dir dafür,
Als Opfer angehöre.
Bin ich durch Deinen Tod nun Dein:
Getrost kann ich im Tode sein,
Getrost einst im Gerichte.

Nun, mein Erbarmer, das will ich
Von Deiner Gnade hoffen.
Von Dir erlöst, seh' ich für mich
Des Himmels Pforten offen.
Am Ende meiner Pilgrimschaft
Weiht mich Dein Tod mit neuer Kraft
Zur Freude schön'rer Welten!

Tag der Wehmuth — Tag der Wonne! Feiertag des Todes meines Jesu! du nahest heran, und meine Seele bereitet sich, dich würdig zu begehen. Denn unter allen wichtigen Tagen des Jahres bist du einer der heiligsten. An dir feiere ich das Fest meiner Erlösung und der namenlosen Liebe Jesu, die auch für mich freudig in den Tod ging.

Es ist mir, als rüstete sich die ganze Natur, dies Fest zu verherrlichen. Sie schmückt die Thäler mit dem ersten Grün, die Hügel mit den ersten Blumen; die Lüfte ertönen von den ersten Gesängen der Vögel. Ein neues Leben weht warm und lieblich durch die lang erstorbene Schöpfung, und die Herrlichkeit Gottes strahlt glänzender mir aus seinen Werken entgegen.

So lag, ehe Jesus erschien, ehe Jesus sich opferte, die Geisterwelt gleichsam erstarrt in todter Winternacht. Die Menschheit wankte unter Finsternissen und Irrthümern dahin. Kein Strahl der Offenbarung leuchtete herüber zu uns aus dem geheimnißvollen Dunkel der Ewigkeiten. Die Weisheit der Weisesten war nur verworrenes Traumwerk; ihr höchstes Licht nur eine furchtsame Ahnung.

Da erschien **Jesus!** und eine Frühlingssonne leuchtete in die Dämmerungen der Geisterwelt. Da starb **Jesus!** und sein Tod schloß die Pforten des ewigen Lebens und der himmlischen Vollendung auf. Es war keine Nacht mehr; es war kein Tod mehr. Der Staub ward nicht mehr vergöttert; er stürzte von den Altären, er stürzte von den Thronen. Das Ewige triumphirte. Die gesammte Menschheit konnte nun gen Himmel rufen: **Vater!** — konnte in die Fernen der Ewigkeit mit freudigem Angesicht schauen und rufen: **unser!** — — Das Grab Jesu ward die Wiege unserer Seligkeit!

Weiter, als die Sterne sich schwingen,
Fliege der Schöpfungen Jubelgesang;
Heil dem Sieger und Ehre zu bringen,
Jedes dem Sohne, dem Ewigen, Dank!
Wie liegt er, der Thron der Hölle, zertrümmert!
Der Himmels Schwester, wie schimmert,
Wie wird die Erde so schön!
Du neues Eden des Gottes der Götter,
Frohlocke, Schwester, denn wir seh'n
Vollenden sein Werk den Menschenerretter!

Die menschliche Dankbarkeit errichtete von jeher und unter allen Völkern ihren Wohlthätern, Lehrern, Helden und Weisen Altäre, und ihrem Andenken kostbare Bildsäulen. Ihr sehet noch, in welche Länder euer Fuß tritt, die großen Namen der Vorwelt gefeiert, und die Ehrenmale verdienstvoller Männer glänzen. Jedes Volk rühmt sich der seinigen.

Es ist billig, daß sich die dankbare Gesinnung der Enkel also gegen ihre herrlichen Väter äußere; es ist schön, daß sich der Muth der Kinder zur großen Tugend ihrer Vorfahren auf diese Weise erhebe und begeistere. Aber welches Wohlthäters Tag verdient mehr von allen Sterblichen gefeiert zu werden, als der Vollendungstag des erhabenen Erbarmers einer ganzen Welt? Welches Denkmal ruft größere Erinnerungen in unsere Seele, als das aufgepflanzte Kreuz, das stille Sinnzeichen eines Welterlösertodes?

Ihr gefühlvollen Seelen, die ihr bei den Thaten aller Edeln der Vorwelt von edler Begeisterung glühet, vereiniget euch mit mir, dem Größten, dem Göttlichen die Opfer der Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe darzubringen! Denn **Keiner** hat ihm geglichen; **Keiner** wird ihm

jemals gleichen unter allen Millionen der Erschaffenen, die auf Erden lebten oder leben werden, bis sie wieder untergeht.

Wer sind die großen Männer, deren Andenken, o Sterbliche, euch so werth geblieben ist? Was haben sie Erhabenes geleistet, daß ihr so ehrfurchtvoll ihren Namen rühmet, während ihr oft gleichgültiger, oder wohl gar schüchterner, den Namen Jesu, des Welterbarmers, aussprechet? Warum begehet ihr die Gedächtnißtage ihrer Thaten mit größerm Pomp und feierlicherm Gemüth, als den Gedächtnißtag des Opfertodes Jesu, dessen Herz liebend für euch brach?

Ihr bewundert den Weisen des Alterthums, aus dessen Schule die größten Feldherren, Staatsmänner und die einsichtvollsten Lehrer der Völker hervorgingen; der der Abgötterei seiner Zeit den Krieg ankündigte; der die durch falsche Träumereien und Spitzfindigkeiten verwirrte Vernunft wieder in ihre Rechte einsetzte; dessen goldene Sprüche die Lebensregeln aller Edeln wurden; der muthig den Giftbecher austrank, mit welchem ihn seine blinden Zeitgenossen zu strafen gedachten, weil er ihre Götzen verachtete, und den allein wahren, unsichtbaren Gott ehrte, den er in seiner Brust ahnete, und für welchen er ein frommes Leben lebte. Er starb, aber er starb für sich und seine Grundsätze; er lebte, aber er war menschlicher Gebrechen nie ganz frei; er lehrte groß, aber auch Andere haben mit seinem Geiste und oft noch erhabener gedacht.

Ihr bewundert den Helden, welcher die Freuden des Lebens verschmähte, um seinem Vaterlande Ruhm zu erwerben; der in die finstern Gewitter des Schlachtfeldes muthig hinausging, um seinen Mitbürgern Sicherheit, seinem Vaterlande Freiheit zu erkämpfen; der sich in die offenen Arme des Todes stürzte, um Eigenthum, Leben und Unabhängigkeit der Seinigen zu retten. Er verdient allerdings den Ruhm der Nachwelt. Aber Andere bei andern Völkern haben eben so heldenmüthig gethan, wie er, und nicht selten noch größer gehandelt. Er that, was er groß vollbrachte, nicht für euch — sondern nur für seine Zeitgenossen; nicht für die Zeitgenossen alle, sondern nur für die Wenigen, welche einerlei Vaterland mit ihm hatten.

Ihr bewundert den kühnen Geist des großen Mannes, der es wagte, auf dem ungestümen Weltmeere hinauszuschiffen, um neue Welttheile zu entdecken und unsere Kenntniß von den Werken des Schöpfers zu erweitern; der Hunger, Sonnengluth und Frost nicht scheute, nicht den Zorn wilder Menschen und Thiere in nie gesehenen Gegenden, um uns die edeln Früchte entfernter Himmelsstriche zu erobern, und unser irdisches Dasein mit neuen Bequemlichkeiten zu verannehmlichen. Aber nach ihm beschifften auch Andere, und oft mit größerm Glück und Muth, die von ihm erforschte Bahn. Sein Ruhm und Preis schwebte ihm mitten in den Gefahren vor Augen, nicht die Liebe und das Heil Anderer. Nur für

seinen Fürsten, nur für sein Volk wagte er sich in die Tod drohenden Stürme hinaus, nicht für die Genossen anderer Völker und anderer Zeiten.

Nur Einer war auf Erden — der brachte alles Glück seiner Tage, die Ruhe seiner Stunden, sein Blut endlich selbst, freiwillig mit himmlischer Seelengröße zum Opfer dar — nicht zum Besten eines Fürsten, nein, auch zum Wohl des Geringsten unter den Sterblichen! Nicht zum Heil seines eigenen Vaterlandes, sondern zum Wohl aller Völker unter der Sonne! Nicht zum Vortheil derer, die zu seiner Zeit lebten, sondern zum Segen der spätesten Zeitalter! Nicht für seinen eigenen Ruhm, sondern für die Verherrlichung der Gottheit und für die Seligkeit des Menschengeschlechts! — — Und dieser Einzige ist Jesus Christus! —

Auch Christus starb, und den schmachvollsten aller Tode, wie den glänzendsten: er starb am Kreuze für unsere Sünden! Ja, es ist je gewißlich wahr, und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen! (Tim. 1, 15.)

Er starb für unsere Sünden! — Nicht weil er durch seine Sünden den Tod verdient hatte. Denn wer lebte einfacher, demuthvoller, unschuldiger, als er? — Er starb nicht für sich und seine Ehre. Wie oft entzog er sich den irdischen Ehrenbezeugungen, die man ihm dankbar darbringen wollte! Wie oft erklärte er laut und klar seinen Zeitgenossen, seinen Jüngern, die ihn als einen gewöhnlichen, jedoch vorzüglichen Menschen betrachteten, und ihn noch immer nicht verstehen wollten, nicht fassen konnten: Nein, mein Reich ist nicht von dieser Welt! Wie oft sagte er ihnen, daß der Weg, welchen er dem Menschengeschlechte zeige, ein ganz vom Irdischen verschiedener sei! „Ihr wisset," sagte er zu seinen vertrauten Schülern, „die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren; ihr aber nicht also: sondern der Größeste unter euch soll sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie ein Diener." (Luk. 22, 25. 26.)

So starb dieser Heiligste, und starb nicht für sich. Er lebte, aber sein ganzes Leben vollbrachte er nicht für sich. Er vergaß sich selbst. Er hörte ganz auf, sich anzugehören, er gehörte nur uns an. Er ward nur zum Mittel, und machte unser Glück zu seinem Zweck. Es war nicht unser irdisches Glück, mit dem er sich beschäftigte, nicht die Unabhängigkeit eines Volkes, nicht Erweiterung von Kenntnissen, nicht Vermehrung von anmuthigen Lebensgenüssen und Bequemlichkeiten — nein, dies alles war ihm zu gering — sein Auge blickte auf Gott, sein Herz schlug für das Ewige, sein Geist sah hienieden nur das Geistige: er wollte der Erlöser unserer Seelen werden von allen Fesseln des Irdischen, von den Banden sinnlicher Leidenschaften. Er wollte nicht unsere Vaterlande auf

Erden — nein, unsere Geister wollte er frei machen, um sie vollendeter zu ihrem himmlischen Ursprung zurückzuführen.

Daher vergaß er alle Anmuth eigener Lebensstunden; dafür ließ er sich die bängsten Stunden wohlgefallen; dafür war es ihm gleichgültig, Knechtsgestalt anzunehmen; dafür sah man den blutigen Angstschweiß von seinen Schläfen träufeln; dafür ging er mit dem Muthe eines Ueberirdischen den schweren Todesgang nach Golgatha; dafür betete er noch mit erblassenden Lippen zum Vater des Weltalls empor vom Kreuze.

Er starb um unserer Sünden willen! Denn noch lag die Menschheit im Schatten des Todes; noch knieten anbetend die meisten Nationen vor hölzernen oder steinernen Bildern ihrer Gottheiten; noch kannten die erleuchtetsten Völker die Gottheit nicht in ihrer unaussprechlichen Größe und Vaterhuld; noch war selbst bei den Weisesten das erhabenste Ziel unsers Hierseins nur eine verfeinerte Sinnlichkeit, nur Tugend um des Ruhmes willen, den sie bringt; noch war die Ahnung einer unsterblichen Fortdauer der Seele nur bei Wenigen eine schwache, schüchterne, geheimnißvoll verhüllte Vermuthung; noch war das Leben des frömmsten Sterblichen nur eine Reihe nützlicher Handlungen.

Aber Jesus erbarmte sich der sündigen Welt, die vor ihm in tiefer Verworfenheit dalag, und erhob sie zum Lichte. Er sprach die Wahrheit des Himmels aus, und ein ganz neues Leben durchdrang alle Geister, und die Sünde fiel, das Irdische sank plötzlich zu seinem Unwerth zurück, weil Vollendung des Geistes, die Gottähnlichwerdung, das höchste Ziel hienieden ward.

Ja, sprach Jesus voll majestätischer Hoheit, als er vor dem Palaste des irdischen Richters, vor Roms Landpfleger und den Hohenpriestern und dem versammelten Volke stand: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen solle. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme! (Joh. 18, 37.) So verkündigte er noch in den letzten bangen Lebensstunden, mit dem letzten seiner Athemzüge, den Zweck seiner Sendung.

Wer unter allen Sterblichen, deren Andenken wir verehren, war wie er? Wer von ihnen lebte so uneigennützig, sich selbst aufopfernd, als er? Wer umfaßte mit solcher Liebe das Menschengeschlecht aller Zeiten? Wer hat ihm so große, so bleibende, so segenvolle Wohlthaten gebracht, als er?

O Jesus! Jesus! Du Urbild reiner, himmlischer Liebe, wie sie niemals eines andern Menschen Brust erwärmte; Jesus, Du Erbarmungsvoller, der nie sich selbst bedachte, sondern nur das geistige Elend der Sterblichen und die Noth ihrer Seelen sah, und vom Mitleid aufgelöset sich ihrer Rettung hingab; Jesus, dem alles Irdische verächtlich und gering war, als trüge er keine menschliche Hülle; der irdischer Ehre spottete,

und alles Glanzes vom Staube geschaffen, weil er nur ein Geist in der Welt der Geister für die hohe Bestimmung derselben athmete; Jesus, der Du nichts für Dich, Alles für uns warst, und durch Dein fleckenloses Leben bis zum letzten Todesschmerze bewiesest, daß auch der Sterbliche schon auf Erden die höchste geistige Vollkommenheit annehmen könne — — o Jesus, mein Erbarmer, mein Mittler, der Du auch für mich blutetest, der Du auch für mich littest und betetest: wer bin ich, Du Heilger, daß ich Deiner Liebe würdig sein könnte? Wer bin ich neben Dir, ach Du Göttlicher, daß Du mich Bruder nennest, und mich zu Deinem Vater im Himmel hinleitest, der auch mein Vater ist und sein will?

Wenn ich die Tiefe Deines Erbarmens erwäge; wenn ich an den Glanz Deiner Wahrheiten denke, die Du der Welt brachtest, um die Ruhe und Seligkeit der Seelen zu schaffen; wenn ich mich Deines heiligen Sinnes erinnere, wie Du, fast nicht irdisch, sondern ganz geistig, ganz göttlich, mit dem, was der Erde gehörte, was den Menschen theuer war, nichts gemein haben wolltest, sondern Dein selbst nie gedenkend nur unser gedachtest! — o reiner Geist! o ewiger Sohn, o göttlicher Abglanz des Vaters! wie kann ich anders, als daß ich anbetend niedersinke vor Dir, die bebenden Hände emporstrecke zu Dir, o Weltversöhner, und meine Thränen mit dem Staub der Erde vermische, und seufze: Solchen Erbarmens war ich nicht würdig, solcher Liebe bin ich nicht werth, als bis meine Seele der Deinigen gleicht in Gerechtigkeit, Wahrheit, Menschen- und Gottesliebe, Uneigennützigkeit, Sanftmuth und wohlthätiger Huld.

— — Doch welch Entsetzen dringt durch meine Seele! In welcher Welt lebe ich? Welche Menschen wandeln um mich her? *Wie, es kann noch heute Verächter Jesu des Göttlichen geben?*

Verächter des Allerheiligsten? Wie, sie athmen die Lüfte, die er geathmet; sie wandeln auf der Erde, die sein Fuß geheiligt hat? — Verächter Jesu, ihres gekreuzigten Lehrers und Freundes, in dessen Namen sie getauft wurden, in dessen Namen und durch dessen heiliges Wort ihnen Vergebung der Sünde, Gnade vor dem Richter wird?

Warum Verachtung? War er unheilig, wie sie? War er unerleuchtet, wie sie? War er eigennützig, wie sie? Ist er nicht auch für sie in den Welterlösertod zum Kreuze gegangen? Sind alle Stimmen der Geschichte Lüge geworden? Sind alle Stimmen der Natur an ihren gefühllosen Herzen ohne Macht? Ist der Schrei ihres Gewissens, ist der Ruf ihrer Vernunft auf immer verstummt?

Spötter unsers heiligen Glaubens, Verächter des weltheiligenden Jesus! feiert mit mir den Todestag des Erhabensten, den der Erdball trug. Folgt mir im Geiste auf Golgatha nach, und blicket auf zu ihm am Kreuze, wo er in der Verklärung zahlloser Tugenden schwebt: wer

ist's, wer kann diesen Gerechten einer Sünde zeihen? wer hat von Allen, die im Staube geboren wurden, so heilig gewandelt? wer ist so heilig gestorben?

Ihr vergöttert eure Todten: warum schweiget ihr vom Ruhm dessen, der euch den Tod überwinden lehrte? Ihr preiset eure Helden und Eroberer: warum bleibet ihr gelassen beim Namen dessen, der in der Welt erschien, um uns ein verlornes Paradies wieder zu erringen, und dieses große Reich der Geister frei machte und dem Göttlichen und Ewigen weihte? Ihr erhebet mit Lobgesängen die Tapfern, welche für den Stolz irdischer Fürsten oder für die Freiheit eures engen Vaterlandes Wunden tragen: blicket empor zum Kreuze des Weltheilandes, er blutete nicht für Ruhm und Vergänglichkeit, er starb für eure Seelen!

Spötter meines heiligen Glaubens, Verächter Jesu, welchen Ruhm suchst du durch deinen Spott, welche Ehre durch deine Gleichgültigkeit gegen ihn! Und wäre Christus ein Mensch gewesen, sündig und fehlervoll wie du, aber er hätte sich für das Heil der Menschen aufgeopfert: würde er nicht deiner tiefsten Ehrfurcht würdig gewesen sein? Aber ach, er war mehr als das, und du gehst von Blindheit umfangen vorüber, und dein steinernes Herz fühlt nicht die süßen Regungen der Bewunderung, der Dankbarkeit und des Strebens, ihm ähnlich zu werden, und sein Verdienst sich dir zuzueignen?

Siehe, Millionen Menschen lebten für ihn! Menschen, edler als du, weiser als du, kenntnißreicher als du, erhabener als du. Und wer bist du, der sich im trüben Eigendünkel über den Spruch tausendjähriger Erfahrungen und über die Ueberzeugungen von Millionen erheben will, und — Jesum verschmäht?

Siehe, Millionen Seelen — sie stehen vor Gott! — beseligten sich hienieden durch den Glauben an ihn, fanden Erquickung und Trost in seinem Wort, Frieden und Freude in seinen Offenbarungen, Vollkommenheit und Verklärung durch seine Wegweisung! — Verächter Jesu, und du allein entziehst ihm deine Hochachtung, und dünkst dich stärker in deiner eigenen Stärke? Jesu Lehre machte die Menschen menschlicher, die rohesten Völker sanfter, die wildesten Sitten edler, die Geister der Edeln göttlicher! — Verächter Jesu, und was hat deine Weisheit, deine Klugheit dem Geschlechte der Sterblichen Großes geleistet? Zeige deine Thaten, Mensch, und vergleiche sie mit den Gottesthaten des Messias!

Siehe, Millionen durch ihn Beglückter starben freudig und getröstet auf seinen Namen; Könige und Landleute, Fürstinnen und Bettlerinnen. Sein Wort war ihre Zuversicht, sein Tod ihr Leben. Da liegen sie, erstarrt und verwehender Staub; aber sie entschliefen unter heiligen Hoffnungen, die er ihnen verliehen, unter Hoffnungen, die ihre eigene Vernunft wiederholte, und denen ihr Herz entzückt zujauchzte. Verächter

Jesu, du wandelst zwischen den Leichnamen der Seligen — — wirst du einst mit solcher Seligkeit zu ihnen niedersinken?

Und deine Brüder und Schwestern, deine Mutter, dein Vater, deine Freunde und Freundinnen sind gestorben oder werden sterben auf Jesu Namen, im süßen Vertrauen des Heils, welches er erworben im Glauben an die Wahrheiten, die sein Blut am Kreuze versiegelte — — Verächter des Welterlösers, willst du dich von ihnen abwenden, die du liebtest, deiner schwankenden Träume willen? Willst du brechen mit den geliebten Todten die heilige Gemeinschaft vor Gott?

Nein, Jesus, mein Erbarmer, Du bleibst meine Zuversicht im Leben und im Sterben! Dein Tod ist mein Leben, Deine Lehre meine Seligkeit, Dein Wandel meine Leuchte, Deine Hoffnung mein Entzücken! Für mich ist nun in keinem Andern Heil, für mich in keinem andern Namen Erhebung und Trost. Göttlicher, vor dem die Sünder zweifelnd staunen, weil Du ihnen unbegreiflich in göttlicher Hoheit vorschwebst, mir bist Du ein vertrauter Freund. Ich erkenne in Dir den vollendetsten, den heiligsten der Geister, das glanzvolle Urbild der Seelengröße, welches erschien, um dem Menschengeschlecht zu zeigen, was es und wie es sein solle!

Das Fest Deiner Erniedrigung ist das Fest meiner sittlichen Erhebung, die Feier Deines Todestages die Feier meiner ewigen Lebenshoffnung! Darum will ich mich bereiten, das Andenken Deiner Schmerzen, Deiner Sterbestunde würdig zu begehen, nicht mit leeren Uebungen und äußerlichen Feierlichkeiten, sondern mit einem dankerfüllten Herzen in der Stille.

Aber würdiger kann ich die Feier Deines Todestages nicht begehen, als wenn ich an und mit mir selbst den Zweck Deiner Selbstaufopferung erfülle; wenn ich mich reinige von allen Sünden durch Dich; wenn ich voller Seelengröße auf Erden wandle, unschuldig, liebevoll, gütig, allgemein wohlthuend, wie Du; wenn ich werde, wie Du, und in Deinen Fußstapfen gehe, schon hienieden ein durch Dich verklärter Geist, ein Kind des himmlischen Vaters!

Herr, hilf! Herr, laß wohl gelingen! Meine Seele weiht sich Dir allein, hoffet auf Dich! Amen.

42.

Des Göttlichen Triumph.

Am Ostertage.

Matth. 28, 11 — 15.

Tief im Abgrund erklang
Des Himmels froher Siegesgesang,
Der Jubel aller Söhne Gottes;
Wo sind die falschen Götter nun?
Des Todes Schrecken? Sie alle ruh'n!
Es ruht das Jauchzen ihres Spottes.
So schwiegen, so verzagten nie
Der Hölle Fürsten, die Empörer!
Das Göttliche erlieget nie,
Es sieget über die Zerstörer.

Flamme höher empor,
Anbetung! Er, er geht hervor
Aus seines Grabes Finsternissen.
Er stieg zum Staub hinab,
Zu heiligen seiner Erretteten Grab.
Nun hat er die Fesseln des Todes zerrissen!
Verberget immerhin der Auferstehung Saat,
Ihr Gräber, wo die Engel schweben.
Was göttlich ist, was Gott geweihet hat,
Geht siegreich überall ins Leben!

Zuweilen, wenn ich das schöne Leben Jesu bei mir im Stillen übersinne, frage ich mich selbst: Aber war es möglich, daß nicht alle Welt diesen Himmlischen liebte, dessen Herz nur der zärtlichsten Liebe voll war? Warum verfolgten ihn denn seine Zeitgenossen, da selbst Richter bebten, ihn zu verdammen, den Unschuldigen? Was that er denn Böses? Er lehrte Eintracht, Freundschaft und Selbstaufopferung für den göttlichen Willen, das heißt, für die Tugend; er lebte in unaussprechlicher Demuth und beneidete keinen Großen, brach keinem bürgerlichen Gesetze den Gehorsam; er ging fast freudenlos durch eine Welt, die ihn bis zum letzten Augenblick verkannte, und theilte Freuden aus, heilte Kranke, tröstete die Leidenden aller Art, und stellte das verlorne Glück mancher Familie wieder her.

Wie war es auch möglich, daß man ihn, der so einfach und wahrhaft gewesen, verkennen mochte? Was hatte er eigentlich verbrochen, daß ihn seine Mitbürger — jedoch nicht alle! — so heftig verfolgten bis zum Tode?

Wäre Jesus, der Messias, in unsern heutigen Tagen erschienen, hätte er in unserer Mitte gelebt und gelehrt: würde wohl Verachtung,

Hohn und Zertretung sein Loos geworden sein, wie in den damaligen Zeiten?

Gern möchte ich dann „Nein!" sagen. Nein, so unmenschlich, so roh, so gefühllos ist das heutige Geschlecht nicht; — nein, solche Ungerechtigkeiten würden unsere Richter, unsere Fürsten nicht geschehen lassen, noch weniger selbst begehen.

So möchte ich sprechen. Aber wenn ich dann bei mir gedenke, wie der Mensch zu allen Zeiten und in allen Völkern immer derselbe geblieben ist mit seinen heftigen, selbstsüchtigen Leidenschaften, wenn ich mich des Mordens und der Gräuel erinnere, deren erschrockene Zeugen wir in unsern Tagen waren; mich erinnere, wie tausend Unschuldige einer bloßen Meinung, eines leeren Verdachtes willen hingeschleppt worden sind zum Blutgerüste, Unschuldige ohne Ansehen des höchsten Ranges oder der niedrigsten Dürftigkeit — dann schaudere ich furchtsam zusammen, und spreche in meinem Herzen: Nein, auch heute, o du Unschuld Jesu, auch unter uns wärest Du nicht sicher gewesen! — Auch unter uns hättest Du Deine blutdürstigen Verfolger, Deinen Verräther, Deinen unbarmherzigen Ankläger, Deine weltschänderischen Richter gefunden, denen an einem Menschenleben wenig gelegen ist, wenn sie nur ihren Vortheil wissen. Auch unter uns wärest Du nicht sicher gewesen; ja, eben diejenigen, welche heute eifrig vor Dir in den Tempeln knien und beten, weil sie in Dir den Weltrichter fürchten, würden Dich als einen Schwärmer oder Aufrührer, als ein Gotteslästerer und Ketzer, oder als einen Feind der bestehenden Ordnung, als einen furchtbaren Neuerer anfallen, wenn Du ihnen in Deiner anspruchlosen Einfalt, zwar voll göttlichen Geistes in Wort und Werk, aber im geringen Gewand eines der Niedrigsten im Volk erschienen wärest. Denn wie einst, richtet auch heute noch der Sterbliche nach dem Schein! Und wie einst, wüthet auch heute noch der unbändige Stolz und die Alles verachtende Selbstsucht gegen das, was ihren Vortheilen im Wege zu stehen scheint.

Ich will jene Tage, da der Messias auf Erden lebte, nicht verdammen, um die heutigen erheben zu können.

Ich gedenke mit schüchternem Herzen, daß am Weltgerichtsmorgen auch an uns die Stimme ergehen könnte: Ich bin unter euch gewesen, und ihr habt mich nicht erkennen wollen; ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt; ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht! — Auch dann werden Viele der Unsrigen rufen, wie dort im Evangelium: Herr, wann haben wir dich gesehen? Und er wird ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan! (Matth. 25, 33 — 45.)

Ja, Christus ist auch heute noch unter uns, und wir wollen ihn nicht erkennen. Von seinem menschenfreundlichen Geiste belebt, versucht noch heutiges Tages mancher Edle das Gute, und wird mit dem Guten, was er thut, unterdrückt, weil er gegen den irdischen Nutzen mancher Mächtigen anstößt. Von Jesu Geist belebt, sucht noch heutiges Tages mancher Weise Licht und Recht herrschend zu machen auf Erden, aber er wird als ein unbefugter Aufklärer und Neuerer beschimpft, weil durch sein Bemühen manchet Ehrgeizige vom alten Ansehen zu verlieren fürchtet. Von Jesu Geist belebt, möchte sich heute mancher Tugendhafte für das gemeine Beste aufopfern, aber die selbstsüchtige Welt nennt seine edle Uneigennützigkeit ein thörichtes Wesen, oder eine versteckte Schlauheit, und begreift nicht, wie der Mann geringer Herkunft, von geringem Vermögen, im schlichten Gewand, etwas Erhabeneres thun könne, als sie selbst.

So wurden ja von jeher die meisten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts während ihres Lebens verachtet und verstoßen; sie waren der Spott oder Abscheu der Großen, der Schriftgelehrten voll pharisäischen Eigendünkels, oder des blinden Pöbels; man sah sie in Kerkern und Ketten; man sah sie zur Dunkelheit, oder zum Giftbecher, oder zum Scheiterhaufen verdammt.

Denn diejenigen, welche mit Ernst und Weisheit und göttlichem Eifer den Verbrechen des gemeinen Lebens den Krieg ankündigen, haben die verbrecherische Welt zur unversöhnlichen Feindin. Die, welche durch Geisteskraft und Einsicht hoch über ihr Zeitalter erhaben stehen, und die versunkene Menschheit zu sich emporheben wollen, werden von dieser nicht begriffen, sondern verkannt und verlästert. Die, welche das Schändliche und Ruchlose einreißen wollen, müssen die Rache fürchten, welche von der Beute der Ruchlosigkeit satt wurden. Die fleißige Hand, welche den Garten des Herrn vom Unkraut säubern will, darf nichts Anderes erwarten, als Schmerz und Wunden von den Nesseln und Dornen, die sie auszujäten hat.

So niederschlagend diese Betrachtungen für ein frommes Gemüth sind, welches an allem Vortrefflichen Freude hat, es geschehe, von wem es wolle: so erquickend und seelenerhebend ist dagegen der Trost, welchen die große Begebenheit gewährt, deren Andenken wir am heiligen Tage der Ostern feiern.

Jesus Messias war nicht mehr! Einzeln und verborgen flossen aus den Augen seiner Freunde und Freundinnen dem Erblaßten die Thränen unauslöschlicher Wehmuth nach. Aber schadenfroh jauchzte auch die Hölle, denn Jesus Messias war nicht mehr. Triumphirend sahen Schriftgelehrte und Pharisäer von der Höhe ihres Stolzes herab, denn der große Gefürchtete hatte sein Leben ausgeblutet am Stamm des Kreu-

zes: sein heiliges Herz war gebrochen. Er lag in der Felsengruft begraben, ein Raub der Verwesung. Auch seine Asche gönnten sie nicht mehr den verlassenen Geliebten. Ein Felsstein verrammelte das Grabgewölbe, und der Eingang ward mit Siegeln verwahrt.

Doch welch Erstaunen, welch Entsetzen! Ein Erdbeben machte Jerusalems stolze Paläste zittern und sprengte die Gräber. Jesus Messias lag nicht mehr in der Gruft der Todten; er wandelte öffentlich durch das Land, und erschien den Geliebten seines Herzens. Bebend stürzten die Krieger, welche Leichnam, Grab, Fels und Siegel zu bewachen hatten, in die heilige Stadt. Priester und Hohepriester vernahmen das Wunderbare. Ihr erschütterter Stolz sträubte sich, demselben Glauben beizumessen. Sie läugneten.

Allein umsonst läugneten sie. Sie traten mit den Aeltesten der Stadt Jerusalem zusammen, und hielten Rath. Umsonst; welcher Rath vermag etwas gegen die Rathschlüsse Gottes? — Sie gaben den Kriegsknechten Geld genug, daß sie sprechen sollten: Seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, da wir schliefen. Umsonst; denn die stummen Felsen redeten. Es redeten die Zeugen, welchen der Auferstandene begegnete. Es redeten die Wunder der Erde; es redeten die Wirkungen des Himmels durch die ganze Weltgeschichte. Christus war erstanden. Die Jünger sahen ihn, faßten neuen Muth und glaubten. Sie gingen voll hohen, freudigen Sinnes durch alle Welttheile, und predigten die Lehre des Auferstandenen. Das Sinnzeichen der Todesschmach auf Golgatha ward das Siegeszeichen der allgemeinen Kirche. Völker und Könige sanken anbetend vor dem Hocherhabenen nieder, und sein Name war ihr höchster Ruhm, und das Erlösungswort Jesu scholl durch die Paläste der Weltbeherrscher, und durch die brennenden Wüsten des Mittags, und zu den Eisfeldern von Mitternacht, und über die Weltmeere zu unbekannten Inseln und Reichen.

Vergebens kämpft menschliche Macht gegen das an, was von Gott stammt. Was göttlich ist, kann nie untergehen. Und würde es auch eine Zeit lang unterdrückt — getrost! es wird siegen. Das Grab selbst wird zum Siegesdenkmal, und die Folter zum Triumphschmuck.

Darum Muth gefaßt, Kleingläubiger, der du mit tugendhaften Entschlüssen dich in das Gewühl der Menschen hinauswagst, bald aber vor dem Sturm des Neides, bald vor dem Hohngelächter der Sünder, vor dem Zorn der gekränkten Selbstsucht zurückbebst, und zwar edel sein, aber doch auch den Menschen nicht mißfallen möchtest. Niemand kann zweien Herren dienen! Gehört deine Angelegenheit dem Himmel, was hast du von der Welt zu fordern? Willst du der Sache Gottes dienen, was kümmert dich der Haß der Tugendfeinde?

Nur Muth gefaßt, schüchterner Edler, der, von seinen heiligen Ueber=

zeugungen geleitet, das Gute thun und befördern will zum Glück der Menschheit. Vollende dein Werk; erwarte es, daß dir nur wenige Edle segnend die Hand drücken werden, inzwischen der große Haufe dich in seiner Unwissenheit verhöhnt oder der Eigennutz dich anfeindet. Und würdest du fallen, würdest du das Schlachtopfer giftvoller Widersacher — was wäre denn verloren? Dein Erdenglück kann untergehen, aber nicht der große Gedanke, für welchen du Trost und Freuden des Lebens hingabst. Dein Blut kann fließen unter den Händen der Mörder; aber dein Geist schwingt sich siegend über die Welt hin. Kämpfer der Tugend, laß dich selbst fahren, aber nicht deine heilige Sache der Menschheit, nicht das Göttliche deiner Ueberzeugungen. Diese — sie ist nicht deine, sie ist Gottes Sache — wird nicht untergehen!

Was göttlich ist, kann nicht verderben! Es streitet gegen die feindseligen Verhältnisse dieser Welt, aber es sieget endlich gewiß.

Dies lehrt uns die wunderbare Begebenheit, deren sich der Christ am Ostertage freut; dies lehren uns zahllose, oft nicht minder wunderbare Begebenheiten in dem Buch der Weltgeschichte. Diese ist die erhabenste und zweifelloseste Verkündigerin einer göttlichen Vorsehung, die über uns waltet.

Göttlich ist die Wahrheit. Denn Gott selbst ist der Geist der Wahrheit. Auch ist noch keine Wahrheit, so sehr und so lange sie immerhin den Völkern oder ihren Gewaltigen verhaßt sein mochte, untergegangen. Immer rang sie sich gegen die Macht der Hindernisse empor, und feierte in spätern Zeitaltern ihren desto glänzernden Triumph.

Jede neue Wahrheit widerspricht mehr oder weniger den Absichten und Vorurtheilen einer gewissen Klasse von Menschen, oder auch nur ihren angenommenen Gewohnheiten und Meinungen. Eine jede hat also nothwendig einen schweren Kampf gegen die bisher bestandenen Verhältnisse zu kämpfen. Sie ist ein Sauerteig, welcher das Ganze in eine geheime Gährung setzt. Doch schon diese Gährung ist ein Vorbote des unausbleiblichen Sieges; sie ist die Auflösung und das Zerfallen des Alten, was untauglich geworden ist, und dem Neuern und Bessern Platz machen soll. Die Wahrheit siegt, wenn auch erst über den Gräbern ihrer ersten Bekenner.

Daher zittere nicht vor der Macht zeitlicher Tirannen, welche lichtscheu in alter Finsterniß herrschen wollen, und den Zeugen der Wahrheit Verbannung, Kerker und Blutgerüst bereiten. Ihr Trotz ist vergeblich. Mit irdischen Waffen tödtet man das Geistige nicht. Durch Schrecken können sie wohl eine Zeit lang die Zungen lähmen, nie aber die stille selbstthätige Regsamkeit der Geister. Ueber die Geisterwelt gebietet kein Sterblicher, und trüge er die Kronen von allen Welttheilen; dort herrscht nur der Scepter Gottes! — Herodes befahl einst im grausa=

men Wahnsinn den Mord der Kinder zu Bethlehem, und heute, nach zweitausend Jahren, feiert eine erlöste Welt den Sieg der Wahrheiten, welche das Kind von Bethlehem sprach. Hohepriester und Schriftgelehrte vertheidigten mit Wuth die Dauer des mosaischen Gesetzes und die hergebrachte Ehrfurcht der Völker vor Jerusalems Heiligthümern gegen den Verkündiger des Evangeliums; aber Jerusalem und der Tempel zerfielen in Staub, und die Verehrer Mosis wurden über den weiten Erdball zerstreut und flüchtig, und das Evangelium Jesu ist der Stolz des bessern Theils der Menschheit geworden.

Zürnend gegen die ewige Wahrheit fochten die Priester der heidnischen Götter gegen die ersten Bekenner Jesu. Roms Beherrscher wütheten in vielfachen Verfolgungen gegen die Verächter der alten Landesreligion und der falschen Altäre. Umsonst! Diese Altäre wurden zertrümmert; Roms Macht, vor der sonst die Welt zitterte, ward Staub, und über den Gräbern der ermordeten Jünger Jesu erhoben sich die Tempel des einigen Gottes.

Was göttlich ist, kann nicht verderben! Und göttlich ist die Unschuld und Gerechtigkeit jedes Tugendhaften. Denn Gott selbst ist ein Vater der Gerechtigkeit, er ist das heiligste der Wesen.

Es ist bei der Kurzsichtigkeit der Menschen und bei ihren leidenschaftlichen Neigungen unmöglich, daß sie alle immer sogleich das, was gut und recht ist, in seinem vollen Werthe anerkennen. Weil jeder seine von andern verschiedenen Erfahrungen und Ansichten hat, und weil er nur nach diesen dasjenige beurtheilt, was er sieht, geschieht es gewöhnlich, daß er Alles für falsch, irrig und schlecht hält, was mit seinen bisherigen Vorstellungen nicht übereinstimmt. Wenn dann dazu noch der traurige Hang der Menschen kommt, lieber von Andern das Schlechte zu glauben, als das Gute: so erklärt man sich es leicht, wie auch viele Rechtschaffene in ihrem besten Willen verkannt, und viele Unschuldige ein Gegenstand der Verleumdung und des unverdientesten Hasses werden können.

Leider ist selten die Tugend gewöhnlicher Menschen stark genug, sich nicht unter unerwarteten Stürmen zu beugen. Sie können es nicht ertragen, sich einer gerechten Sache willen verfolgt zu sehen. Ihr Herz wird entweder von Feigheit erfüllt, und sie lassen ihre gute Sache fahren, um nur die Gunst ohnmächtiger Menschen nicht zu verlieren; verläugnen die Tugend, weil sie ihre Bequemlichkeit nicht verläugnen mögen; oder sie gerathen in einen entgegengesetzten Fehler, in den des Menschenhasses, der tiefen Erbitterung und Verachtung ihrer Zeitgenossen. So verderbte schon Mancher durch unzeitige Heftigkeit und leidenschaftlichen Sinn das Gute selbst, was Andere aus Beschränktheit der Einsicht verhindern wollten, zu thun. So ward mancher Gute, der sich freiwillig für die Tugend hingeopfert haben würde, wenn man nur seine redlichen

Absichten anerkannt hätte, aus Mißmuth fahrlässig, oder, weil er engherzige Selbstsüchtlinge nicht von der Güte seiner Zwecke überzeugen zu können meinte, ganz das, was die waren, welche er doch vorher mit Recht verachtete.

Dies aber ist nicht die Handlungsweise des ächten Christen, der im Geiste seines großen Lehrers wandelt, dessen Vorbild ihm immerdar vorschwebt. Er vergißt nicht dessen, was Jesus der Gerechte erduldete, um seiner Gerechtigkeit willen. Er vergißt nicht, daß dieser selbst den Weg zum Tode ging für das Glück der Welt — muthvoll mit Jesu Geist betraten auch andere erhabene Menschen, ihm folgend, die gleiche Bahn! Er vergißt nicht, daß nur Beharrlichkeit den Sieg erringt, und daß, was gerecht und gut und göttlich ist, nie untergehen könne. Er vergißt nicht der großen Erinnerung, die der Heldenmuth Jesu seinen Nachfolgern auf der dornenvollen Bahn für Menschenglück gab: Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib tödten! Und was liegt zuletzt am Leben, wenn es den Triumph der Tugend gilt! Ein Tod fürs Glück der Menschheit ist etwas Herrlicheres, als der Gewinn, noch einige Stunden länger im Bewußtsein der Feigheit und Schande Athem schöpfen zu können.

Was göttlich ist, kann nicht verderben! Biete allen Drohungen, allen Foltern Trotz, o du Gerechter, den die Welt verdammt, und freue dich deines erhabenen Berufs, für die Tugend leiden zu können. Du wandelst auf Jesu glanzvoller Dornenbahn! Nicht Jedem ward durch das Zusammentreffen der Verhältnisse und Schicksale dieses Glück beschieden. Möge dich immerhin die Rotte der Bösen lästern: deine Unschuld ist ein Himmelsschild gegen jeden auf dein Herz gerichteten Pfeil. Gehüllt in diese Unschuld, und mit dem Blick auf Gott im Himmel, vollende deinen Kampf, und du wirst die Krone des ewigen Lebens, der Vollendung, gewinnen!

So, Jesus, Auferstandener, will ich Dein treuer Jünger sein. Dein Leben ist mein Spiegel, Dein Tod mein Heil, Dein Auferstehen das Sinnzeichen der Unvergänglichkeit alles dessen, was von Gott stammt. Sollte ich, um Armuth oder Spott und Haß der Bösen zu meiden, lieber von der Tugend lassen? Nein, Armuth und Verachtung sind ja noch nicht so bitter, als der Tod. — Wie, sollte ich, um dem Tode zu entrinnen, von meiner Tugend lassen? — Nein, ewig ist ja das Göttliche, die Tugend, und ewig ist mein Geist. Auch er ist von Gott entsprungen, göttlicher Natur, und kann nicht sterben!

Ja, Auferstandener, auch ich werde auferstehen! Mein Geist, fällt einst von ihm der Staub zurück, in welchen ihn die Hand Gottes gekleidet hatte, wird hervorgehen zu neuer Herrlichkeit, und Gottes Hand wird ihn mit einer verklärten Hülle umgeben, wenn er seines hohen Ursprungs würdig blieb.

Siegend schwangst Du Dich, Sohn des Ewigen, über Grab und Erdentod empor. Siegend werde auch ich — auch ich ein Kind des ewigen Vaters! — mich über meinem zerfallenden Leichnam einst erheben. Und wenn die Thränen irdischer Verwandten auf meine abgeworfene Hülle niederfallen, fliege ich mit seligem Entzücken Himmelsverwandten entgegen, den Triumph des Göttlichen im Weltall vollkommener zu feiern.

Vater, Mutter, warum stehet ihr so blaß und jammernd neben der Bahre des geliebten Kindes? — Ist Jesus nicht auferstanden? Kann das Göttliche untergehen, das einst diesen Staub so schön beseelte, über welchem ihr schmerzvoll gebeugt trauert? — Fromme Tochter, edler Sohn, warum kann deine Wehmuth nicht enden um den von dir geschiedenen Vater, um die erblaßte zärtliche Mutter? Warum seufzest du über den triumphirenden Hingang des Göttlichen zur Gottheit? So kehrte auch Jesus nach seiner Vollendung zu den himmlischen Wohnungen zurück. So kehrt auch das in dir wohnende Göttliche vielleicht früher, als du selbst erwartest, zum Urquell aller Seligkeit zurück.

Alles Streben hienieden ist Sieg des Himmlischen über Irdisches, ist Verwechselung der Sklavenfessel mit der ewigen Freiheit, ist Triumph des Lebens über das Todte.

Weinten die Geliebten Jesu länger, als sie sein Felsengrab zersprengt, und ihn selbst in wunderbaren Erscheinungen wiedersahen? — wiedersahen, nur wie im Traum, in flüchtigen Augenblicken, weil er dann auf immer von ihnen schied, als sein Wort erfüllt war? — Trostlose Aeltern, trostlose Waisen, trostlose Gatten, trostlose Freunde — auch die ihr beweint, sie schlafen nicht mehr in den Gräbern. Der Gott des Lebens hat sie mit sich vereinigt, um euer Entzücken einst in der Todesstunde nach einem tugendvoll beendeten Lebenslauf zu verdoppeln. Würdet ihr nicht schmerzlicher beim letzten Abschied leiden, wenn ihr die Heißgeliebten, die euch vorangingen, zurücklassen müßtet?

Jesus, Auferstandener, Du bist mein Trost, mein Licht. Dein Sieg ist mein Sieg: Dein Tod meine Unsterblichkeit; Dein Auferstehen mein Triumph.

Mit Dir, Du Ueberwinder, will ich streiten.
Verleihe nach dem Kampfe mir die Krone,
Mir, Deinem Streiter, Deine Seligkeiten;
Mir die Unsterblichkeit zum Lohne,
Herr, mein Vergelter!

43.

Die Jünger Jesu ohne Jesum.

Am Pfingsttage.

Kolosser 2, 9.

Nach Dir verlangt, o Jesu, meine Seele,
Mein Gott, den ich zum Heile mir erwähle,
Mir zur Verklärung kamst Du, Herr, vom Bösen
Mich zu erlösen.

Du heißest: „Gott mit uns!" und nicht vergebens.
Komm, führe mich, mein Heil, den Weg des Lebens!
Den Weg zum Vater; leite Du, ich flehe,
Mich zu der Höhe!

Wen hat noch sein Vertrau'n zu Dir gereuet?
Wen, der Dich liebte, hast Du nicht erfreuet?
Standhaft will ich, bis Geist und Leib sich trennen,
Nur Dich bekennen!

So lange Jesus unter seinen Geliebten auf Erden wandelte, so lange sie Alle Zeugen seiner unendlichen, innigen Liebe, seiner hohen Tugenden waren, die jedes edle Herz an ihn mit Bewunderung und zärtlicher Zuneigung fesselten; so lange sie sich unmittelbar durch seinen Trost beruhigt, durch seine göttliche Weisheit erhoben fühlten — wer konnte da zweifeln, daß sie von ihm lassen würden?

Als aber die Schreckensnacht erschienen war, da Verrätherei und Haß über ihn siegten; als sein Todestag erschienen war, und er, von der Welt verkannt, gleich einem Missethäter zwischen Missethätern am Kreuze seinen Geist aufgab; als es einem Verbrechen gleich galt, sein Bekannter, sein Anhänger, sein Freund zu heißen — da hätte die felsenfesteste Treue der Seinigen erschüttert werden können. Ist es denn nicht das alltägliche Loos der Unglücklichen, daß sie Keiner kennen will, und daß sie von denen am ersten gemieden werden, die vormals in glücklichern Zeiten ihre größten Bewunderer, ihre Verehrer, ihre Schmeichler waren?

Allein die Jünger Jesu blieben ihrer Liebe und Verehrung auch unter dem schrecklichsten Schicksale treu, welches ihrem Lehrer, ihrem Freunde widerfuhr, und Petrus, der einen Augenblick nur aus Menschenfurcht wanken konnte, wusch mit den bittersten Thränen der Reue die Schmach seiner Seele ab. Alle blieben vereint. — Siegreich erschien er ihnen noch einigemal wieder, nachdem er die Bande des Todes gesprengt hatte.

Mit heiliger Ehrfurcht, mit frommem Entzücken empfingen sie ihn; nicht mehr mit jener ruhigen Zutraulichkeit, wie der Mensch den Men=

schen, sondern wie eine verklärte Erscheinung besserer Welten; — mit heiliger Ehrfurcht, mit frommem Entzücken sahen sie ihn zurückschweben.— Die Jünger Jesu waren einsam. Sie waren ohne Jesum. Sie waren ohne Trost.

Aber himmlische Tröstung kam über sie am feierlichen Tage der Pfingsten. Ihre Gemüther alle entbrannten vom heiligen Geiste. Sie erhoben sich Alle. Sie predigten Jesum und sein Himmelreich laut. Sie zitterten nicht mehr vor der Wuth des Pöbels, vor dem Haß der Priester, vor dem Richterstuhl der Großen, vor dem Thron der Herrscher, ihn und immer ihn, und nur ihn zu bekennen.

Der Zustand, die Gesinnungsart und das Betragen der Jünger Jesu, als sie ohne Jesum waren, ist für mich sehr wichtig und herzerhebend. Es liegt darin selbst für meine Gesinnungsart über Jesum viel Belehrendes, und verdient wohl der Gegenstand frommer Betrachtungen zu sein an diesem Tage. Versetze ich mich im Geist in die Lage der Jünger, die nun für ihre ganze Lebenszeit von ihrem Wohlthäter, Lehrer und einzigen Freund getrennt waren: so fühle ich die Tiefe ihres Schmerzes und die Wehmuth verlassener Liebe. Wer hätte diesen Schmerz noch nicht empfunden! — Ich darf nur zurückdenken an das theure Gut meines Herzens, das auch ich durch die Hand des Todes verlor. Gott sah meinen sprachlosen Jammer, sah die heißen Thränen, die vergebens die geliebte Seele vom Himmel zurückflehten. Auch ich war einsam! O, meine Wunden bluten noch heute. So trauerten die Geliebten Jesu um ihren göttlichen Freund. Sie ermannten sich nur im Troste seiner Lehre, in der Hoffnung seiner Verheißungen: Ueber ein Kleines, und wir werden uns wieder sehen!

Nun hatte die Verfolgung, nun alles Uebel des Erdenlebens, nun selbst der Tod nichts Erschreckliches mehr für sie. Es war ihnen nun süß, für ihn und seinen Namen zu leiden; süß, für ihn zu sterben. Diese heilige und zärtliche Begeisterung der Freunde Jesu hatte jedoch, selbst nach dem gewöhnlichen Gange der menschlichen Denkart und Empfindungen beurtheilt, nichts Außerordentliches. Wer weiß es denn nicht, daß wir das nur noch herzlicher zu lieben pflegen, was uns auf immer entrissen worden ist? Wer weiß es denn nicht, daß sich um das Bild eines entschlafenen Geliebten immer die schönsten Erinnerungen unsers Lebens versammeln; daß durch sein Andenken gleichsam Alles geheiligt wird, was er berührte; daß jedes Wort, welches aus seinem Munde gesprochen, nun für unser Herz viel höhere Bedeutung gewinnt; daß sich unser eigenes Gemüth im Emporblicken zu dem Verklärten erhabener fühlt und veredelter?

Doch die Zeit, deren weiche Hand endlich Alles heilt, lindert auch den tiefsten Schmerz der Seele. Es weicht die schwermüthige Schwärmerei wieder vor den nahen, lebendigen Gestalten der Wirklichkeiten, und Vieles,

was im ersten Aufwallen der Gefühle beschlossen worden, wird als unausführbar zurückgestellt, oder nach kälterer Ueberlegung geändert.

Auch die Freunde und Freundinnen Jesu wurden beruhigter im Laufe der Stunden — ihre Thränen mußten versiegen. Aber mit ihren Thränen und Schmerzen hörten nicht ihre großen Entschlüsse auf. Ihre Gesinnungen gegen Jesum blieben sich gleich. Keine Zeiten verminderten jene erste, liebevolle Begeisterung. Mit jenem heiligen Feuer, mit jener Unerschrockenheit, mit jener Sehnsucht, ihm gleich zu werden, wie sie am Tage der Pfingsten vor dem erstaunten Volke Jerusalems geredet hatten, gingen sie hinaus in alle Welt, und predigten die Himmelsbotschaft des Erlösers der Welt. Petrus, Johannes, Jakobus — alle die hohen Gefährten Jesu wurden durch ihr Schicksal von einander gerissen, in entfernte Gegenden und Welttheile zerstreut. Sie, die vorher nur in dem engen Umfang ihres jüdischen Vaterlandes gelebt hatten, wenig oder nichts von den Sitten, Gesetzen, Religionen und Sprachen anderer Völker gewußt hatten, zogen hinweg in die Fremde, den Willen und Befehl ihres Meisters zu vollziehen. Sie hatten in der jüdischen Heimath nur dürftig von der Arbeit ihrer Hände, oder durch Unterstützung begüterter Freunde den Unterhalt ihres Lebens gewonnen. Womit sollten sie sich in unbekannten Ländern Nahrung und Bekleidung verschaffen? — Diese Sorge bekümmerte sie nicht, schreckte sie von dem großen Unternehmen nicht zurück, zu welchem sie Jesus berufen hatte. Mit Muth und Glauben traten sie auf unter den verschiedensten Völkern — nur wenige von ihnen sahen sich in diesem Leben wieder. Freunde, Brüder, Aeltern, Schwestern, Vaterland, Vermögen, Alles opferten sie auf, ihren heiligen Zweck zu erfüllen. Nun sahen sie sich von nie gesehenen Gegenständen umringt; sie sammelten im Fortgang der Jahre unter allerlei Nationen die merkwürdigsten Erfahrungen. Sie lernten die Weisheit des gepriesenen Indiens, die sinnreichen Werke des griechischen Geistes, die hohe Bildungsstufe des weltbeherrschenden Roms kennen. Sie hatten Gelegenheit, dieses Alles zu prüfen und mit dem zu vergleichen, was Jesus sie, als das Höchste, gelehrt hatte. Sie mußten Widersprechung ihrer Vorträge und manchen Zweifel gegen das hören, was sie als das Wahre und Einzige verkündeten. Es fehlte ihnen weder an Urtheilskraft noch an Scharfsinn. Dennoch, Alles, was sie sahen und hörten und erfuhren, weit entfernt, ihre Gesinnung gegen Jesum zu ändern; die Schätze der Weisheit und Einsicht anderer Völker, weit entfernt, ihnen Bedenklichkeit gegen den Werth dessen zu erwecken, was sie von Jesu vernommen, — bestätigte sie nur Alles in ihren tiefen Ueberzeugungen von der Wahrheit seiner Lehre, von der Göttlichkeit seiner Sendung. "In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig!" (Kol. 2, 9) riefen sie auch da noch.

Aber die spätern Jahre kamen, die Tage des reifen männlichen Alters, wo die schöne jugendliche Begeisterung zu verschwinden pflegt, und Ernst und Nachdenken die Stelle derselben einnimmt. Das Gewühl der Städte, die Stille der Einsamkeit, die Gefahren, denen sie entgegen gingen, Alles reizte sie zur Ueberlegung. „Wofür," konnte Mancher von ihnen bei sich denken, „wofür opfere ich die Ruhe meines ganzen Lebens hin? Wofür habe ich denn Vaterland, Freunde und die Hoffnung eines sorgenlosen Greisenalters verloren? Wer weiß, ob nicht schon die meisten übrigen Mitjünger sich zurückgezogen haben, ob ich nicht vielleicht noch der Einzige bin, der hier für den Glauben an Christum lebt und leidet." So konnte Mancher denken. Doch Keinen machte auch im spätern Alter irgend eine Rücksicht von seiner Treue an Jesum abwendig. Jeden bestärkte nur die Ueberlegung dessen, was der Welterlöser war, wie er lebte und lehrte, in seiner Bewunderung und Treue; Keiner glaubte schon genug gethan zu haben; Keiner fand in den Lehrsätzen anderer Schulen und Religionen das Wahre, das Vergöttlichende, wie in dem durch Jesum der Welt geoffenbarten Geheimnisse Gottes, in welchem, wie sich Paulus der Apostel ausdrückte, verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. (Kol. 2, 3.) Alle blieben gleichen Sinnes gegen den längst verschwundenen Freund, und überzeugten sich durch ihr Nachdenken immer mehr, daß in ihm wohne die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.

Schmach und Verkennung war der Lohn ihrer Mühen. Sie stritten mit Mangel und Blößen. Man verspottete sie bald als thörichte Schwärmer, verfolgte sie bald als Aufrührer. Sie lagen in Ketten und Banden. Das Gefängniß war oft ihr Ruheort. Nicht die Zartheit ihrer Gefühle, nicht die Erhabenheit ihrer Tugenden, nicht das übernatürliche Licht, nicht die majestätische Gewalt ihrer Beredsamkeit, rettete sie vom Untergang, den ihnen die verblendete Welt schwor. Doch mit himmlischer Ruhe sah man sie in den Stürmen des Lebens stehen. Ihr Blick hing nicht an dem Vergänglichen dieser Minuten, sondern an dem, was ewig ist.

Sollten sie vor denen beben, die nur den Leib tödten können? Gelassen empfingen sie Folter und Tod. Jesu Wort war ihr Trost, Gott und Ewigkeit ihre Hoffnung. Ihre erste Liebe, ihre alte Treue änderte nicht mit dem letzten Athemzuge. — Es ist die Sage aufbehalten, wie Johannes ein hohes Alter von hundert Jahren erreicht hat, daß Viele glaubten, er werde nicht sterben. Alle übrigen seiner Mitjünger waren schon im Grabe. Aber noch in der absterbenden Hülle des Greises lebte die zärtliche Liebe für seinen göttlichen Freund und die rührende Erinnerung an dessen Huld fort, wie einst in den schönen Tagen der Jugend. Da man ihn zu Ephesus hinaustrug auf den Armen, daß er dem Volke predige, welches den heiligen Greis zu sehen begierig war, breitete er

segnend seine Hände über die bewegte Versammlung, und sprach nur: Kindlein, liebet euch unter einander, wie Christus Jesus uns geliebet hat. — Mit diesen Empfindungen, treu bis in den Tod, starb der letzte von den Schülern unsers Herrn. Wann hat auf Erden jemals ein Sterblicher gelebt, der unter seinen Freunden eine so dauerhafte, Noth und Tod besiegende, sich immer gleiche, und noch in den allerspätesten Alterstagen unerloschene lebendige Liebe empfangen hätte? Wunderbar, wie Jesus erschien im Wandel und Thun, war die Treue derer, die er zu seinen Gefährten gewählt hatte. Das Ueberirdische, welches ihn erfüllte, schien von ihm in ihre Brust übergegangen zu sein. Wo ist, wo war je ein Glaubenslehrer, dessen Schüler mit dieser Zärtlichkeit, mit dieser gänzlichen Selbstverläugnung an ihm hingen? Wo darf ein Fürst, dessen Scepter noch heute über Millionen gebietet, die mit schmeichelnden Schwüren seinen Thron umringen, und geloben, für ihn zu sterben — wo darf er hoffen, nach seinem Tode so lange, so innig geliebt zu sein? Er stirbt, — die Schmeichler wenden sich bald von seinem Leichnam weg, das neu aufgehende Gestirn zu begrüßen. — Die unvertilgbare Festigkeit in der Denkart der Apostel über Jesum, eine Denkart, welche weder alle spätern Erfahrungen und Ueberlegungen, noch Elend, Tod und hohes Alter schwächen konnten, wird mir ein neuer Beweis des Göttlichen, das aus seinem ganzen Dasein sprach.

Es gibt diese Denkart auch der meinigen neue Stärke, eine bestimmtere Richtung. Auch ich bin ja auf seinen Namen getauft worden; auch ich bin ja sein Schüler und Nachfolger; auch ich habe ja von dem göttlichen Licht seiner Offenbarungen empfangen, welches er über die Finsterniß der Geisterwelt verbreitete; auch ich bin ja Einer von denen, die er aus der Gewalt des Todes zu befreien, sein Blut am Stamm des Kreuzes vergoß.

Ich will ihn wieder lieben mit der überirdischen, unendlichen Liebe, wie er mich geliebt hat. Denn alle Erfahrungen meines Lebens haben auch mich, wie einst die Apostel, überführt, daß in keinem Andern Heil sei, als nur allein in ihm; kein Glück der Seelen, keine innere Zufriedenheit, als in ihm und durch ihn.

Wohl vertraute ich oft meiner Klugheit, daß sie mir ein angenehmeres Loos verschaffen könne. Aber meine besten berechneten Entwürfe scheiterten an unerwarteten Zufällen. Nur wenn ich in der Einfalt Jesu blieb; ihm treu, nach seinen Vorschriften handelte; mit frommer Ergebung in die Führungen der Vorsehung, Nichts von der Welt, Nichts durch Menschengunst, Alles von Gottes Segen erwartete: nur dann geschah oft, was ich nicht vorhersah; innerer Frieden erfüllte mich, und die größten Gefahren zogen wie verblassende Schattenbilder an mir vorüber. — Wohl hing ich oft mit liebendem Gemüthe an Freunden, und baute eine

Welt auf ihre Treue; Freundschaft, glaubte ich, sei des Lebens dauerhaftestes und reinstes Glück. Ach, traurige Erfahrungen lehrten mich ein Anderes. Nichts Wandelbareres als Menschensinn, nichts Trüglicheres als ein Menschenherz. Ich ward vergessen. Ich liebte umsonst. Aber die Liebe Jesu zur Menschheit war auch Liebe zu mir. Er führte meinen Geist zu dem, der der Menschen einiger Freund war, zu meinem Gott. Hier ward ich glücklich, hier nie verloren; und jeder neue Tag des Lebens bestätigte mir meines himmlischen Vaters unendliche Gnade. An jedem Morgen ist seine Liebe neu. — Darum will ich an Jesum halten. Auch ich erkenne: in ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Ich will Jesum wieder lieben mit der überirdischen, treuen Liebe, wie er mich geliebet hat. Denn auch ich habe, wie einst die Apostel, mit allem Nachdenken und Forschen, noch nichts Vollendeteres, Genugthuenderes und Göttlicheres gefunden, als die ewigen Wahrheiten, die er uns verkündet hat. — Wohl habe ich nach den Schulen der Weisen gefragt, von deren Erkenntniß großes Geräusch erhoben ward, und gesucht, ob sie mir vom höchsten aller Wesen Erhabeneres und Würdigeres sagen könnten, als Jesus ausgesprochen hat: sie unterhielten mich mit dunkeln Spitzfindigkeiten. Ich suchte, ob sie mir vom Weltall, dem Vaterhause aller Gotterschaffenen, und von dem Geheimnisse der vergeltenden Ewigkeit Anderes offenbaren könnten, als Christus in göttlicher Kraft geoffenbaret hat: und ihr Größtes war, nur zu bestätigen, was er verkündet hatte. Ich suchte, ob sie mir auf einfachere und wahrhaftere Weise den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen vermöchten, als Jesus in Verkündung des Gotteswillens, der Weltordnung, der ewigen Gesetze in mir: sie konnten es nicht. Ich suchte, ob sie mir einen süßern Trost im Leben und im Sterben zu schaffen vermöchten, als er: ich fand ihn nicht bei ihnen. Und so wuchsen in mir lebendiger die Ueberzeugungen von seiner Göttlichkeit, und mein Glauben und mein Lieben ward inniger zu dem, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. Alle irdische Wissenschaft thut kein Genüge. Ich rufe: Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen!

Ja, lieben will ich ihn mit der überirdischen, unendlichen Liebe, wie er mich geliebet hat. Denn auch ich habe es erlebt und empfunden, wie einst die Apostel, daß wir in allen Verhängnissen und Leiden keinen bessern Trost, keine erhebendere Hoffnung, keinen felsenfestern Muth empfangen können, als durch ihn, von welchem seine Jünger lernten, daß alle Leiden dieser Zeit nicht werth sind der Herrlichkeit, die auf uns wartet. Was konnte mich in leidensvollen Stunden beruhigen? War es Glauben an Menschengunst und Menschenmacht? War es die schönste der irdischen Hoffnungen? War es die tröstende Beredsamkeit meiner Freunde? — Ach, das Alles nicht!

Es war ein frommes, stilles Glauben, Lieben, Hoffen; es war Deine Religion, o Jesus Christus, durch welche Du mein Tröster wurdest, wenn die Verzweiflung nahen wollte. Durch Vertrauen auf Gott, den Gebieter unserer Schicksale, lehrtest du mich Muth fassen; durch ein reines Gewissen lehrtest Du mich jedes Ungemach mit Gelassenheit ertragen und Hoheit zeigen, wenn mich die schwärzesten Verhängnisse umringten. Durch Deinen Geist erleuchtet, erkannte ich den nichtigen Werth des Erdenlebens und aller seiner Güter, die Unzuverlässigkeit des Reichthums, die Hinfälligkeit des Schönen, das Wandelbare der menschlichen Ehre, die Schwäche der festesten Gesundheit, die Unsicherheit des Glückes und der äußern Ruhe, die Veränderlichkeit des Glückes und der Menschengunst. Du hieltest meiner Seele das Einzige dar, was bleibend ist; und durch den Hinblick auf den Vater, den Heiligen, den ewig Gütigen im Himmel, durch den Hinblick auf das Leben in schönern Welten, wo das Wiederfinden der Unsterblichen ist, verwandelst Du meine Trauer, meine Schwermuth um hinübergegangene Geliebten, in eine erhabene Heiterkeit.

Selig, selig sind, die in Dir, mein Jesus, mein Hort, leben! selig, selig sind, die in Dir entschlafen! Auch ich, auch ich will getreu sein bis in den Tod; auch mir wird die Krone des bessern Lebens werden! Amen.

44.

Religion und Kirche.

Eine Pfingstbetrachtung.

Joh. 1, 17.

Reiche dieser Welt verschwanden,
Kronen sanken in den Staub;
Aber seit Dein Reich entstanden,
Ward es nie der Zeiten Raub:
Jetzt noch blickt Dein Unterthan,
Gott, entzückt zu Dir hinan.

Unter fernen Himmelsstrichen,
Herr, strahlt Deines Glaubens Licht;
Thoren nur, die Dir entwichen,
Sehen seine Strahlen nicht.
Doch der Weise bleibt Dir treu,
Dein Geist macht ihn los und frei.

Mehre, Geist, die Zahl der Weisen,
Heil'ger Geist, Du Dein Gebiet,
Und laß einst auch den Dich preisen,
Der noch blind vor Götzen kniet.
Zeig' uns Allen nach der Zeit
Deines Reiches Herrlichkeit!

Der Messias hatte auf Erden vollendet. Gewaltig durch die Kraft des heiligen Geistes, der die Jünger am Tage der Pfingsten beseelte, gingen sie hinaus in alle Welt und verkündigten den Völkern den Gekreuzigten und das Evangelium, oder die frohe Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden. Da wandten sich gläubig und selbst unter schweren Verfolgungen Juden und Heiden zum Bekenntnisse des Herrn und seiner Lehre. Es entstanden in Städten und Dörfern kleine christliche Gemeinden, die ihre Gottesverehrungen einrichteten, und dabei die Sitten und Gebräuche der allerersten Freunde und Bekenner des Heilandes befolgten. So entstand jene heilige Gemeinschaft der Gläubigen und Frommen, welche sich nachher immerhin ausbreitete; ihre gottesdienstlichen Einrichtungen mehrte; sich mit Andern, die davon noch abwichen, einverstand; jene Gemeinschaft, die darauf in der Welt unter dem Namen der christlichen Kirche bekannt ward.

Die Lehren, welche Jesus selbst gegeben, waren sehr einfach gewesen. Sie konnten auch vom Ungelehrten, auch vom Kinde in ihrer seligmachenden Wahrheit begriffen werden. Daher verbreiteten sie sich schnell durch die Welt, und waren kein Gegenstand gelehrter und spitzfindiger Untersuchungen. Jesus zeigte den Sterblichen den einigen lebendigen

Gott, den Herrn des Weltalls, als ihren Vater; er zeigte ihnen die Ewigkeit als ihr Ziel; ihre Heiligung, die Bekämpfung ihrer Sünden und Leidenschaften, das Vollkommenwerden durch menschenfreundliche Thaten und Gesinnungen, als ihre Bestimmung. Sein Leben sollte ihres Lebens Vorbild, und Vereinigung mit Gott ihr höchstes Gut werden. Hingegen erklärte er, daß eine schwärmerische Werkheiligkeit, die bloße Beobachtung äußerlicher Gebräuche und kirchlicher Zeremonien, nicht zur ewigen Glückseligkeit führen könne. Daher sprach auch Johannes, sein Jünger: Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum Christum geworden, und von seiner Güte haben wir genommen Gnade um Gnade. (Joh. 1, 16. 17.)

Nicht also das Aeußerliche der Gebräuche war die neue Religion, welche der Messias dem menschlichen Geschlecht brachte und empfahl; sondern die innerliche, gottgefällige Verbesserung des Gemüths. Jenes, wie das Gesetz Mosis, ist Menschenwerk; aber die Gnade und die Wahrheit, das Heilige und Vollkommene, welches im menschlichen Herzen wohnen muß, ist das Göttliche.

Daher hatten die ersten christlichen Gemeinden auch nur wenige kirchliche Gebräuche, und selbst diese wenigen waren sehr einfach. Anfangs wurden noch einige aus der jüdischen Kirche beibehalten, und die Apostel selbst hatten nichts dagegen, wenn zum Beispiel manche gläubig gewordenen Juden die sonst von ihnen beobachteten Fasten beibehielten, oder verschiedene Speisen für verunreinigend ansahen. Denn dies alles war ihnen Nebensache; aber Besserung des Gemüths, der Glaube und das Vertrauen auf den Messias, war ihnen das Wichtigste. Die einzigen von Christo selbst eingesetzten feierlichen Handlungen waren die Taufe der Erwachsenen, welche sich zur Lehre Jesu bekannten, und das Abendmahl. Bald fügte man auch die Liebesmahle hinzu, bei welchen Reiche und Arme in brüderlicher Gemeinschaft mit einander, was sie hatten, theilten.

Die ersten Lehrer der christlichen Kirche waren noch nicht so von einander geschieden, wie jetzt, sowohl in ihren Verrichtungen, als in ihren Namen. Sie hießen in den Gemeinden die Aeltesten, weil sie es waren, oder die Bischöfe, welches so viel heißt, als Aufseher. Sie hatten nicht solche Gewalt, nicht so reiche Einkünfte, wie später. Sie waren das Beispiel frommer Demuth, und ahmten darin den Aposteln nach, welche keiner einzelnen Gemeinde vorstanden, sondern von Ort zu Ort reiseten, von ihrer Hände Arbeit lebten, und dabei freundliche Unterstützung von den reichern Christen empfingen.

Wie sich aber allgemach die Zahl der Gläubigen in einer Gemeinde, und die Zahl der christlichen Gemeinden in den Ländern vergrößerte,

wurden auch die Lehrer und Aufseher vermehrt; über mehrere Gemeinden wurden obere Aufseher gesetzt, um die Geschäfte leichter zu behandeln, die Menge derselben zu vertheilen, und im Ganzen bessere Ordnung beizubehalten. Man fing an, die Lehrer und Priester nach jüdischer Sitte für einen von weltlichen Ständen abgesonderten Stand zu halten; sie mit Zeremonien zu weihen, wie bei den Juden und Heiden gebräuchlich war; gab ihnen besondere Rechte, Fehlbare aus der Gemeinde auszuschließen und ihnen Bußen aufzulegen. Man führte die Salbung der Kranken und Sterbenden ein; das geweihte Oel; die Firmelung und Anderes dieser Art. Die Zahl der Zeremonien, wie die Pracht bei denselben und die Gewalt der Priester in der christlichen Kirche, wuchs besonders, als die Religion Jesu aufhörte verfolgt zu werden, und selbst Kaiser und Könige anfingen, sich zu ihr zu bekennen. Da vermehrten sich auch die Festtage, während anfangs der Sonntag nur besonders zum Gottesdienst bestimmt gewesen. Die Ostern und Pfingsten scheinen die ersten Feste der christlichen Kirche gewesen zu sein; bald wurden auch die Weihnachten, als das Geburtsfest Jesu Christi, gefeiert, und damit der Anfang des Jahres.

So war Jesus der Stifter unsers Glaubens, aber nicht aller erst spät entstandenen kirchlichen Einrichtungen, Gesetze, Vorschriften und Lehren. Diese letztern entstanden, wie sie jedesmal nach den Umständen nöthig, oder von den Umständen begünstigt waren. Göttlichen Ursprungs ist der Glaube; menschlichen Ursprungs die Ordnung der verschiedenen Kirchen. Unverändert ist die Lehre Jesu geblieben; sie ist uns von den Aposteln schriftlich überliefert und die Worte des Heilandes sind uns von den Evangelisten oder Lebensbeschreibern des Heilandes aufgezeichnet worden. Aber die Kirche hat im Lauf der Jahrhunderte oft ihre Gestalt, ihre Ordnungen und Lehrsätze geändert. Christen sind wir Alle, die wir an Jesum glauben, auf seinen Namen getauft sind, und zu Gott zu kommen hoffen, indem wir nach seiner Lehre leben, und den Willen unsers Vaters im Himmel thun, den er uns offenbarte. Aber nicht alle Christen gehören zu der gleichen Kirche; denn in ihr sind Parteien und Sekten entstanden, die von einander in der Art des Gottesdienstes, der Gebräuche und in verschiedenen andern Meinungen abweichen. Solche Abweichungen zeigten sich leider schon in den Tagen der Apostel, wo man bald Paulisch, bald Apollisch, bald Kephisch sein wollte. Ernst eiferte der Apostel Paulus dagegen: Wer ist nun Paulus? Wer ist Apollos? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden! sprach Paulus. Ich habe gepflanzet, Apollos hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ. (1. Kor. 3, 5. 11.) — Aber die Menschen bleiben Menschen; über

das Zufällige ward oft das Wesentliche, über das Gewand oft der Körper, über die Kirche der heilige Glaube und des Glaubens heilige Frucht, die Liebe, vergessen. Noch jetzt ist nur eine christliche Religion, aber es sind mehrere christliche Kirchen. Doch Alle, in welcher Kirche sie auch beten mögen, wenn sie Jesum nicht bloß mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen bekennen, das heißt, wenn sie in seinem Geiste wandeln und thun, sind Christen. Und der Apostel Petrus sagte schon von den Juden sowohl als von den Heiden: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thu't, der ist ihm angenehm. (Apostelgeschichte 10, 34. 35.) So dürfen wir auch glauben, daß Gott nicht ansiehet die Person unter denen, die auf Christum alle getauft sind, sondern in jeglicher Kirche, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Es ist demnach ein wesentlicher Unterschied zwischen der Religion oder der Christuslehre und dem Christusglauben einerseits, und der Kirche anderseits. Die Religion ist das Innere, das Verhältniß unsers Gemüths zu Gott; die Kirche ist das Aeußere, das Einverständniß, die Gemeinschaft der gleichgesinnten Christen zur Empfangung und Uebung des Glaubens, und zur Verehrung der Gottheit in allen ihren Verhältnissen zum menschlichen Geschlecht auf Erden. Die Religion ist das Unsichtbare, die Kirche das Sichtbare. Die Religion ist die Seele, die Kirche die irdische Hülle derselben.

Aber wenn gleich die Religion Jesu wichtiger ist für Welt und Ewigkeit, als die Kirche mit ihren Satzungen und Gebräuchen oder Lehrmeinungen: ist darum die Kirche selbst für den Christen eine ehrwürdige Stiftung, eine Nothwendigkeit. Wie der Mensch aus Geist und Leib besteht, und er des Sinnlichen, als Werkzeug und Stütze des Geistes, keineswegs entbehren kann: so ist auch die Religion und Kirche ein Ganzes, ein Engverbundenes, welches ohne Gefahr nicht wohl getrennt werden kann. Spricht die Religion meinen Geist an, wie sich derselbe gegen die sinnliche Welt äußern und in ihr Gutes wirken soll: so spricht die Kirche mein Irdisches an, wie es sich zum Ewigen und Göttlichen erheben und das Geistige in mir unterstützen soll.

Es ist ein Irrthum, wenn Christen, zu welcher Glaubenspartei sie auch gehören mögen, sprechen wollen: Ich bedarf der Kirche nicht; bedarf nicht ihrer Einrichtungen, Vorschriften und Uebungen. Ich kann ohne das alles ein guter Christ sein und selig werden.

Freund, möchte ich zu ihm sagen, bist du unter den Millionen Menschen, die auf Erden leben, und die seit Jahrtausenden gelebt haben, der einzige Sterbliche, welchem zur Erhebung seines Gemüths keine sinnliche Einwirkung und Hilfe vonnöthen war? Bist du der Einzige, dessen

Gedächtniß jede neue Mahnung und Erweckung entbehren kann? Bist du der Einzige, welcher zu allen Tagen und Stunden gleich aufgelegt ist zu frommen Entschlüssen, zur Selbstbekämpfung, wenn Leidenschaften rege werden, zur Vervollkommnung in allem Guten, wenn tausend kleine Versuchungen zum Bösen dich umringen und reizen? — O nicht doch! Dieser dein Stolz, diese deine Sicherheit, beweisen schon, du bist weder der Gute, der Starke, welcher du zu sein dir einbildest, noch fähig, ohne äußerliche Einwirkungen dein Gemüth in jener Höhe zu erhalten, die du selbst von dir forderst. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Religion und Kirche stehen vereinigt zur Veredlung des innern Menschen. Nicht die Kirche macht selig, sondern der heilige fruchtbringende Glaube; aber die Kirche ist des Glaubens Stab und Stütze in dieser irdischen Welt.

Auch Jesus, als er der Welt diesen heiligen Glauben gab, wußte dies sehr wohl. Er kannte die Schwächen des menschlichen Geschlechtes, und wie nothwendig auch dem Weisesten im Volke gewisse sichtbare Sinnbilder des Unsichtbaren, gewisse Erinnerungszeichen und Erweckungsmittel seien. Hatte er nicht selbst deswegen die Taufe eingeführt, diese äußere sinnbildliche Handlung, für diejenigen, welche sich zur Bekennung seiner Lehre, zur Nachahmung seines tugendhaften, menschenbeglückenden Wandels einweihen lassen wollten? Sie sollten, gleichwie das Wasser uns von außen reinigt in der Taufe, bezeugen, daß sie durch sein Wort ihr Gemüth von allem Unflath sündlicher Begierden säubern wollten. Diese innere Heiligung war das Wesentliche, die äußere Waschung war sinnbildliche Erklärung, war äußere Weihe in die Gemeinschaft der Bekenner, keineswegs die Huldigung und Erleuchtung der Seele selbst schon.

Wie zärtlich hat Jesus seine Jünger geliebt, wie zärtlich ward er von ihnen allen wieder geliebt! Er kannte ja ihre Herzen, die er selbst gebildet hatte; kannte ja die Kraft ihres Geistes. Dennoch hielt er keineswegs für überflüssig, ihnen auch noch sinnliche Hilfsmittel zu geben, damit sie auch, wenn er nicht mehr bei ihnen sein würde, seiner oft gedächten, seiner Lehren sich oft erinnerten, und sich unter einander selbst, so wie alle Andern, brüderlich als seine treuen Freunde und Mitgenossen des göttlichen Reichs erkennen möchten. Darum setzte er das heilige Abendmahl ein, und befahl ihnen, dasselbe zu halten. Das Brod ist mein Leib, der Wein ist mein Blut, sprach er. Ihr, indem ihr es genießet, bekennet damit, daß ihr ganz eins mit mir seid, daß ich in euch bin; daß ihr mit mir in engster Gemeinschaft zu Gott unserm Vater stehet.

Mit Taufe und Abendmahl war zugleich die sichtbare Kirche gestiftet, eine Abspiegelung des Heiligsten im Irdischen.

Wenn nachher auch noch andere Gebräuche, Vorschriften und Uebun=

gen hinzukamen, je nachdem die Beschaffenheit der Menschen und der Umstände sie erforderlich machten: alle hatten sie doch keinen andern Zweck, als die Heiligung des Gemüths in Jesu zu befördern; alle sind durch ihr hohes Alterthum ehrwürdig geworden. Wenn auch nachher die Anzahl der Lehrer, ihre Namen, ihre Aemter, ihre Gewalt, selbst ihr Rang des Einen über den Andern vermehrt wurden: es mußte doch geschehen, sobald sich die Anzahl der christlichen Gemeinden vergrößerte, um Aufwand, Ordnung und Vollkommenheit jedes Einzelnen in seinem Fach zu befördern. So lange eine Familie von wenigen Personen beisammen lebt, ist kein König derselben nöthig; der Hausvater allein mag wohl Alles leiten, was zu äußerlicher Zucht und Ordnung gehört. Aber wenn mehrere Familien, wenn ganze Völkerschaften in enge Verbindung treten, dann müssen sich mit den Geschäften die Vorsteher vermehren, und den einzelnen Obern müssen, damit sie alle gleichartig handeln und ihren Pflichten genug thun, noch Höhere vorgesetzt werden. Daß man Vorgesetzten, als Vollstreckern des bestehenden Gesetzes, als Aussprechern des allgemeinen Willens, Ehrerbietung beweise, liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge; daß endlich eine Rangordnung in der Kirche unter deren verschiedenen Beamten eingeführt worden ist, wie im weltlichen Leben der Völker zu sein pflegt, war unausbleiblich. Es mag dies irdisch heißen; aber die Kirche selbst ist das Irdische zur Religion, und für das Irdische der menschlichen Natur zunächst, und dadurch erst für deu unsterblichen Geist vorhanden.

Wenn auch in spätern Tagen der christlichen Kirche sehr von der Einfalt der ersten Zeiten abgewichen worden ist: haben die Menschen nicht überhaupt selbst von ihrer ersten Einfalt verloren? Haben sich nicht alle Bedürfnisse vermehrt, alle Künste, Erfindungen und bürgerlichen Verhältnisse vervollkommnet oder neue Richtungen genommen? Mußte die Kirche, die für den Menschen ist, nicht mehr oder weniger die Farbe des Zeitalters empfangen, um auf den Menschen einzuwirken und ihm gleichsam unter allen Umständen verwandter zu bleiben? Es mag wahr sein, daß die Diener des Altars oft in verwilderungsvollen Zeiten ihrer eigenthümlichen Bestimmung und Würde vergaßen; daß sie ihren Leidenschaften fröhnten, ihrer unmäßigen Prachtliebe, ihrem Ehrgeiz, ihrer Herrschsucht Genüge thun wollten, und selbst dazu die Kirche, so wie die Ehrfurcht des Volks mißbrauchten: aber das, was in sich selbst schlecht und verwerflich ist, konnte nicht bestehen; es ging ganz oder zum Theil wieder unter. Alles Unwürdige wird auch ferner nicht bestehen; es wird ferner untergehen, je nachdem die Mehrheit der Menschen reif wird, es einzusehen, um es verachten zu können. Aber was sündige Menschen sündigten, darf der Kirche nicht angerechnet werden. Ihr Zweck bleibt heilig; ihr Mittel schuldlos. War nicht auch die jü=

dische Kirche von ihrer ursprünglichen Einfalt gewichen, und der Tempel Jerusalems vielfach durch dessen Diener entweiht? Dennoch besuchte Jesus mit seinen Jüngern diesen Tempel; er betete darin; er lehrte darin; er feierte die Festtage mit, wie sie das Gesetz Mosis vorgeschrieben; er wollte die einmal eingeführten kirchlichen Ordnungen nicht gestört sehen, noch minder selber stören. Er kannte die große Mehrzahl der Menschen, wie sie nur vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, von äußerer Zucht zu innerer Ordnung, und an der Hand der Kirche zum Religiösen geleitet werden können.

Wenn man auch wohl Christo angehören kann, ohne irgend einer öffentlichen Kirche anzugehören: immer wird Jeder sich dennoch gleichsam eine eigene Kirche bauen, und eben damit die Nothwendigkeit des Kirchlichen bezeugen. Auf diese Art sind in der Christenheit die vielen traurigen Kirchenspaltungen, die Glaubensparteien, die Sekten, ihre gegenseitigen Verfolgungen entstanden, und alle die grausamen Uebel, durch welche ganze Länder und Völker Jahre und Jahrhunderte elend wurden.

Jedem wahren Christen muß daher an Stetigkeit und Achtung seiner Kirche gelegen sein; er muß aus Furcht vor dem Verderben, welches von Glaubenstrennungen und Kirchenparteien unausbleiblich herrührt, jede Sektirerei meiden. Er ist dies dem Staat schuldig; er ist es Gott schuldig, welcher Eintracht und Liebe will. Er muß es nicht sein, welcher des öffentlichen Gottesdienstes spottet — was Tausenden ehrwürdig heißt, darf kein Gegenstand frecher Witzelei werden. Er muß es nicht sein, welcher Priester und Lehrer lächerlich macht, vielleicht um seine vermeinte Aufklärung damit zu beurkunden. Wer irgend einen Menschen verhöhnt, beurkundet ein verderbtes Herz; wer irgend einen Stand im Staat verhöhnt, beurkundet seine Unwissenheit in den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens und seine Hinwegsetzung über öffentliche Ordnung und Gesetze. Mag auch Denkart und Wandel manches Geistlichen keineswegs mit seinen eigenen Lehren übereinstimmen und der Mensch an sich verachtungswürdig sein: aber der Beruf bleibt ehrwürdig, und die Fehler seines Herzens sind nicht ein Verbrechen seines Standes. Der Christ muß es nicht sein, welcher sich seinem gemeinschaftlichen Gottesdienst entzieht, weil er auch durch sein Beispiel verantwortlich ist, und böses Beispiel noch verderblicher ist, als das böse Wort. Aber böse ist das Beispiel für Alle, welche ohne innere Kraft sind, und der äußern Stützen bedürfen, wenn sie dadurch ermuntert werden, den festen Stab von sich zu werfen, an welchem sie aufrecht und löblich durch das Leben gingen.

Doch sollen wir von der andern Seite auch nie den wichtigen Unterschied zwischen Religion und Kirche außer Acht lassen; wir sollen nicht vergessen, daß die Religion Jesu unsere Hauptsache sei. Das Gesetz ist

durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum Christum geworden. (Joh. 1, 17.) Was zur Zeit des Messias und seiner Jünger noch für viele Bekenner des Herrn das Gesetz Mosis war: das ist in mancher Rücksicht für uns die Kirche geworden. Auch sie verordnete Festtage, Opfer, Feierlichkeiten, heilige Handlungen und gottesdienstliche Zeremonien. Aber nicht in diesen besteht die Religion selbst. Es bezeichnen sich auch Mörder mit dem Kreuz; es gehen auch Ehebrecher zum Abendmahl. Es legen auch Diebe ihr Opfer auf den Altar; es werfen auch betrügerische Wucherer ihr Scherflein in den Gotteskasten. Es gehen auch Heuchler zur Predigt und Messe; es beugen auch Ehrgeizige, Habsüchtige und Zänker ihre Knie betend im Tempel. Sind sie, weil sie mit Sorgfalt alle kirchlichen Vorschriften erfüllen, weil sie Gebete auswendig wissen, weil sie auf das Verdienst Jesu oder auf die Fürbitten der Heiligen hoffen, weil sie an Fegfeuer oder Gnadenwahl glauben, weil sie Wallfahrten thun oder auf Kanzeln für sich beten lassen — sind sie darum bei allen ihren Lastern Nachfolger Jesu? Theilnehmer am Reich Gottes? — Wer möchte die entsetzliche Behauptung wagen?

Alles Beobachten kirchlicher Uebungen und heiliger Gebräuche, diese Werkheiligkeit, welche es mit Gebeten, Fasten, Genuß der Sakramente und dergleichen abthun zu können glaubt, ist eitel und fruchtlos zur Seligkeit, wenn es nicht einen göttlichen, menschenfreundlichen, zu allem Guten und Beglückenden hinstrebenden Sinn in uns erweckt. Denn die Liebe Gottes und des Menschen ist die Frucht des Glaubens. Darin wird Jedermann erkennen, sprach Jesus selbst, daß ihr meine Schüler seid, so ihr Liebe unter einander habet. (Joh. 13, 35.) Ihr sollet aber euern Nächsten lieben, wie euch selbst. (Matth. 22, 39.) Nicht die Herr! Herr! zu mir sagen, werden in mein Reich eingehen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. An ihren Früchten soll man sie erkennen. Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist todt. Was hilft es, lieben Brüder, wenn Jemand spricht, er habe den Glauben, und hat doch nicht die Werke? Kann auch der Glaube allein ihn selig machen? (Jak. 2, 14 — 17.)

Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib schmachten, und hätte der Liebe nicht: so wäre mir es nichts nütze. (1. Kor. 13, 1 — 3.) Dahin sei unser Trachten! Amen.

45.

Die Geburt Jesu.

Eine Weihnachts-Betrachtung.

Luk. 2, 1 — 14.

Gott hat's erfüllt! Gott hat's erfüllt!
Der Sohn, sein Glanz und Ebenbild,
Der Menschen hochgelobter Freund,
Sein eingeborner Sohn erscheint!
Lobsinget Gott!

Sein hoher Rathschluß ist vollbracht!
Wie groß ist seiner Gnade Macht,
Die unser Jubel preisen soll!
Wie hoch ist sie, wie wundervoll!
Lobsinget Gott!

In heiterer Stille will ich das Fest der Geburt Jesu, meines göttlichen Lehrers, meines Seligmachers, feiern, wie die Dankbarkeit den Festtag ihres Wohlthäters, wie das Kind den Geburtstag eines theuern Vaters begeht.

Denn dem Christen ist der Name dessen heilig, auf welchen er getauft worden; die Geburtsstunde Jesu war die Geburtsstunde unsers bessern Daseins, sie war die Freudenstunde der ganzen Geisterwelt; sie ist es noch. Ja, auch heute noch dürfen edle Seelen, mit himmlischen Heerschaaren verbunden, in das große Halleluja einstimmen, und singen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!

Wer das Geburtsfest Jesu frohen Herzens feiert, der feiert sein eigenes Glück. Er weiß es: von jenem Tage an, da Christus auf Erden unter den Sterblichen erschien, zählt die Menschheit die Tage ihres Heils, ihrer sittlichen Veredlung, ihrer Annäherung zu Gott. Ohne diesen Tag würden wir noch in den finstern Träumen des Heidenthums umherirren, vielleicht vor den Gestirnen des Himmels knien, und das Geschöpf anbeten, statt des ewigen Schöpfers.

Dieser Tag ist das Fest der Dankbarkeit für die größte aller göttlichen Wohlthaten. Gott hatte die Welt mit allem irdischen Segen beglückt; nun war sie reif, auch himmlischer Gaben theilhaftig zu werden. Gott, welcher seine Majestät in Millionen Wundern der Natur kund gethan, wollte sich den Geistern heller offenbaren. Darum ward Christus geboren, und eine neue, geistige Schöpfung begann mit ihm. Er kam als der Gesandte Gottes zum Menschengeschlecht, und brachte das ewige Licht in die irdische Dunkelheit. Er kam als Lehrer,

einzig, untrüglich. Durch ihn und aus ihm sprach Gott zu den Sterblichen (Hebr. 1, 1. 2.) Ich habe nicht von mir selber geredet, sprach er, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben, was ich thun und reden soll. (Ev. Joh. 12, 49.) — Er kam als der König der Geisterwelt, zur Ausrottung der Sünde, des Aberglaubens und des Irrthums, welche bisher geherrscht hatten. — Er kam als Hoherpriester einer neuen, einer ewigen Kirche, der er sich selbst zum größten Opfer für unser Heil darbrachte, zum Lösegeld für Viele.

Das Geburtsfest Jesu ist das Fest, an welchem der Christ die wundervollen Anordnungen der göttlichen Vorsehung am lebhaftesten erkennen und bewundern muß. Denn unter allen Zeiten der Weltgeschichte war keine so gelegen zur Ausführung des großen Zweckes Jesu für die Menschheit, als die Zeit, in welcher Jesus geboren ward.

Damals lebte das jüdische Volk unter dem Drucke fremder Völker. Es sehnte sich nach Rettung und Befreiung. Allgemeiner und sehnsuchtvoller, als jemals, erwarteten die Nachkommen Israels die Erscheinung eines Messias, welchen längst die Propheten des alten Bundes geweissagt hatten. Ihre Gemüther waren vorbereitet, etwas Außerordentliches zu empfangen. Freilich war in ihren Hoffnungen der Messias nur ein Befreier, ein Erlöser von fremder Herrschaft; sie erwarteten nur den Stifter eines neuen weltlichen Judenstaates, der fortdauernden Wohlstand und Ruhm über ihre Nation verbreiten sollte. Sie ahneten nicht, daß der ihnen verheißene Gottessohn einst sprechen würde: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! — Aber wurden sie gleich in ihren irdischen Erwartungen getäuscht, stiftete gleich Jesus statt eines nichtigen Erdenreichs ein ewiges Gottesreich: der Gewinn der Welt war nur um so unendlicher.

Denn auch die jüdische Religion war nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit vorhanden. Die frömmern, die edlern Menschen unter ihnen selbst sehnten sich nach einem neuen Licht, wie der gottesfürchtige Greis Simeon zu Jerusalem, der mit Entzücken rief, als das Jesuskind in den Tempel gebracht ward: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden! (Luk. 2, 29 — 32.)

In der jüdischen Religion herrschte mannigfaltige Zwietracht, das Unwesen feindseliger Sekten und Parteien, so daß das Volk darüber irre werden mußte, was es glauben sollte.

Da waren unter ihnen Essäer, welche sich einbildeten, um Gott recht wohlgefällig zu sein, müsse man allen Freuden der Welt entsagen, ein enthaltsames, strenges, trauriges Leben führen, nur beten, nur singen, sich kasteien, und abgesondert von den übrigen Menschen in einsamen

Zellen und Wildnissen wohnen. Da waren Sadduzäer, welche gegen die Schwärmerei und Frömmelei der Essäer eiferten, und die Religion mit spitzfindigen Grübeleien verwechselten, die Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode und die Vergeltung des Bösen und Guten in jenem Leben hinwegläugneten. Da waren Pharisäer, heuchlerische Beobachter der strengen äußerlichen Vorschriften und Zeremonien des mosaischen Gesetzes; Menschen, welche sich allen Wollüsten ergeben, Laster und Sünden üben konnten, sich wenig um einen tugendhaften Wandel, um ein edles Herz bekümmerten, aber nichts versäumten, was die Kirche von ihnen äußerlich forderte. Mit dem Herplappern langer, auswendig gelernter Gebete, mit dem fleißigen Besuchen des Gottesdienstes, mit Almosengeben an die Armen, glaubten sie schon genug gethan zu haben, um Gottes Wohlgefallen zu verdienen.

So waren noch andere Glaubensparteien unter den Juden, welche sich gegenseitig verfolgten und tadelten. Darum sehnten sich die Bessern nach göttlicher Aufklärung; — — und in diesem Zeitpunkt ward Jesus Christus, das Licht der Welt, geboren.

Aber auch die heidnischen Religionen waren um diese Zeit im tiefsten Verfall. Große, edle tugendhafte und weise Männer waren schon unter ihnen durch Gottes Veranstaltung aufgestanden, welche mit ihren Lehren den Götzendienst zerstörten. Auch sie lehrten schon, daß nur ein einziger, höchster, unsichtbarer Gott sei. Auch sie lehrten, daß man diesem Gott nicht mit Opfern und Gaben angenehm sein könne, sondern nur mit einem reinen Herzen, mit einem menschenfreundlichen Gemüth, mit einem Wandel ohne Tadel. Wie unter den Juden die Propheten, so hatten unter den Heiden diese edeln Weisen angefangen, die Gemüther ihrer Religionsgenossen auf die Erscheinung einer Lehre Jesu vorzubereiten, auf die Erscheinung einer Lehre, welche sie vormals nur dunkel ahneten, aber in so göttlicher Klarheit, in so gewaltiger Macht nicht erwartet hatten. Wie unter den Juden, waren auch unter den Heiden zahlreiche, unter sich ganz verschiedene Sekten und Religionsmeinungen. Die Einen hingen schwärmerischen Betrachtungen an, die Andern predigten den Genuß aller Wollüste. Hier opferten die Einen vor den steinernen Bildsäulen ihrer selbstgemachten Abgötter; dort verlachten Andere allen Gottesdienst, glaubten, die Welt sei ohne Schöpfer, ein Werk des blinden Zufalls, und das Leben der Seele mit dem Leben des Leibes geendet.

So war auch in den heidnischen Religionen die höchste Zwietracht und Ungewißheit. Man verspottete die selbstgeschaffenen Gottheiten, irrte aber in bangen Zweifeln, sehnte sich nach Licht, baute Altäre selbst dem unbekannten Gott, fragte begierig nach jeder neuen Lehre (Ap. Gesch. 17, 20.), und wünschte Beruhigung, — — und siehe, in die=

sem Zeitpunkt erschien Jesus Christus, der Heiden Heiland, der Welt Beruhiger, und offenbarte den unbekannten Gott! —

Was endlich den Zweck der Ankunft Christi in der Welt noch mehr begünstigen mußte, war, daß damals alle bekannten Völker des Erdbodens nicht getrennt unter verschiedenen Herren und Gesetzen lebten, sondern sämmtlich zu Unterthanen eines einzigen Reichs verbunden waren. Alle bekannten Völker, so auch die Juden, gehorchten dem römischen Kaiser, der seine Gebote ausschrieb nach allen Weltgegenden. (Luk. 2, 1.) So mußten alle Nationen des Erdballs zu dieser Zeit vereinigt sein; sie mußten gemeinschaftlichen Verkehr haben; es mußte die Mittheilung von einem Ende der Welt zum andern leichter werden; es war der irdischen Welt nur ein Hirt gegeben, damit aus den verschiedensten Völkern um so leichter eine einzige Heerde Jesu werden könne.

Dies waren die Veranstaltungen der Vorsehung, die großen Vorbereitungen zu der Erscheinung Jesu — und in diesem Zeitpunkt, dem merkwürdigsten in der ganzen Geschichte des Erdbodens, erschien Jesus Christus, Messias, Heiland der Völker. — Er ward geboren. Engel sangen um seine Hütte; Könige knieten vor seiner Wiege. Der Morgen eines bessern Tages graute; der Frühling der geistigen Welt begann und die Erlösung von den Banden der Nacht!

Wie außerordentliche Umstände und Ereignisse mußten sich also auf dem ganzen Erdball, unter allen Nationen, unter allen Religionen, um die Geburtsstunde Jesu vereinigen! — Gottes Finger herrschte!

Voll banger Unruhe und Sehnsucht war die ganze Welt; getrennte Völker waren eins worden, die ältesten Religionen in sich zerrissen; der Mund der Weissagung hatte die Erscheinung des Göttlichen verkündet; die große Zeit der Erfüllung war nun vorhanden — und Jesus ward geboren.

Er ward geboren, in einer elenden Hütte; eine armselige Krippe war sein erstes Bett! — Er ward geboren; der größte Theil der Welt wußte nichts von dem, was geschehen war. — Sie harrten noch Alle, Gott hatte es schon gethan! — Sie schlummerten in der heiligen Nacht, unkundig des größten aller Weltereignisse — aber Gottes Vaterliebe wachte! — Er ward geboren, der König des Gottesreichs, den jetzt nach Jahrtausenden alle gebildeten Nationen des Erdballs in Demuth verehren, vor dem die Fürsten der Welttheile anbetend im Staube liegen, dessen heiliger Name durch alle Länder, über alle Meere ertönt, und eine Krippe war sein erstes Bett! — So wollte Gott seine Größe offenbaren, daß er aus dem, was dem Sterblichen das Niedrigste zu sein scheint, das Allerhöchste hervorrufen kann. So schuf der Schöpfer einst aus dem Nichts seine grenzenlose, herrliche Welt. So kündete Gott schon in Jesu Geburtsstunde an, daß Jesu Reich, erhabener als

alles Irdische, ein geistiges Reich sein solle, unabhängig vom Tand der Erde.

Darum soll mir das Geburtsfest meines Seligmachers immerdar einer der heiligsten Tage meines Lebens sein, an welchem ich die Vorsehung Gottes bewundern und seine unendliche Wohlthat mit freudiger Dankbarkeit verehren will.

Nicht ohne Bedeutung ist selbst der Tag für mich, an welchem die Christenheit dies hohe Fest begeht — er fällt in das Ende eines verflossenen Jahres! — der fröhlichste der Christenfesttage am Ende eines Jahres! So wird auch am Ende meines Lebens erst das schönste meiner Feste erscheinen, meine Geburt für ein besseres Leben!

Die Feier der Geburt Jesu am Ende eines Jahres, das nun mit allen meinen Thaten, meinen Freuden, meinen Thränen ins Meer der Ewigkeit untergesunken ist, mahnt mich mit stillem Ernst daran, ob ich denn auch Ursache habe, mich der Geburt Jesu zu freuen? War denn der Weltbeglücker auch für mich geboren, oder lebte ich bisher, als wäre er nie geboren? Habe ich den Zweck erfüllt, deswegen er in die Welt kam, daß ich zur Wiederkehr seines Geburtsfestes jauchzen kann?

Ich will an diesem Tage die Menschwerdung Jesu mit der Betrachtung meines Lebenswandels im verflossenen Jahre feierlicher machen. Vielleicht ist es das letztemal, daß ich auf Erden diesen heiligen Tag sehe. Vielleicht wehen schon Winterstürme im künftigen Jahre am Weihnachtsfeste um meinen Grabhügel. Denn ach, wie mancher meiner Bekannten und Freunde sank, ehe er den Schluß dieses Jahres sah, in die kalten Todesarme! Ich lebe noch! ich darf noch das Wonnefest der Christen auf Erden feiern.

Und wie ist es mit mir im Laufe des nun zur Neige gehenden Jahres geworden? Bin ich ein würdigerer Schüler meines Herrn, bin ich ein edlerer, vollendeterer Mensch geworden, als ich vorher war? —

Du bist es, wenn du heute endlich sagen kannst: Ich kenne Niemanden in der Welt, den ich hasse; ich lebe in Frieden und Freundschaft mit Jedermann; ich habe mich auch mit dem letzten meiner Widersacher versöhnt. — Ich habe mir Mühe gegeben, die mir aus frühern Jahren anklebenden Fehler und lasterhaften Neigungen abzulegen, und es ist mir gelungen, mich zu bessern. — Ich fühle die Ruhe eines guten Gewissens, und habe nun endlich das Bewußtsein, meine Tage in wohlthätigem Streben zum Besten der Meinigen und meiner Bekannten hinzubringen. — Ich habe im vergangenen Jahre Acht gehabt auf meine Worte und meine Thaten; ich habe mich der Unglücklichen erbarmt, und manches Leiden vermindert, manche Thräne getrocknet. Ich habe sorgfältig Gelegenheit aufgesucht, wo ich Bekannten und Unbekannten, Freunden und Feinden Gutes thun konnte öffentlich und im Geheimen.

Ich war meinen Vorgesetzten in allen Stücken gehorsam; ich fühle es, ich habe viel dazu beigetragen, das häusliche Glück unter den Meinigen zu vermehren; ich habe niemals gegen Andere, nicht einmal gegen Untergebene, Stolz und Hochmuth geäußert; ich habe niemals in diesem Jahre Verleumdern geholfen, Sagen und Gerüchte zu verbreiten, die meinem Nächsten nachtheilig werden konnten. Ich war arbeitsam, thätig, dienstfertig, zufrieden mit meiner Lage und mit Gottes Gaben. Kein Neid hat mich über das Glück oder über den Wohlstand und das Ansehen Anderer gequält. Fromm öffentlich und fromm im Stillen, war ich das Beispiel jeder Pflicht.

Kannst du dies von dir? — —

Nein, Vater, sie sind nicht zu zählen,
Die Sünden dieses Jahres, nein!
Wie kann ich's Dir und mir verhehlen?
Ich bin nicht werth, mehr hier zu sein!
Zu oft ließ ich mein Herz erkalten,
Zu oft verletzt' ich meine Pflicht.
Ich darf vor Dir nicht Rechnung halten:
Ich zitt're! — Geh' nicht ins Gericht!

Nein, Vater, sie sind nicht zu zählen,
Die Gnaden dieses Jahres, nein!
Wie kann ich's Dir und mir verhehlen?
Ich bin nicht werth, mehr hier zu sein!
Wo fang' ich an? Gott, welche Menge,
Vom ersten bis zum letzten Tag!
Ich weiß, daß, wenn ich Jahre sänge,
Ich Dir zu danken nicht vermag.

Verzeih' dem Undank, schenk' Erbarmen;
Gedenke meiner Sünden nicht!
Entzieh', o Vater, nicht mir Armen,
Der Gnade sucht, Dein Angesicht.
Wie freudig will ich dann mein Leben
Von nun an Deinem Dienste weih'n;
Wie eifrig will ich mich bestreben,
Durch Deinen Geist ein Christ zu sein!

Ja, es sei vor Dir, Vater, beschlossen und gelobt: das Fest der Geburt meines Jesu werde das Fest meiner eigenen Wiedergeburt! — Ein verlornes Jahr liegt hinter mir, aber das kommende Jahr soll Zeuge sein von der Aenderung meines Herzens, von der Besserung meines Sinnes. Und dieser Zeuge wird nicht verloren gehen!

Doppelt freudig sei mir die künftige Geburtsfeier Christi; mit dem Tage seiner Menschwerdung fing auch ich an, ein Mensch zu werden, wie er nach Gottes Willen und Jesu Lehre sein soll: in Leiden muthig und vertrauensvoll; in frohen Stunden besonnen und ohne Uebermuth, in Pflichten und Berufsgeschäften eifrig, thätig, treu; in der Freund-

schaft standhaft, verschwiegen; im Handel und Wandel ehrlich, ohne Trug; im Versprechen, wie im Eide unabänderlich; gegen Feinde ruhig, versöhnlich, vorsichtig, ohne Falsch; für das gemeine Beste gern den eigenen Vortheil aufopfernd; gegen Fehlerhafte schonend, nachsichtig; gegen eigene Fehler unerbittlich und streng; bei fremdem Glück und Gut ohne Neid, ohne Haß, ohne Begierde; gegen Unschuldige gerecht; im Urtheil über Andere behutsam, schonend, liebreich; im Urtheil über mich nie durch Eigenliebe bestochen, ohne Eitelkeit; für Wollust und Verführung unantastbar, ohne Wanken; für alles Gute und Wahre empfänglich — überall, wie Jesus, ein vollendeter Menschenfreund, und so weit ich wirken kann, nur Liebe, nur Freuden, nur Eintracht verbreitend, wie Jesus!

Scheidendes Jahr! o so klage meine Seele nicht an vor dem Richter der Welt; und du, welches kommt, ich beginne dich mit neuem Sinn, wie ein neues Leben, damit du nicht zeugest wider mich! — Die Feier der Geburtsstunde Jesu werde die Geburtsstunde meines Heils; ich will nun werden wie er war, unschuldvoll, demüthig und voll reiner Güte.

Jesus, auch für mich wurdest Du geboren!

Sollte ich allein nicht einstimmen dürfen in das Halleluja der Engel, in das Jauchzen der Christenheit? Ja, auch für mich wurdest Du geboren, und ich, o Göttlicher, ich ward für Dich geboren; für Dich mein Athem, für Dich mein Leben, für Dich mein Denken und mein Thun!

Du bist für mich geboren; auch zur Erlösung, zur Heiligung, zur Verklärung meiner Seele! Längst verschwandest Du wieder, Vollendeter, von diesem Erdball; aber Du wandeltest, Du lebtest, Du duldetest hienieden auch für mich! — Dein Wort durchdringt noch immer den Zeitraum von Jahrtausenden und spricht zu mir! Deine Lehren erleuchten noch immer meine Seele! Dein Geist zieht mich empor zu Dir, zu Gott!

Ach, warum verschlang irdisches Kinderspiel mein bisheriges Leben so ganz! Warum haschte ich nur nach Gold, nach Ruhm, nach Ansehen, nach Allem, wonach Jesus nie verlangte? Warum lebte ich bloß für die Mittel, und vergaß darüber das Ziel? Warum schwelgte ich in dem Traum einer Minute, und vergaß der Ewigkeit?

Sinke unter, o scheidendes Jahr, und sinket unter mit ihm, meine Fehler, meine Sünden, meine thörichten Neigungen und Wünsche! Sinket unter, ihr Thränen selbstverschuldeter Leiden, ihr Seufzer der Unzufriedenheit! Jesus ist auch mir geboren, ich will in ihm ein neuer Mensch werden. Ich will keinen Schmuck, als seine stillen Tugenden; ich will keine höhere Weisheit, als seine Lehren; ich will keinen Trost, als meinen Glauben an ihn; ich will keinen Lohn, als die Palmen des ewigen Lebens, die er mir verheißen.

Herr, höre mich! Herr stärke mich durch Deinen Geist! Herr, vollende in mir! Amen.

46.

Die Pflichten älterer Geschwister gegen jüngere.

Eine Weinachtsbetrachtung.

Matth. 2, 11.

Wie liebst, o Sohn der Liebe, Du,
  Mein Jesus, Wort der Gnade!
Du eiltest den Verlornen zu,
  Und gingest Menschenpfade.
Ja, Du — durch den die Himmel sind,
Du, Hocherhabner, wardst ein Kind,
  Wardst der Verlornen Bruder!

Zur Kindschaft Gottes uns zu weih'n,
  Erschienest Du auf Erden;
Wir sollen wie die Kinder sein,
  Um Deiner werth zu werden.
So sei der Kinder Unschuld hier
Und ihre Freude heilig mir,
  Das Beispiel meinem Herzen!

Es nahet sich ein heiliger Tag! der Tag der Geburtsfeier des Menschenerlösers, des Welterleuchters, das Fest der Erscheinung Jesu Christi unter den Sterblichen.

Ich weiß es wohl, Vielen ist dieser Tag sehr gleichgültig; sie wissen nicht, warum er ihrem Herzen werther sein soll, als jeder andere. Sie finden darin höchstens eine kalte christliche Kirchenzeremonie.

Dem Irdischen ist Alles irdisch, dem Geistigen Alles geistig. Warum sollte ich mein Urtheil nach dem Urtheil derer richten, die hienieden nur für hienieden leben; die weder Herz noch Sinn genug haben, für alles wahrhaft Große zu fühlen und zu denken; denen der Gewinn einiger Goldstücke, der Genuß an einer schwelgerischen Tafel überaus wichtiger ist, als Alles, was in der erhabenen Vorwelt Erhabenes für die menschliche Glückseligkeit geschah; oder die in der Erscheinung und Geburt Jesu Christi nichts als das Gewöhnliche sehen, nicht aber den Sonnenaufgang in der finstern Geisterwelt; nicht den Anfang der großen, allgemeinen Weihe zur Vollendung und Ewigkeit; nicht der Gottheit großes Werk zur Umwandlung der Menschheit.

Feiert immerhin die Geburtsfeste euerer Fürsten und Könige mit irdischer Pracht und Herrlichkeit; laßt den Donner des Geschützes durch

die Lüfte hallen; verschwendet reiche Summen bei üppigen Gastmählern — das Irdische mag irdisch gefeiert werden! Ich tadle diese Feierlichkeiten nicht, besonders wenn sie von der Aufrichtigkeit des Herzens begangen werden; wenn sie der Ausdruck der Liebe für das Heil eines guten Fürsten sind. Es ehre öffentlich und unaufgefordert der treue Unterthan seinen König, seinen Fürsten, als Vater, als den Beschützer des Volks.

Ein Festtag sei uns die Geburtsfeier unserer Aeltern, unserer Brüder und Schwestern, unserer Kinder, unserer theuersten Freunde und Freundinnen! Wir legen durch die Freude, die wir ihnen bezeugen, unsere Liebe für sie an den Tag, und erwecken durch die ungeheuchelten Empfindungen unserer Dankbarkeit eine verstärktere Gegenliebe für uns. Wir ziehen die heiligen Bande der Freundschaft bei solchen Gelegenheiten enger um Herz und Herz, und bringen oft manche jener schönen, unvergeßlichen Augenblicke dadurch in unser Leben hinein, deren Schimmer eine reizende Verklärung über das Ganze verbreitet.

Aber die Feier der Geburt Jesu ist ein Fest der Geisterwelt, — das Freudenfest der durch göttliche Offenbarung beglückten Seelen; ein Fest der Erde und des Himmels. Es ist der Tag, an welchem frohlockend die bessere Menschheit jauchzt: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! (Luk. 2, 14.)

Von diesem Tage ab stammt die große Umwälzung aller Völker auf Erden, die allgemeine Verwandlung der Gemüther, der Sturz des weltbeherrschenden Roms, die Aufklärung unsers Welttheils, der menschlichere Sinn der Nationen, die Vernichtung der Abgötterei, das Gebet aller erleuchteten Sterblichen zu einem Gott, zu einem Vater, zu dem allerhöchsten Wesen im unendlichen Weltall.

Wo ist ein Tag in der ganzen Geschichte des Erdkreises merkwürdiger und wichtiger als dieser? Wo ein Tag in der ganzen Reihe von sechszig Jahrhunderten, seit welchen sich und seine Schicksale das Menschengeschlecht kennt, der auf Wohl und Seligkeit so vieler Nationen, so zahlloser Millionen Sterblichen, gleich großen, oder auch nur entfernt ähnlichen Einfluß gehabt hätte?

Und ich — ich, der ich das Heil, welches mir durch diesen Tag geworden, so lebhaft fühle, ich sollte ihn nicht mit hoher Freudigkeit des Herzens, mit inniger Dankbarkeit gegen den erhabenen Schöpfer meiner Tage begehen? Ich sollte die Geburtsfeste anderer, wenig bekannter Sterblichen feiern, und dessen vergessen, der mein treuester Freund, mein größter Erleuchter, mein wahrer Seligmacher ward? — Wie? ich, der ich oft mit Rührung die Namen und Thaten großer Helden und Weisen des Alterthums vernehme, ich sollte den über alle Helden und Weisen Erhabenen vergessen, oder seiner ohne Bewegung des Gemüths an dem Tage gedenken, da die ganze dankbare Christenheit das Erinne=

rungsfest seiner Geburt begeht? Nein, heiliger Tag, sei mir willkommen! Sei mir jederzeit einer der feierlichsten und schönsten meines Lebens. Du bist ja auch das Geburtsfest meiner eigenen künftigen Vollendung! Mit zart empfundener Dankbarkeit will ich dich begehen; denn als Jesus Christus geboren ward, war auch ich schon in den großen göttlichen Plan der Erlösung und Beseligung durch Christum einbegriffen.

Und wie die ewige Gottheit durch diesen Tag einst die Welt beglückte, so will auch ich sein Fest damit feiern, daß ich an ihm so viele frohe Menschen mache, als ich kann. Weiß ich, wo eine arme Familie schmachtet und leidet, ich will denken: an diesem Tage, vor mehr denn achtzehnhundert Jahren, ward Jesus geboren — an diesem Tage soll auch nach Jahrtausenden kein Unglücklicher weinen. Ich werde hineilen in die Hütte der Armuth, in die Kammer der Noth, oder will hinsenden von meinem Ueberfluß, und die Sorgen der Leidenden stillen, Thränen trocknen. Denn heute ward uns der Weltheiland geboren. Habe ich einen Feind, zürnte ich auf ihn, vielleicht mit Recht — von diesem Tage an will ich frei von Haß werden; ich will verzeihen. Und fürchtet sich mein Feind noch vor mir: an diesem Tage soll er von mir hören, daß er sich nicht mehr vor mir zu fürchten habe; daß ich ihm verzeihe; daß ich, wenn gleich mit Achtung für meine eigenen Rechte, von nun an die Welt lieben will, wie Jesus sie geliebt hat. Wie Jesus an diesem Tage geboren ward, will auch ich gleichsam in ihm, das heißt, in seinem weltliebenden Geiste, neu geboren werden. Wie er an diesem Tage das Irdische und Menschliche annahm, will ich im Gegentheil das Himmlische, das Göttliche annehmen. Denn er trat unter die Menschen, damit ich zur Gottheit trete.

Als die Weisen des Morgenlandes die Geburt des längst Verheißenen vernahmen, folgten sie dem glänzenden Gestirn, das ihnen den Weg zur bethlehemitischen Hütte zeigte; beugten ihre Knie vor dem Könige der Geisterwelt; beteten ihn an; thaten dann ihre Schätze auf und beschenkten das Kind mit Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Es ist der Christenheit eine schöne Uebung geblieben, daß theils der Tag des Geburtsfestes Jesu, theils das darauf folgende Fest des neuen Jahres, ein allgemeines Freudenfest der Kindheit geworden. Aeltern, Verwandte und Freunde beschenken um diese Zeit die liebenswürdigen Unmündigen mit mancherlei kleinen Gaben, die der genügsamen Unschuld hohe Freude gewähren.

So wird selbst der zarten Jugend schon eine Zeit feierlich, reizend und beseligend, ehe sie den Sinn der Feste in ihrem ganzen Umfange begreifen kann. Die frohen Erinnerungen aus diesen Tagen leuchten erquickend nochmals über ihren ganzen Lebenslauf hin. Der Greis ge-

denkt seiner kindlichen Weihnachts- und Neujahrsfreuden noch mit regem Entzücken; es erlebt die Jungfrau, die Gattin, der Mann keinen Geburtstag Christi, kein Neujahr, ohne unwillkürlich eine gewisse angenehme Zuneigung für diese merkwürdige Zeit, oder eine stille Freude in sich zu verspüren, die aus nichts als Erinnerungen der Anmuth früherer Zeiten stammt.

Darum erscheint mir diese Uebung eine der ehrwürdigsten und schönsten. Wir stimmen das Herz der Jugend für die ganze Lebenszeit auf diese Tage zur Empfänglichkeit für Freude. Mit den nachmaligen Erinnerungen an die Kindheit des Erlösers vermischen sich die Erinnerungen an unsere eigene Kindheit und an die Wonne, die sie uns oft gab. In dem Morgentraum unsers Erdenlebens empfing schon die sogenannte heilige Christzeit die Weihe zu einem der vorzüglichsten Freudentage im Leben.

Mit Lust verweile ich bei dem Gedanken an diesen uralten und liebenswürdigen Gebrauch. Er mahnt an die Geschenke, welche ehrfurchtvoll dem Kinde Jesus die morgenländischen Weisen zu Füßen legten. Ach, die Freude der unschuldigen Kleinen, wenn sie beschenkt werden, ist selbst nicht so groß, als die Freude derjenigen, welche ihnen die Gaben zubereiten, und sie damit überraschen. Da fühlt es jedes noch unverdorbene Herz rein und hell: daß doch das Geben seliger sei, als das Nehmen! Da offenbart sich die tiefe Vaterzärtlichkeit, da die unbeschreibliche Mutterliebe am rührendsten.

Ja, lasset uns der Christen uralter Sitte treu bleiben, und das Fest des Herrn zum ersten Freudentage der frommen Unschuld machen, zum Fest der Kinderliebe, zum Fest der Vater- und Mutterzärtlichkeit!

Verschönert mit harmlosen Freuden die Tage der Kindheit! Ach, diese Tage, wie schnell sind sie doch verflogen; wie dunkel bleibt ihr Schatten hinter uns liegen, wenn ihn nicht einzelne Freudenlichter hin und wieder erhellen!

Kinder und Greise verdienen vor allen Andern die zärtlichste Sorgfalt und Schonung derer, die noch in der vollen Kraft ihres Alters sind. Denn hilflos, wie der Greis, ist auch das Kind; beide sind abhängig von Andern, schwächer und hinfälliger.

Verschönert mit harmlosen Freuden die Tage des Kindes, wie man sie euch verschönert hat. Wer weiß, wie lange ihr ihm Freuden geben könnet? Vielleicht ist dies das letztemal, da ihr es vermöget.

Verschönert die Tage des Kindes mit harmlosen Freuden — wer weiß es denn, ob dieses Kind, welches heute noch in blühender Gesundheit zu euch emporlächelt, noch lange blühen wird? Ein kalter Hauch, ein leiser Unfall, eine unscheinbare Krankheit vernichtet die zarte Blüthe, und sie welkt dahin. Morgen sehet ihr sie im Sarge. Würdet ihr es nicht be-

jammern, die kurzen Tage des früh entschwundenen Engels nicht so anmuthvoll gemacht zu haben, als ihr doch gekonnt hättet?

Muß denn ein gefühlvolles menschliches Wesen zur Liebe unschuldiger Kinder ermuntert werden? Wie überflüssig scheint dies jeder edeln Seele zu sein! Wehe, daß die Erfahrung in so vielen Häusern widerspricht, wo ein Stiefkind gemißhandelt wird, weil es so unglücklich war, seinen Vater oder seine Mutter früh verloren zu haben; oder wo irgend ein Schoos- oder Lieblingskind den übrigen Geschwistern auf eine schneidende Art vorgezogen wird.

Ein verwahrlosetes, ein zurückgesetztes Kind ist in der Welt ein halb verstoßenes, und eins der beklagenswürdigsten Wesen, weil es eins der hilflosesten ist. Eure Härte und Strenge gegen dieses ist so grausam, so sündlich, als eure Vorliebe für den erwählten Liebling. Ihr vernichtet den Keim der Tugend im Herzen vielleicht beider, und für beide seid ihr dem richtenden Gott Rechenschaft schuldig, der sie euch anvertraute.

Der lauteste Beweis von Verstandesschwäche und Herzensverderbtheit ist es bei Erwachsenen, wenn sie einem jüngern Bruder, einer jüngern Schwester den Vorzug vor andern geben, oder es doch spüren lassen, daß sie parteiisch empfinden. O vergesset nicht, daß Kinder einen scharfen Blick haben, und leicht erkennen, was in euch vorgeht. Denn ihr Blick ist noch durch keine andern Geschäfte und Sorgen zerstreut. Wehe, und wenn ein Kind gewahr wird, daß ihr es weniger liebet, als andere, weniger, ohne ihm bekannte Ursache und Schuld — dann habt ihr es elend gemacht für seine Jugendzeit. Denn wen soll es denn haben, wenn es seine Aeltern schon verloren, und euch ältere Geschwister nicht noch hätte? An wen soll es sich denn mit ganzer Innigkeit festschließen, wenn euer Herz es zurückdrängt? Es hat vielleicht Niemanden unterm Himmel, als euch, und ihr wollet nicht ganz ihm gehören! — Eure Unklugheit ist es, die in ein noch unverdorbenes Herz den giftigen Samen mannigfaltigen Verderbens, den Samen des Argwohns, des Neides, der Lüge, des Betruges aussäet. Und dieser Same wird reifen, aber wehe, einst vielleicht euerm grauen Haar zum Fluch, oder den Tagen euers hilflosen Alters zur Beschämung!

Verschönert mit harmlosen Freuden die Tage der Kindheit! — Machet, wenn ihr keine Welt beglücken könnet, wenigstens die ganze Seligkeit eines Kindes, daß es noch mit dankbarer Rührung euern Namen nenne, wenn ihr längst von allen andern Menschen vergessen seid. Wer weiß, welche Leiden und Mühseligkeiten auf dieses junge Geschöpf in den Stunden der dunkeln Zukunft warten? Vielleicht steht ihm eine lange Reihe von Uebeln aller Art bevor. O, so machet ihm wenigstens seine Kinderwelt hell und heiter, daß es nicht ganz elend sei und noch in den künftigen trübesten Augenblicken Freuden ziehe aus dem verlornen Paradiese seiner Jugend.

Wurdet ihr vielleicht selbst in eurer Kindheit mit unmenschlicher Härte und Ungefälligkeit von den Eurigen behandelt: o so ahmet dem Beispiele derer nicht nach, die für euch immerdar ein verhaßtes Andenken sind; so erinnert euch der bittern Thränen und des Schmerzes, der damals in eurer Seele brannte, als man euch mißhandelte, als man euch vernachlässigte und zurücksetzte. Wollet ihr, könnet ihr nun an Unschuldigen die Grausamkeit üben, die ihr sonst an euern Erziehern tadeltet?

Verschönert die Tage der Kindheit mit harmlosen Freuden! Aber mit *harmlosen* Freuden! das heißt, mit solchen, die für Herz und Leben keine schädlichen Folgen bringen, die keine Reue erzeugen, keine Wunden nachlassen.

Die Verzärtelung der Kinder mit ewigen Liebkosungen, ungemessene Nachsicht mit allen ihren Fehlern, Selbstverblendung über ihre Untugenden, ist eben so große Grausamkeit gegen sie, als wenn man sie verwahrlosen und immerdar mißhandeln würde. Früh lerne das Kind seine Pflichten kennen und üben! Nur ein frommes, unschuldvolles Kind kann liebenswürdig sein; nur Unschuld kann alle Freuden der Unschuld empfinden; nur mit Vollziehung der Pflichten, die wir uns und Andern schuldig sind, paart sich der reinste Genuß von Freuden. Wer irgend eine böse Neigung im Herzen des Kindes nachsichtvoll begünstigt, bläset einen höllischen Funken zur verzehrenden Flamme auf.

Lächle nicht zu den Lügen eines Kindes, und bewundere nicht seinen erfinderischen Geist — du bildest einen herzlosen Betrüger, der dich einst um die Ruhe deines Gemüths betrügt. — Finde es nicht liebenswürdig, wenn es mit Uebermuth die Ehrfurcht verläugnet, die es Erwachsenen schuldig ist, oder wenn es über das Hausgesinde einen gebieterischen Ton annimmt, oder sich mit der Angst gequälter Thiere erfreut — es wird auch dir einst Ehrfurcht versagen, von dir Gehorsam fordern und deiner Angst und Pein mit unempfindlichem Herzen spotten.

Wir können tausend Blumen auf den Weg der Kindheit streuen, ohne nöthig zu haben, zu unerlaubten und gefährlichen Mitteln zu flüchten. Wie leicht ist ein Kind vergnügt mit Wenigem! Aber das Ungemach des Lebens soll und muß es darum nicht vermeiden. Es soll und muß früh die Bitterkeit jeder Untugend schmecken, die es lieben zu wollen versucht wird. Es soll und muß die scharfen Dornen fühlen, die unter verbotenen Rosen lauern. Dieser Schmerz, der bald geheilt ist, gibt die Freuden der Lebensweisheit für künftige Zeiten.

Verschönert die Tage der Kindheit mit harmlosen Freuden, und lehret den geliebten Zögling früh auch nur solche Freuden lieben, die niemals Harm bringen. Darum ist es erwachsener Geschwister Pflicht, besonders wenn sie schon Aelternstellen bei den jüngern zu vertreten haben, diese früh unabhängig von gemeinen Lebensbequemlichkeiten zu machen; un=

abhängig vom Kitzel des Gaumens durch Leckerbissen; unabhängig von weichlichen Geräthen, von der Kostbarkeit des äußern Schmucks, von der Prachtliebe; unabhängig vom Urtheil der Leute, wenn das Bewußtsein des Rechts und der Pflicht redet. — Alle diese Freuden, diese gefährlichen Freuden, sind die wahren Quellen des menschlichen Elendes und der Irreligiosität. — Erheitert das Leben der Kinder mit harmlosen Freuden, aber belohnet sie nie mit denselben, wenn sie euern Beifall durch eine gute That gewannen. Gebet ihnen Freuden, aber zittert, ihre kleinen Tugenden, die sie üben, mit etwas Anderm, als eurer Zufriedenheit zu belohnen. Gebet Freuden, wie sie Gott gibt, ohne Rücksicht auf das Gute und Böse, ohne Rücksicht auf den Gerechten und Ungerechten. Strafet die Untugend, aber belohnet keine gute That mit irdischen Geschenken und Vergnügungen. Ein Kind, dem der Beifall und die Zufriedenheit der Aeltern nicht mehr der schönste Lohn ist, das ist entweder schon weit verdorben, oder hat unwürdige Erzieher gehabt. Das abscheulichste Laster, die Selbstsucht, hat sich schon in seinem Herzen eingenistet. Es lernt schon seine Tugend verkaufen. Es ist nicht mehr gut, sondern nur schlau und klug. Es berechnet nicht mehr seine Pflichten, sondern seinen Nutzen!

Aber wenn ihr als Erzieher eurer unmündigen Geschwister strafet, lehret, warnet; wenn ihr bei ihnen gewissermaßen an der Stelle der Aeltern stehen müsset: vergesset dann keinen Augenblick, daß ihr nicht Vorgesetzte der Kleinen, nicht Vater und Mutter seid, sondern nur Bruder und Schwester. Ihr seid durch Gott und Natur nur Ihresgleichen! Ihr könnet von ihnen keine Ehrfurcht fordern, sondern nur Liebe. Sie werden euch auch nie eigentliche Ehrfurcht weihen können, wohl aber die zärtlichste, dankbarste Liebe und Anhänglichkeit. — Ein Kind vergißt es gern, wenn es von seinen Aeltern je ein kleines Unrecht erlitt; aber schwer vergißt es das kleinste Unrecht, so es von Seinesgleichen, von ältern Geschwistern, leidet. Wir haben unzählige Beispiele, daß durch unvorsichtiges, herrisches und rauhes Wesen erwachsener Geschwister sich im Herzen der jüngern eine unvertilgbare Bitterkeit ansetzte, welche im spätern Alter Kälte, Unverträglichkeit und Widerwillen gegen jene zur Folge behielt. Daher ist so viel Familienzwist, daher so viel Bruder- und Schwesterfeindschaft entstanden! Daher geschieht es nicht selten, daß die nächsten Blutsverwandten oft brüderlicher mit Fremden, als unter sich leben! — Das ist die Folge des lieblosen, unklugen Betragens der Erwachsenen gegen jüngere Geschwister.

Erheitert das Leben des Kindes mit schuldlosen Freuden, und ziehet es liebend zur Liebe für euch auf. Liebe ist des Kindes erste Religion. Es schreitet von der Liebe für euch zur Liebe der Gottheit über, und hat damit den Pfad der Selbstvollendung gefunden und ergriffen.

Liebe der unschuldigen Kinderwelt sei meinem Herzen immerdar theuer! Auch ich will, wo ich kann, harmlose Freuden in die frohen Tage der Jugend ausstreuen. War nicht auch Jesus der liebevollste Kinderfreund? Rief er nicht, als die Jünger, voll allzuhoher Ehrfurcht vor dem göttlichen Meister, es wehren wollten: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!

O ihr schönen Tage meiner Kindheit, mit welchem Entzücken gedenkt noch jetzt euer mein Geist! Wie segnet mein Herz noch jetzt die Edeln und Freundlichen alle, die mir damals eine Lust gegeben! Wie wenig sind selbst noch die theuern Unbekannten vergessen, die mir in jenen Zeiten erschienen, und mich mit irgend einer Kleinigkeit erfreuten!

Auch ich will, wie sie, den unschuldigen Kleinen wohlthun, und ihren Lebensfrühling verschönern helfen. Denn was ich ihnen thue, ach, den Geringsten unter ihnen, das, mein Heiland, Du sprachst es selbst, das habe ich Dir gethan!

47.

Andacht am Schlusse eines Jahres.

Lukas 2, 1—14.

Preis Dir, Vater, für mein Leben!
Laut soll Dich mein Lied erheben,
Ganz sich meine Seele freu'n,
Lobgesang mein Herz nur sein.
Worte zwar und Lieder schwächen
Deiner Liebe Strahlenlicht —
Ach, mit Zungen auszusprechen,
Gott! ist Deine Liebe nicht.

Du, Gott, wolltest, daß ich werde,
Bildetest mich aus der Erde;
Du, der Alles leben heißt,
Hauchtest in mich Deinen Geist.
Denken kann ich, kann empfinden,
Wünschen, wählen, lieben, scheu'n;
Gott! Dich suchen, Gott, Dich finden,
Meiner mich und Deiner freu'n.

An des Welterlösers Krippe
Preis' ich, Gott, mein hohes Glück,
Nehme ich mit frommer Lippe
Meines Werdens Augenblick.
Lebt' ich doch von früher Jugend,
Wie mein Heiland mir gebot!
Ging' ich seinen Weg der Tugend,
Stürb' ich seinen Heldentod!

Die christliche Kirche feiert die Geburt des Erlösers am Schlusse eines Jahres — den Eintritt Jesu in sein folgenreiches Leben beim Austritt aus einem beträchtlichen Zeitabschnitt unsers eigenen Lebenslaufes! Von jeher war mir dieser Festtag, obgleich von hoher Feierlichkeit, doch auffallend durch die Wahl der Zeitfrist, da er begangen werden muß.

Und so gedachte ich unwillkürlich, wie auch dieser Tag mir sinnbildlich deute von Jesu, was von ihm gesagt wird in der Offenbarung (Joh. 22, 13): Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte; — wie er es sein soll für jeden Christen, welchem sein eigenes Leben von hoher Bedeutung ist.

Die Geburtsstunde des Messias feiern wir in der Sterbestunde eines verlebten Jahres! So schlossen die Tage des alten Bundes, als Christus in die Welt trat, und die Zeiten des neuen Bundes der Menschheit wurden vorbereitet. In der Völkergeschichte des Erdballs machte jener merkwürdige Zeitpunkt eine große Scheidewand zwischen den alten und neuen

Jahrhunderten. Es ist ein anderes Leben, ein anderer Geist, ich möchte sagen, eine andere Menschheit vor dem Dasein Jesu, und eine andere nach demselben. Der Grund zu allen Verwandlungen der Nationen, Verwandlungen, welche bis auf den heutigen Tag fortdauern, ward um die gleiche Zeit gelegt. Jesu Geburt fiel in die Stunden des Vorabends von der Auflösung und Zerstreuung des jüdischen Volks. Nun war Jerusalems Untergang nahe; der alte Tempel wankte, der seit Jahrtausenden den mosaischen Opferdienst für Jehova gesehen hatte. Ueber ein Kleines, und er war nicht mehr, und konnte nicht wieder aus seinen Ruinen erhoben werden. Jesu Geburtsstunde fiel in die Stunden des Vorabends von der Zerrüttung und furchtbaren Auflösung des gewaltigen Römerreichs, welches seit fünf Jahrhunderten durch Tugend und Wissenschaft seiner Bürger geblüht, und seine Herrschaft über alle damals bekannten Länder der Erde verbreitet hatte. Nun aber wurden die alten Ordnungen eingerissen, unter welchen Rom in drei Welttheilen mächtig geworden war; denn die alten Tugenden dieses Heldenvolks waren verschwunden. Die Freiheit ging unter. Kaiser herrschten meistens grausam und wollüstig. Fremde Völker regten sich, die Ketten der Welt zu brechen. Jesu Geburtsstunde fiel in die Sterbestunden des weit verbreiteten heidnischen Götterdienstes! Eine andere, höhere Religion war nothwendiges Bedürfniß geworden. Die Götter Griechenlands und Roms genügten kaum noch dem unwissenden Pöbel. Die große Zahl der Einsichtvollern verspottete selbst schon laut die Anbetung selbstgeschaffener Gottheiten, und ehrte in Reden und Schriften ein höchstes unsichtbares Wesen, dem man mit Tugenden des Gemüthes dienen, und statt der Opferthiere auf Altären Leidenschaften aufopfern müsse.

In einen solchen, für das gesammte Menschengeschlecht hochwichtigen Zeitpunkt fiel des Welterlösers Geburt. Das Alte sollte neu werden, und ward neu. So hatte es das göttliche Verhängniß angeordnet, und wem nicht Leben und Wunder des Messias, nicht seine Lehre, nicht die Weissagungen des Alterthums von der Göttlichkeit seiner Sendung Ueberzeugung gewähren können, den überzeugt die Weltgeschichte. Anbetend stimmt der Christ in den Feiergesang: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und dem Menschen ein Wohlgefallen!

Wir feiern die Geburtsstunde des Heilandes in den Sterbestunden des alten Jahres. Es liegt für mich darin etwas Außerordentliches, von großen Bedeutungen, das mein Gemüth bewegt. Geburt und Sterben, die Erinnerung an beides, liegt hier zusammengepaart — die Wiege steht neben dem Sarge, der Greis neben dem Säugling! Könnte ich der Flüchtigkeit unsers Lebens uneingedenk bleiben? Die längste Dauer des Menschenlebens ist zuletzt ein Nichts, wenn es vorüber ist, wie es ein Nichts war, ehe es genossen wurde. Der lebensmüde Greis an der

Wiege des Säuglings, der zum erstenmal gegen das Sonnenlicht lächelt, spricht: Säugling, was hast du? und was habe ich gehabt? Hienieden ist ein beständiges Kommen und Weggehen, aber nirgends ein Bleiben. Du lächelst deinen Schicksalen entgegen, die dich prüfend erwarten; ich sehe düster auf die vergangenen zurück. Die Vorderseite des Lebens ist Licht; die Kehrseite, aus der Grabesgegend gesehen, ist Dunkelheit. Du siehst nur die Hoffnungen, ich nur die Täuschungen. Von Allem ist endlich nichts Bleibendes und Schönes, das wir aus dem Sturm unserer Schicksale retten, als ein Gemüth voll Tugend und Weisheit. Geburt und Tod! es sind die Hauptaugenblicke des Lebens; aber die Hand Gottes verhüllt uns in beiden die Augen, daß wir sie nicht erkennen. Unser Dasein ist nur ein kleiner Punkt von der Weltzeit, es schwimmt gleich einer hellbeleuchteten Insel im Ozean der Ewigkeit, oder strahlt, rings umdunkelt, wie ein Stern im unendlichen Himmel. Wenn wir uns des Daseins in aller Fülle bewußt sind, wissen wir nicht, wann und wie es begonnen hat, noch wann und wie es schließt. Eigentlich ist kein Schluß oder Tod, sondern nur eine Abtheilung im Leben, wie denn jede Nacht und jeder Schlummer und jedes Jahr eine Unterabtheilung vorstellt. Unsere sämmtlichen Tage liegen zwischen zweien Geburtsstunden eingeschlossen: die erste gibt uns an die Erde, die zweite an den Himmel ab. In beiden sind wir ohne Willen. Eine höhere Gewalt behandelt und leitet uns. Aber wenn wir die Tugend ausnehmen, die wir vermöge unserer Selbstständigkeit und Freiheit ausüben oder unterlassen können: was haben wir, wovon wir sagen können, es sei ganz allein durch unsern Willen geschehen? Ist's nicht überall Gott und wieder Gott, der mich führt?

Schon Mancher hat sich und Andere befragt, wenn er an seine zweite Geburtsstunde, an die zum bessern Leben, dachte: Wie soll das sein? Welche Reise muß mein Geist antreten zu andern Welten? Wie ist das möglich, da er den Weg durch die unbekannten Gegenden der Ewigkeit nicht kennt? Müßte Gott nicht ein Wunder thun, und mich mit ganz eigenen neuen Kräften im Augenblick der Auflösung meines Lebens begaben, damit ich mich durch die nie gesehenen Regionen meiner Bestimmung finde?

O du seltsamer Zweifler, meinst du damit wirklich einen großen Zweifel auszusprechen? Als die dir inwohnende Kraft, Geist genannt, durch die erste Geburtsstunde in dies irdische Leben trat, geschah es denn durch ein geringeres Wunder? Wie fandest du denn aus der Unendlichkeit des Weltalls den Weg zu diesem Erdenstern? Es geschah dir unbewußt durch ein Vermögen, welches du heute noch nicht kennst; so wie ein Säugling ebenfalls wieder durch einen Trieb, dessen er sich selbst unbewußt ist, mit seinen Lippen bald nach dem Eintritt ins Leben die Mutterbrust

findet, aus welcher ihm Nahrung quillt. Erkläre mir, Zweifler, doch diese Wunder, dann will ich dir die künftigen erklären! Wie wir durch die Allmacht zu diesem Leben, zu diesen Verhältnissen, zu diesen Freunden gebracht wurden, ohne unser Zuthun, ohne unser Wissen, nach eigenen, verborgenen, wunderbaren Gesetzen der Geisternatur: so wird uns dieselbe Allmacht, dieselbe Hand zu einer andern Welt, zu andern Verhältnissen, zu andern Freunden hinüberführen.

Du sprichst: Aber vermuthlich ward in der ersten Geburtsstunde auch mein Geist erst von Gott erschaffen. Wohlan, ist Schöpfung eines neuen Wesens, das vorher nicht war, nicht ein größeres Wunder, als Versetzung des schon vorhandenen Wesens nur in eine andere Welt des unermeßlichen Alls? Das Zweite kann meine Einbildungskraft sogar fassen, und mein Verstand kann es verstehen. Aber das Wunder, wie aus dem, was nicht ist, etwas werde, das da ist, bleibt der menschlichen Vernunft durchaus unbegreiflich.

Ein eben so unergründliches Geheimniß, wie die Ewigkeit, ist auch unsere Erschaffung. Woher der Stoff zu unserm Leibe genommen ist, das wissen wir. Er kam von der Erde und den Nahrungen, die sie liefert; und wird wieder in Erde zerfallen, sobald ihn sein Geist verläßt. Aber woher ist der Stoff zu diesem Geiste genommen? Meinst du, er sei erst die Frucht von dem Spiel der Nerven und des Blutes und der ganzen innern Einrichtung des Körpers? Elende Ausrede! Du erklärst ein Wunder mit Behauptung eines noch größern. Wie kann die todte Kraft die lebendige erzeugen? das Unedlere das Edlere schaffen? Das Bewußtlose ein sich Bewußtes, Selbstständiges hervorbringen, welches seine Verschiedenheit vom Fleisch und Blut in allen Theilen der doppelten Naturen, der doppelten Triebe, der doppelten Gesetzgebung fühlt, die im Menschen herrschen?

Beobachte doch den Säugling! Wahrlich, sein zarter Leib bildet nicht erst den Geist nach und nach aus, sondern der Geist bildet und wirkt im Körper, leitet das Auge desselben zum Licht, den Mund zu willkürlichen Bewegungen. Nicht je mehr der Leib des Geistes mächtig wird, sondern je mehr der Geist mächtig wird seines Körpers, seines Werkzeuges, durch fortgesetzte Uebung im Gebrauch desselben, je mehr wird der Geist des Kindes sich seiner selbst bewußt. Die geistige Kraft wächst in sich selbst durch Uebung; der Körper vergrößert sich nur durch irdische Nahrung. Die aus Fleisch und Blut hervorgehenden wilden Reize, Lüste und Begierden wirken eben so sehr auf Minderung der Geisteskraft, als auf Selbstzerstörung der Leibes; hingegen des Geistes Besonnenheit und Herrschaft bändigt den Ungestüm verderblicher Leidenschaften, und rettet selbst des Leibes Dauer. Das Geheimniß vom Ursprung unsers Geistes ist das Geheimniß Gottes. Wir wissen nur, er sei eine wunderbare

Kraft, eine edlere, als alle andern aus tiefer Verborgenheit hervorwirkenden bewußtlosen Kräfte der Natur. Bei dieser ist Nothwendigkeit das Gesetz ihres Strebens; im Menschengeist aber Bewußtsein eigenen Willens, wodurch er fähig wird, das Gute wie das Böse zu thun. Ob er in der Geburtsstunde des Leibes sein Dasein empfing — ob er vielleicht schon früher lebte, als in diesem Leibe — Niemand ergründet es.

Zwar mag die Frage, ob wir schon einmal gelebt haben, viel Reiz für die Neugier der Sterblichen haben, wie jedes Geheimniß; aber wie sie auch beantwortet werde, immer bleibt sie doch für unser gegenwärtiges, für unser künftiges Dasein sehr unfruchtbar. Denn wenn es auch wahrscheinlich wäre, daß wir schon einmal, ehe wir als Menschen geboren wurden, lebten: was haben wir davon, da wir uns des vorigen Zustandes nicht mehr zu erinnern vermögen? Ein Beweis, daß, wenn wir früher gelebt haben, es in einem viel unvollkommnern Zustande gewesen sein müsse. Und in der That kann uns dann sehr gleichgültig sein, was, wie und wo wir waren. Es ist ohne Folgen für die Gegenwart. Die Erinnerung daran dürfte vielleicht niederschlagender sein, als erhebend.

Lehrreicher ist es uns, auf die beiden wichtigen Geburtsstunden hinzublicken, mit denen der Eintritt in dieses und jenes Leben verknüpft ist.

Welcher Jubel der Aeltern und Verwandten bei der Erscheinung des neugebornen Kindes! Aber am Ende der Laufbahn, welcher Schmerz der Hinterlassenen! Und warum bei der Wiege so viel Freude, beim Sarge so viel Schmerz? Ach, es ist nicht die Liebe der Menschen eigentlich zu den Gebornen oder Verstorbenen, sondern die Liebe zu sich selbst, und die Freude über das, was sie empfangen, der Schmerz über das, was sie verloren haben, was ihnen Lust und Thränen macht. Wären wir der allerinnigsten Liebe zu einem Andern fähig, wir würden vielleicht neben seiner Wiege klagen und neben seinem Sarge ihn glücklich preisen.

Denn nur derjenige verdient glücklich gepriesen zu werden, der seine Laufbahn glücklich vollendet hat. Vergöttert doch keinen Sterblichen, ehe seine letzte Stunde schlug. Den heute das Glück über alle Seinesgleichen emporhebt, stürzt es morgen in den Abgrund des Elends. Wer heute alle seine Wünsche erfüllt sieht und fragt: wer mag es mir gleichthun? ist morgen vielleicht ein Gegenstand des Erbarmens, oder der Verachtung. Welche Lieder voll Schmeichelei und Weissagungen wurden bei mancher Wiege gesungen, und wie ganz andere um das Grab des gleichen Menschen! Niemand darf vor seinem Tode glücklich gepriesen werden!

Ist es etwas Seltenes, daß die Mutter, welche bei der Geburt ihres Kindes Thränen des Entzückens vergoß, nachher beim Anblick des ungerathenen Sohnes, oder der verführten, ehrlosen Tochter, jene Stunde des Entzückens verfluchte, und wünschte, sie nie gelebt zu haben? Ist es etwas Ungewöhnliches, daß der Vater, welcher Gott feurig Dank

stammelte, als ihm der Neugeborne zum erstenmale entgegengetragen ward — der Vater, dessen Haar unter Arbeit und Sorgen für das Wohl seines Kindes grau ward, in spätern Tagen von eben diesem Kinde mit empörendem Undank verstoßen ward? — — O wohl dem Menschen, daß er seine Zukunft nicht kennt! Würden wir aus den Gesichtszügen des Säuglings seine nachfolgenden Schicksale lesen können, das Haus der beglückten Aeltern wäre oft, statt von dem Jubel der Freude, mit den Tönen des Entsetzens und der Verzweiflung angefüllt. Aber weise hat es der Allweise geordnet, daß dem Sterblichen der Inhalt selbst seiner nächsten Stunde fremd bleibe. So war der Mensch fähig, unbestochen von Furcht oder froher Zuversicht, selbstständig zu handeln; sich selbst zu gehören; um sein selbst willen gut zu sein, nicht wegen zu erwartender Glücksgüter oder Unglücksfälle.

Wahrlich, nur der gottgefällige Sinn, welcher den Menschen von der Wiege bis zum Sarge belebt, ist der Menschen Glück und Größe, nicht der Glanz des Reichthums, welcher ihm zu Theil wird, oder schon seine Geburt umstrahlt. Vor dem neugebornen Jesus knieten ehrfurchtvoll die Weisen des Morgenlandes, und thaten ihre Schätze auf, und brachten Gold, Weihrauch und Myrrhen. Aber eben dies göttliche von ihnen verehrte Kind starb den schmachvollsten Tod eines Verbrechers am Kreuze zwischen Verbrechern. Ach, Maria, Hochgebenedeite, als du die süße Thräne der Mutterfreude über den Säugling niederweintest, konntest du glauben, einst auf Golgatha die blutige Jammerthräne im Anblick deines sterbenden Sohnes vergießen zu müssen? — Und doch war, so verschieden die Umstände bei der Krippe des kaum gebornen, und bei dem Kreuze des sterbenden Welterlösers sein mochten, das Leben desselben das heilvollste, seligste, beglückteste. Er hatte einen göttlichen Wandel auf Erden gethan. Armselig war sein Eintritt ins Leben; in Verklärung stieg er zum Himmel.

Es erwecken mich Betrachtungen, wie diese, zu einem großen Nachdenken. O mein Vater, o meine Mutter, mit welchen Empfindungen möget ihr mich ehemals bei meinem Eintritt in das Leben begrüßt haben! Welche Hoffnungen umschwebten euch damals, als ihr mich segnend und liebend auf eure Arme nahmt! Habe ich eure Erwartungen erfüllt? Bin ich eure Freude gewesen? Wollet ihr mich noch heute mit der Inbrunst segnen, wie damals? O daß der Ausgang von meinen Tagen gleich sei mit den sanften Empfindungen, die mich jetzt rühren, da ich euer gedenke, meine Aeltern! Edle Entschlüsse zu einem rechtschaffenen Wandel, zu einem heiligen Wandel, wie ihn Jesus gethan, habe ich genommen.

Wehe, wenn diese Vorsätze verloren wären, ehe ich noch das Ziel meiner Tage erreicht hätte! Ich stehe heute an der Neige eines durchlebten Jahres, — wie verschieden ist dieser Augenblick von dem Eintritt

in dasselbe! Was ist aus meinen frühern Entschlüssen geworden? Wie sind meine alten Gelübde gehalten worden, die ich in Stille und Gebet einst dem Himmel darbrachte? Ich möchte schamhaft mein Antlitz vor dem Allgegenwärtigen verhüllen. Ich fühle es, daß ich noch nicht geworden bin, was ich sein soll. Noch sind alte Fehler in mir mächtig; noch reißen mich traurige Leidenschaften zu verderblichen Uebereilungen hin; noch fehlt mir jene ruhige Besonnenheit im Denken, Reden und Thun, ohne welche kein Entschluß fest steht; noch bin ich nicht der vielthätige, überall gern helfende und rathende Menschenfreund, der durch Liebe, Versöhnlichkeit, unaufgeforderten Beistand Glück, Frieden, Eintracht und Wohlfahrt des Nächsten befördert. Zwar manches Gute ist mir gelungen — aber wie wenig Anstrengung hat mich dies gekostet! Wie viele Anlässe hatte ich nicht, die unbenutzt blieben!

Der Eintritt und Austritt des Jahrs mahnt mich nur zu lebhaft an Ein- und Ausgang des Lebens. Als ich vor zwölf Monaten eben dieses Jahr, welches nun fast geendet ist, mit hundert geheimen Hoffnungen und Wünschen begrüßte, wie anders war da noch Vieles! Jetzt schlummert die Asche von Tausenden unter der Erde, die damals noch froh waren, wie ich. Vielleicht bin ich einer von den Tausenden, von welchen man nach zwölf Monaten wieder sagen wird: sie sind gewesen! Und mancher meiner edeln Freunde, manche meiner Theuern sind nicht mehr! Frieden über euern Staub, o ihr Geliebten, und Seligkeit euern Geistern in jener bessern Heimath!

Vieles ist anders geworden! Nur Du, mein ewiger Vater, nur Du, unveränderlicher Gott, bist mit Deiner treuen Liebe und Gnade derselbe geblieben, der Du bei meinem Eintritt in dieses durchlebte Jahr, wie bei meinem Eintritt ins Leben gewesen bist. Deine Güte, Deine Nachsicht und Langmuth verwandelt sich nicht. Dies ist meine einzige Beruhigung, meine einzige Freude, die ich bleibend empfinde, sowohl in der Unstätigkeit meiner Gesinnungen, als im Wechsel meiner Schicksale. O welch ein Elend! wenn Du, Herr, ändern könntest, wie der Mensch ändert! Aber unser Loos ist Schwachheit, und Du lebst im Lichte aller Vollkommenheiten, und erbarmst Dich Deiner Geschöpfe, die glaubensvoll auf Dich emporblicken und rufen: Abba, lieber Vater!

Mit dem Gefühle der Unwürdigkeit Deiner Wohlthaten, großer Gott, stammle ich Dir dennoch heißen Dank für das Gute, was Du mir auch in dem verflossenen Jahre gegeben. Und Alles, was Du gabst, war gut. Dank Dir für so manche stille Freude, die ich durch Deine Huld genoß, Dank Dir für so manchen Segen meiner Arbeit, Dank Dir für das Glück der Meinigen, die sich noch mit mir des Erdenlebens und Deiner Vatergüte freuen können. Aber Dank Dir auch für die Thränenstunden, für die Widerwärtigkeiten, für die ernst warnenden Schicksale, welche

an mir vorüberzogen, und mich lehrten, wer ich sein müsse, um Dir zu gehören, und einer dauerhaften Zufriedenheit theilhaftig zu sein. Dank Dir für die Leiden, die mich schon frühe beugten! So bitter auch der Kelch sein mochte, welchen mir der Leidensengel reichte — ich nahm ihn, Vater, und nahm ihn mit der kindlichen Ueberzeugung, er sei eine Arznei für meine Seele, die zu erkranken drohte.

Vater, nur Dank bringe ich Dir dar; keine Bitte! Ach, ehe wir das, was uns nützt, einsehen können, hast Du es uns schon gegeben. Darum gehe ich ohne Furcht in die Zukunft hinein. Du bist, Du bleibst unwandelbar mein Gott und der Meinigen Vater. Dein Wille geschehe!

Bleib bei uns mit Deiner Gnade, auch wenn es Abend wird in unserm Lebenslauf! Verleihe uns Kraft, nur Dich immer besser zu erkennen; dann werden wir, gestärkt durch das Wort Deines ewigen Sohnes, das ewige Ziel nicht verfehlen, das Du uns gesteckt hast.

Ehre und Lob und Anbetung Dir, o Gott, in den Höhen, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen.

48.

Die Stufenleiter in der Schöpfung.

Psalm 104, 1 — 35.

Empor, mein Geist, zu Höherem erkoren,
Als für den Staub;
Du warst, wirst sein, bist nie verloren,
Nie Todesraub!

Empor, durchfleug mit Morgenrothes Schwingen
Die Ewigkeit;
Hier, wo der Wurm, dort, wo die Himmel singen,
Strahlt Göttlichkeit!

Durchschwebe kühn der Wesen große Leiter, —
In dunkler Nacht
Steigt sie in alle Sphären auf und weiter,
In Gottes Pracht.

Sie schimmert aus dem Weltbau dir entgegen:
Der Halm der Flur,
Und dort, wo sich die Sternenheere regen,
Sind Stufen nur.

Auch du stehst auf der Leiter aller Wesen
In Hoheit schon,
Und steigst, zu schönern Zielen auserlesen,
Zu Gottes Thron!

Die göttliche Haushaltung in der Natur hat meine Seele schon oft mit unbeschreiblichem Erstaunen und Entzücken erfüllt, und noch oft werde ich zur Betrachtung derselben zurückkehren.

Denn wenn ich das ganze unermeßliche Weltgebäude als das Haus Gottes, meines himmlischen Vaters, ansehe; wenn ich, der ich nicht fähig bin, das Unendliche mit meinem Geist zu ermessen, nur einen geringen Theil von der wundervollen Schöpfung zum Gegenstand meiner Aufmerksamkeit mache — wenn ich dann auch in diesem kleinsten Theile der von Gott geschaffenen Dinge wiederum dieselbe Vollkommenheit und Unermeßlichkeit entdecke, die im ungeheuern Raume des ganzen Weltalls prangen: so zittert meine Seele in einer stillen Wonne, die keine Sprache nennt; so fühle ich mich selbst wie aufgelöset in meinem Gott; ich bin von himmlischen Offenbarungen umgeben; eine Thräne des Entzückens füllt meine Augen; ich möchte beten, und bin allzubewegt und kann es nicht, und meine Thräne wird Psalm auf Gott.

Wohl sehnt sich mancher schwache Sterbliche nach außerordentlichen Dingen, und erwartet Zeichen vom Himmel. Kurzsichtiger, was deine Hand berührt, ist wunderbar, du kennst es nicht; dein Fuß wandert durch

den Staub, aber er schwebt über Welten, die du nicht ahnest; du siehst die erstaunlichsten Erscheinungen mit deinen Augen, und sie bleiben dir dunkel.

Hast du eine würdige Vorstellung von der Allmacht, von der Weisheit und Größe deines Schöpfers? — Nun wohl, so würdest du wissen, daß in diesem Hause der Gottheit, in dem unendlichen Palast des Weltalls, nichts zu klein, nichts zu gering ist. Was sind doch die Reichthümer und Herrlichkeiten der Großen dieser Erde, deren Wohngebäude du mit Verwunderung anstaunst, deren Marmorsäle, deren Goldschmuck in den Zimmern, deren Teppiche und Gemälde dich entzücken! Es ist nur Staub, aus todtem Staube gesammelt, von kunstreichen Händen an einander geordnet. Unendlich größer, als ein Sterblicher, ist der Herr aller Welten, und unendlich prachtreicher ist das Weltgebäude, von dem dich die allgegenwärtige Majestät Gottes anstrahlt.

Nichts ist in diesem unermeßlichen Palast zu klein, zu gering; Alles hat seine hohe Bedeutung, Alles steht darin mit einander in ewiger Verknüpfung. Die Welt hängt sowohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Sonnen, die kreisenden Sterne und die Kometen in ihren Bahnen festhält.

Du trittst einen geringscheinenden Kiesel mit Füßen, der am Ufer des vorbeifließenden Wassers liegt. Einst war er der Theil eines Felsens am Gebirge. Ströme spülten ihn bis hierher. Er verwittert an der Luft und wird Erde. Eine aufwachsende Pflanze zieht Theile von ihm an, und Thiere nähren sich von dieser Pflanze. Jener Stein lag also dort nicht vergebens; er hatte seine Bestimmung.

Es fand ein Fischer am Ufer des Weltmeeres den goldgelben Bernstein; die Eitelkeit machte ihn zum Schmuck; der Weise entdeckte in ihm eine verborgene Kraft; und durch eine Reihe weiterer Entdeckungen ergab es sich, daß die Kraft dieses Steines derjenigen verwandt ist, welche den Blitz und den rollenden Donner erzeugt.

Vom umwölkten winterlichen Himmel sinken Tausende von Schneeflocken. Unter dem vergrößernden Glase erscheint jede dieser Schneeflocken wie ein Stern, regelmäßig, mit hundert kleinen glänzenden Fasern, und mit solcher Zartheit und Schönheit geordnet, daß keine sterbliche Hand den vom Himmel gefallenen silbernen Stern nachbilden könnte. Er fällt auf deine Hand; es zerschmelzen von ihrer Wärme die wunderbaren Kristalle des Eises. Statt des Sternes hast du einen leichten Thautropfen, dessen Wasser verdünstet; das in Dunst verwandelte Wasser steigt aufwärts und der gefallene Silberstern des Schnees kehrt in luftiger Gestalt zu seinen himmlischen Quellen zurück. Er hat seine Bestimmung nun erfüllt; er hat dich zur Aufmerksamkeit an die göttliche Wunderwelt gezogen, inzwischen Millionen andere Flocken den Erdboden erwärmend

umhüllen, um die Saaten des Landmanns und die Pflanzen deines Gartens gegen den Frost zu beschirmen.

Als Gott einst das hohe Allmachtswort sprach: das Weltall werde! und sein Weltall ward, und sich glänzend und herrlich in unvergänglicher Pracht bewegte, da war nichts von dem, was geworden war, vergebens da; auch der Wurm im Grase hatte seine Bestimmung für das Ganze, und das Samenstäubchen hatte einen göttlichen Beruf erhalten. Alles ist in dieser unendlichen Schöpfung für ein einzelnes Wesen da, und das Einzelne muß da sein für das unermeßliche All. Durch die ganze Einigkeit der Dinge herrscht allgemeine, innige Verwandtschaft, und in der allgemeinen Harmonie steht das Höchste mit dem Tiefsten, das Entfernteste mit dem Nächsten. Auch du, o mein Geist, bist ein Theil dieses glanzvollen, in unendlicher Weisheit gegründeten Reiches; — Alles ist für dich, und auch du bist für das All! —

Ich sehe in der langen, unermeßlichen Kette der geschaffenen Dinge eine bezaubernde Mannigfaltigkeit und ein allmäliges Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Bessern, vom Bessern zum Vollkommnern, vom Vollkommnern zum Vollkommensten. Diese Kette umschlingt alle Wesen, und die entferntesten Wesen hängen als Glieder an ihr. Sie ruht auf der bunten Oberfläche des Erdballs, geht durch die Tiefen des Meeres, sinkt bis in die Eingeweide unsers Weltkörpers; sie steigt hinauf durch die Lüfte und Wolken, bringt in die endlosen himmlischen Räume, und verschwindet unserm Blick in den ungeheuern Fernen, wovon nur noch einzelne Glieder als matt schimmernde Gestirne herniederfunkeln.

Dies ist die wahre Himmelsleiter der Schöpfung, wo sich von Stufe zu Stufe die Vollkommenheiten vermehren, vom Staube, der unsern Fuß umspielt, bis zum Seraph, der durch die verklärtere Ewigkeit wandelt.

Und diese Stufen, — so niedrig und arm ist der Mensch, daß seine Sprache ihre Zahl nicht ausdrücken kann! — Noch kennen wir nicht alle Arten von Pflanzen, die auf Erden wachsen, und doch kennen wir schon mehr denn zwanzigtausend Arten, also zwanzigtausend Sprossen in der irdischen Schöpfungsleiter. Und unter diesen Pflanzen ist vielleicht keine, die nicht eine oder mehrere Arten von Thieren ernährt. Die Thiere, oft bis zur Unsichtbarkeit klein, wohnen auf oder in ihnen, und dienen andern wieder zur Nahrung. Es sind eben so viele kleine Welten, die wieder andere kleine Welten in sich schließen.

Ein Reich dunkler Kräfte, deren Wirkungen wir mit Erstaunen wahrnehmen, verbindet die Urstoffe alles Irdischen. So entstehen Wesen und Wesen. Sie verwittern, sie verwelken, sie sterben, verschwinden, und ihre Theile gehen als Urstoffe in neue Verbindungen, in neue Gestalten über. Könnte unser Auge erleuchtet das dunkle Gebiet jener nach ewigen

Gesetzen wirkenden Kräfte anschauen, es würde der Schleier von einer ganz neuen Welt aufgezogen werden; die ganze Natur, dann gleichsam durchsichtig geworden, würde uns keins ihrer Geheimnisse mehr verbergen. Hier würden wir sehen, wie in den finstern Klüften des Erdballs sich die Metalle erzeugen, dort, durch welchen Zauber die Rose sich mit der lieblichsten Röthe schminkt.

Himmlische Geister! Wesen höherer Art, erhaben über uns, wie wir erhaben stehen über dem Wurm, der am Morgen geboren wird, und Abends vor Alter stirbt, — himmlische Geister! vielleicht sehet ihr mit hellem Blick das Unergründliche, das für uns noch im Schatten liegt. O ihr Seligen, ihr seid der Schöpfung Zeugen, und Lichtstrahlen umschweben euch, wo wir unter finstern Räthseln irren, die der Verstand keines Sterblichen lösen kann! Ihr nur sehet Gott, den ewigen Vater, heller, als wir; ihr wohnet in der Klarheit seiner Wunder.

Felsensteine, Erden, die mannigfaltigen Metalle und Salze sind unsern Augen nur rohe Stoffe, ohne Leben, ohne besondere Werkzeuge zu eigener Vermehrung und Vervollkommnung. Sind sie aber die untersten Glieder an der unendlichen Kette alles Erschaffenen? Und doch, welche Pracht schon in ihnen! Bezwingt nicht des Goldes und Silbers Gewalt selbst die Herzen der Menschen? Wie strahlt der feste Diamant, und wie lieblich leuchtet der Rubinen röthliches Licht!

Schon kennen wir viele Tausende von Steinarten, und doch kennen wir sie nicht alle. Sie erscheinen in allen Gestalten, und spiegeln mit allen Farben. Die regelmäßigen Bildungen der Kristalle entzücken das Auge; kein irdischer Künstler kann so genau und zierlich schneiden, als die Natur diese Steine formte.

Manche Steine sind wie Kräuter aus zart zusammengelegten Blättern gebildet; der Asbest ist aus langen feinen Faden zusammengeballt, die man von einander lösen und zu Gewändern verspinnen und weben kann; andere Steine wachsen als feines glänzendes Haar, und manche edle Metalle treiben zwischen Felsenriffen gleich Bäumen mit Aesten und Laubwerk; andere erscheinen wie niedrige Moose und Steinflechten.

Hier bildet das Steinreich den allmäligen Uebergang zur Pflanzenwelt, welche von einer endlosen Zahl der Gräser und Halmen, der Kräuter, Stauden, Gesträuche und Bäume bevölkert ist. Welche unübersehbare Stufenfolge immer größerer Vollendung steht zwischen der Trüffel, welche wie ein Erdklumpen, ohne Wurzel, ohne Zweig unter dem Boden anschwillt, und der Rose, welche eine Königin der Gärten heißt! — oder zwischen dem Schwamm und Pilz, der in einer Nacht aufschießt, und der erhabenen Eiche, die Jahrhunderte wächst; oder dem Kateloschenbaum Afrika's, der Jahrtausende wächst, und in dessen Schatten sich ein ganzes Thal verbirgt!

Die Pflanzen edlerer Art nähern sich schon in ihren Verrichtungen den Thieren. Geboren aus dem milchreichen Samen, wie das Thier aus dem Ei, saugen sie aus der Erde ihre Nahrung, und die Wurzel ist ihr Mund. Wie das Blut in den Thieren, steigen in ihnen Säfte verschiedener Art auf und ab. Es herrscht unter ihnen männliche und weibliche Geschlechtsordnung. Sie begatten sich, indem der umhergehende Blumenstaub die weiblichen Blüthen befruchtet. Sie dünsten aus, wie die Thiere, und sterben ohne Nahrung oder im Uebermaße der Hitze oder der Kälte, wie die Thiere.

So sind die Pflanzen gleichsam an eine Stelle des Erdbodens festgewurzelte Thiere; so sind die Thiere willkürlich umherwandelnde Pflanzen. Viele Pflanzen haben einen Schlaf, den sie Abends mit Sonnenuntergang durch das Zusammenlegen ihrer zarten Blätter verkünden; andere erwachen und entfalten sich erst des Nachts. Das schüchterne Fühlkraut verräth sogar thierische Empfindungen: es legt, wird es verwundet, seine Blätter zusammen, und zieht seine Zweige ein.

Hier ist die verschwimmende Grenze, wo Pflanzen- und Thierreich an einander hängen. Die edle Blutkoralle wächst baumförmig im Grunde des Meeres, aber sie enthält einen nackten Wurm, der dies steinigte, harte Gewebe aufführt und lebt und sich nährt. Ganz große Inseln des Meeres sind aus Korallen, aus diesen Gebäuden schwacher Würmer hervorgegangen, und tragen jetzt Wälder und Dörfer.

Der Polyp im Wasser gleicht einer fadenförmigen, schleimigen Pflanze; er hat Aeste und Zweige. Zerschneide ich ihn, wachsen neue Zweige und Aeste hervor. Aber ein Würmchen schwimmt durchs Wasser: sogleich schlingen sich alle Aeste und Zweige jener Pflanze um das kleine Geschöpf, führen es zum obern Theile des Stengels, wo sich eine Oeffnung erweitert, um den Wurm zu verschlingen und Nahrung davon zu ziehen.

Unmerklich, wie der Uebergang von der vollkommensten Pflanze zum unvollkommensten Thiere, welches schon Empfindung und willkürliche Bewegung hat, schreitet die steigende Vollendung durch die ganze Kette der Thierwelt, von den einfachen Korallen zu den Muschelthieren, von den Muscheln zu den Insekten und kriechenden Thieren, von dem Geschlecht der Schlangen zu dem Aal des Wassers und zu den Wundern der Meere, durch die Legionen der Fische bis zum Seelöwen und dem geflügelten Fisch, der sich in die Luft erhebt. Der Vogel, den statt der Schuppen Federn, statt der Flossen Flügel zieren, durchschwebt die Regionen der Wolken. Aber unter den vierfüßigen Thieren nähert sich diesen gefiederten Geschöpfen die Fledermaus, oder jenen der erhabene Strauß in den Wüsten, der mehr läuft, als fliegt, und dessen Flügel nur den Dienst der Füße erleichtern.

Die vierfüßigen Thiere kommen in tausend mannigfaltigen Abstufungen allmälig der menschlichen Gestalt näher, und der Affe zeigt schon hohe Aehnlichkeit mit dem Menschen.

Der Mensch aber selbst, das erhabenste Glied der irdischen Wesenkette, geht mit aufgerichtetem Antlitz durch die Welt; sein Auge sieht zum Himmel; er beherrscht die Reiche der Steine, Pflanzen und Thiere. Er stürzt den Adler aus der Luft, er zieht den Fisch aus dem tiefsten Meeresgrund. Ihn leitet nicht mehr der blinde, dunkle Instinkt oder Naturtrieb, sondern eine Alles beleuchtende Vernunft ist sein Eigenthum. Er hat den freien Gedanken und die Gabe der Sprache. Mit seinem Geiste erhebt er sich weit über sein eigenes Selbst; ihm strahlen die ersten Funken göttlicher Offenbarung in die Seele — der Mensch allein weiß hienieden von einem Gott. Er erhebt sich bis zu ihm, und sinkt vor seinem Throne nieder, und betet ihn im Staube der Erdenwelt an.

Vom himmlischen Licht erleuchtet, eilt er den Weg zur Ewigkeit, und streckt mit zitternder Freude die Hand nach der Krone der Unvergänglichkeit aus, und schmückt damit sein unsterbliches Haupt. Welch ein ungeheurer Zwischenraum dehnt sich nicht zwischen dem todtfliegenden Samenstaub und der erhabenen Menschenseele aus, die Gott denkt! Welche Millionen Stufen und Stufen in unabsehbaren Reihen vom niedrigsten Geschöpf, das wir kennen, bis zu der Höhe, wo der Mensch steht!

Aber wie? Ist hier schon die letzte Höhe? Endet nun schon die Himmelsleiter der Schöpfung? Ragt der gebrechliche Mensch schon unmittelbar an die Majestät Gottes? Verlaß, o meine Seele, mit deinem Blick die Erde, und sieh empor in jene Regionen, wo unzählbare Welten in unnennbaren Fernen schweben, und die wir wegen ihrer ungeheuern Weite nur noch als glimmende Funken erkennen. — Wie wird dir bei diesem Anblick? Du siehest und ahnest neue Stufen, neue Wesen, neue Kräfte droben! Aber ein undurchdringlicher Schleier verhüllt uns dies prachtvolle Schauspiel. Durch die Kunst der Fernrohre haben wir nun erfahren, daß jene kleinen Sterne Weltkörper sind, so groß und öfters noch viel tausendmal größer, als der Erdball, auf dem wir wohnen.

Und wenn ich denn aus dem schließen darf, was ich hienieden sehe, auf das, was mir dort dunkel ist; wenn die Stufenleiter zur göttlichen Vollkommenheit ins Unendliche fortgeht: so sind dort vielleicht Welten, ähnlich verwandt unserer Erde, wie die Pflanze dem Thiere, wie das Thier dem Menschen; so stehen dort Weltkörper, neben deren Größe und Pracht unser Erdball nur ein flüchtiger Sonnenstaub ist; so stehen dort Welten von höhern Wesen bewohnt, die stufenweise emporgehen über uns, wie wir über Pflanzen und Thiere!

Und die schimmernde Kette der Schöpfung steigt mit denselben höher, immer höher durch das Reich aller Möglichkeit, aller Vollendungen.

Darf ich glauben, daß ich das vollkommenste Wesen der Allmacht sei? Ich bin es hienieden, aber bin ich es in andern Regionen? Wie lange ist noch die Reihe besserer, vollkommener Geister über mir!

Himmlische Wesen, heilige Engel, Erzengel, oder mit welchem Namen die dürftige Menschenzunge euch schmückte, ihr erhebet euch durch das Ewige zum Urquell des Lichts und des Heiligsten! Ach, werde ich einst zu euern erhabenern Stufen gelangen? Werde ich, entbunden von dieser Erde, emporgehen zu den untersten eurer Reihen? — höher dringen und höher zu euerm und meinem Schöpfer?

Und ihr, himmlische Wesen, ihr, die ihr auf der letzten Sprosse der Vollendung in namenloser Seligkeit schwebet, der Gottheit nahe, in ihrer Herrlichkeit wohnend, auch ihr verschwindet endlich wie ein Nichts vor der Majestät des Allerhöchsten selbst! — Euer Dasein stammt nur von ihm, aber er selbst ist durch sich selbst. Er ist, der er war, und sein wird; ihr seid nur Schatten. Eure höchste Vollendung und Seligkeit sind nur matte Strahlen des Glanzes; Gott aber ist der Unendlich-Vollkommene, ein Ozean des Lichts, in welchen kein Cherub zu schauen wagt. (1. Tim. 6, 16.)

Herr! Herr! o mein Gott, o Du Namenloser und Unerforschlicher! ich sinke vernichtet in den Staub zurück, wenn der Gedanke an Deine Majestät mit Schauer und Entzücken durch meine Seele dringt. O mein Gott, o Du Allmachtvoller! wenn mein Geist in den Wundern Deiner Schöpfung mit seligen Empfindungen untergeht, wenn er auf den Flügeln seiner Einbildungskraft durch die uferlose Ewigkeit hinschwebt, wenn er von Stern zu Stern, von Welt zu Welt immer heller die Verherrlichung Deiner Größe sieht — da fühle ich mein Nichts. Ich bin ein unbedeutender Punkt unter den Millionen und Millionen Wesen, die Dein grenzenloses Weltgebäude bewohnen. Ach, meine ganze Stärke ist vonnöthen, um mich zu überzeugen, daß auch Du in meiner Niedrigkeit auf mich herabblickst! Da geht mir erst das Licht heller auf über die Unermeßlichkeit Deiner Gnade, daß Du auch meiner gedenkest!

Womit denn, o mein Herr und mein Gott, womit denn habe ich es verdient, daß Du mir auf der Stufenleiter deiner Schöpfung schon eine so hohe Stelle anwiesest? Ich konnte ein Staubkorn, eine Pflanze, ein Wurm sein, Du aber riefest meine Seele aus dem Nichts hervor; Deine Offenbarungen strahlten in ihrem Innern wieder; ich darf Dich denken und eine Unvergänglichkeit hoffen, wie Deine Liebe unvergänglich ist und unerschöpflich!

Ringen will ich, ohne Ermüdung ringen, höher zu klimmen an der göttlichen Schöpfungsleiter. Ringen will ich und nie müde werden, durch heiligern Wandel und durch Ausbildung und Entwickelung meines Geistes den erhabenern Wesen näher zu kommen, die über mir stehen.

O Allmächtiger, gib mir Stärke! Ich bin nichts, ich habe nichts! Durch Deine Gnade allein bin ich, was ich bin, und habe ich, was ich habe. Ohne eigenes Verdienst muß ich nur Deine ewige Barmherzigkeit anrufen und Deine ewige Liebe!

49.

Das Reich der Pflanzen.

Erste Betrachtung.

Matth. 6, 28. 29.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Werth alle, daß man sie erforsch' und merke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Was er uns ordnet, ist voll Schmuck und Ehre,
Daß es, wie groß er sei, die Menschen lehre!
Es lehrt das kleinste Blümchen in den Auen
Die Allmacht schauen.

Er baut den Wundern, die sein Arm verrichtet,
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet.
Laßt uns, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

„Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! — Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine.“ — So sprach der Erlöser lehrend zu seinen Jüngern, und machte sie auf die wundervolle Pracht der blühenden Natur aufmerksam; denn sie, besser als der beredteste Prediger, verkündigt die göttliche Weisheit, Güte und Größe. Auch der Gefühlloseste wird bei ihrem Anblick gerührt, und wird in der Wahrnehmung ihrer Reize voll Entzückens.

Und so will auch ich oft im vollen Maße die Herrlichkeit der wiedererwachenden Natur genießen, und die Majestät des allgegenwärtig wirkenden Schöpfers in ihr bewundern. Wie belehrend ist die Beobachtung des kleinsten Gegenstandes in der Schöpfung; wie unschuldig und rein ist das Vergnügen, welches ich in Betrachtung der Naturschönheiten empfinde! Wie heiligend ist für meine Seele der Umgang mit den Werken meines Gottes!

Es ist eine neue Kraft, welche mit dem beginnenden Frühling durch Erde und Himmel zu strömen scheint. — Ein frisches Leben regt sich

durch die weite Schöpfung, die Fluren strahlen von einem das Auge erfreuenden Grün, und tausend vielfarbige Blumen fangen an, ihren Schmuck zu entfalten, während die Bäume ihre Knospen schwellen lassen, oder schon mit Blüthenkränzen prangen.

Wer möchte da gleichgültig bleiben! Wie begierig und froh eilt Alles an heitern Tagen hinaus in Feld und Garten, die wiedererscheinende Schönheit der Welt zu sehen! Aber wo soll ich meine Betrachtungen der göttlichen Macht anfangen, wo enden? Ich verliere mich in einem unendlichen Labyrinth von Wundern; der schlechteste Grashalm, die kleinste Feldblume, welche mein Fuß niedertritt, ist ein Zeuge der allerhöchsten Weisheit, der allerhöchsten Macht.

Mondenlang unter Eis und Schnee schlief das erste Samenkorn. Aber Gott hat ihm eine natürliche Wärme gegeben, daß es auch durch den strengsten Frost nicht das in ihm wohnende Leben verlieren konnte. Kein Mensch wußte vom Dasein dieses Samenkörnleins, Niemand verpflegte es. — Aber Gott, der es geschaffen, sorgte auch für die Erhaltung desselben. Er wußte die Stelle, wo es am nützlichsten keimen, am besten Nahrung empfangen würde. Sturmwinde flogen darüber hin, sie entwurzelten feste Eichen und versenkten die Schiffe des Meeres in den Abgrund. Aber das unbemerkte Samenkorn ließen sie ruhig an seiner Stelle schlafen, oder trugen es auf einen Platz, wo es noch daran fehlte, und wo es besser gedeihen konnte.

Sorgt die Vorsehung so für das Samenkorn der geringsten Pflanze — könnte sie denn jemals meiner und der Meinigen vergessen? Warum quäle ich mich doch zuweilen mit heimlichen Sorgen um die Zukunft? Warum wird doch meine Zuversicht auf die Alles ernährende Vaterhuld Gottes wankend? Ist meine Seele weniger der Obsorge ihres Schöpfers würdig, als das kleine Samenkorn der Feldblume? Wird er jemals meiner vergessen, da er auch des Geringsten nicht vergißt, was er einmal erschaffen hat.

Jedes Samenkorn, sei es auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehlartigen Kern, und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schützen. Außer der groben, äußern, härtern Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kern noch eine feine, dünne Haut, damit selbst die feste Schale den Kern nicht drücken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen, und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Welch ein Aufwand der nöthigen Erhaltungsmittel für den Keim einer Mandel, einer Nuß, oder eines Grases! — Wie manche Aeltern haben für ihre eigenen Kinder und deren Gesundheit nicht so viel

Sorgfalt, als die Natur für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Samenkorns der gemeinsten Pflanze!

Aber auch den Kern des Samenkörnleins will ich näher betrachten. Ich entdecke darin zwischen den Kernstücken einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen. Aber es ist der wirkliche Keim der künftige Pflanze; der erste Anfang zum Kornhalm, oder zum Eichbaum u. s. w. Selbst also auch die flüssigen Kernstücke sind nur eine neue Hülle; sie dienen dem jungen Keim als erste Nahrung, so lange er nicht hervorgetrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen. — Wie mannigfach wunderbar und weise ist solch ein Samenkorn eingerichtet! Wie groß ist die Sorgfalt des Herrn aller Welten, des Majestätischen, vor dem die Sterne beben, um Erhaltung und Pflege des kleinsten Keimes!

Wenn nun im Frühjahr die Strahlen der Sonne den aufgethauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim, und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, indem er den Kern anschwellt, ist erstaunenswürdig. Wenn man auch ein Gewicht von hundert und fünfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt, und der Keim dringt hervor!

Woher diese außerordentliche Stärke? Wie kann solche Macht in einem so zarten Keime wohnen, den der Finger eines Kindes tändelnd zerstört? Warum erwacht diese Kraft nicht früher, bis der volle Frühling das Gedeihen sichert? — Wahrlich, hier ist das Walten Gottes! — Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen Menschen gehorchen: können sie ein einziges Samenkorn erbauen? Wie groß ist Gottes Allmacht selbst im Kleinsten! Nur die Reiche aller seiner Wunder mit flüchtigen Augen in der weiten Schöpfung auf Erden zu erkennen, wäre ein einziges Lebensalter des Menschen nicht hinlänglich. — Und wie dies einzelne Samenkorn, so sind Millionen neben Millionen auf der weiten Oberfläche des Erdballs ausgestreut, daß sie nicht zu zählen wären. Keines gleicht dem andern; alle sind von einander unterschieden an Größe, Schwere, Gestalt, Farbe. Einige haben Flügel, wie die Samen der Tannenbäume, damit der Wind sie auf entlegene, kalte Oerter führen könne, wo noch des Lebens zu wenig blüht. Andere fallen täglich vom Baum, unter dessen Aesten nieder, weil sie eine warme Winterdecke von dessen im Herbst abwelkendem Laube empfangen möchten, um nicht zu erfrieren. Jede einzelne Pflanze bringt wieder des Samens jährlich in ungeheurer Menge; ein einziger Eichbaum

oft so viel, daß daraus ein weitläufiger Wald erwachsen könnte, wenn jede Eichel gediehe. Aber der Schöpfer ist voll Güte, mit diesem Uebermaß von Früchten Menschen und Thiere zu ernähren; er streut damit den Vögeln und Würmern ihr reichliches Futter hin. Er versorgt sie Alle, seine Erschaffenen, Keines darf leer ausgehen. Nur der allergeringste Theil des jährlich reifenden Samens ist genug, den ganzen Erdkörper mit Pflanzen zu übergrünen. Herr! wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte! (Ps. 104, 24.)

Ist der Bau eines gering scheinenden Samenkörnleins schon hinreichend, unsere Verwunderung zu erregen: so ist es noch mehr das Leben des Keimes? — Was ist dies Leben? Es ist etwas Seelenartiges in dem kleinen Keime; denn er bringt, wie gerufen, und zur rechten Stunde, aus der Milch des Kerns hervor, und senkt seine Spitze in den Erdboden, um Nahrung zu finden. Er treibt aus dieser Spitze kleine Fasern hervor, die zu Wurzeln werden. Woher weiß der Keim, daß er Nahrung im Boden findet? Woher weiß er, wo der Erdboden sei, den er doch nicht sieht? Und doch, wenn die Spitze des Keims, die zur Wurzel bestimmt ist, aufwärts über der Erde steht, krümmt sie sich so lange abwärts, bis sie Erde gefunden, während die andere Keimspitze, die zu Stengel und Blätter werden soll, sich jedesmal von der Erde wegwendet und himmelwärts steigt, um Luft und Licht zu suchen. — Ist hier nicht Seele? Ist hier nicht eine verborgene wunderbare Kraft, die eben so unerklärlich ist, als diejenige, welche die Sternenwelten schwebend durch luftleere Räume in ewig gleichen Bahnen führt? Aendert immerhin die Lage des keimenden Samens, so oft ihr wollet, daß die Spitze, welche die Erde sucht, Luft, oder die, welche Luft sucht, Erde finde: er wird sich nicht täuschen lassen; er wird nicht müde werden, eben so oft seine Keimspitzen in ihrer Wendung zu ändern.

So führt mich schon der Keim des unbedeutendsten Krautes und Grases an die Grenzen meiner Erkenntniß. Es ist für den einsichtvollsten Sterblichen ein unauflösliches Räthsel, was das ist, das in diesem Keim denselben lenkt. Es läßt sich das unbekannte Etwas nicht begreifen, welches die wunderbare Eigenschaft hat, unter der Erde seine Arme auszustrecken, als Wurzeln, um Nahrung zu suchen. Und selbst diese Wurzeln, wie unendlich anders sind sie bei allen verschiedenen Pflanzen gebaut! Hier sind neue Räthsel zu lösen! Einige bohren mit festem Pfahl in gerader Richtung abwärts, um dem künftigen hohen und buschreichen Stamm des Baumes eine sichere Haltung gegen die Gewalt der Stürme zu verschaffen. Andere breiten sich nur in vielen Verästungen unter der Oberfläche des Bodens aus, so daß sie auch auf nicht gar tiefem Grund stehen können. Einige sind hohl, röhrenartig; andere schuppig, haarig;

einige sind holzig; andere fleischig, um Menschen und Thieren zur Nahrung zu dienen, als Rüben, oder Zwiebeln, als Kartoffeln u. s. w. Wer aber könnte die Mannigfaltigkeiten alle zählen, die in der unterirdischen Haushaltung der Wurzeln stattfinden? Und wie wenige Menschen denken nur daran, daß eine solche vorhanden ist; daß Gott unter der Erde die erstaunenswürdigsten Wunder vollendet, die kein Sterblicher beobachtet, um neue Wunder über der Erde erscheinen zu lassen?

So wie jedes Thier, seiner Natur nach, seine besondere Art Futter verlangt und aufsucht: so sucht auch jede eigene Pflanzenart diejenige Nahrung im Boden auf, welche ihr am angemessensten ist. Denn es liegt im Schooße der Muttererde mancherlei Kraft und Nahrung verborgen. Der weiseste Mensch kann sie nicht von einander unterscheiden; aber die blinde Pflanze fühlt und entdeckt sie mit ihren saugenden Wurzelspitzen, und verspottet die Einsicht der Sterblichen. Daher, verschieden wie das Erdreich, versammeln sich auf demselben die Gewächse. Andere Pflanzen blühen und grünen längs den Ufern der Bäche; andere auf den dürren Felsen. Die Brunnkresse liebt das reine kalte Wasser der Quelle; im Schlamm würde sie sterben. Aber das Steinbrechkraut nimmt mit wenig Erde in der Felsenwand vorlieb.

Daher ist in allen Welttheilen, unter allen Himmelsstrichen, das Reich der Pflanzen verschieden; jedes Land hat diejenigen Gewächse, welche seiner Natur am nützlichsten sind. In den Sandwüsten der heißen Weltgegenden grünt die Palme mit ihrer erquickenden Frucht; in den kalten Ländern breiten sich die Tannen in unermeßlichen Wäldern aus, um den Menschen Holz zur Erwärmung zu liefern. Aber diejenigen Gras- und Getreidearten, welche gerade den Menschen am nöthigsten sind, gewöhnen sich auch am leichtesten an jeden Himmelsstrich und jeden Boden. Daher finden wir sie in allen Welttheilen wieder. Also ordnete die Weisheit Gottes den großen Haushalt der Natur, daß an keinem Orte das für jede Gegend Nöthige mangle. Sie gab zwar verschiedenen Ländern ihre verschiedenen und eigenthümlichen Schätze, auf daß die Besitzer derselben sie unter einander austauschen, und dadurch näher mit einander verbunden werden möchten; aber was allen unentbehrlich war, das theilte sie liebreich allen mit.

Je tiefere Blicke ich in die Ordnungen der Schöpfung werfe, je anbetungswürdiger erscheint mir des Schöpfers erhabene Sorgfalt. Wie unzählige Vorbereitungen sind nöthig zum Keimen eines schwachen Samenkorns, wie vielerlei Mittel zu seiner Erhaltung und Nahrung; und doch fügt sich Alles so einfach, so leicht zusammen, daß der Sterbliche es kaum bemerkt und achtet! Wie viel gehört dazu, daß Mensch und Thier in einer Gegend leben können — und doch ein wunderbarer Ueberfluß für Alle! Und für Jeden wieder nach seiner besondern Natur, nach

seinen eigenen Bedürfnissen! Wie der Mensch die gesunde und ungesunde Nahrung unterscheidet, so weiß auch das Thier die schädlichen von den bessern Kräutern abzusondern; so weiß auch die Pflanze mit ihren Wurzeln unterirdisch umherzuschleichen, bis sie diejenige Nahrung findet, die ihrem Gedeihen am besten entspricht.

Und wie die Wurzeln erstarken, so wächst die zarte Pflanze mächtiger empor, und wird nun, was ihre vom Schöpfer verordnete Bestimmung ist. Sie wird zum Schwamm, der über Nacht im Schatten der Bäume aufschießt; zum Moose an Fels und Stein; zur Flechte, welche alternde Stämme umspinnt, oder haarig von deren Zweigen niederweht; zum Kraut und Grase, welches die Thäler und Hügel und Ebenen schmückt; zur immergrünen Palme, welche ihre kostbare Frucht im Gipfel trägt, und mit einem einzigen ihrer Blätter das Dach einer Hütte des wilden Indianers deckt; zur Staude, deren Wurzeln viele Jahre leben, und jährlich frisches Kraut hervortreiben; zum niedern Strauch, dessen holzige, zahlreiche Stengel aus gemeinsamem Wurzelstock treiben, zwar nie die Höhe eines Baumes, aber doch oft dessen Lebensalter erreichen; zum hochstämmigen Baume endlich, der zwar nur einen einzelnen Stamm aus seiner Wurzel emporsteigen läßt, aber dann oft mit seinem Schatten ganze Thäler füllt und mit seinem Alter durch viele Jahrhunderte geht. So dauert die Eiche über ein halbes Jahrtausend; im Schatten ihrer Zweige erfreuen sich mehr denn zwölf aufeinanderfolgende Menschengeschlechter. Doch wie hinfällg und flüchtig ist ihre Lebensdauer gegen die afrikanische Adansonie! Dieser Baum, in den warmen, feuchtsandigen Uferlandschaften des Senegals wachsend, hat oft einen Umfang von achtzig bis hundert Fuß, und breitet fünfzig Fuß lange Zweige über die Thäler! Noch blühen dort Bäume, die schon blühten, ehe Christus geboren ward. Ja man hat ihrer gefunden, die ein unverkennbares Alter von drei= bis viertausend Jahren hatten und noch kräftig grünten.

Was ist daneben des Menschen flüchtiges Leben? Wir staunen den Greis an, welcher über sein erstes Jahrhundert hinwegdauert. — Aber Eiche und Adansonie sinken nach Jahrhunderten und Jahrtausenden in den Staub, und nach Jahrhunderten und Jahrtausenden sind sie nicht vollkommener, als sie in ihren ersten Jahrzehenden gewesen waren. Der Mensch hingegen entwickelt seine wunderbaren, hohen Gemüthskräfte mit Schnelligkeit, wie er die Brust der Mutter verläßt. Er empfängt das Vermögen der Sprache, und nimmt durch seine äußern Sinne die Vorstellung von der ganzen äußern, ihn umgebenden Welt auf. Er ist mehr als stumme, gedankenlose Pflanze. Ein Tag seines Daseins wiegt das Jahrtausend vom Leben einer Pflanze auf. Er ist Geist. Er denkt Gott. Er erkennt die Ewigkeit seiner Bestimmung. Er unterscheidet sich von dem Leichnam, der ihn umhüllt, und welcher, gleich der Pflanze,

eine kurze Zeit blühet, dahinwelkt und stirbt. Was ist das Leben der mehrtausendjährigen Adansonie gegen die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes? Weniger, als ein Augenblick! Es ist daneben nichts mehr, als die Dauer der Schimmelschwämme, die gleich nach ihrem Erstehen wieder in Fäulniß fallen und vergehen.

Namenlos und verschieden, wie in Rücksicht des Alters, welches sie erreichen, sind die Pflanzen in Betracht ihrer Gestalt. Wer wäre vermögend, nur die mannigfaltig abwechselnden Formen ihrer Blätter, oder die anmuthigen, sinnreichen Bildungen ihrer Blumen zu zählen? Welcher Künstler verstände die Farbenmischung trefflich genug, daß er die reizenden, einfachen Abstufungen des Grüns nachzubilden im Stande wäre, mit welchem die ganze Pflanzenwelt gekleidet ist? Wer bildet aus Seiden und Edelsteinen den Glanz, die Zartheit und Frische jener bezaubernden Farben und Verschillerungen derselben nach, die unser Auge im bunten Kreise der Blumen entzücken? Ach, und wie viel Tausend dieser Blumen blühen mit unaussprechlicher Schönheit! die unser Auge nur deswegen nicht achtet, weil sie ihm beinahe zu klein sind! Aber auch die kleinste Blume des Feldes, welche wir gleichsam nur von ungefähr entdecken und aufheben, ist kein geringeres Wunder, als die lieblichsten der halbentfalteten Rosen. Prachtvoll und majestätisch ist die Gottheit im Verborgenen ihrer Schöpfungen, wie in ihren offenen und laut sich verkündenden Werken. — Für wen blüht die Blume der Einöde? Für wen prangt sie in hoher Regelmäßigkeit ihrer Theile, in der zarten Annehmlichkeit ihrer Gestaltung, in der Klarheit und Feinheit ihres Farbenschmelzes? Kein Auge sieht sie, kein Wanderer pflückt sie. Aber sie blüht und prangt, des Schöpfers Majestät auch in der stummen Einöde zu verherrlichen. Aber sie blüht und prangt, weil auch sie ihren Zweck im großen unendlichen Gebiet der Schöpfung hat. Nicht Alles ist auf Erden für den Sterblichen vorhanden. Jedes ist auch um sein Selbst willen, und jedes wieder zur Erhaltung des Ganzen da, und das endlose Ganze hängt wieder genau mit dem Einzelnen und Kleinsten zusammen.

Und soll ich vom Athem der Blumen schweigen, welcher die Lüfte des Frühlings und Sommers mit balsamischen Gerüchen füllt? Diese merkwürdigen Ausathmungen der Pflanzen gehören nicht weniger zu den Wundern Gottes, die zu unserer Seele reden. Denn was ist das, was unsere Nerven auf eine so wollüstige Art reizt? — Woher haben die Blüthen diesen Duft empfangen, den keine menschliche Zunge bezeichnen kann? woher ihn die blendende Rose, das heimliche Veilchen, die edle Nelke? Zerstört sie nur, und ihr findet nichts als Fasern, Wasser, und wenige ölige Theile. Was war ihre Nahrung, aus der sie die balsamischen Gerüche bereiteten, die ihnen der sinnvollste Scheidekünstler

nicht nachbildet? — Wasser= und Lufttheilchen. Doch wie die Biene aus dem Staube der Blüthen zähes Wachs und die Süßigkeit des Honigs zu verfertigen weiß, so die Blumen aus Wasser= und Lufttheilen den Duft, welcher uns berauscht, und den wir vergebens mit aller Kunst im Wasser und in der Luft suchen.

O Schöpfer, allmächtiger, wunderbarer Schöpfer, wie groß, wie unbegreiflich wirst Du mir selbst in dem kleinsten Deiner Werke! — Ich mag umherschauen, wohin ich will, überall predigt mir Alles Deine Majestät, Deine unerschöpfliche Weisheit, Deine unergründliche Huld. — Wie mag der Mensch Dein je vergessen, Deiner vergessen, der Du seiner nie vergissest? Wie mag der Mensch Dich vermissen, Dich suchen, o Du Allgegenwärtiger, dessen Wesen und Hoheit uns aus dem Kleinsten und Größten anspricht, was uns umgibt?

Der Mensch! — ist es möglich? — er Dich vergessen, er undankbar sein, er selbst doch die schönste Blume in der gesammten Schöpfung, die er kennt! — Er Dich verläugnen, der Du Dich in ihm am herrlichsten offenbart hast! Er, geschaffen Dir ähnlich! Geist gleich Dir, o Gott der Geister, heiligster der Geister! er vergißt der erhabenen Abkunft; vergißt seiner erhabenen Bestimmung? klebt sinnlich=thierisch nur am Irdischen? sieht nur Staub, lebt nur für denselben; sorgt nur für seine Nahrung, für das Gedeihen seines Leibes, gleich einer Pflanze, und welkt dann, wie sie, wieder zum Staube nieder?

Nein, nein — herrlicher ist der Beruf meines Geistes, als zum schwelgenden, ärmlichen Pflanzenleben! — Nein, o mein Gott, mein Schöpfer, den ich Vater nennen darf, nein, ich verläugne Dich nicht!

Ich begegne Dir mit ehrfurchtvollen Schauern in der grünen Nacht der Wälder, deren Wipfel feierlich über mir ertönen, wie Gesang. Ich begegne Dir unter den wankenden, bunten Blumenheeren des Feldes, deren süßer Duft zum Himmel emporwallt, wie Opferduft! — Ueberall bist Du, und überall Gott, mein Gott! — Die Kornähre, der Gras=halm, das niedere Moos sprechen: wir kommen von Gott! Die ganze Natur ist ein Tempel, in welchem ich Dich anbeten soll — und jeder Theil, auch der geringste an diesem Heiligthum, predigt Dich!

Vater, Aller Vater, der Du bist wunderbar und mächtig auf Erden, wie in den Himmeln, heilig sei mir Dein Name! Amen.

50.

Das Reich der Pflanzen.

Zweite Betrachtung.

Ps. 145, 1 — 9.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
Dich, Herr, und Deine Stärke?
Die Macht, der außer Dir nichts gleicht,
Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der himmlische Gesang?
Laß mich den Jubel hören!
Laß meines Herzens Liedes=Dank,
Mit ihm vereint, Dich ehren.

Unübersehbar, grenzenlos,
Ist Deiner Wunder Menge:
Ein hoher Inhalt, allzugroß
Für irdische Gesänge.
Wo kann ich hinschau'n, wo sich mir
Nicht Unermeßlichkeiten
Entschleiern, wo nicht, Gott, von Dir
Ertönen alle Zeiten?

Ich kann, mein Gott, wie groß Du bist,
Errathen mehr, als wissen!
Der Glanz, in den ich schaue, ist
Für mich gleich Finsternissen.
Ich ahne, Herr, nur Deine Macht
Im Stern, wie in der Blume;
Doch trennt mich des Verstandes Nacht
Von Deinem Heiligthume.

Ich will reden von Deiner herrlichen, schönen Pracht und von Deinen Wundern! So sang David, der königliche Sänger Gottes. Und wo ist der Christ, welcher nicht gern und freundlich beim Anschauen der täglich schöner aufblühenden Natur von dergleichen Empfindungen belebt würde? Wo ist ein Tempel des Höchsten, der festlicher geschmückt wäre zu seiner Verehrung, als der Tempel der Natur, dessen Gewölbe der strahlende Himmel, dessen Teppich die weite grünende, mit Blüthen überstreute Landschaft ist.

Nur hier empfange ich eine erhabenere Vorstellung von der Größe des Ewigen, die mir so der beredteste Mund eines Sterblichen nicht innerhalb der todten Mauern der Schulen und Kirchen geben kann. Nur hier erweitert sich meine Brust zum Entzücken; mein Gemüth sehnt sich nach Anbetung; nur hier fühle ich lebhaft, wie arm meine Sprache ist, um die Gedanken, die Gefühle auszudrücken, welche mich überwältigen.

Wahrlich, es ist nicht gleichgültig, an welchem Orte man sich befindet, wenn man mit edler Bewegung des Gemüths an Gott denken will. Alles, was uns umgibt, spiegelt sich in unserer Seele ab, und hat einen Einfluß auf unsere Vorstellungsart. Willst du dir nur von der Macht und Größe eines Königs einen lebhaften Begriff machen: sie werden dir ganz anders erscheinen, wenn du derselben in einer elenden Hütte gedenkst; und anders, wenn du Augenzeuge vom Reichthum seiner Paläste und der gebietenden Gewalt seiner Worte bist. So stellst du dir auch die Majestät Gottes anders vor in der Nacht, anders am hellen Tage, anders in deiner engen Kammer, anders im freien Felde unter offenem Himmel. Aber standest du jemals einsam auf der Spitze eines Berges, von wo herab du die unten liegende Landschaft wie ein stilles Bild ausgebreitet erblicktest; wo dir die Menschen, gleich Würmern, klein und unbedeutend vorkamen; wo ihre Wohnungen Maulwurfshügeln glichen; wo weite Stille um dich her wohnte, und du allein standest mit der feierlichen Natur und mit dem Gedanken an Gott, und dein Geist, rein von Leidenschaften und Kümmernissen des alltäglichen Lebens, sich selbst gehörte? — Wie ganz anders hast du damals deines Schöpfers gedacht, wie mit ganz anderer Ehrfurcht hast du da zu ihm gebetet, als sonst zwischen den engen Wänden deiner Wohnung, wo dich so vielerlei kleinliche Dinge an irdische Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen mahnten!

Daher sehne ich mich gern zur Einsamkeit im Schooße der Natur; da empfinde ich ruhiger; da urtheile ich milder über die Menschen und ihre Angelegenheiten; da bete ich mit einer feierlichen Andacht zum Schöpfer. In meiner Hütte, im Gewühle des gemeinen Lebens, zwischen den Wohnungen der Sterblichen, sehe ich nur Menschenwerk; aber draußen erblicke ich, umrauscht und umduftet von der Pflanzenwelt, Gotteswerke. Je länger ich sie im Ganzen oder einzeln betrachte, je außerordentlichere Dinge nehme ich wahr, je höher steigt meine Ehrfurcht.

Wenn ich eine Pflanze zergliedere, oder vermittelst eines Vergrößerungsglases ihre innern Theile näher betrachte: welche Kunst, welche Zweckmäßigkeit, welche Ordnung bietet sich da meinen Augen dar! Ich erblicke, wie Fasern sinnvoll und regelmäßig durch Fasern geschlungen und verwebt sind, um dem Ganzen eine zusammenhaltende Festigkeit zu geben; zwischen den Fasern allerlei kleine Gefäße und Röhren, die theils Saft enthalten, welcher in ihnen aufgestiegen ist, theils Luft, die ohne Zweifel ebenfalls zur Nahrung dient. Einige dieser Röhren sind schraubenförmig gewundene, silberfarbene Bänder, die sich aus einander ziehen lassen, und wenn man sie losläßt, wieder röhrenartig zusammengehen. Doch wer ergründet, wozu diese Gefäße alle so äußerst kunstvoll gebaut sind, wie keines Menschen Hand sie nachbilden könnte? Wer ergründet, wie nun in diesen Gefäßen Luft- und Wassertheile aufsteigen und sich so

vollkommen verwandeln können, daß auf dem gleichen Fleck Erdbodens der Rosenstock den süßen Duft, die Wermuthstaude ihre Bitterkeit, der Weinstock sein köstliches Getränk, und der Stechapfel sein Gift bereiten könne? Alle umgibt doch die gleiche Luft, und ihre Wurzeln verschlingen sich in der gleichen Erdscholle.

Ich kann zwar im Innern eines Stammes die Markröhre sehen; ich muß zwar glauben, das Mark müsse einer der wichtigsten Bestandtheile sein; ich sehe, wie sich das Mark in seinen Fasern durch den dicksten Baum bis zur Rinde drängt; wie alle Aeste des Baumes entweder unmittelbar aus dem innern Mark entspringen, oder erst von einem durch die Rinde hervorgebrochenen kleinen Markknoten ihren Anfang nehmen — aber wie wenig weiß ich darum noch über den wahren Zweck dieses weißen, wellenförmig zusammengefügten Wesens! — Ich weiß zwar, daß in jedem Baume sich zwischen dem Baste und dem alten Holze eine neue Holzlage bildet, die das Mark ringförmig umgibt; aber woraus sie entsteht, bleibt mir unbegreiflich. Ich weiß zwar, daß die Blätter als eine zarte Fortsetzung der Rinde anzusehen sind; aber wodurch empfangen sie an jeder Pflanze ihre regelmäßig vorgezeichnete Form, die sie nie ändern, und die sie schon haben, während sie noch in den Knospen klein zusammengefaltet liegen?

Man sagt, die Gottheit thue in unsern Tagen keine Wunder mehr — Zweifler, bist du hinausgegangen in die Werkstätte des Schöpfers, und konntest du dir die Ereignisse erklären, welche da dein erstauntes Auge sah? Ist es dort nicht seine Hand, die täglich neu schafft? Wessen Hand ist es, die das Unbegreifliche bildet?

Die Pflanzen gleichen in vielen Dingen den Thieren. Jene Saftschläuche, Gefäße, Fasern, Schraubengänge und Luftröhren sind wie ihre Eingeweide zu betrachten. Aber die Aehnlichkeit vermehrt sich, indem ich bemerke, daß die Pflanzen auch ein- und ausathmen. Dies geschieht vermittelst der Blätter, auf deren Ober- und Unterflächen viele kleine Oeffnungen sind, durch welche theils Ausdünstungen fortgehen, theils Luft eingesogen wird. Die Haare, womit die Blätter sehr fein bedeckt sind, halten, wie der Wald den Nebel, auch den dünnsten Thau und Regen auf, und sind vermuthlich, wie die menschlichen Haare, sehr zarte Röhren, welche die nöthigen Nahrungsstoffe aus der Luft einsaugen, und dann durch die Blätter dem Stamm mittheilen.

Wie bei den Thieren, findet bei den Pflanzen auch Begattung statt, ohne welche keine natürliche Selbstvermehrung geschieht. Wir erblicken im Innern der Blumen bald Fäden, die aufrecht stehen, und an ihren Spitzen gelbliche oder röthliche Staubbeutel tragen; bald andere Fäden, die keinen Staub geben, sondern an ihrer Spitze eine klebrige Feuchtigkeit haben; bald beiderlei in gleicher Blume beisammen. Jene werden

mit Recht männliche, diese weibliche Blüthen genannt, oder wo sich beide in gleicher Blume befinden, vermischte. Zur Zeit der vollsten Blüthe geht die Befruchtung dadurch vor sich, daß die Staubkapseln der männlichen Blüthen ihren zarten Staub durch die Luft fliegen lassen; er bleibt an den klebrigen Fäden hängen und befruchtet die Blume. Dann fallen die männlichen Blüthen ab, die man gewöhnlich taube Blüthen nennt, weil sie selbst keine Frucht haben. Aber würde man sie alle, wie die Kätzchen an den Nußbäumen, oder die Blumen an den Gurken, vor ihrem Aufblühen abschneiden: so würden die Fruchtblüthen nichts tragen können.

Die Frucht, welche eigentlich den Samen jeder Pflanze zur Fortsetzung ihrer Art enthält, ist der edelste Theil derselben. Zu ihr tragen alle Theile vom Innern der Pflanze bei, sie zu vollenden. Die Rinde des Stammes liefert die äußere umgebende Hülle; das unter der Stammrinde befindliche grünliche oder gelbliche Zellgewebe erweitert sich durch zuströmende, eigenthümliche Säfte und wird zum fleischigen Theil der Frucht; das Mark des Stammes gibt vermuthlich den ersten Grundstoff zu dem im Mittelpunkt liegendem Samenkorn.

Bei manchen Blumen erkennt man in der Befruchtungszeit die Begattung sehr deutlich. Die kleinen Staubfäden legen sich gleichzeitig an den klebrigen, aus der künftigen Frucht aufsteigenden Faden; oder sie krümmen sich einer nach dem andern zu demselben nieder, und richten sich so wieder auf; oder sie bewegen sich links und rechts, den Staub abzuschütteln.

Viele in der Tiefe des Wassers wachsenden Pflanzen stellen ihre Blüthen, während der Befruchtungszeit, über den Wasserspiegel, und ziehen sie nach vollbrachtem Geschäft wieder zurück. Von jener Seepflanze, Wallisneria genannt, die im tiefen Grunde des Weltmeers wächst, ist bekannt, daß sich ihre männliche Blüthe vor dem vollen Aufblühen vom Stamme losreißt und auf der Oberfläche der Wellen umherschwimmt, wo sie sich erst ganz entfaltet. Dann steigt die weibliche Blüthe, an einem schraubenartig gewundenen Faden hängend, gleichfalls empor, und sinkt nach geschehener Befruchtung wieder auf den Boden des Meeres zurück.

Doch bei weitem nur von dem allergeringsten Theile der Land- und Wassergewächse kennen wir ihre geheime Haushaltung. Wie wenig achtet der Sterbliche insgemein auf die Werke seines Schöpfers; wie wichtiger dünken ihn oft die mangelhaften Nachbildungen und künstlerischen Spielereien von Seinesgleichen! Würden wir einen hellen Blick in die Natur des großen Pflanzenreichs und in das verborgene, wunderbare Leben desselben werfen können — o eine fremde, unbekannte Welt würde uns umschlingen, wir würden in jeder Pflanze einen Geist

zu erblicken glauben, welcher deren äußere Gestalt wie eine schöne Hülle um sich geworfen hätte, und ihr Empfindung und besonnenes Streben mittheilte.

Nehmen wir nicht auch schon bei geringer Aufmerksamkeit wahr, wie viele Gewächse, gleich den Thieren, bei anbrechender Nacht zu schlafen scheinen? Sie verschließen ihre Blumenkelche; sie legen ihre Blätter zusammen; sie erwachen nicht, bis die Sonne wieder hervorsteigt. Aber wie unter den Thieren viele des Tages ruhen, und erst in der Nacht umherschwärmen, so sind auch andere Pflanzen am Tage unthätig; sie wachen erst mit den Sternen auf, und streuen ihre Wohlgerüche in der stillen Dämmerung aus.

Manchen läßt sich eine sehr zarte, fast thierische Empfindung nicht abläugnen. Die schamhafte Mimose zieht schüchtern ihre Blätter zusammen, wenn man sie antastet; sie läßt ihre Blätter traurig niederhängen, wenn man sie schlägt oder stark erschüttert. An den meisten Gewächsen aber bemerkt man besonders ihre Liebe zum Lichte. Welch ein wetteiferndes Gedränge der Bäume eines dichten Waldes, Theil zu haben am Sonnenlicht! Wie traurig und kränkelnd stehen die unterdrückten da, während freudig die über ihnen rauschen, deren Wipfel vom Glanz des Himmelsgestirns trinken! Wie breiten die in Zimmern und Gewächshäusern gehaltenen Pflanzen ihre Zweige, ihre Blätter nach den Fenstern hin! Es ist mehrmals bemerkt worden, wie die zur Winterszeit in Kellern aufbewahrten Wurzelgewächse im Frühling weit Ausläufer treiben, um Licht zu finden. So trieb eine Kartoffel, die im Winkel liegen geblieben war, ihren Ausläufer erst zwanzig Schuh weit auf dem Boden hin nach der Thür, dann rankte sie an der Wand in die Höhe, und in gerader Richtung zum Lichtloch des Gewölbes.

Wer kann bei solchen seltsamen Aeußerungen des Pflanzensinnes gleichgültiger Zuschauer bleiben?

Wer wird nicht von Rührung und Erstaunen ergriffen, wenn er gewahr wird, daß in der stillen Welt dieser Geschöpfe mehr Leben, Absicht und gleichsam willkürliche Thätigkeit ist, als man vermuthete? Warum gehen wir, gleich Blinden, unbekümmert durch die Menge dieser herrlichen Wesen dahin, ohne der allmächtigen, liebevollen Meisterhand des Schöpfers eingedenk zu sein, der sie beseelte; der ihnen eine gewisse Empfindung, man möchte sagen, gegenseitige Liebe gab?

Denn wie unter den meisten Thieren, herrscht sichtbar auch unter den Pflanzen eine Art Geselligkeit. Sie wohnen, wo sie frei für sich leben, ganz Familienweise beisammen. Da scheinen sie dann kräftiger zu gedeihen, als wenn man sie vereinzelt; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen, schlanker, ihre Oberfläche glänzender. Hingegen einzeln und frei stehende Pflanzen sind zusammengedrängter, struppichter, rauher, auf

Berghöhen behaarter. So wird auch der Mensch durch Geselligkeit heiterer, in seinem Aeußern gefälliger, während Einsamkeit ihn in sich gekehrter, rauher und wilder macht.

Wie es unter den Thieren solche gibt, die sich nur vom Untergang und Blut der andern ernähren, finden wir auch unter den Gewächsen mancherlei Raubpflanzen, die im Nahrungssaft und Blut der übrigen schwelgen. Sie hängen sich ihnen an und sind überall mit Saugröhren bewaffnet; diese dringen mit solchen in sie ein und zehren ihre Kraft aus.

So wie in den Einöden des Welttheils Amerika die schrecklichsten Raubthiere einherwandeln, wuchern in dessen Wäldern auch die gewaltigsten Schmarotzerpflanzen. Die Lianen, mit Arm- und Schenkeldicke, umspinnen die Bäume saugend in allen Richtungen; ja von Baum zu Baum in einer Länge von mehrmals hundert Schuh fortschleichend schnüren sie wie starke Seile ganze Waldungen zusammen und machen sie so undurchdringlich, daß mit der Axt oft bei hundert Bäume von ihren Wurzeln getrennt werden und dennoch in einem Verbande mit den andern stehen bleiben. In unsern Gärten hängt die Mistel ihre aussaugenden Wurzeln zwischen die Rinde der Obstbäume und entkräftet sie; ebenso der Frauenflachs die kleinern Pflanzen, welcher wie ein starker Bindfaden alle umwickelt. Er wächst zwar auch aus dem Samen der Erde auf; sobald er aber eine Pflanze erreicht hat, zieht er seine Wurzel aus dem Boden, und wenn er eine Pflanze getödtet hat, geht er mit seinen Spitzen zur andern über und saugt sie aus.

Doch bei allen diesen merkwürdigen Eigenheiten der Pflanzennaturen ist ihr ganzes Wesen nur ein schwaches Schattenspiel der thierischen Welt. Sie sind ohne Bewußtsein, wenn gleich nicht ohne Empfindung; sie sind ohne Willen, wenn gleich nicht ohne Triebe, die einem Wollen ähnlich zu sein scheinen. Unerklärlich wunderbar ist der Bau ihres Innern, unerklärlich wunderbar ihr Wachsthum und ihr Vermehren, ihr Verarbeiten der Säfte und ihr regelmäßiges Streben. Allein alles dies, und bei weitem mehr, entdecken wir auch in den thierischen Körpern, welche viel mannigfaltiger zusammengesetzt, viel sinnvoller eingerichtet sind.

Die Seele oder Lebenskraft der Pflanzen finden wir auch vollkommen in den Thieren und Menschen wieder. Die Körper derselben nähren sich, wachsen und pflanzen sich fort, ohne eigenen Willen. Der Säugling wie der weiseste Mann wissen nicht um das Geheimniß, wie die genossene Nahrung sich in Nerven, Blut, Knochen, Sehnen, Haare u. s. w. verwandeln könne. Sie nehmen an Größe und Kraft zu, ohne daß ihr Wille etwas dabei vermag. Die äußern und innern Theile des Leibes verrichten ihre Geschäfte fort, der Mensch wache oder schlafe; sein Herz treibt das Blut mit außerordentlicher Macht durch die Adern, seine Lunge den Athem, ohne daß er daran denkt. Ja, selbst wenn der Geist schon im

Tode vom Körper geschieden ist, dauert demungeachtet oft noch ein Theil des Pflanzenlebens in diesem fort. Man hat mehrere Leichname gesehen, denen nach voller Verwesung der edlern Theile noch Nägel und Haare gewachsen waren bis zu unförmlicher Verlängerung.

Also hat auch das Thier diejenige Seele oder wunderbare Lebenskraft, welche in den Pflanzen unser Erstaunen erregt. Sie besteht im Thiere wie im Menschen unabhängig für sich. Aber ein höheres, unendlich wundervolles Vermögen wohnt im Thiere, davon keine Pflanze hat. Das Thier hat Empfindungen der Lust und Unlust, oder ist sich derselben bewußt. Es hat jene Pflanzentriebe nach Wachsthum und nach Vermehrung seiner Art, aber verknüpft damit seinen eigenen Willen. Es hat die Kraft, sich selbst zu bewegen von einer Stelle zur andern, und zwar nach Lust und Willkür. Es kann Fertigkeiten erlernen, Gewohnheiten annehmen, die nicht in der Natur einer Pflanze liegen. Es kann Stolz, es kann Liebe, es kann Rachsucht, es kann Zorn, es kann Furcht, Demuth und Gehorsam äußern; es erinnert sich des Vergangenen, es kann sich auf eine bevorstehende Annehmlichkeit freuen.

Die Seele des Thieres ist also weit erhabener, als die mit ihr im gleichen Körper vergesellschaftete Pflanzenseele. Keine Blume kennt die Willkür, kennt Liebe und Haß, kennt die Macht der Selbstbewegung.

Der Mensch, auf höherer Stufe, als alle andern sichtbaren Wesen, verbindet in sich die Pflanzen- und Lebenskraft mit der Thierseele — aber noch eine dritte Kraft schwebt in diesem allem unabhängig und über Alles — es ist der denkende Geist, welcher das Gute und Böse unterscheiden, sich nach eigenen, selbsterkannten Gesetzen richten, die Erscheinungen der Schöpfung durchdringen und Gott, den höchsten Geist, denken kann. Hier ist der Gipfel des Menschenthums! Hier rührt der Sterbliche an erhabenere Wesen, die ohne Zweifel so weit über ihm stehen, wie der Mensch über dem Thier, wie das Thier über der Pflanze, wie die Pflanze über dem todten Stein.

Ein ehrfurchtvoller Schauder durchdringt mich beim Anblick dieser Mannigfaltigkeiten und Stufen in der Schöpfung Gottes! Ich wage es kaum, weiter einzuschreiten in das große, geheimnißreiche Heiligthum der herrlichen Allmacht. Und mein Verstummen wird Bewunderung Deiner Majestät, o Herr des unendlichen Weltalls, und diese Bewunderung ist tiefe Anbetung.

Geist der Unendlichkeit! Allbelebender des Alls! Alles in sich Vollendender! Du, den mein Geist nur mit einem schwachen Laut bezeichnet, aber nicht ausspricht — Gott! o Gott! wie bist Du groß, und größer, als mein Geist es ahnet! Je weiter ich in Erkenntniß Deiner Werke vordringe, je unübersehbarer wird die Menge derjenigen, die mir noch zu erkennen übrig bleiben. Ich fasse einen Wassertropfen, und wähne Deine

Größe zu begreifen; aber um mich her schlägt ein Weltmeer zusammen, in dem ich untergehe. Meiner Kraft gebricht die Macht, meinem Leben die Zeit, Dich zu ergründen. Ich glaube Dich zu erblicken in enthüllten Räthseln des Weltganzen, aber Du verschwindest hinter unendlichen neuen Geheimnissen, deren Schleier mein Arm nicht heben kann. Ich verliere mich in der Fülle Deiner Wunder; ich fühle meine Kleinheit; es wird Nacht um mich, wo ich Licht sah; ich verschwinde mir selbst — ich behalte keinen Trost im Gefühl meiner Nichtigkeit, als den Gedanken, welchen Jesus mit göttlicher Weisheit in mein Inneres legte, den himmlischen Gedanken: Auch ich bin Deiner unendlichen Werke eines! Auch ich bin Dein Kind! Auch ich darf Dich Vater nennen! Auch auf mich blickst Du gnadenvoll und barmherzig, wie auf jedes Deiner wunderbar erschaffenen Wesen! Auch mich wirst Du nicht versinken lassen und mich nicht vergessen, o Vater unser Aller, der Du bist in den Himmeln!

51.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Erste Betrachtung.

Jes. 6, 3.

Bis zu des Weltballs Achsen freu'n
Sich Wesen aller Art in Dir;
In heißen, sand'gen Wüstenei'n;
In unsern blühnden Fluren hier;
Im Eis des Nordens!

Viel Stufen wandeln sie zum Ziel
Nach größerer Verherrlichung;
Du wirkst, durch Schmerz und Freudenspiel,
Die höhere Entwickelung
Der Kräfte Aller!

Wer tritt wohl hinaus in den hohen, prachtvollen Tempel der Natur, wo die Erde, umstrahlt von Morgen- und Abendröthen, zum Altar wird, von welchem Opferdüfte gen Himmel wallen — wer tritt wohl hinaus, ohne nicht gern den Staub der Sorgen abzuschütteln, sich im Anblick der allgemeinen Herrlichkeit zu erquicken, und Sehnsucht zu empfinden nach Anbetung? — Die wehenden Halme des Grases, die goldenen Saaten, die schwellenden Früchte, die früh und spät predigen: Gott ist die Liebe! — der stille Wechsel der Tage und Nächte, der Sonne und des Mondes; der Wandel der Jahreszeiten; das ewig gleiche Weltgesetz in der mannig-

faltigen Unendlichkeit, verkünden die Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes. — Der Duft, welcher dem Opferkelch der Blumen entsteigt; das erfrischende Wehen der Lüfte, wie der zermalmende Sturm; das Sumsen der fleißigen Biene vor unserm Ohr, wie der Donner, der die Gebirge zittern macht; der Farbenschmuck des flatternden Schmetterlings, wie das Strahlenthor des Regenbogens, — Alles spricht: Wir zeugen von dem allmächtigen Gott. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! (Jes. 6, 3.)

Alle Lande! — Nicht unsere Gegenden allein sind die beglückten. Größere Fülle des Reichthums, wunderbare Fruchtbarkeit der Erde, mannigfaltigere Gestalten der Thiere und Pflanzen werden noch in andern Landschaften des Erdbodens erblickt. Sie alle prangen mit eigenthümlichen Seltenheiten und merkwürdigen Dingen, die den übrigen fehlen. Jede von ihnen hat ihre eigenen Reize und Vortheile — allen war der Schöpfer hold. Schon kennen wir zwar im Allgemeinen den größten Theil der Länder des Erdbodens; vielmals schon ward der Erdball von kühnen Seefahrern umschifft; denn er ist rings mit Meer umgeben, worin sich die Welttheile, oder das sogenannte feste Land, wie große Inseln erheben: dennoch ist bis auf den heutigen Tag das Innere weitläufiger Landstriche und ganzer Welttheile noch unbesucht und unbekannt geblieben. Welche wunderbaren Pflanzen und Thiere mögen dort noch leben, von deren Gestalten, Beschaffenheiten und Kräften wir keine Vorstellung haben; welche Völker mit ihren Städten, Dörfern, Sitten und Gebräuchen, die uns ganz fremd sind und erst von unsern Enkeln entdeckt werden mögen! Und wissen wir auch nichts von ihnen, doch sind sie Kinder Gottes; der ewige Vater weiß von ihnen, liebt sie, sorgt für sie!

Wäre es einem Sterblichen vergönnt, von himmlischen Höhen herab mit einem einzigen Blick die gesammte Erdkugel in ihrem ungeheuern Umfang von fünf= bis sechstausend Meilen zu überschauen; zu sehen, wie sie sich in ewig gleichen Entfernungen von der Sonne, neunzehn bis zwanzig Millionen Meilen weit von ihr, durch die unendliche Leere des Himmels dahinwälzt, leichter als eine Feder, die in den Lüften schwimmt, rollend, fliegend mit furchtbarer Geschwindigkeit, in jeder Minute zweihundert und vierzig Meilen forteilend, und so Jahr um Jahr ihre uralte, stille Bahn um die flammende Sonne vollendet; könnte er überschauen mit einem einzigen Blick die Formen der himmelhohen Gebirge, die brausenden, spielenden Meere, die grünenden Länder der Menschen, deren Haushalten und Leben, — — ach, würde unser Herz die gewaltigen Gefühle ertragen können, welche dieser erschütternde Anblick hervorrufen müßte — dies Schauspiel, vor welchem selbst Engel in Entzücken und

Erstaunen untergehen müssen! — — Nur der schwache Gedanke daran macht unsere Einbildungskraft beben, und unsere Seele stimmt ehrfurchtvoll in das „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll!"

Wie ein weiches, grünes Kleid, hin und wieder von den goldenen Flecken heißer Sandwüsten gebrochen, umhüllen den Erdball die unzählbaren Pflanzen. Nur an seinen Außenenden, welche gleichsam die Achsen sind, um die er sich dreht, glänzt das Silber ewigen Schnees und Eises. Hier starren Meer und Land vom unaufhörlichen Winter. Zu diesen Enden der Welt gelangte noch der Fuß keines Sterblichen, verirrte sich noch der Flug keines Vogels. Hier ist kein Leben, kein Laut. Nur einstürzende Eisberge unterbrechen zuweilen das weite Schweigen des Todes, welches hier immerdar herrscht. Von hier aus geht nichts hinüber zu der bewohnten Welt, als von Zeit zu Zeit eine todte, funkelnde Eisinsel, die aus den Trümmern der gefrornen Decke entstand, welche hier das Weltmeer schließt.

Wo die ewige Schneewüste endet, welche die Achse des Erdballs verbirgt, beginnt, gegen die bewohnte Welt zu, das erste schwache Leben. Moose und Flechten kleben am nackten Felsen, um wenigen Gewürmen kärgliche Nahrung zu geben. Die noch oft gefrornen Wellen des Meeres sind süß und beherbergen kaum einzelne Fische. Der Mensch hat noch keinen Raum zur Wohnung; selbst das wilde Thier flieht die nahrungslose Einöde.

Erst da, wo die Sonnenstrahlen fähig werden, den Erdboden, wenn auch nur auf einige Wochen im Jahr, aufzuthauen, regt sich der Athem der halberstarrten Natur. Kleines Weidengesträuch, das am Boden kriecht, zwerghaftes Birkengesträuch, grünt her und hin, wenn die Sonne den alten Schnee abschmilzt von den kalten Küsten. Der Mensch hauset erst, wo er einige höhere Gesträuche oder Bäume findet, oder wo das Meer zuweilen einiges Holz aus den entfernten Inseln und Ländern mit seinen Wellen an diese einsamen Ufer wirft. Da baut er seine Wohnung dürftig in die Erde hinein, um unter dem Schnee ihre natürliche Wärme zu genießen. Das Land hat für ihn keinen Garten, kein Ackerfeld; es ist nur kurze Zeit vom Frost entbunden. Bären, deren Fell weiß ist, wie der Schnee, den sie Nahrung suchend durchirren; Marder, Zobel und anderes Wild geben ihm kümmerliche Speise durch ihr Fleisch und Bekleidung mit ihren erwärmenden Fellen. Reichlicher nährt ihn das Meer. Er durchrudert es verwegen mit leichten Schiffen, die er aus Mangel an Holz von den Häuten großer Fische zusammennähet, und mit den Gräten derselben ausspannt. In diesen kalten, selten besuchten Gewässern des Ozeans ist die Heimath des Wallfisches, der ungeheuern Schaaren der Heringe und anderer Meerbewohner, die nur selten in wärmere Gegenden hinstreifen.

Ihr Fleisch ist des Menschen köstlichste Nahrung, die er getrocknet für den zehn Monate langen Winter und für die große Nacht aufbewahrt. Denn in diesen traurigen Gebieten, unfern den Achsen des Erdballs, ist fast eine Hälfte des Jahres in ununterbrochener Nacht. Doch wird sie wunderbar durch den Glanz des Mondes oder der Gestirne und des blendenden Schnees erhellt, oder auch von Zeit zu Zeit durch den rothen Schimmer der Nordlichter, die von den Gegenden der Erdachse her wie brennende veränderliche Wolken über den ganzen Himmel ausströmen. Niemand kennt den Ursprung dieser Lichtfluthen. Aber gütig sorgte der Allmächtige durch sie für die Erleuchtung halbjähriger Dunkelheit, welcher endlich ein halbjähriger Tag folgt. Wenn dieser anbricht, o mit welchem Entzücken begrüßt der frohe Bewohner der Eiswüsten die Sonne! Aber sie steigt nicht empor, wie bei uns, um in baldigem Wechsel Morgen, Mittag und Abend zu verleihen, sondern streift viele Tage, nur zum Theil sichtbar, rings umher am äußersten Saum der Erde, hebt sich dann in schraubenförmiger Bahn zum Himmel, und hat sie ihre Höhe erreicht, sinkt sie in gleichen Windungen langsam wieder unter. Aber ihre Kraft ist schwach, weil ihre Strahlen fast immer nur flach über die Erde hinstreifen, wie bei uns in der Frühe des Morgens in den kürzesten Wintertagen.

Da, wo endlich schon Tage und Nächte in kürzern Zeiträumen zu wechseln anfangen, und das wohlthätige Tagesgestirn erwärmender im Zeitraum von vier bis fünf Monaten Frühling, Sommer und Herbst zusammendrängt, arbeitet das Leben der Natur schon mit größerer Macht. Es erheben sich hohe, finstere Wälder von Tannen, angefüllt mit wilden Thieren, deren Pelze begierig der Mensch sucht, um durch Tausch für dieselben allerlei Erzeugnisse milderer Weltgegenden einzuhandeln. Dennoch ist sein Winter zu lang, sein Sommer zu flüchtig, als daß ihm Obstbäume in den rauhen Lüften blühen sollten und goldene Saaten. Die Kargheit der Natur macht die Völker hart, wild und kriegerisch. Sie streifen zu Roß umher durch die weiten, öden Steppen und Grasfelder, Raub zu suchen und Jagd. Erst wo die Natur milder wird; wo sie an Thieren und Pflanzen mannigfaltigere Art erzeugt; wo neben den schwarzen Tannen endlich auch das helle Laub der Buchen und der majestätischen Eichen leuchtet; wo nicht nur der traurige Eisvogel krächzt, sondern auch Singvögel aller Gattung, buntgefiedert, die Gebüsche mit ihren Melodien füllen; wo der Frühling sich mit Millionen Blumen kränzt, der Sommer die Saaten vergoldet, der Herbst den Apfel röthet und die Traube reift — erst da wird der Mensch milder.

Unter diesem gemäßigten Himmelsstrich ist gleichsam eine neue Welt. Die Allmacht Gottes enthüllt sich in mannigfaltigern Liebeswerken. Was die kältern und wärmern Weltgegenden hervorbringen, wird hier, wenn nicht immer durch die Natur, doch durch der Menschen Fleiß und Kunst,

vereinigt. Hier bringt jede Spanne Bodens ihrem Bewohner wohlthätigen Zins. Hier weiden zahme Heerden sicher auf den Fluren der Dörfer, und die Städte ertönen vom Geräusche der Werkstätten. Auf den Strömen ziehen schwerbefrachtete Schiffe hin. Der Handel verknüpft die Nationen zu einer allgemeinen Familie, und gegenseitiges Bedürfniß söhnt endlich auch die feindseligsten aus. Hier ist es, wo, von der Natur begünstigt, der menschliche Geist seine wunderbare Kraft am stärksten entwickelt; wo er, in Kunst und Wissenschaft erfinderisch, jenen Nationen Licht und Nutzen bringt, die in entgegengesetzten Weltgegenden entweder von übermäßiger Kälte erstarrt und träge, oder von übermäßiger Sonnenhitze erschlafft und minder aufgelegt zur thätigen Lebensart sind.

Je weiter hin nach jenen heißen Himmelsstrichen, je reizbarer wird die ganze Natur und der Mensch. In Ueberfluß bringt diesem der kaum bearbeitete Erdboden seine Nahrung; die köstlichsten Früchte reifen an den Bäumen, die finstern Tannenwälder verschwinden ganz, und werden vom freundlichen Grün des mannigfaltigsten Laubes verdrängt. Es scheint hier ein ewiger Frühling zu blühen; statt des Schnees fallen nur Regenschauer. Neue Pflanzen, neue Thiere in Wäldern und Feldern, in Lüften und Wellen, beleben das All. Die wärmere Sonne theilt allen Wesen ihre höhere Gluth mit. Feuriger ist der Wein, kräftiger der Saft des Obstes. Der Mensch, im sinnlichen Wohlleben, scheint nur zum Vergnügen geboren. Seine Einbildungskraft ist brennender. Er liebt mehr das Schöne, als das Nützliche; die Ruhe mehr als die Anstrengungen des Fleißes. Umgeben von einem selten bewölkten Himmel, von einer üppigen Pflanzenwelt, die in den lebhaftesten Farben strahlt, wird selbst seine Religion heller, freundlicher, zu Freudenfesten einladend, wie im Gegentheil der Glaube des Bewohners unfruchtbarer, kalter Erdstriche trüb und ernst, wie sein Wolkenhimmel, freudenlos, wie sein Schneegefilde, kriegerisch, wie seine Lebensart ist.

So bildet sich allgemach von den Traubenhügeln und Kornfeldern der gemäßigten Erdgegend, durch die Palmen- und Zitronenwälder, der Uebergang zu dem heißen Erdgürtel, wo die Strahlen der Sonne senkrecht und glühend zur Erde niederfahren, und abermals der ganzen Natur eine andere Gestalt geben. Hier wohnen die Pflanzen und Thiere, welche nur gewohnt sind, sich gleichsam in Feuerluft zu baden, und immerdar Fremdlinge für die kältern Himmelsstriche bleiben. Menschen und Thiere werden nackter, gefärbter. Die Einwohner der Länder, braun, kupferfarben, dunkelschwarz, scheinen gewissermaßen anderer Natur, als wir, und eines andern Stammes. Die Gluth ihrer Leidenschaft, ihre fast unzähmbare Wildheit oder Grausamkeit, mahnt an das Entsetzliche der Thiere, mit welchen sie zu kämpfen haben, an jene Löwen, Tiger, Elephanten und Schlangen, welche die Einöden durchstreifen. Die Gewächse

werden seltener auf dem ausgebrannten Erdgrund; viele ihrer Früchte haben das Feuer des Landes; von dorther stammen die brennenden Gewürze. Die Flammen der Sonne veröden viele Landstriche, und bringen dieselben Wirkungen hier ebenfalls zum Vorschein, welche man in den Ländern erblickt, die vom ewigen Frost erstarren. — Es dehnen sich unübersehbare, undurchdringliche Sandwüsten aus, wo alles Leben ausstirbt, wo kein Halm grünen, kein Wurm kriechen mag. — Hier waltet das Schweigen des Todes, wie in den Eisfeldern nahe an der Erdachse. — Und wie in den kalten Regionen nur meistens unfruchtbare, immer grünende Tannen dem Froste trotzen: so hier immer grüne, stachlige gummireiche Gesträuche und Bäume, fähig, in der Alles versengenden Sonnengluth auszudauern. Wie dort, hört hier die Mannigfaltigkeit der Thiere auf. Wie dort im erstarrenden Frost, wird hier durch ermattende Hitze der Mensch an Geist und Körper unthätiger, schwächer. — Wie dort in dem Eismeere sich hin und wieder eine wenig bewohnbare Insel erhebt, so erblickt man auch in diesen heißen, endlosen Wüsteneien von Zeit zu Zeit um einen seltenen Wasserquell grünende Rasen mit Gesträuchen wie ein kleines Eiland aus den unermeßlichen Sandflächen hervorleuchten, als Ladungsplatz für die Kauffahrer, welche mit ihren duldsamen Kameelen und ihren Waaren daselbst auszuruhen sich freuen.

Und wunderbar, wie in der Einöde des ewigen Schnees, unter flammenden Nordlichtern, ist Gottes Allmacht in den brennenden Sandwüsten, wo der Wind aus dem beweglichen Staube Berge zusammenführt, und in einer Nacht meilenweit verpflanzt; wo der Elephant sein Elfenbein ausstreut; der Riese unter den Vögeln, der Strauß, die Luft durchschneidet; das ungeheure Flußpferd nistet, die Riesenschlange lauert, und der tausendjährige Baum Baobab mit seinen ungeheuern Zweigen und heilsamen Blättern ein volkreiches Dorf beschattet, während das Innere seines Stammes selbst ein geräumiger Tempel der Andächtigen ist.

Herr, Herr, allmächtiger Gott des Himmels und der Erde! wie in den Gefilden meines irdischen Wohnplatzes, so bist du in den stummen Wüsten des ewigen Winters, so in der glühenden Einöde ein Vater voller Milde und Erbarmen gegen alle Deine Geschöpfe, die Du in das Leben gerufen hast. Welch eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Schöpfungen auf diesem Erdball, und welche Weisheit und Fürsorge in Allem! Wie ist alles Land für die Kreatur so weislich eingerichtet, welche dasselbe bewohnt; wie jede Kreatur so prachtvoll gebaut und gestaltet für das Land, so Du ihr angewiesen! Könnte ich in die Abgründe des Weltmeers niedersteigen, oder in die tiefsten Klüfte der Erde, wo Deine unsichtbare Hand die Quellen der Gebirge, die Adern der Metalle, die Fruchtbarkeit der Felder, und die Entsetzen des Erdbebens bereitet; oder könnte ich mich hinaufschwingen zu den höchsten Lüften, wo sich die Blitze des Himmels,

die fallenden Sterne, die Platzregen, Schneeflocken und Hagelschauer bilden — überall, Allmächtiger, würde ich Dich erblicken, unbegreiflich groß und unerforschlich wunderbar!

O wie wird mir, namenloser Unendlicher, Du, den unzählbare Welten anbeten! wie wird mir, wenn ich bedenke, daß ich durch Jesum Christum Dich meinen Vater nennen darf! Wie kann ich mein Glück, wie Deine Liebe und Hoheit aussprechen! Heilig bist Du, groß, gnädig und barmherzig! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! — —

52.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Zweite Betrachtung.

Luk. 1, 37.

Was wir verstehn, entdecken wir
In Schimmern von Empfindung;
Dir aber, Herr, war's sonnenhell
Schon vor der Welten Gründung.
Wir sammeln viel durch Unterricht,
Durch Ahnung viel zusammen:
Doch das für uns verborg'ne Licht
Strahlt, wie ein Meer voll Flammen,
Vor Deinem Angesicht.

Dich, den ich nie erforschen kann,
Nie schauen ohne Hülle,
Allmächtiger, Dich bet' ich an
In schauervoller Stille.
O laß Du, den das Weltall preis't,
Aus Deines Lichtes Meeren
Nur einen Tropfen meinem Geist,
Dich würdig zu verehren,
Dich, den das Weltall preis't!

Oft und am liebsten suchte Jesus, so lange er unter den Kindern des Staubes wandelte, den Schauplatz der freien Natur. Da überließ er sich seinen Betrachtungen; da lehrte er, und wies hin auf die väterliche Fürsorge des Schöpfers, und entlehnte von den Umgebungen die sinnreichsten und erwecklichsten Bilder. Denn die Schöpfungen der Allmacht, alle diese Wunder der Erde und des Himmels, sind der schöne, geheimnißvolle Schleier, in welchen sich die Gottheit verhüllt vor den Augen der Sterblichen. Aber sie verhüllt sich vor den Blicken der Sterblichen, nicht um ihnen verborgen zu bleiben, sondern sich ihnen nach Maßgabe ihrer Kraft

und Schwäche zu offenbaren. Welcher Mensch könnte den unmittelbaren Anblick der Majestät Gottes ertragen? Das Auge, welches den unverhüllten Glanz der Sonne schauen will, erblindet im Uebermaß des gewaltigen Lichts.

Darum führte Jesus Messias seine Jünger oftmals hinaus in das Heiligthum der Natur, und zeigte in die Unermeßlichkeit des Weltalls hinauf; auf die glänzenden Wohnungen im Hause seines und unsers Vaters, und wieder hinab auf die Lilien des Feldes, die da wachsen und nicht arbeiten, nicht spinnen, und doch mit einer Herrlichkeit bekleidet sind, daß auch Salomo nicht prangte wie eine derselben; und wieder auf die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen, die nicht ärnten, und dennoch von ihrem Schöpfer ernährt werden, der für alle sorgt, also, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.

So will auch ich denn oft hinauseilen aus den engen Zimmern in die freie Natur, wo sich mein gebundener Geist wieder freier fühlt im göttlichen All; will mich da wieder erquicken nach des Lebens mannigfachen Mühen, mich zerstreuen von den quälenden, verfolgenden, eiteln Sorgen, und mich erheben und aufrichten von den erdrückenden Alltagsplagen der Welt. Ich folge den Fußstapfen meines göttlichen Meisters. Wo wäre denn ein Sterblicher, und könnte er reden mit Engelzungen, der von der Allmacht der Liebe so ergreifend reden könnte, als die Werke der Gottheit selber sprechen? Und was ist alle Weisheit der Schulen gegen eine einzige Ahnung, die mir aus der Fülle der Schöpfungen, diesem Abglanz göttlicher Herkunft, erleuchtend in die Seele dringt!

Ich fühle es so oft, mich ruft die Natur an ihre Brust. Ich bin ein anderer Mensch in den geschlossenen Zimmern, wo mich so viele kleinliche Umstände widerwärtig mahnen und mein Gemüth bedrängen und es von allem Großen abziehen. Ich bin ein anderer Mensch, wenn mich, umstrahlt vom himmlischen Morgenroth, das reine Entzücken der erwachenden Natur durchströmt; oder wenn ich im gesunden Schatten wehender Gebüsche, einsam oder an der Seite eines Freundes, in heitern Gesprächen mich erfreue; oder wenn liebliche Abendstille ihren Frieden in mein Gemüth legt; oder wenn die heilige Pracht einer gestirnten Nacht mich umschauert, und die Strahlen entfernter Welten auf mich hernieder glänzen, wie Lichtblicke durch den Vorhang, der die Ewigkeit mit ihren Geheimnissen deckt.

Und immerdar und überall, es brause der Strom, es säusele das Laub, es schalle der Donner gebrochen in hundert Wiederhallen, es singe der Vogel aus den Zweigen sein fröhliches Lied — immerdar und überall ist es die Allmacht der höchsten Liebe, die mir der Mund der Natur verkündet. Wie dies Wunderbare alles ward, so weise, so genau berechnet in der Bildung des zartesten Mooses, wie in der Unermeßlichkeit

des Ganzen; und wie sich dieses Alles so und nicht anders fügte, so und nicht anders kommen darf — ach! wie gern möchte ich es ergründen! Aber wer mag es erforschen? — Ich verstumme. Ich bete es an. Es bleibt meinem Geiste nur der eine Gedanke: bei Gott ist kein Ding unmöglich! (Luk. 1, 37.)

Vorzüglich erstaunenswürdig scheint mir oft der wunderbare Zusammenhang alles Erschaffenen. Nichts kann dastehen, nichts vorhanden sein, ohne Einwirkung der gesammten Schöpfung im Großen. Selbst die Blume, welche du an deinen Busen steckst, würde nicht in deinem engen Gartenbeete, nicht zwischen dem Grase des Feldes geblüht haben, ohne den Einklang der entferntesten Welten. — Wie wenige Menschen ahnen dies! In ihrer Vorstellung ist der Kreis aller Kräfte auf einen geringen Umfang beschränkt. Was auf Erden geschieht, glauben sie, sei auf Erden bewirkt. Jene zahllosen Weltkörper, sämmtlich wohl größer als unser Erdball, die aber aus den Tiefen des Himmels nur als Gestirne schimmern, scheinen ihnen höchstens nur zu einer Verschönerung der Nacht da zu sein.

Nein, sie haben höhere Bestimmungen. Unsere Erde ist kein selbstständiger, besonderer Theil des Weltalls, sondern innig verknüpft mit dem Ganzen, und das Ganze mit uns. Das All der Gottesschöpfungen ist nur ein ungeheures Eines, und in und mit und auf und durch einander wirkend. Im ganzen Weltgebäude ist nichts Getrenntes; Alles ist ein und dasselbe Leben, Alles ein und dasselbe Wesen. Ja, Sterblicher, erinnere dich oft daran, das Kleinste wie das Größte, was du auf Erden findest, ist mit den entferntesten Weltkörpern verbunden und eins. Das Brod, welches du speisest, das Wasser, welches deinen Durst löscht, die Art deiner Bekleidung, deines Volkes Gebräuche und Beschäftigungen, deines Landes Sprache, das kleinste Haar deines Hauptes, wie es erwachset und ergrauet — Alles ist, wie es ist, durch die Wechselwirkungen der Welten in den ungeheuersten Fernen nothwendig geworden. Siehest du den Stein am Ufer des Meeres liegen? Wie kam er auf seinen Platz? Die Welle spülte ihn dahin. Wie stieg aber die Welle so hoch und mit solcher Kraft? Sie ward durch die eingetretene Fluth getrieben. Was bewirkt aber die Fluth des Meeres? Die anziehende Kraft des Mondes, der bei fünfzig tausend Meilen weit von uns entfernt schwebt. Wie er um die Erde wandelt und sie anzieht, hebt er das Wasser des unter ihm gelegenen Meeres, also, daß es von den entlegenen Ufern zurücktritt, und daselbst sogenannte Ebbe oder Trockene wird. Wandelt er weiter, so kehren die entfesselten, gehobenen Wogen in ihre vorige Lage heim; sie steigen wieder am Gestade aufwärts. Dies ist die sogenannte Fluth, welche binnen vierundzwanzig Stunden regelmäßig zweimal kommt und zweimal zurückweicht.

Die gesammte Verschiedenheit der Himmelsstriche, die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Gegenden, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, daß das ewige Eis die Erdachse einpanzert, daß der Mensch in der Nähe derselben unter Schneedächern wohnt, in Thierfellen einherwandelt; die mildere Witterung unsers Vaterlandes, daß wir hier bald unter Blüthen und Früchten, bald in winterlichen Stürmen wandeln; die Sandwüsten der heißen Weltgegenden, daß dort nur die Palme gedeiht und das Gewürz reift, daß der Mensch daselbst in Gestalt und Farbe, Kleidung und Lebensart, religiöser Vorstellung, und in Denkarten und Neigungen von uns so verschieden sein muß, wie seine Pflanzen, seine Thierarten verschieden sind von den unsrigen, oder wie wir nothwendig in Allem, so wie unsere Gewächse, unsere einheimischen Thierarten, verschieden sein müssen von denen, welche in den Eisländern leben — dies Alles ist nur die Wirkung von der schiefen Stellung des Erdballs, in welcher derselbe sich, gleich andern Planeten, um die Sonne wälzt.

Die Sonne läßt ihre Strahlen nur auf diejenigen Länder senkrecht niederfallen und brennt da am heftigsten, wo dieselben ihr in gerader Richtung gegenüber stehen. Ueber andere Gegenden der Erde, nach beiden Außenenden hin, um welche sich der Erdball dreht, fallen die Strahlen schräger und flächer; daher sind sie milder. Weil aber, vermöge ihrer schiefen Richtung zur Sonne, die Erde so um dieselbe auf- und absteigend rollt, daß die Strahlen des Tagesgestirns nicht beständig den gleichen schmalen Streif um die Erde senkrecht berühren, sondern daß die Sonne gleichsam auf einem Erdstrich von ungefähr siebenhundert Meilen Breite her- und hinwandelt, so entstehen daraus die Jahreszeiten. Nähert sich die Sonne mit ihrer senkrechten Strahlenrichtung dem uns näher liegenden Saum des heißen Erdgürtels: so empfangen wir mehr Wärme; Frühling und Sommer kommen. Wendet sie sich wieder ab zum entgegengesetzten Saum, so verschwindet die Wärme allmälig. Es kommt der Herbst; es gefrieren die Wasser; es wird Winter. Ohne diese Stellung des Erdballs in seinem regelmäßigen Umherschweben würde ein Theil der Erde, rings um dieselbe, wo die Sonnenstrahlen also unaufhörlich senkrecht niederfielen, ganz versengen, verhärten, verglasen, vollkommen unbewohnbar bleiben müssen. Die Bewohner der angrenzenden Gegenden würden einen ewigen Frühling im Herbste genießen. Allein der bei weitem größte Theil der Erdenwelt, wohin sich die Sonnenstrahlen niemals näherten, würde tief unter ungeheuern Schnee- und Eislagern ewig vergraben werden, wo jetzt die reizendsten Fluren grünen, die volkreichsten Dörfer, die prachtvollsten Städte und Tempel der Menschen glänzen.

Also aus der Stellung und wechselseitigen Einwirkung der Weltkörper im großen göttlichen All entspringen die verschiedenen Naturen der Landschaften auf Erden; aber aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche,

Witterungen, Thiere und Pflanzen der Weltgegenden entsteht auch eine unter einander verschiedene Ernährungsart und Beschäftigungsweise ihrer Bewohner. Der Mensch in den heißen Ländern hat zu seiner Erhaltung ganz andere Speisen nöthig, als der in den Eisgefilden; ganz andere Kleider, Wohnungen und Vorsichtsmittel gegen die Gefahren der Umstände. Daraus entwickeln sich ganz andere Arten des Berufs, ganz andere Gebräuche, Sitten und bürgerliche Verhältnisse; aus diesen wieder ganz andere Gesetze und Verfassungen, denn diese sind immer nothwendige Folgen von jenen.

Der Einfluß der äußern Umgebungen, der herrschenden Wärme und Kälte, der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft, der Fruchtbarkeit und Wildheit des Bodens, der Nahrungsmittel und Getränke, ist für die Beschaffenheit des menschlichen Körpers von großer Bedeutung. Schon die Leibesfarbe der Menschen von den Eisländern bis zu den heißen Gegenden deutet darauf hin. Was den Regionen des ewigen Schnees näher wohnt, ist weiß; so die Haut der Menschen; so das Fell der meisten wilden Thiere daselbst. Das gelbe Haupthaar der Menschen wird nur in kältern Erdstrichen häufiger gefunden. In den wärmern ist es schwarz; die Haut der Menschen brauner und immer dunkler, bis zur tiefsten Schwärze. Der Bewohner der Eisfelder, welcher vom Fleische und Thrane der Fische lebt, ist stumpf, träge, zu wenig großen Dingen aufgelegt. Der Mensch in rauhen Landschaften, welcher sich von Milch und Fleisch der vierfüßigen Thiere ernährt, ist thätig, unerschrocken, kriegerisch, freiheitliebend; das Volk in Weinländern allezeit reizbarer, fröhlicher, beweglicher; das in heißen Gegenden weichlich und heftig, grausam und schlaff, wollüstig und sklavisch.

Nothwendig nehmen die religiösen Vorstellungen der Nationen mehr oder weniger den Ton der herrschenden Denkarten und Neigungen an. So ist der Glaube der Menschen in kältern Weltgegenden ernster, kriegerischer, mehr Sache des Verstandes als der Empfindung; in den wärmern mehr Sache einer feurigen Einbildungskraft, üppiger, sinnlicher, fröhlicher. Die Religion des Menschen ist gewöhnlich, wie er selbst ist.

Aber die Mannigfaltigkeiten der natürlichen Eigenschaften von den Ländern sollten nach Gottes weisen Absichten eine engere Verbindung unter den Menschen bewirken, und daß Einer dem Andern diene mit seiner Gabe, die er empfangen hat. Wie sich ein einzelner Sterblicher nicht selber genug sein kann, sondern der Beihülfe Anderer zu seinem Wohlsein bedarf: also hat auch ein Volk des andern nöthig, wenn es einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen will. Gott liebt alle seine Erschaffenen als Vater; darum wollte er, daß wir uns gegenseitig um unsers eigenen Vortheils willen verbrüdern sollten. Darum verlieh er dem Einen, was dem Andern mangelt. — Die Menschen können nur

durch gegenseitigen Beistand, durch wechselsweise Belehrung, ihre Verstandeskräfte ausbilden, ihre Kenntnisse bereichern, ihr Gemüth veredeln. So mußten sie sich erst in den allergeringsten Dingen einander vorher unentbehrlich werden. Die Thiere leben außer der Begattungszeit von einander unabhängig. Die Aeltern vergessen selbst ihre Jungen. Jedes kann sich seine Nahrung leicht auffinden und seine geringen Bedürfnisse befriedigen. Aber das Thier ist auch ohne einen Geist, der höherer Vollkommenheit fähig und geweiht ist. Könnten die Menschen unbekümmert um einander auf Erden wandeln, wie die Thiere, so blieben sie Thiere. Es wäre kein Druck vorhanden, der sie zur Entwickelung ihrer erhabensten Kräfte nöthigte. So zweckt also auch hier das Gesetz der ewigen Weltordnung, alles Irdische auf ein geistiges Ziel hin, auf das Göttliche in uns.

Mit Erstaunen werfe ich den Blick hier durch die endlosen Verkettungen, durch die unabsehbaren Reihen der Ursachen und Wirkungen hin! O, allmächtiger Gott, wie wunderbar rührt das Irdische an das Geistige; wie hast Du Alles in dem Gewebe des großen Naturganzen so weise verflochten! Erde und Himmel vermischen sich zu Deinem Willen, o Du, vor dem kein Ding unmöglich ist! — Welch ein mannigfaltiges ungeheures Getriebe, welch ein unendliches Wechseln hienieden — und das Alles nur hervorgerufen durch die Richtung der Erdbahn um die Sonne! — Jener leuchtende Weltkörper also aus seinen himmlischen Fernen wirkt so gewaltig auf die Natur, auf die Eigenschaften, auf das eigenthümliche Leben und Weben der Völker des Erdbodens! In den Strahlen des Lichts und der Wärme also, die aus jenem entfernten Stern auf uns fallen, liegt die erste Ursache der außerordentlichsten und gewöhnlichsten Erscheinungen hienieden! Und woher nimmt die Sonne ihre nie verarmende Lichthülle? — Wie sich unsere Erde, dürstend nach ihren Strahlen, jährlich um sie bewegt: so bewegt sich auch die Sonne wieder mit allen andern sie begleitenden Welten. Sie bewegt sich um einen andern Mittelpunkt, vielleicht um eine noch größere Sonne, die in unermeßlicher Ferne des ewigen Alls vor unsern Augen verborgen glänzt. Und diese — welches ist ihr Wandel und Wesen? — — Die Flügel meiner vermessenen Einbildungskraft sinken — ich verstumme in Gedanken Deiner Allmacht, o allmächtiger Gott! Du leitest die Sonnen und Monde und Sterne in der uferlosen Ewigkeit Deines Schöpfungsalls mit einer Kraft und Weisheit, die kein Seraph ausspricht, daß sie alle unter einander sich wechselhaft Licht und Leben zusenden, und daß selbst der Grashalm, welcher auf Erden blüht, in Berührung und Verbindung mit den entferntesten Welten lebt! Wer mag Deine Hoheit und Macht ergründen? Ich höre Deine Stimme aus dem Munde der Natur, wie sie sprach zu Hiob: Wo warst du, da ich die Erde gründete? Weißt

du, Sterblicher, wer ihr das Maß gesetzet hat oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ihre Füße versenkt, oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt, da mich die Morgensterne mit einander lobten? und jauchzten alle Kinder Gottes? Bist du in den Grund des Meeres gekommen und hast in den Fußstapfen des Tiefe gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan, oder hast du gesehen die Thore der Finsterniß? Kannst du die Bande der sieben Sterne binden, oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit, oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? oder kannst du ihn meistern auf Erden? Kannst du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: Hier sind wir! Wer gibt die Weisheit in das Verborgene, wer gibt die Gedanken des Verstandes? (Hiob 38.)

Fallet nieder, o ihr Erschaffenen Gottes, vor dem Angesicht des Herrn, und betet an! Demüthigt euch vor dem Herrn der Heerschaaren, der Seraphim und Erzengel und Engel, und all ihr unsterblichen Geister, betet an. Der Herr ist Gott — er allein Gott! Der Allmächtige, Er!

53.

Der gestirnte Himmel.

Ps. 8, 4. 5.

Um Erden wandeln Monde,
Erden und Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne.
Vater unser, der Du bist in den Himmeln!
Auf allen diesen Welten, leuchtenden
Und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich
Und an Leibern;
Aber alle danken Gott, und freuen sich Dein:
Geheiligt werde Dein Name!

Wenn am Abend das schöne Licht des Tages verschwindet; wenn finstere Schatten Stadt und Dorf, Felder und Gebirge umziehen; wenn das laute Geräusch des Lebens verstummt, und alle müden Sterblichen, und alle lebendigen Geschöpfe zum Schlaf niedersinken; wenn gleichsam ausgestorben der weite Erdball wie ein Todter im dunkeln Grabe versunken ruht: dann erhebt sich mit begeisternder Feierlichkeit die Nacht, und vom Himmel herab strahlen die ewigen Gestirne in unsere Finsterniß her-

nieder; wir sehen keinen Erdball mehr mit seinen Schönheiten und Wildnissen — wir sehen nur fremde Welten, die aus der Unendlichkeit des Weltalls freundlich herablächeln.

Jede Nacht erneuert mir das Vorbild von meinem Tode. Der Schlaf, des Todes Bruder, will mir die Augen schließen; meine Gebeine sehnen sich zur Ruhestätte; die Welt hat keine Reize mehr; die verfinsterte Erde hat ihr Licht und ihren Schmuck verloren; nur noch der Himmel strahlt. Schließt dereinst der Tod mein brechendes Auge, und versinkt dies Leben in Nacht auf ewig — habe ich Alles verloren — dann glänzt noch der Himmel, dann erst schließt sich die Ewigkeit strahlend vor mir auf.

Die Weisheit des Schöpfers hat dies Alles nicht vergebens also geordnet. Nicht vergebens mahnt er mich durch die Nächte, welche den Erdball verdunkeln, an die Zeit, da er auf immer unter mir verschwinden wird. Nicht vergebens läßt Gott die strahlenden Welten des Himmels aus unermeßlichen Fernen allmälig auf mich niederleuchten. Sie mahnen mich an die Erscheinungen der Ewigkeit, an mein Fortdauern jenseits des Todes. Jene entfernten Sterne sind Weltkörper, alle unendlich größer, als der Erdball, welchen ich jetzt noch bewohne. Sie schimmern mit ewigem Licht aus der Unendlichkeit nieder. Sie verkünden die Größe des Schöpfers, die Gnade des ewigen Vaters, sie sind die Wohnungen im göttlichen Weltall.

Die Hälfte meines Lebens ist Tag; die Hälfte meines Lebens kann ich mich irdischen Geschäften weihen und dieser Welt gehören. — Aber auch die Hälfte meines Lebens ist Nacht, und fremde Welten flammen im unendlichen Firmament über mir, die mir zu sagen scheinen: „Betrachte uns, du gehörst nicht der Erde allein an; du gehörst auch dem Himmel an. Du bist aus Leib und Geist zusammengesetzt; deine Zeit besteht aus Tag und Nacht; du gehörst zur Hälfte dieser Welt, aber auch zur Hälfte der Ewigkeit an. Vergiß über der Erde nicht des Himmels!"

Wie gleichgültig aber geht der Sterbliche unter der Pracht des gestirnten Himmels hin; wie selten erhebt sich beim Anblick desselben sein Gemüth zu der Majestät des Schöpfers! Er ahnet nicht die Größe der Allmacht; er versteht die Zeugen der Ewigkeit nicht, die zu ihm sprechen. Höchstens bewundert er mit kindlichem Wohlgefallen die glänzenden Punkte am Firmament, und freut sich der tausend ewigen Feuer über seinem Haupte, ohne weiter zu gehen in seinen Betrachtungen, gleich dem Thiere, welches unbekümmert und gedankenlos durch die Wunder der Schöpfung hingeht.

Aber nicht also du, o wahrhafter Jünger Jesu, o Christ! — Nie erscheine dir die Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels, ohne den Gedanken der Ewigkeit zu fassen. — Nie erhebe dein Auge zu den flammenden Sonnen und Erden des grenzenlosen Weltalls über dir,

ohne der Majestät Gottes und seiner Allmacht zu gedenken, die zu fassen kein menschlicher Verstand vermag.

Denke dir, indem du hinausschauest, jener Sterne unendliche Mannigfaltigkeit und Anzahl. Mit bloßen Augen kann man beim reinsten Himmel des Nachts beinahe eilfhundert Sterne, das heißt eilfhundert Weltkörper zählen, die größer als unser Erdball sind. Wird aber der schwache Blick des Auges durch die Kunst der Fernrohre bewaffnet und schärfer: so erkennt man in dem ungeheuern Raum des Himmels, welchen wir übersehen, achtzigtausend Sterne, von denen einer immer tiefer hinaus im ewigen Raum des Weltalls steht, als der andere. Durch die besten Fernrohre aber entdeckt man eine noch bei weitem größere Summe von Gestirnen. Sternkundige haben vermittelst ihrer weitsehenden Fernrohre nur an einem kleinen Fleck des Himmels so viele Sterne gezählt, daß, wenn alle Theile des Firmaments mit eben so viel Gestirnen bevölkert sind, der ganze Himmel über fünfundsiebenzig Millionen Sterne trägt. Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, daß es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls dringen würde — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch menschliche Worte auszudrücken.

Aber die Entfernung der Gestirne von unserm Erdball ist nicht weniger außerordentlich groß, als deren Menge. Die meisten dieser Sterne schweben in so ungeheurer Weite von uns, daß sie auch durch die allerkostbarsten Fernrohre nicht größer erscheinen, als wir sie mit bloßen Augen sehen. Es gibt keine Zahl, ihre Entfernung von uns auszudrücken. — Einer der allernächsten Sterne für uns, und zwar derjenigen Sterne, die mit eigenem Lichte glänzen, ist das prachtvolle Tagesgestirn, die Sonne. Sie vergrößert sich noch, durch das Fernrohr betrachtet, und doch beträgt ihre Entfernung von uns einundzwanzig Millionen Meilen! Welche mächtige Ferne!

Wie klein erscheint in dieser Ferne der prachtvoll strahlende Weltkörper, den wir Sonne nennen, er, der doch eine Million vierhundert und achtundvierzigtausendmal größer ist, als unser Erdball! — Das Licht der Sonne, welches kaum mehr als acht Minuten Zeit braucht, um den unermeßlichen Raum von sich bis zur Beleuchtung des Erdballs zu durchfliegen, würde eben so viele Jahre nöthig haben, um den noch unermeßlichern Raum von sich bis zu dem nächsten der mit eigenem Lichte strahlenden Sterne zu durchfliegen.

Welche Größe des Weltalls, welche Unendlichkeit! Und doch sehen wir gewiß nur den geringsten Theil dieser im grenzenlosen Himmelsraum wandelnden Sonnen und Erden. Noch strahlen und wandeln Millionen und Millionen derselben in weit entlegenern Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin und wieder

einen neuen, fremden Stern erblickt, der viele Jahre lang neben andern Gestirnen leuchtete, dann wieder schwächer glänzte, und, sich in die Ewigkeit des Weltalls verlierend, verschwand. Wohin ging er? Wem leuchtet er jetzt? — Eben so erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen der Kometen bekannten Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmälig immer heller hervor, strahlen mit sonderbarem Glanz, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den grenzenlosen, weiten Weltraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer bläßer, bis sie dem Auge ganz entfliehen. Wer sagt uns, wo im uferlosen Weltall ihre Heimath sei?

Jene Tausende von Sternen, welche wir am unbewölkten Nachthimmel mit bloßen Augen erkennen mögen, gleichen darin unserer Sonne, daß sie, wie diese, mit eigenthümlichem Lichte strahlen. Es sind also wahrhafte, aber unbeschreiblich weit von uns prangende Sonnen, geschaffen, um andere dunkle Weltkörper oder Sterne zu erleuchten, die kein eigenes Licht haben, wie unsere Erde, oder wie der Mond, oder wie andere Sterne, die wir unter dem Namen Planeten kennen.

Zehn solcher Hauptplaneten, welche Licht von unserer Sonne erborgen (ohne Sonne versänken sie und wir in ewige Nacht und Erstarrung), schweben um die Sonne. Sie alle sind Erden, wie unser Erdball; ihrer viele sind kleiner, andere größer, als der Stern ist, welchen wir noch heute bewohnen. Und die allernächste von diesen Erden ist doch noch acht Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; aber derjenige Erdball, der am allerentferntesten von der Sonne schwebt, ist beinahe vierhundert Millionen Meilen weit von ihr. Die Einbildungskraft schaudert, wenn sie an diese unermeßlichen Räume gedenkt, in denen so viele große Welten sich frei schwebend um die Sonne, wie um ihren erwärmenden und beleuchtenden Mittelpunkt, schwingen. Die Seele verliert sich in dem Unermeßlichen, und zittert vor der unbegreiflich hohen Majestät des Schöpfers.

Und wie unsere Sonne, um welche unser Erdball schwebt, zehn andern größern Weltkörpern nebst andern Monden Licht und Tag gibt: sollten jene tausend Millionen Sonnen, welche uns nur als kleine Sterne erscheinen, ihr Licht vergebens ausgießen? Sollten sie nicht auch jede ihre dunkeln Weltkörper um sich her zu beleuchten haben? Wie unendlich weit muß also eine Sonne, ein Stern mit seinen Nebenweltkörpern vom andern Stern entfernt sein, wo wir sie am Himmel alle gedrängt beisammen zu sehen wähnen! Also scheinen oft in einem Walde die fern von einander stehenden Bäume, aus gewisser Ferne betrachtet, doch beisammen befindlich zu sein.

O Gott, o majestätischer, durch unendliche Schöpfung verherrlichter Gott, welche Pracht, welch ein Ozean des Lichts und des Lebens, welch

eine Unermeßlichkeit, welche Ewigkeit! — Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitet hast: o, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest? und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? (Ps. 8, 4. 5.)

Aber mein Erstaunen über die Größe des endlosen Raumes, welchen ich Sternenhimmel nenne, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Ich sehe einen hellen, weißglänzenden Streifen, wie eine entfernte glänzende Wolke, mitten durch den heitern Nachthimmel gezogen. Dieser weiße, ewig bleibende Schimmer wird von uns die Milchstraße genannt. Umsonst will das Auge, mit den köstlichsten Fernrohren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend durchforschen. Es findet nichts, als ein ungeheures Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermal Millionen entfernten Sonnen, es ist das Licht von so weit im unermeßlichen Abgrund der Himmel befindlichen Gestirnen, daß wir diese selbst nicht mehr sehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen rührt noch schwach unsern Blick. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchstraße näher schwebenden Weltkörper, dann würden wir, statt des weißglänzenden breiten Streifens am Himmel, einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern so dicht an Stern gedrängt sehen, daß Alles nur ein einziges Feuer zu sein schiene.

Die verwegenste Einbildungskraft schaudert in dieser Grenzenlosigkeit der Schöpfungen furchtsam zurück. Und könntest du mit Flügeln, schneller als der Blitz, schneller als das Licht, schneller als der Gedanke, von Stern zu Stern dich schwingen; hättest du die Erde und ihre Sonne weit hinter dir zurückgelassen — und flögest du von einem Jahrtausend durch das andere Jahrtausend — du suchtest vergebens das Aufhören des Weltalls. Immer neue Gestirne, neue Schöpfungen würden dir aus endlosen Entfernungen entgegenstrahlen. Und hättest du sie erreicht, so würden sich wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir offenbaren. Du siehest kein Ende, kein Ufer. Du verlierst dich schwindelnd in der Ewigkeit des Seins. Du erreichst nicht den Saum der Allmacht und ihrer Wirkungen.

So viel es menschliche Erfindung und Kunst bisher vermochte, ist die Natur und Gestalt und äußere Oberfläche der uns am nächsten stehenden Weltkörper untersucht. Der Mond steht uns so nahe, daß die Sternseher durch Hilfe ihrer Werkzeuge schon einen Punkt daran erkennen, was auf Erden eine der größten Städte sein würde. Man hat in ihm zahlreiche Gebirge, zahlreiche Thäler entdeckt. Aber jene Gebirge des Mondes scheinen ganz anderer Art, wie die Berge auf Erden zu sein. Viele durchziehen in langen Ketten den ganzen Weltkörper; andere gleichen einem Ring, dessen Inneres dunkel ist. — Eben so wunderbar ist die Sonne.

Bei genauen Beobachtungen ist es wahrscheinlich geworden, daß auch die Sonne, gleich unserer Erde, ein dunkler, bewohnbarer Weltkörper sei, aber umgeben von einem blendenden, strahlenden Licht, welches über und um den Sonnenkörper wallt, wie die dunkeln Wolken um den Erdball. Jene Licht- und Glanzfülle der Sonne wallet oft näher zusammen; oft scheinen sich die hellstrahlenden Gewölke zu trennen, und man sieht durch sie, wie durch einen zerrissenen Strahlenschleier, auf die dunkle Oberfläche des Sonnenkörpers hinab. — Wenn jener prachtvolle Weltball der Sonne von vernünftigen Wesen bewohnt ist: so wandeln sie im ewigen Licht. Ein Ozean voll Glanz erfüllt ihren Himmel, statt daß wir auf Erden über unserm Haupte die schwebenden Wolken erblicken.

Und wie, sollten jene Erden, jene Millionen Welten, todt und unbevölkert geblieben sein? — Die Allmacht Gottes hätte sie in das Dasein gerufen ohne Absicht und Zweck? — Nur unser Erdball, einer der kleinsten aller Weltkörper, ein bloßes Staubkorn im unendlichen Weltgebäude, genösse allein den Vorzug, von vernünftigen Wesen bewohnt zu sein, die Gott verehren und seine Herrlichkeit anbeten können? — Wer möchte dies glauben? — Wer kann es glauben, daß des Schöpfers unerschöpfliche Macht und Güte, die auf unserer Erde auch den kleinsten Grashalm mit Gewürmen und Thieren aller Art bevölkerte, die größten Welten todt und öde ließ? — — Nein, nein, das Weltgebäude ist nicht ausgestorben! Geister, die Gott verehren können, bewohnen auch die übrigen Welten und Reiche, und verherrlichen seinen Namen. Der Erdball, auf welchem wir leben, und dessen Dasein gar nicht einmal vermißt werden würde unter so vielen Millionen Welten, wenn er in Nichts verschwände, dieser Erdball, sage ich, der gleichsam nur ein Sonnenstäubchen im unermeßlichen All des göttlichen Reiches ist, dieser Erdball ist **nicht allein** ein Wohnplatz vernunftbegabter Geschöpfe! — Andere Wesen, wohl vollkommener und edler noch, als wir, leben in andern Welten. Auch sie gehören zu der Familie des himmlischen Vaters; auch sie sind Bürger des Reiches Gottes, und vollziehen vielleicht seinen heiligen Willen vollkommener als wir. O, welche erhebende Aussicht in das Reich der Unendlichkeit! Welche endlose Stufenreihe geistiger Vollkommenheit! Wie dehnt sich die Laufbahn vor meinen Blicken! Wie unendlich hoch über mir steht das Ziel des Strebens! Werdet vollkommen, ruft uns das Weltall zu, werdet vollkommen, wie Gott vollkommen ist!

Anbetend sinke ich, ewiges, höchstes Wesen, ich armer Staub, vor Dir im Staube hin! Du, dessen Namen, dessen Größe Millionen Wesen, auf Millionen Welten, mit Andacht feiern; Du, der allbeseligend im unendlichen Ganzen wohnt, und Freude und Entzücken über alle Sterne hinstreut; Du, in dessen Lichte unermeßliche Welten, wie geringe Sonnenstäubchen, spielen, und dessen Schöpfungen keine Schranken kennen;

Herr, Herr, vor dessen Majestät alle Geister ehrfurchtvoll beben, und der Seraph schaudernd das Antlitz verhüllt — Du Höchstes, Du Ewiges, Du Alles! — Du bist mein Vater! —

Ach, laß mich Dich Vater nennen! In dem Worte liegt mir nun ein nie empfundener Himmel, eine Seligkeit, eine Beruhigung, werth, von Engeln genossen zu sein. — Vater, Vater, der Du bist in den Himmeln, Dein Name wird in tausend und tausend Welten geheiligt, Dein Reich ist auch zu unserm Erdstern gekommen, und umfaßt beglückend die weite Ewigkeit.

Ja, wenn die Nacht mit begeisternder Herrlichkeit emporsteigt, und sie den Schleier von Sonnenstrahlen hinwegzieht am Firmament; wenn wunderbar aus ewigen Fernen, aus den Tiefen des Weltalls, tausend neue Sonnen, neue Erden schimmern: dann hebe sich mein entzückter Blick nie wieder zur stillen Pracht der Gestirne, ohne Deiner Hoheit, Größe und Macht zu gedenken.

Jene Gestirne predigen Deine Majestät herrlicher, als es der Geist eines Sterblichen vermag. Jene Gestirne, die aus dem ewigen All mich anstrahlen, sind heilige Offenbarungen von oben her, sind Propheten der Ewigkeit, die mich anrufen. Sie sind Weissagungen von dem unbekannten Jenseits, welches mich erwartet. — O mein Gott, mein Gott, vielleicht habe ich nun schon, mir unbewußt, den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit geworfen. Vielleicht sah ich schon Strahlen einer Welt, die einst meine Welt, in der verklärt und veredelt die Geister meiner Geliebten mit überirdischem Entzücken wallen; — ach, sie sehnen sich nicht mehr nach dieser Erde zurück! Vielleicht erkennen sie dieselbe kaum noch als einen kleinen Punkt unter den Sternen, wissen nicht, daß dieser Punkt einen kurzen Traum lang ihr Wohnort gewesen — wissen nicht, daß noch auf diesem Punkt ein liebendes Herz wohnt, welches sie vergebens ruft. —

O zurück, mein Geist, von diesen kühnen Vermuthungen! — Dein Blick schwang sich von Stern zu Stern in das Unendliche; dich umschauerten süße Ahnungen der Ewigkeit — gehe, verbirg dich in die Einsamkeit, sinke knieend vor dem Thron der Gottheit hin und bete an!

54.

Der Wurm und die Allmacht.

1. Joh. 3, 1.

O Du, vor dessen Angesicht
Zehntausend Sonnen prangen,
Und Würmchen froh — man zählt sie nicht! —
Im Wassertropfen hangen;
Herr, Herr, im All der Welten groß,
Und groß im allerkleinsten Moos —
Anbetung Dir und Ehre!

Du starke Hand, die Alles hält,
Die Erd' und ihre Meere,
Den Ufersand, den Niemand zählt,
Und alle Sternenheere;
O Quell des Lebens, Quell des Lichts,
Du bist! und ohne Dich ist nichts!
Gepriesen sei Dein Name!

O Allmacht — außer mir zu seh'n,
Und in mir zu empfinden,
In allen Tiefen, allen Höh'n
Zu suchen, leicht zu finden;
O Allmacht, die mich schuf und trägt,
Die mich belebt, die mich bewegt:
Du bist die ew'ge Liebe!

So oft ich, von allerlei Sorgen beengt und bedrängt, hinaustrete, einsam, in die stillen, freundlichen Blumenfelder des Sommers, durch den Segen der Aecker und Wiesen, in den erfrischenden Schatten des Waldes — und die Stimmen der Natur zu meiner Seele sprechen — wird es Alles anders in mir! Ich gedenke Gottes, ich sehe die Zeichen seiner Größe und Gnade, und wie Mosis, da er vor seinem Tode die Kinder Israels segnete, möchte ich der ganzen Welt sagen: Der Herr, wie hat er die Menschen so lieb! Alle seine Heiligen sind in seiner Hand! (5. Mos. 33, 3.) Und im Licht der freundlichen Sonne, wie es die ganze Landschaft überströmt, vergeht wie ein Nebel mein Kummer oder Verdruß; die Ruhe der großen Natur durchdringt mich und wird zur Ruhe meines Herzens. In der feierlichen Heiterkeit meines Gemüthes finde ich nur noch einen einzigen kleinen Unwillen, den Unwillen über mich selbst, daß ich mir so wenig gleich bleibe, daß ich mich von Unerheblichkeiten des häuslichen Lebens um den innern Frieden bringen lasse; daß ich mich vor Dingen fürchte, die doch nicht da sind, während doch der Herr da ist, und mir beständig nahe ist, der auch das geringste von seinen Geschöpfen mit Liebe pflegt und bewacht.

Keines Menschen Wort ist mir so belehrend, als das Wort der göttlichen Schöpfungen an mein Gemüth; keines Menschen Trost ist mir so beruhigend, als der Trost, welchen die Natur in meine Seele gießt. Wenn ich hinaufblicke in die unendlichen Räume des Himmels über mir, und hinab in das unendliche Leben zahlloser Geschöpfe um mich her, wo Käfer, Mücken und Vögel durch die Lüfte schwirren, kleine Fische in den Wellen der Bäche spielen, und bald auf jedem Grashalm sich ein kaum sichtbares Geschöpf regt, und ich dann bei mir denke: der Herr dieses Lebens ist dein Vater! — o dann empfinde ich ganz die Süßigkeit dessen, was Johannes einst sprach: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen! (1. Joh. 3, 1.)

Wir haben von der Größe und Menge des durch Gott im Weltall verbreiteten Lebens gar keine Vorstellung. Was wir davon wahrnehmen können, ist nur der allergeringste Theil. Sprechen wir von der Unendlichkeit seiner schöpferischen Herrlichkeit, so sind wir gewohnt, an die zahllosen Welten des Himmels zu denken, oder an die vielen Wesen, welche auf Erden leben, die wir täglich um uns her sehen. Aber das, was wir täglich erblicken und woran wir täglich gewöhnt sind, erregt unsere Aufmerksamkeit weit weniger, als wenn wir von dem Unbekannten lesen und hören. Darum haben die Nachrichten von der erstaunungswürdigen Anzahl, Ordnung und Verschiedenheit der Weltkörper, die wir Sterne nennen, so viel Anziehendes für uns. Wir verlieren uns gleichsam in dem Unermeßlichen, wenn wir an ihre unaussprechlichen Entfernungen von einander und an ihre ungeheuern Größen denken.

Allein es ist mehr, als eine bloße Redensart, wenn man sagt, Gottes Allmacht und Größe ist im allerkleinsten Wurm der Erde eben so unendlich, als in den weiten Räumen der Himmel. Es leben um uns her Schöpfungen in der Nähe, deren Dasein und Mannigfaltigkeit wir kaum vermuthen. Wir kennen bisher von der unübersehbaren Kette der Wesen nur wenige Glieder, und bemerken nur höchst mangelhaft, wie die Glieder dieser Kette, welche durch das ganze Weltall hinzieht, zusammenhängen. Wir kennen von den wunderbaren Eigenschaften der selbst in die Augen fallenden Schöpfungen nur die wenigsten. Es gibt Pflanzen, die ein Wachen und Schlafen zu haben scheinen, wie Thiere; ja sogar Empfindung zu haben scheinen, wie Thiere. Es gibt Thiere, die da wachsen und sich vervielfältigen, wie die Pflanzen; Thiere, die man lange nur für Pflanzen gehalten hat, und doch in der That es nicht sind.

Dergleichen sind die sogenannten Polypen, Würmchen, Geschöpfe von der einfachsten Art, und von den allerverschiedensten Gestalten und Gattungen. Sie leben in den Wassern der Meere, der Flüsse, Seen, Teiche, und in den Körpern größerer Thiere. Sie haben kein Gehirn,

keinen Athem, und leben doch, bewegen sich nach Willkür, und haben einen Mund, durch welchen sie Nahrung einschlucken, und das Unverdauliche wieder ausspeien. Sie haben keinen Magen, kein Eingeweide, ihr ganzer innerer Leib ist nur wie eine feine Röhre, und doch genießen und verdauen sie. Sie haben Empfindung für Lust und Schmerz, wie jedes andere Thier, und wissen mit ihren langfaserigen Armen ihren Raub zu fangen und festzuhalten, ob man gleich nicht begreift, wie sie ihn bemerken können, da an ihnen auch nicht die mindeste Spur des Sehens wahrgenommen wird.

Sie vermehren sich auf eine außerordentlich schnelle Weise, und besitzen dabei eine beinahe unzerstörbare Lebenskraft. Wie Pflanzen, treiben sie Knospen aus ihrem Leibe, die sich verlängern. Ist der junge Polyp, der mit der Mutter einerlei Leben hat, erwachsen genug, reißt er sich von ihrem Leibe los, sucht sich seine Nahrung und treibt wieder neue Knospen oder junge Polypen hervor. Diese Vermehrung ist so schnell, daß im Zeitraum eines einzigen Tages mehrere Geschlechter ihr Leben empfangen, und so ausgebreitet, daß jeder Polypenleib mit vielen Knospen besetzt ist, die seine Jungen werden. Manche scheinen nur mit einem feinen Häutchen umgeben zu sein; andere umgeben sich, wie die bekannten Korallen, mit einem kalkigen Gehäuse, worin sie wohnen. Als ein Beispiel von ihrer schnellen und ungeheuern Vermehrung könnte dienen, daß die größern sogenannten Korallenstämme im Meere anderthalb Fuß hoch werden, und dennoch nicht nur ganze Berge davon erwachsen, sondern große meilenweite Inseln aus der Tiefe des Weltmeers daraus geworden sind. Ja, man muß fast glauben, daß diese Geschöpfe, welche sich ihr kalkiges Wohnhaus bauen und erweitern, wie auch die Schnecken und Muscheln thun, die allerältesten und zahlreichsten lebendigen Wesen auf Erden sind, oder waren. Denn es ist außer Zweifel, daß ein großer Theil der jetzigen Erdrinde, oder der Oberfläche unsers Weltkörpers, nur aus den Ueberbleibseln dieser und anderer Geschöpfe besteht; daß ganze Gebirge von ihrem Kalk gebaut sind. So schnell sich nun die Familien dieser Thierarten vermehren mögen, wird doch zu solcher Menge ein ungeheurer Zeitraum von Weltaltern erfordert.

Von der in ihnen wohnenden außerordentlichen Lebenskraft zeugt auch, daß kein Unglück, keine Zerstörung sie ganz vernichtet. Eine Art von diesen Gewürmern, Hydern genannt, die sich gewöhnlich mit ihrem durchsichtigen gallertartigen Leibe an kleine Wasserpflanzen hängen, und vielgestaltig mit ihren Fasern oder Armen umhergreifen, Nahrung zu fangen und ihrem Schlunde zuzuführen, ist so lebensreich, daß man sie ganz zerstückeln kann, ohne sie zu tödten. Man hat sie in drei, vier Theile zerschnitten. Binnen vierundzwanzig Stunden lebte jeder Theil für sich selber, war ein eigenes Thier, und ging seiner Nahrung nach.

Man hat ihr Inneres zum Aeußern gemacht, wie man einen Handschuh umwenden kann, und nach Verfluß eines Tages fuhr das Thierchen fort, auch auf diese Weise zu leben und sich zu ernähren. Man hat andere Arten der Länge nach zerschnitten; binnen zehn Tagen gebaren sie wieder Junge, und ihr Mund hatte sich wieder gebildet, Nahrung einzuschlucken.

In unsern Teichen, Seen, Pfützen, wie in allen stehenden Wassern, leben Millionen dieser Thiere, wo sie sich gern an den grünen Schleim, an die Wasserlinsen hängen, womit im Sommer das stille Wasser sich zu bedecken pflegt. Da sind sie dem bloßen Auge kaum sichtbar. Nur mit Vergrößerungsgläsern entdeckt man sie. Da gleichen sie bald einem Körnchen, wenn sie sich zusammengezogen haben, bald, wenn sie ihre Arme ausbreiten, einem Stern, einer Blume, einem Haarbüschel. Viele verwandeln sich in einer Minute auf unbegreifliche Weise in die mannigfaltigsten Gestalten.

Die Wärme des Sommers belebt sie am meisten. Wenn man sie in einem Glase Wasser schöpft, bemerkt man auch, wie sie sich am liebsten nach der von der Sonne beschienenen Seite hin ziehen. Sie fahren bei einem starken Ton wie erschrocken zusammen. Manche sind auch groß genug, daß man sie wohl mit bloßen Augen bemerken kann. So hat eine Art, die man das Kugelthierchen nennt, die Größe einer sehr kleinen Linse, ist aber so zart und weich, wie ein Gallert, daß es, unbehutsam mit der Hand aufgefaßt, zerfließt. Unter dem Vergrößerungsglase hingegen sieht man, daß dies Thierchen von schöner meergrüner Farbe ist und nach allen Richtungen hinschwimmt, indem es wie eine Kugel sich rollend fortwälzt. Weil der Leib durchsichtig ist, sieht man darin auch die ungebornen Jungen, ebenfalls als kleine Kugeln, zwanzig, dreißig an der Zahl beisammen; in den Jungen schon wieder ihre künftigen Geburten, in diesen schon wieder die dereinstigen Jungen, und so fort, bis die besten Vergrößerungsgläser zu schwach werden für die Sichtbarmachung so unendlich kleiner Wesen. Sind die Jungen reif, in der Welt zu erscheinen, so zerspaltet die ältere Kugel, und die kleinen rollen heraus, in einer Stunde fünf bis zehn, die das Leben der Alten führen, welche dann verschrumpft und stirbt.

Eben so zart und gallertartig sind die Thiere, welche in dem Gehäuse der Korallen wohnen, und dieselben bilden, indem sie gleichsam einen kalkartigen Schleim auszuschwitzen scheinen, der dann verhärtet und zum Stein wird. Das Thierchen legt Eier, wie feine Milchtröpfchen, an einen Stein oder Felsen; daraus erhebt sich das Junge. Ein und derselbe Korallenzweig ist wohl oft das Wohnhaus von Tausenden solcher Wesen gewesen. Jedes derselben, weiß von Farbe, hat acht Arme; im Mittelpunkt jedes Arms einen Schlund zum Fressen; nur einen gar kleinen

Leib, der nur durch ein äußerst schwaches Band an die kleine Höhle der Korallen befestigt hängt.

Diese und alle Geschöpfe gleicher Art leben und erscheinen nur in der Wärme des Sommers; im Winter verschwinden sie. In heißen Ländern, zumal dort in den Meeren, leben unzählige Arten. Die größern ernähren sich von Würmern noch kleinerer Art; ja man hat im Leibe mancher Gattung schon kleine Fische gefunden. — Und wovon ernähren sich denn diejenigen Geschöpfe, welche unsern bloßen Augen durchaus nicht mehr sichtbar sind? O, sie finden noch viel kleinere Geschöpfe, als sie selbst sind, die ihnen zur Speise dienen. Denn wer weiß nicht, daß Alles in der Natur von Lebenskraft durchströmt ist? — daß, wie der Erdball, auch wieder das kleinste Moos am Felsen von Thieren bewohnt ist? — daß, wie das Weltmeer von Fischen wimmelt, auch in einem Wassertropfen zahllose Thierchen schwimmen, die sich darin freudig wie in einem großen See regen und bewegen? Mit jedem Glase Wassers, welches der Mensch trinkt, seinen Durst zu löschen, verschlingt er, ihm unbewußt, einen Ozean, worin Tausende von lebendigen Geschöpfen wohnen und sich fortpflanzen, und die man nur erst mit starken Vergrößerungsgläsern deutlich in ihrer geheimnißvollen Haushaltung erblickt. Sie befinden sich in allen Flüssigkeiten, im Blut und Eingeweide der Menschen und Thiere, zu Tausenden im Schleim der Zähne, im reinsten Wasser, noch häufiger im Wasser, das einige Zeit an der Sonnenwärme gestanden ist, im Sauerteige, im Kleister von aufgelösetem Mehl u. s. w. Alles ist voller Leben. Der menschliche Leib ist gewissermaßen ein ungeheures Weltgebäude für den Aufenthalt von Millionen unbekannter Thierchen. Sein Sterben und das Verwesen seines Leichnams ist nur der Augenblick, wo sich sein Fleisch und Blut wieder in neue Thierarten verwandelt, und selbst in größere, sichtbare Würmer, deren erste Stoffe, Keime und Eier er in sich getragen hat, ohne es zu ahnen.

Wenn man nur einen Tropfen verdorbenen Essigs an die Nadelspitze hängt und vor das Vergrößerungsglas bringt, wird man mit Erstaunen in diesem vergrößerten Tropfen zahllose kleine Schlangen und Aale, wie feine Faden, vornen und hinten zugespitzt, erkennen, die sich mit Geschwindigkeit hin und her bewegen, indem sie sich kraftvoll durch das Wasser hinschlängeln, bald langsam, bald schnell, wie ihnen gefällt. Wer wird dies unerwartete Schauspiel ohne Bewunderung beobachten können!

Man hat schon von den im Kleister lebenden Aalen durchschnitten und mit Erstaunen bemerkt, wie aus ihrem Leibe dann bei hundert Junge hervorflossen, die wie kleine häutige Eier waren. Aber sie gingen schnell aus diesen Eiern hervor und schwammen, wachsend an Umfang, wie die Alten herum. — Manche legen Eier, manche gebären lebendige Junge. Alle wissen sich auf die ihnen beste Weise zu nähren.

Woron aber leben diese Thiere in einem Wassertropfen, der ihnen wie ein Meer ist? — diese Thiere, welche zuweilen millionenmal kleiner sind, als ein Sandkorn? Unser Auge reicht in das Unendliche dieser neuen Welt nicht hinaus. Aber es mögen dennoch viele kleinere Wesen leben, die ihnen zur Speise dienen; Wesen, zu deren Entdeckung das Gesicht des Sterblichen vielleicht nie gelangen wird.

Sie sind überall vorhanden, und in ihren Gestalten, noch mehr aber in ihrer Art sich zu bewegen, sehr verschieden. Jede Art von ihnen hat einen eigenen Gang, oder vielmehr ein eigenes Schwimmen. Einige haben einen dichten Leib, andere nur einen häutigen; einige scheinen sich jeden Augenblick zu verwandeln.

Um gleichsam eine ganze Welt von lebendigen Wesen ins Dasein zu erwecken, darf man nur auf Blätter, Gras, Blumen, oder thierische Theile etwas Wasser gießen, und es der Sonne ausstellen, oder sonst in laue Wärme setzen. Bald wird eine Zersetzung im Wasser vor sich gehen, eine Gährung oder Fäulniß; und das, was wir Fäulniß nennen, ist nur der Hervortritt neuen Lebens. Millionen Geschöpfe sind entstanden. Woher sie kommen, wohin sie verschwinden, wozu sie dienen, — wer dringt in das göttliche Geheimniß der unsichtbaren Naturreiche? Aber auch das Kleinste ist dem Weltall so unentbehrlich, als das Größte; und die Sonne, welche tausendmal größer ist als die Erde, ist dem Allvater des Lebens kein wichtigerer Gegenstand, als das kleinste von den Thierchen, deren Tausende beisammen in einem Wassertropfen ihre Herberge finden.

Durch das Kochen des Wassers, worin sie leben, werden sie, wie es scheint, getödtet. Man erblickt sie darin nicht mehr. Aber, wenn ihr feuchtes Grab nur wenige Tage der Luft und Sonnenwärme ausgesetzt ist, erscheinen wieder neue Thierchen; sei es, daß die Todten sich wieder beleben; oder ihre Eierchen durch nichts so leicht zerstört werden können. Denn man hat entdeckt, daß sie sich nach jahrelangem Tode wieder belebten. Wenn man das Wasser, worin sie in Menge erschienen sind, eintrocknen läßt, so verdorren die Thierchen, verlieren alle Lebensthätigkeit und werden ganz unkenntlich. Man sieht ihre vertrockneten Häute daliegen, wie glänzenden Staub, ohne Regung. Aber man gebe ihnen nach langer Zeit neues Wasser, und in wenigen Minuten leben sie und schwimmen wieder behend davon.

Wo sollen wir die Grenzen des Lebens suchen? Muß ich nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung gestehen, Gott sei so unendlich im Kleinen fortwirkend, wie er unendlich ist im Großen? Er hört nicht auf; und je weiter meinem Auge erlaubt wird, vorzudringen, je mehr Schöpfung werde ich in der Verborgenheit gewahr. Es hat kein Ende. Was ist groß? was ist klein? Vor ihm ist nichts groß, der der Ewige, der Unendliche ist. Vor seiner Erhabenheit schwindet Alles ins Kleine zusammen.

Aus dem Lebendigen quillt das Lebendige; und ein Leben ist das Leben des andern. Es verändert seine Formen, bekleidet sich mit neuen Stoffen, und wirft sie wieder, wie ein unbrauchbar gewordenes Kleid, von sich. Das nennt man den Tod. Aber Tod ist nirgends; die Kraft nimmt nur ein neues Kleid an und wandelt weiter. Wo hat sie begonnen, wo will sie enden? Sie erfüllt Alles. So ist überall das Licht vorhanden, wenn es auch nicht gesehen wird. Ein Funke weckt den andern. An einem Lichte mögen Millionen angezündet werden, ohne daß davon das erste geschwächt wird. Im Tannzapfen liegen die schlafenden Keime von einem ganzen Tannenwald eingewickelt; die schlummernde Lebenskraft in denselben erwartet nur die günstige Verkettung der Umstände, um die Samen in ein hochprangendes Gehölz umzuschaffen, an dessen Stämmen, unter dessen Zweigen wieder Millionen Geschöpfe Schatten, Obdach, Nahrung genießen werden. Aus dem Lebendigen steigt vervielfältigt neues Leben, aus diesem wieder ein neues, aus diesem abermals ein neues in zahlloser Vermehrung, wie wir im Leibe des Kugelthierchens seine Jungen, in dem der Jungen wieder die künftigen, in diesen wieder die dereinstigen zahlreich beisammen sehen. Ein Leben umfaßt und verschlingt das andere, wie in einem weiten, bewegten Meere eine Welle die andere schafft, und wieder in andere Wellen zerfließt, um wieder neu zu werden, ohne daß man die Grenzen des Werdens und Aufhörens unterscheiden mag.

Und dennoch ist die das Weltall durchdringende Macht des Lebens nicht die gleiche Macht überall, sondern durch ewige Gesetze verbunden und getrennt und verschieden. Die Kraft, welche den Elephanten bewegt, ist eine andere, als die der Milbe; das niedrige Moos bringt keine Zeder hervor; von der Eintagsfliege stammt kein Adler ab. Alles bleibt sich im Kreise unsichtbarer Schranken gleich; Alles vervielfältigt sich in seiner eigenthümlichen Art; Eins liegt im Andern schon für Ewigkeiten da, und geht aus einander, wie Strahlen aus dem Lichte gehen. Wohin fuhren die ausgegangenen Strahlen? Wohin verler sich das ausgegangene Leben?

Wie viele Fragen! welche Ahnungen! welche Räthsel! Und ich stehe in der Unendlichkeit der lebendigen Wesen da, mir selber unbegreiflich, schaudernd, und sehe über den Ozean der Dinge hinaus und nirgends ein Ufer, und denke der Allmacht dessen, der dies Alles aus dem Nichts hervorrief. — O Gott, was bin ich vor Dir!

Warum soll ich in die endlosen Höhen der Himmel hinausstarren, und die entfernten Weltkörper in ihren ewigen Bahnen und ihre Gestalten, Beleuchtungen, Gebirge und Abwechselungen suchen und beobachten, um Deine Weisheit, Deine Liebe, Deine Allmacht, o Du, für dessen Majestät ich keinen Ausdruck finde, zu erkennen? Ich erkenne sie am Wurm, den ich erst mit bewaffneten Augen mir in den kleinsten Räumen

sichtbar mache, worin er mit seinen Familien wohnt und des Daseins froh ist. Ich finde kein Ende in den wunderbaren Höhen der Himmel, ich finde kein Ende in den Tiefen des Abgrundes, der allerkleinsten Geschöpfe. Aber Dich, o Allmacht, o Weisheit, o Liebe, Dich finde ich überall.

Mit hoher Zweckmäßigkeit hast Du die Gliedmaßen des geringsten Gewürmes gebildet, das unsern menschlichen Blicken wie ein Staubkörnchen erscheint, und seine Muskeln mit unbegreiflicher Stärke und Beweglichkeit ausgerüstet, daß es mit Blitzesschnelle dahinfährt. Du hast jedes Einzelne dieser Gewürme mit Schönheit der Farben und Formen geziert, die der Sterbliche nie oder selten wahrnimmt. O, wie viele Millionen von Menschen haben vor mir gelebt, wie viele Millionen leben heute noch, die nie den Blick auf diesen Abgrund Deines Reichthums warfen, und denen nie ein Gedanke von dem Dasein einer den bloßen Augen unbemerkbaren Thierwelt in die Seele kam! Und doch ist darin die Zahl der Geschöpfe viel größer, als die Zahl derer, die man sehen kann; und doch ist die Lebensart, Wohnung und Fortpflanzung jener nicht minder wunderhaft, als bei diesen.

S e h e t, w e l c h e L i e b e h a t u n s d e r V a t e r e r z e i g e t, d a ß w i r s o l l e n G o t t e s K i n d e r h e i ß e n! Ja, wir sind Deine Kinder! Schöpfer des Wurms, Gott des Seraphs, auch ich bin Dein Kind. Du hast meinen unsterblichen Geist herrlicher gesegnet, als Miriaden anderer Wesen, die ich in den grundlosen Tiefen Deiner Schöpfung ersehe. Denn ich darf Dich Vater heißen, und in meinem Innern spiegelt sich ein dunkles Bild Deiner Vollkommenheit und Majestät.

Wo soll ich anfangen, wo soll ich enden, wenn ich, Vater, mein Vater, von Deiner Herrlichkeit und Deiner Liebe, von Deiner Barmherzigkeit und meiner Unwürdigkeit rede? Wie ist es möglich, daß ich jemals kleinmüthig werde, und wieder froh zu werden verzweifle? Wie ist es möglich, daß ich, Dein Kind, ich Geist, für wenige Zeit in Staub gehüllt, Deiner vergessen kann, und alle meine Freuden in diesem Staube suche? — Nein, nein! je länger ich Deine Werke betrachte, in denen Du Dich offenbarest, je erhabener fühle ich mich, je zuversichtlicher hänge ich an Dir, der Du auch den Wurm im Wassertropfen kennst und nährst und leitest. Und wer von meinen Brüdern je verzagt, ich will ihm zurufen das süße, heilige Wort: Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir sollen Gottes Kinder heißen!

55.

Die Stimmen der Thiere.

Ps. 148, 7—13.

Wem blüht das Thal? Für wen erhebt
Sich das Gebirg? Wem tönt und schwebt
Der Sänger in den Lüften?
Für wen bevölkert sich das Meer?
Wem jauchzt der Thiere zahllos Heer
Auf jährlich grünen Triften?
Quellen rieseln,
Winde wehen,
Thal und Höhen
Ueberrauscht ein Silberregen,
Ihm zur Ehre, mir zum Segen.

Wie sie so herrlich sind, so schön
Einträchtig alle Gott erhöh'n,
Und seine Güte preisen!
Wie Alles Jubel ist und Dank,
Und jeder Ton ein Lobgesang
Des Gütigen und Weisen!
Ach! wie könnt' ich
Fühllos schweigen!
Solcher Zeugen
Hochgesang des Höchsten hören,
Schweigen in der Schöpfung Chören!

Wie prachtvoll schwebt sie vor meinen Blicken, die ewig jugendliche Schöpfung Gottes! Welch ein Glanz des Himmels und der Erde, welche Farbenstrahlen, die in allen Höhen und Tiefen mein Auge entzücken! Ist dies nicht Abglanz und Wiederschein der Gottheit durch den sie vor sterblichen Blicken verhüllenden Schleier? Laue Lüfte bewegen sich um mich, und Millionen blühende Zweige und Blumen überströmen mich mit einem Regen balsamischer Düfte. — Und dies Alles wird erst durch das große Getön des Lebens, welches um mich her rauscht, feierlicher, anziehender. bedeutsamer.

Wenn ich durch die reizendsten Felder und Wiesen irre, die von den Händen des Frühlings und Sommers mit ihrem ganzen Blumenschmuck überschüttet sind, und es rührt mein Ohr kein Rauschen des Gebüsches, kein fröhliches Blöken der Heerden, kein Zwitschern, kein Gesang eines Vogels — wenn Alles schweigt: so macht die ganze Pracht der Erde nur einen traurigen Eindruck auf mich. Die Natur scheint, so sehr sie auch in lachenden Farben prange, ausgestorben. Es spricht mich nichts an. Ich stehe in einer glänzenden Einöde, werde traurig und sehne mich nach dem Laut der Lebendigen.

Das Auge gibt dem menschlichen Gemüth weniger Nahrung, als das Gehör; erst durch dieses werden wir mitfühlende Wesen aller mit Empfindung begabten Geschöpfe. Erst das Erbrausen des hohen Waldes im Luftstrom, das freundliche Murmeln der Quellen und Wasserbäche, das Getöse des Flusses an seinen Ufern, das Sumsen der Bienen und Käfer, die mannigfaltigen Töne vierfüßiger Thiere, das Gezirpe der Vögel beseelt die angenehmste Landschaft. Wie uns das Schweigen des Todes schaudern macht, so erfreut hingegen die Stimme der Natur das menschliche Herz. Sie erweckt uns zu großen Gedanken und Gefühlen, und beschäftigt uns mit der Vorstellung von der allgemeinen Verbindung der erschaffenen Wesen. Alles wird zum Psalm der Welt auf Gott.

Wer hat diesen Psalm von tausend und tausend abwechselnden Tönen, wiederholt vom Wiederhall der Wälder und Felsen, nicht schon gehört? Wen ließ er ungerührt, der irgend für zartere Empfindungen noch ein empfängliches Herz in der Brust trug? Wer hätte nicht oft selig in das große Freudengetümmel der Schöpfung hineinjauchzen mögen und rufen mit dem königlichen Dichter: Lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische und alle Tiefen; Feuer, Hagel, Schnee und Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten; Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden, und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch, sein Lob geht so weit Himmel und Erde ist. (Ps. 148, 7 — 13.)

Nicht alle Thiere haben Stimmen, weil nicht alle mit einer Lunge versehen sind; dennoch wissen sie nach ihrer Art Töne hervorzubringen, um das weite Geräusch des Lebens zu vermehren. Sie wollen nicht in dem Hochgesang der Erde schweigen, wenn er zum Himmel emporsteigt. Einige derselben geben einen Ton von sich durch das bloße Aneinanderreiben ihrer Gliedmaßen, wie die Feldgrillen des Sommers oder die Heimchen, die ihr weit tönendes Gezirpe dadurch verursachen, daß sie die trockenen, häutigen Flügeldecken ein wenig erheben, und über einander hin- und herschieben, wenn sie sich hören lassen wollen. Andere lassen ein wunderbares Getöse laut werden, indem sie mit gewaltiger Kraft Flüssigkeiten aus den Höhlungen ihres Körpers hervorschnellen, wie der Wallfisch, welcher Wasserströme hervorsprudelt gleich hohen Quellen. Andere sumsen mit ihren Flügeln durch die Lüfte, wie die Käfer und Mücken, Bremsen und Bienen. Die eigentliche Stimme, vermittelst der Lunge, ist nur vollkommenen Thieren verliehen, welche am fähigsten sind, davon Gebrauch zu machen, um sich einander ihre Zuneigung und Wünsche mitzutheilen, oder ihren Zorn zu verkünden. Un-

vollkommnere Geschöpfe, so wie viele Arten der Thierpflanzen und Gewürme, welche sich unter einander nicht begatten, sondern wo jedes, ohne Zuthun des andern, sein Geschlecht durch sich selbst vermehrt, geben gar kein Geräusch, keinen Ton. Sie haben nicht nöthig, einander zu suchen, oder ihre Triebe zu erkennen zu geben. Mit ihren Begierden in sich selbst verschlossen, leben sie einsam.

Thiere ohne Lungen können nur ein Getön oder Geräusch mit andern Werkzeugen machen; Stimmen haben allein die, welche mit Lungen begabt sind, wie der Mensch, wie die Säugethiere, die Vögel und kriechenden Thiere. Es läßt sich vermuthen, daß auch alle diese, selbst die, welche einen Ton ohne Lungen haben, Gehör besitzen, obwohl man bisher die Werkzeuge dazu an den Insekten vergebens zu suchen sich bemüht hat. Horcht nicht der flüchtige Bienenschwarm auf den Klang des geschlagenen Kessels?

Die Einrichtungen, welche der Schöpfer zur Hervorbringung der eigentlichen Stimme getroffen hat, sind ungemein und wunderbar. Die Lunge, durch den Athem mit Luft gefüllt, treibt dieselbe kräftig durch die Luftröhre empor zur Kehle. Je größer die Lungen, oder in wie weitern Spielräumen sie sind, je stärker erklingt die Stimme. Auch der Bau der Luftröhre trägt nicht wenig zur Kraft der Stimme bei. Wo diese Röhre ganz aus knorplichen, knöchernen Ringen zusammengesetzt ist, wird der durch sie hervorbringende Ton weit mächtiger und schneidender sein, wie beim Menschen, beim Löwen, beim Pfau und andern Thieren. Wo sie hingegen weich und beinahe nur häutig ist, wie bei den Schlangen, bleibt der Ton matt, heiser und dumpf.

Und wie die Gottheit in alle ihre Werke die unendlichste Mannigfaltigkeit gelegt hat, so zeigte sie dieselbe auch in den Stimmen der Thiere. Jede Thierart hat ihre eigenthümliche; wir erkennen sie daran, so wie sie sich selbst unter einander schon aus der Ferne. Löwen, Tiger, Pantherthiere erfüllen die einsamen Wüsten mit ihrem furchtbaren Gebrüll; das Brummen des Bärs durchschauert die Wildniß; die Hunde und Wölfe bellen; die Schafe blöken, die Rosse wiehern; keines ist die Stimme des andern. Doch die vollendetsten und verschiedensten Stimmenwerkzeuge findet man in der schönen und zahlreichen Ordnung der Vögel, deren anmuthiger Gesang in Lüften, Wäldern und Feldern uns oft entzückt. Die Raubvögel stoßen nur einen wilden durchdringenden Schrei aus; an den Wasservögeln bemerkt man mehr ein Schnattern und Klappern; an denen, die von Fliegen, Mücken, Würmern und andern Insekten leben, einen süßen, silberhellen, angenehmen Ton, so wie die, welche von Beeren und wilden Früchten leben, häufiger trillern, und die Körnerfressenden weit vollklingender und stoßender in ihrem Gesange sind. Wer aber könnte die wunderschönen Melodien beschreiben, in welchen sie ihre Em-

pfindungen ausdrücken? Die süßklagenden, zärtlichen Laute der Nachtigall; den freundlichen Schlag der Wachteln, das Jubiliren der Lerche, wenn sie sich in die glänzende Himmelsbläue steigend verliert; der Buchfinken fröhliches Ausrufen; der Amseln kunstvolles Lied im Gebüsch; der Tauben sanftes Girren; des Kanarienvogels süßschmetternde wechselvolle Triller? Einige Vögel haben selbst das Vermögen, nicht nur Gesänge, die sie von andern hören, nachzuahmen, sondern auch Töne hervorzubringen, welche der menschlichen Stimme und Sprache nahe kommen. Die dicke runde Zunge des Papagei's, sein hohlgewölbter, kurzer Schnabel, seine Gelehrigkeit und zutrauliche Weise, machen ihn besonders fähig, einzelne ihm vorgesprochene Worte nachzubilden. Doch ist dieses scheinbare Reden nur ein bloßes Nachahmen von Klängen, deren Bedeutung das vernunftlose Thier nicht kennt; so wie überhaupt die klügsten unter den Thieren nicht den Gedanken unserer Worte begreifen.

Der Unterschied zwischen dem Thier und Menschen ist wichtig. Das Thier hat nur Seele, der Mensch aber auch einen Geist. Das Thier hat nur Gefühle und Triebe, der Mensch aber auch Vernunft. Das Thier hat nur Stimme zur Bezeichnung seiner Empfindungen, der Mensch aber auch Sprache zur Mittheilung seiner Vorstellungen und Begriffe aller Art. Nie gelangt ein Thier zur wirklichen Sprache; es kann höchstens beim Hören gewisser Klänge, die wir bei gewissen Forderungen äußern, dahin kommen, unsere Absicht zu verstehen, unsere Wünsche und Gemüthsbewegungen zu errathen. Es achtet dabei nicht auf den Sinn, sondern nur auf den Klang des Wortes und unserer damit verbundenen Geberden. Es beobachtet den Ausdruck unserer Empfindungen; denn auch das Thier hat Empfindungen und nähert sich durch dieselben uns an. Es kennt sie, wie an Menschen, so an Seinesgleichen. Insofern man den Ausdruck der thierischen Triebe und den Ausdruck der Gefühle des Schmerzes oder der Lust, vermittelst Tönen, eine Sprache nennen darf, haben freilich auch die Thiere eine Sprache. Auch stumme Menschen besitzen diese Sprache, indem sie sich durch äußerliche Zeichen, oder durch das Ausstoßen einzelner Klänge verständlich machen. Ausgesetzte und verlassene Kinder, die in Einsamkeiten, fern von Menschen, aufwuchsen, hatten keine menschliche Sprache, sondern sie ahmten mit ihrer Stimme nur die Stimme der Thiere nach, denen sie nahe gewesen waren. So weiß man von einem ehemals in Deutschland gefundenen wilden Kinde, daß es gleich den Schafen blökte; und von einem in den Wäldern Polens unter den Bären gefundenen, daß es gleich diesen brummte. Man hatte vor Zeiten viel über eine vermeinte Sprache der Thiere gestritten, indem man sich einbildete, daß sich dieselben mit ihren verschiedenen Stimmenbewegungen oder Gesängen eben so über allerlei Gegenstände unterhalten könnten, wie Menschen. Allein

man vergaß, daß das Thier ohne vernünftigen Geist auch keine Fähigkeiten zur Wörterbildung hat; daß es zwar Gefühle der Freude und Traurigkeit, der Furcht und Hoffnung, des Schreckens und der Ruhe, der Liebe und des Zorns, oder daß es die Triebe des Hungers und Durstes, des Abscheues und der Begattung ausdrücken könne, aber keine dem Geist entstammenden Gedanken. Triebe, zu deren Stillung mehrere Thiere gleicher Gattung nöthig sind, entwickeln auch die Stimme und deren Mannigfaltigkeit am vorzüglichsten. Dies ist nothwendig, damit sie sich in den weiten Räumen, wo sie einzeln und zerstreut herumschwärmen, zusammenfinden können. Also ordnete es die Weisheit des Schöpfers zur Erhaltung der verschiedenen Thierarten an. Daher beginnt vorzüglich der Gesang der Vögel zur Brutzeit im Frühling, wenn die Baumknospen ihre Blätter entfalten, und alle Keime des Lebens sich gegen das Licht hervordrängen. Das Gleiche wird bei den vierfüßigen Thieren bemerkt. Sind diese Tage aber vorüber, so verschwindet allmälig die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Töne. Viele verstummen fast ganz, und selbst die Nachtigall vergißt ihren bezaubernden Gesang und läßt nur von Zeit zu Zeit einen häßlichen Laut hören, der mit dem dumpfen Gekrächze einer Kröte Aehnlichkeit hat.

Der Mensch, welcher, insofern er Thier ist, ebenfalls die Leidenschaften der Liebe, des Zorns, der Sehnsucht, der Rache, der Furcht hat, drückt diese ihn beherrschenden Gefühle gleich dem Thiere, noch mehr durch den Klang und die Abwechslung der Stimme, als durch das Wort aus. Je gefühlvoller ein Mensch ist, je abwechselnder wird die Stimme seiner Rede sein, so wie der, welcher von keinen starken Gemüthsbewegungen ergriffen ist, seine Worte eintöniger und ruhiger dahinfließen läßt. Nicht die Gedanken, sondern die Gefühle sind es, welche das Steigen und Fallen des Tones und den Gesang in unsere Sprache bringen.

Der Geist, dieses Erhabenste und Göttlichste im Menschen, dies „Er=Selbst", welcher alles Andere in ihm beherrscht und zu vergöttlichen weiß, hat auch den Ausdruck, oder gleichsam die Rede der Gefühle, zu einer wunderbaren Höhe veredelt, deren kein Thier und der gesangreichste Vogel nicht fähig ist. Er brachte Kunst und Zusammenhang in die Sprache des Gefühls, und so entstand die Musik. Was dem Geiste das belehrende und überzeugende Wort ist, worin sich der erleuchtende Funke des Gedankens hüllt, um in andere Geister überzugehen, das ist für die Seelen das melodische und harmonische Hinströmen von Klängen, in welchen sich die Empfindungen des Gemüthes aussprechen.

Daher finden wir die ersten Anfänge und das Gefallen der Tonkunst bei den wildesten Völkern. Je mehr sich ihr Geist und durch ihn die Seele, dies Vermögen der Triebe und Gefühle, vervollkommnet und be=

reichert, je anmuthvoller und kräftiger wird bei ihnen die Musik. Alles, was uns gewaltig und tief bewegt, oder was der Macht des denkenden und forschenden Geistes zu erhaben ist, wirkt auf das Gefühl zurück, erregt ein Aufwallen der Leidenschaften, oder Erstaunen, Ehrfurcht, Bewunderung. Ist es ein Wunder, wenn wir die Tonkunst fast überall als eine Dienerin der Religion in der feierlichen Gottesverehrung der Völker erblicken? Wessen Geist kann die Erhabenheit des höchsten Wesens denken, ohne zu erbeben und ohnmächtig in sein Nichts zurückzusinken? Nur Anbetung und Ehrfurcht reden dann noch in uns. Wer kann mit seinem Verstande die Güte des himmlischen Vaters, seine zärtliche Sorgfalt für zahllose Miriaden erschaffener Wesen ermessen? Der verstummende Geist spricht sie nicht in Worten aus, und versinkt in einen Strom von Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe. Und wenn sein Wink die Natur erschüttert, daß Wasserfluthen und Flammengüsse aus den Donnerwolken hervorbrechen, die Grundfesten der Erde wanken, Berge einstürzen und Stürme die Wälder zerschmettern, oder wenn seine Hand finstere Verhängnisse über das verzagende Menschengeschlecht herbeiführt: wer nennt das Wort, welches die Allgewalt des Allmächtigen erschöpfend lehrt? Der bange Geist erzittert, und geht in den Empfindungen stillen Grauens unter.

Die Hoheit des Unendlichen, welche die Vernunft nicht fassen und begreifen kann, stürzt den Geist in Schweigen, und läßt ihn nur noch in Gefühlen beten. Darum ist die Musik, diese Sprache der Gefühle, mit Recht dem Gottesdienst geweiht, und eine heilige Zunge der Andacht geworden.

Darum ist es nicht gleichgültig, ob unsere Gesänge bei öffentlichen Gottesverehrungen, ob die Töne, welche unsere frommen Empfindungen erwecken, leiten, erheben, verschönern sollen, besser oder schlechter gebildet und zusammengeordnet sind. Der hohen Glocken Klänge und Orgeltöne Majestät erfüllt auch die Brust des rohen Menschen mit wunderbarer Ehrfurcht, und versetzt den Leichtsinnigsten in eine feierliche Stimmung. Was die Beredsamkeit des weisesten Kanzelredners nicht vermag, bewirkt oft ein heiliges Lied durch die Zaubergewalt der Töne. Es bricht das harte Herz; es erglüht das kalte Gemüth; es erwacht und steigt der tiefgesunkene Geist auf den Fittigen neubelebter Gefühle zum Throne des Ewigen; der vormals freche Blick verdunkelt sich in Thränen der Rührung, und der Seufzer zittert aus der bewegten Brust als Gebet zum Himmel empor. Was zur Verschönerung der Gottestempel, was zur Feierlichmachung der Verehrung des höchsten Wesens, was zur Aufregung frommer Empfindungen und erhabener Gesinnungen beitragen kann, ist Pflicht, zu befördern. Denn alles Aeußere wirkt auf das menschliche Gemüth mit unwiderstehlicher Macht. — Es ist eine aller-

dings tadelnswürdige Vernachlässigung des Volks, und ein Abbruch, welcher der Religiosität geschieht, größer als man glaubt, wenn man Kirchen armselig, baufällig, unreinlich läßt, die zu feierlicher Versammlung christlicher Gemeinden bestimmt sind; wenn man, weit entfernt an Veredlung des kirchlichen Gesanges zu denken, denselben verwahrloset, daß er in ein unharmonisches, Ohr zerreißendes Geschrei entartet, welches, statt das Gemüth zu erhöhen, nur Empfindungen des Widerwillens oder Reiz zum Gespött und Lächeln erregt. Der erste, große Eindruck ist verloren; die Andacht ist verscheucht; umsonst wird nachher die Beredsamkeit und der Eifer der Seelsorger und Prediger sein, das Vertilgte wieder hervorzubringen.

Mit wie heiliger Begeisterung beteten Moses, Assaph, David! Aber ihr Gebet war Gesang, Erguß der schönsten Empfindungen in rührenden Tönen. Die Harfenklänge Davids wurden seinem Geiste unsichtbare Himmelsleitern. Seine Gefühle hauchte er beseelend in die ganze Natur, so wie die Natur wieder in ihren Stimmen allgewaltig zu seinem bewegten Herzen sprach: O Gott! Deine Herrlichkeit in Worten auszusprechen, und mit Gedanken zu umfassen, wie vermag dies mein schwacher Geist! Darum gabst Du ihm die Sprache des Gefühls, die wahre Begeisterung der ehrfurchtvollen Anbetung, den tiefen Schrei der Natur, welcher zu Dir emporsteigt. In diesem Schrei des Frohlockens und des Schmerzes vereinigen sich die Stimmen aller Deiner Geschöpfe. Sie jauchzen ihr Entzücken, ihre Wonne Dir zu; sie stöhnen ihre Klage Dir zu. Denn Du nur gibst die Freude, Du nur kannst vom Schmerze befreien. Darum klingt die ganze Schöpfung in Deiner Verherrlichung zusammen.

O lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische und alle Tiefen; Feuer, Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten; Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch. Sein Lob geht so weit Himmel und Erde ist!

56.

Der Morgen.

Hiob, 38, 4—7.

Daß sie ihm danken müsse,
Verhüllt Gott seine Welt
In güt'ge Finsternisse,
Wie in ein sich'res Zelt.

Zu neuer Kraft genesen,
Drängt dann, im frohen Chor,
Verjüngt sich jedes Wesen
Ans Morgenlicht hervor.

Wie herrlich ist die Erde!
An jedem Morgen spricht
Der Herr ein neues „Werde!"
Und es wird wieder Licht.

Wie den verschiedenen Zeiten des Jahres, hat der Schöpfer auch selbst jeder besondern Tageszeit eigene Reize und Schönheiten gegeben. Ich bemerke dies täglich, sogar mitten unter meinen Beschäftigungen, im Getümmel meiner Arbeiten.

Wie ganz andere Empfindungen durchströmen mich am Morgen, wenn ich vom wohlthätigen Schlummer erquickt hervortrete, die Meinigen wieder begrüße, und das rege Leben wahrnehme, mit dem Alles seine Tagesgeschäfte beginnt; — wie verschieden von jenen heitern Gefühlen sind diejenigen, welche mich des Abends durchdringen, wenn sich Alles nach Stille und Ruhe zurücksehnt, wenn meine Glieder ermattet sind, und Himmel und Erde in Dämmerung und Finsterniß zurücksinken! Oder wie anders erscheint mir die Welt, wenn sie im hellen Glanz des Mittags schimmert, und alles Leben gleichsam die höchste Stufe der Thätigkeit erreicht hat; wie ganz anders, wenn ich in der dunkeln Mitternachtsstunde wach bin, und das Schweigen des Todes und die Finsterniß des Grabes mich zu umringen scheint!

Ja, die Verschiedenheit der Tageszeiten wirkt so mächtig auf jeden Sterblichen, daß er ein ganz anderer Mensch am Morgen, ein ganz anderer am Abend zu sein scheint. Am Morgen, voller Kraft, sieht er Alles heiterer und heller, beurtheilt Alles billiger, ist freundlicher, hoffnungsvoller; am Abend ist er unwillkürlich ernsthafter, schüchterner; er urtheilt strenger, ist leichter gereizt und empfindlich, sei es für Freude oder Kummer; sieht Vieles banger und zaghafter und unter ungünstigerm Lichte an. Am Abend verwundert er sich oft über die Kühnheit seiner am

Morgen gemachten Entwürfe; und am Morgen verspottet er selbst seine Muthlosigkeit, die er des Abends empfand.

So hat der Schöpfer in Alles, selbst in das Gewöhnlichste unsers Lebens, eine wunderbare Mannigfaltigkeit gelegt, die uns nie ermüden läßt. Ein fortdauernder Wechsel der Gegenstände und Gefühle reizt uns zu anhaltender Thätigkeit, weil ohne Thätigkeit keine Verbesserung unsers Zustandes möglich ist.

Und sollte ich gegen diese Veranstaltungen meines Gottes gleichgültig sein; gegen Veranstaltungen, die er zu meiner Glückseligkeit auf Erden, zu meiner allmäligen Veredlung getroffen hat?

Nein, ich bin ein Christ! Nichts ist mir gleichgültig, worin sich mir Gottes Weisheit und Güte offenbart. Ich bin ein Kind Gottes, des Allmächtigen: wie sollte ich ohne das tiefste Vergnügen die Werke meines ewigen Vaters erblicken?

Umgebet mich, o ihr Erinnerungen aller glücklichen Morgen, die ich auf Erden lebte! Erwachet wieder in mir, ihr heiligen Empfindungen, die ihr mich beseligt habt, wenn ich über die blühende Natur eine strahlende Sonne durch die Wolken des Morgenroths aufsteigen sah, und durch die ganze Schöpfung der Lobgesang auf die ewige Güte ertönte! Werdet wieder rege, o ihr süßen Thränen meines Entzückens, welche mein Auge zuweilen umdunkelten, wenn mich Gottes Majestät und Herrlichkeit aus seinen wundervollen Werken in einer goldenen Frühstunde umschwebten! Den will ich preisen, ihn bewundern, der des Weltalls Schöpfer und auch mein Schöpfer, der des Weltalls Vater und auch mein Vater ist!

Große der Erde, verschwendet eure Schätze, um euch in prachtvollen Festlichkeiten ergötzen zu können, die ihr selbst erfunden habt; wie nackt und armselig erscheint eure Pracht neben dem Glanze eines Sonnenaufgangs über die erwachende Welt, neben dem Strahl der Morgenröthe, welcher den ewigen Himmel durchdringt!

Die Natur feiert an jedem Sommermorgen ein Fest ihrer eigenen Schönheit, und selbst den rohen Wilden erschüttert die Gewalt dieser göttlichen Erscheinungen. Welche Gefühle nun müssen des erleuchteten Christen Herz da bewegen! . . . .

Die Nacht hat ihr erquickendes Werk vollbracht; sie hat dem Müden neue Kraft, sie hat dem Kranken balsamischen Schlummer, dem Unglücklichen Träume des Trostes gegeben. Nahe ist die Stunde des Erwachens Aller. Schon umschwimmt eine blasse Dämmerung die Hügel und Wälder; Hütten und Gebüsche treten schon verworren und klarer aus den geheimen Finsternissen, und silberweiße Nebel lagern auf den Wiesen und über den Flüssen enger zusammengedrängt. Zu den Wolken des Himmels steigt singend die Lerche, um den werdenden Tag zu begrüßen;

aus der Ferne herüber tönt des Hahnes Krähen, und verkündet den anbrechenden Morgen. Kalt und düster schweben, wie riesenhafte Schatten, am Rande des Gesichtskreises die hohen Gebirge.

Immer heller glänzen die Farben der nahen Gegenstände. Der Morgenstern funkelt blaß über Gewölke nieder, deren Saum sich in der Tiefe entzündet und mit dunkler Gluth über die Fluren leuchtet. Ein goldenes Feuer strömt durch den ganzen Himmel herauf; es wird gewaltiger von Augenblick zu Augenblick. Die Gipfel der Berge lodern wie Flammen auf Opferaltären, Verklärung umfließt die Haine und Höhen, und selbst die Wolken des Abends leuchten herrlich zurück. Die Vögel in den Gebüschen erwachen und entflattern ihren Nestern; die Heerden werden rege; der thätige Landmann tritt vor die Hütte in die Wohlgerüche der blumenreichen Flur hinaus. Aber tiefe Stille waltet noch immer in der Welt, und wie in großer Erwartung liegt Alles lauschend da.

Und ein kühler Hauch vom Morgen her durchschauert alle Wesen, durchbebt die blühenden Zweige des Baums, und die Blumen des Feldes zittern darin. Die Gebirge erglänzen. Wie schimmernde Rauchsäulen wälzen sich plötzlich die Nebel von Wiesen und Strömen gen Himmel empor. Es rauscht freudiger die Welle des Baches; die Lüfte ertönen vom Gesang mannigfaltiger Vögel; frohes Leben rauscht in Dörfern und Städten — die ganze Erde jauchzt der ganze Himmel flammt — — die Sonne ist aufgegangen.

O welch ein Gewühl von reizenden Farben und Tönen! Welch ein begeisterndes Schauspiel, diese Weltschöpfung aus dem Leeren und Wüsten der Nacht! — Gottes Tempel ist aufgeschlossen. Die Sonne hat den heiligen Vorhang hinweggezogen von der Herrlichkeit der Schöpfung. Der Erdball ist ein einziger Altar. Alles, was Odem hat, preiset durch freudiges Gefühl den verborgenen Vater, den so viel Glanz umhüllt. Der Morgenstern verschwindet, um andern Welten die Macht des Schöpfers zu preisen.

Große der Erde, verschwendet eure Schätze, um euch in Festlichkeiten zu ergötzen, die ihr selbst erfunden habet. Aber was ist der Glanz eures Goldes neben dem Licht eines flammenden Himmels; was die Pracht eurer Edelsteine neben den Millionen Thautropfen, die auf den Halmen der Wiesen schimmern; was euer Purpur und Seide, in welche der gebrechliche Leichnam gewickelt wird, neben dem Farbenzauber der Blumen, die zu unsern Füßen zittern und aus ihren zarten Kelchen Wohlgerüche opfernd in die Lüfte streuen? Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, wie derselben eine. (Matth. 6, 29.)

Dem Christen, dem Freunde Gottes, ist jeder neue Morgen ein neues,

stilles Fest im Innern seines Gemüthes. Und streut die Morgenstunde des Winters, statt der Blüthen, auch nur spielende Flocken Schnees um die Fenster eurer Hütten — hier ist nicht minder Pracht, nicht minder Schöpfersgüte! Auch im Winter durchdringt uns die gleiche Erquickung, die gleiche freudige Stimmung. Während der Sommermorgen unsere ganze Seele in der unendlichen Anmuth der Natur gleichsam auflöset, führt der Wintermorgen uns tiefer in unser Selbst zurück, macht uns mehr zu unserem Eigenthum, und zum Eigenthum unserer Lieben.

Ja, Allmachtvoller, Gütevoller! in allen Jahreszeiten bist Du, Gott, unser Gott, unerschöpflich an neuen Gaben Deiner Huld und Macht! Du ließest es niemals, Du lässest es in keiner Stunde an Beweisen Deiner Gegenwart und Größe fehlen. Daß wir Dich, Gott, unsern Gott, überall und in Allem erblicken, dazu muß uns Dein Geist selbst durchdringen, dazu muß uns Religion die Augen der Seele öffnen. Das Thier sieht nur das Thierische, Grobe, Sinnliche; der Geist aber ahnet nur das Geistige, das Ueberirdische, das Göttliche in den Erscheinungen des Irdischen.

Verschieden ist daher, wie die Religiosität der Menschen, auch ihre Empfindung, ihr Genuß des Morgens. Der sinnliche, nur um irdische Bequemlichkeit, um sein bürgerliches Dasein bekümmerte Mensch entschlief am Abend unter wollüstigen Träumen, unter sorgenvollen Entwürfen, unter Leidenschaften, und erwacht mit ihnen. Er endete am Abend eine Plage seiner selbst, um sie am Morgen zu erneuern. Da ist kein Vertrauen, kein stiller Hinblick auf den Weltregierer, und auch keine harmlose Freudigkeit. Er denkt beim Erwachen: Womit will ich mich nähren? womit mir Freude machen? womit mich rächen am Feinde? womit meinen Widersacher demüthigen? Er ist Thier, und thierisch ist sein Begehren, sein Hoffen, und sein Bemühen. Und ist der Tag verflogen im Wechsel von Lust und Leid, von Lustbarkeiten und verdrießlichen Zufällen, so steht er arm da am Abend, wie er am Morgen war; ohne bleibende Aernte, ohne Beruhigung seines Gemüths. Er hat eine fröhliche Stunde genossen, die nicht mehr vorhanden ist; und hat einen Schmerz, eine Reue, eine Sorge gewonnen, die mit ihm zum nächtlichen Lager schleicht. Er hat im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, sein alltägliches Werk beendet, sein Eigenthum um ein Geringes vermehrt, aber nicht seine innere Zufriedenheit erhöht. Er legt sich halb ruhig ins Lager, und hat einen Tag für die Freude und Veredlung seiner Seele verloren. So wiederholen sich die Geschichten der Tage, der Wochen, der Jahre. Der Mensch wird Greis, der Greis eine Leiche. Das Leben war ihm zwecklos. Was er erworben, bleibt dahinten; was er genossen, ist verschwunden.

Wie anders erscheint dem geistigen Menschen, dem Schüler Jesu,

jeder Morgen des Lebens! Wie ganz andere Empfindungen beleben sein gestärktes Gemüth, wenn er erwacht vom Schlummer! Er sieht dankend zu Gott empor — denn nur diesem lebt er, nur diesem erwacht er. Gottes Macht war es ja, die ihn beschirmte vor mancherlei Unfällen, während Alles im tiefen Schlafe gefesselt dalag, und kein Anderer für uns wachte. Er sorgte für uns, inzwischen wir von uns selbst nichts wußten; so wie er schon unser gedacht hat, ehe wir da waren. Es scheint jeden Morgen die Stimme Gottes an ihn zu ergehen, wie sie einst an Hiob erging: Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug. Weißt du, wer ihr das Maß gesetzt hat? Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne mit einander lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes? (Hiob 38, 4 — 7.)

Betend weiht er sich dem Allbarmherzigen, dem Allerheiligsten. Dankend sinkt er im Geiste vor der ewigen Liebe nieder.

Ohne Namen, ohne Schranken,
Gott, ist Deine Güte! Danken
Soll die ganze Seele Dir.
Vater, wie viel thust Du mir!
Niemals, niemals wirst Du müde.
Vater, ach, mit welchem Liede,
Welchem Herzen preis' ich Dich?
Ach, ich stammle: Staub bin ich!

Und doch darf ich vor Dich treten,
Kindlich, Vater, zu Dir beten,
Ich, der ich auch diesen Tag
Nichts, nichts ohne Dich vermag.
Gerne hörest Du mein Flehen,
Gerne willst Du bei mir stehen,
Mir, so viel mein Herz umfaßt,
Thun, was Du verheißen hast.

Der Christ, wenn solche Morgenempfindungen sein Gemüth heiligen, hat damit sein ganzes Tagewerk geheiligt. Er geht, ein besserer Mensch, in das Gewühl des alltäglichen Lebens hinaus, ohne sich darin zu verlieren. Der Vater begrüßt freundlicher die erwachenden Kinder; sie sind ihm jeden Morgen neue Geschenke aus Gottes Hand; die Gattin schließt zärtlicher den frommen Gatten an ihr Herz; Gott hat ihn ihr erhalten. Die Religion verbreitet ihren sanften Glanz über alle Gegenstände, auch über das Geringste, indem sie das Herz zu mildern Empfindungen, zur Sanftmuth, zur Duldsamkeit, zur Liebe stimmt.

Einem Morgen, welchen uns die Religion verschönerte, kann kein trüber Tag folgen. Denn was wir thun, es ist mit Gott und in Gott gethan. Was wir erleben, es ist die Leitung der ewigen Vorsehung, deren Weisheit höher, als aller Menschen Vernunft, deren Güte unbegreiflich ist, wie unser ganzes Dasein. Wir zittern vor keiner Gefahr,

die uns bevorsteht, denn der sie uns sendet, ist unser Vater im Himmel. Wie er in der stillen Nacht für uns, für unsere Lieben wachte: so sind wir immerdar, auch während des Tageslaufes, der Gegenstand seiner Liebe.

Selbst der Leidende, den eine Krankheit auf sein Schmerzenslager gefesselt hat, oder welchen die Last der Armuth beugt, oder welchem Unglück in der Familie das Herz mit Kummer füllt, oder welcher schmerzlich einen begangenen Fehler zu büßen hat — selbst er hat die Hälfte seines Leidens schon überwunden, wenn er sich in der Morgenstunde über das Irdische erheben, seine Seele gleichsam dem Himmlischen vermählen kann. Die Frucht der Morgenandacht, wo sich die Seele muthiger und freier ihrem Schöpfer entgegenschwingt, ist jenes stille, unüberwindliche Vertrauen zum Urheber unserer Schicksale, ist jene fromme, feste Hingebung in seinen Willen, die kein Ungemach ganz stören mag. Die erste unserer Frühempfindungen tönt gleichsam durch alles andere Geräusch des Tages in unserer Seele fort, wie oft ein Morgentraum unser Gemüth in einer besondern Stimmung bis zum Abend hin erhalten kann. In der Andacht der gottgeweihten Morgenstunde erhebt der Geist sich leichter zu jener Höhe, wo man das Irdische erst nach seiner wahren Nichtigkeit schätzen lernt, und ihm nicht größern Werth beimißt, als es verdient.

So schön, so wohlthätig aber für den Christen auch die Erhebung des Gemüths zu seinem Schöpfer und Vater in der Frühstunde des Tages ist, so unfruchtbar würde sie sein, wenn man darunter ein bloßes Gewohnheitswerk, ein Herlesen oder Hersagen gewöhnlicher, auswendig gelernter Gebetsformeln verstände, bei denen man so wenig denkt und fühlt. Der wahre Christ betet nur selten, nur in den lebhaftesten Bewegungen der Seele, mit dem Munde; immer aber betet sein Herz. Er redet in seinen Gedanken zu Gott. Und dieser fromme, innige Gedanke, dieser stille Seufzer zum Führer unsers Lebens wiegt stundenlange Gebete auf, bei denen wir nichts empfinden.

Das andachtvolle Lesen schöner Morgengebete hat freilich ebenfalls seinen großen Nutzen für das Gemüth. Nicht aber darin, daß wir einem Andern die Gebete nachstammeln, sondern darin, daß sich unsere Andacht an der Andacht des Andern erwärmt; daß sich unsere Empfindungen an den Empfindungen des Andern entzünden; daß fremde Gedanken erst die Selbstthätigkeit unsers eigenen Gemüths erwecken. Denn was wir empfinden, was wir bedürfen, was wir hoffen, wünschen, leiden, das weiß kein Fremder, welcher Gebete zur Erbauung schrieb. Unsere Freude, unsere Noth, unsere Sehnsucht, unser Zweck ist ja außer uns Niemandem bekannt, als dem Allwissenden allein.

Gewöhnlich sind daher die fleißigen Alltagsbeter, nachdem sie ihren

Morgenspruch hergestammelt haben, so leichtsinnig, wie zuvor. Sie glauben in ihrem Wahn, Gott das gebührende Opfer gebracht zu haben, und wollen nun auch wieder ihren Alltagsneigungen das Opfer bringen. Sie legen das Morgengebet bei Seite, verlieren den Gedanken an Gott, und gehen, ihren Bruder zu übervortheilen, ihre Mitschwester zu verleumden, ihre Eitelkeit zu kitzeln, ihre Unschuld zu beflecken. — Ach, sie sind nicht Jesu Jünger! Die Weihe ihres Morgens war keine Weihe, die segensvoll den ganzen Tag lieblicher machen konnte. Sie sinken wieder in den Schlamm ihrer Sünden, ihrer unreinen Begierden unter — kein Morgen- und kein Abendgebet reinigt sie davon.

Wahre Frühandacht, in Jesu Sinn begangen, wie er uns selbst beten lehrte (Matth. 6, 6. 7), kann nicht möglich sein, ohne daß wir, indem wir uns im Geiste dem Allerheiligsten der Wesen nahen, unsere Unwürdigkeit, unsere Schwächen, unsere Fehler wahrnehmen. Sie kann nicht möglich sein, ohne daß wir uns vor dem Blick des Allerreinsten, des Allwissenden unserer Flecken schämen. Und diese Scham und Scheu vor uns selbst, dies innere Erröthen vor unserer geheimen Schande, vor unsern eingewurzelten Gewohnheits- oder Naturfehlern, ist zugleich die Mutter unserer bessern Vorsätze, wird das feierliche Gelübde, es diesen Tag kräftig zu versuchen, ein von Fehlern unentweihtes Leben zu führen, edler, gemeinnütziger, liebevoller, versöhnlicher, menschenfreundlicher zu sein, als jemals

Nur solche Morgenandacht ist wahre, christliche Einweihung des Tages; nur solches Opfer, welches wir der Gottheit darbringen, ist das köstlichste, was wir zu bringen vermögen; nur solcher Morgenstunde folgt Seelenfreudigkeit des Tages.

Darum ist dem Christen sein erstes Erwachen vom Schlummer ein feierlicher Augenblick, der über den Werth des ganzen Tages entscheiden kann. Dies Erwachen in der Morgenfrühe aus einer vielstündigen Art von Bewußtlosigkeit ist ihm eine Mahnung, eine Vorbedeutung von dem Erwachen aus dem Schlafe des Todes. — Du lebst! dies ist dein erstes Gefühl. Du bist erwacht! und wäre in diesem Schlafe deine Seele vom Leibe gewichen, weinten jetzt Freunde und Freundinnen am Todtenlager über deinem Leichnam: du wärest doch erwacht; nicht hier, wohl anderswo! Du bist erwacht; so wirst du immerdar aus der Finsterniß kurzer Bewußtlosigkeit, Schlaf oder Tod geheißen, hervorgehen. Den Wechsel dieses Schlummerns und Erwachens ordnete des Schöpfers Weisheit nicht vergebens an. Alles hienieden ist ein Vorbild des künftigen Lebens und der Ewigkeit.

Ich werde, ja, ich werde einst erwachen vom letzten Schlummer, o Gott, o Ewiger! Wie wird mir sein, wenn dann nicht mehr das Licht der Erdenwelt in meine Augen fällt, sondern das Morgenroth der Ewig-

keit mich umstrahlt! Ich werde erwachen, und wie ich hier nach jedem Schlummer meine Freunde wiederfinde, so auch einst! Ich werde mich wieder unter meinen Geliebten sehen, auch dort; werde auch wieder begrüßen, die vor mir starben, die früher als ich vom Traum des Erdenlebens erwacht sind. — O welch ein Morgen, dieser Morgen der bessern Welt! Welch ein Erwachen, dies Erwachen zur Ewigkeit! Von unbeschreiblicher Wonne zittert meine Seele.

Daß ich auch dann noch vor Wonne zittern möchte, nicht vor Furcht! Daß ich auch dann noch, o mein Gott, mit dieser Heiterkeit, mit diesem Vertrauen auf Deine unendliche Liebe hinblicken könnte, wie jetzt, wenn ich hienieden, von den Fesseln des Schlafes befreit, zu Dir hinaufsehe! Vater, o mein Vater, verlaß mich auch dann nicht. O das Schlafengehen ist süß, wenn man einem fröhlichen Morgen entgegen hoffen darf; und der Tod nicht bitter, wenn man kein schreckliches Erwachen zu fürchten hat. Vater, o mein Vater, verlaß mich nicht!

Die Erstlinge meiner Gedanken, die Erstlinge meiner Gefühle will ich, so lange ich auf Erden wohne, jeden Morgen Dir weihen. Durch sie will ich mein Tagewerk heiligen, Dir heiligen! Durch sie will ich mich läutern, reinigen, bessern, daß ich keinen Abend ermüdet zur Ruhe sinken könne, ohne das Bewußtsein: ich habe diesen Tag nicht vergebens gelebt; ich habe doch wenigstens eine gute That versucht!

Und wie hier, o Gott, mein Gott, sei Du mein erster Gedanke wieder, wenn ich zum Morgen des ewigen Seins aufwache!

57.

Der Mittag.

Spr. Sal. 10, 4. 5.

Fallet nieder, fallet nieder,
Betet Gottes Wunder an!
Unzählbare hat, ihr Brüder,
Unser Gott für uns gethan.
Seht, wir schöpfen, was wir haben,
Aus dem Strome seiner Gaben;
Jede Lust, die uns entzückt,
Jeden Vorzug, der uns schmückt.

Ruft uns die stille Morgenstunde zu heiligen Vorsätzen, die Ruhe des Abends zur ernstern Ueberlegung: so sind es die Mittagsstunden vorzüglich, welche unsere Thätigkeit auffordern. Da ist es, wo wir gleichsam im Getümmel der Tagesgeschäfte stehen; wo wir unsers Tugendsinns am meisten vonnöthen haben. Im Geräusche des Tages, wo aller-

lei Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit ergreifen, wo hundert Anlässe unsern Zorn, unsere Rachsucht, unsern Neid, unsere Schadenfreude, unsere Begierde nach fremdem Gut, und unzählige andere Leidenschaften erwecken: da ist es, wo unsere Vorsätze auf der Probe stehen, wo unsere Tugend gegen anstürmende Versuchungen im vollen Kampfe begriffen ist. Leicht mag es sein, schöne Entschlüsse zu fassen; aber schwer ist es, sie im Gedränge des bürgerlichen Lebens allezeit mit christlicher Besonnenheit und Klugheit auszuführen.

Daher ist die Mitte des Tages einer der wichtigsten Augenblicke für den Christen. Er steht nun auf der halb vollendeten Bahn eines der kurzen Abschnitte, aus denen sein Leben zusammengesetzt ist. Die edelsten Morgenentwürfe, die schönsten Abendbetrachtungen sind verloren, wenn ihnen nicht die Werke des Tages entsprechen. Diese sind von unserm Leben der allerwichtigste Theil; alles Andere ist nur Vorbereitung oder Nachklang.

Wie der Mensch in der Mittagsstunde, ist gewissermaßen die ganze Natur mit ihm auf dem höchsten Gipfel ihrer Thätigkeit. Die Sonne strahlt von der Mitte des Firmaments nieder. Alles, was Leben hat, was auf Erden kriecht, in den Lüften fliegt, in der Tiefe von Flüssen, Seen und Meeren sich regt, ist wachsam, und mit seinen Zwecken beschäftigt. Alles ist Leben und Glanz. Erschöpft von der Arbeit sucht der Ermüdete Erquickung. Freundliche Hände bereiten den Hungrigen ein Labsal, ihnen neue Kräfte zur Vollendung des Tagewerks zu geben. Und der Segen des Herrn erquickt Millionen und Millionen seiner Erschaffenen mit Speise und Trank! Sein Reichthum wird nie erschöpft. Allen ist Nahrung bereitet, und der Ueberfluß endet nimmer. Der Begüterte schwelgt an köstlich besetzter Tafel; der Arme findet sein Brod. Der Adler in der Luft, der Wurm im Staube, der Löwe in der Wüste — alle finden ihr Futter. Für alle sorgt der große Erhalter der Natur — Keines ist von ihm vergessen.

Wenn dein Geist auf das ungeheure Gastmahl blickt, welches von der Güte des Schöpfers alle Tage seinen Erschaffenen eröffnet wird, den Tausenden, deren Zahl wir nicht auszusprechen vermögen: warum kümmerst du dich so ängstlich, Kleingläubiger, um dein tägliches Brod? Warum sorgest du so bange, und sprichst: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — Warum wirfst du so ängstliche Blicke in die Zukunft, und sprichst: werde ich auch immer genug zu leben finden? Werde ich auch genug haben, um nicht im hohen Alter verschmachten zu müssen? Werde ich auch genug haben um meine Kinder zu nähren und zu kleiden? Wie wird es den Meinigen ergehen, wenn ich ihnen nicht mehr helfen kann? Was für ein Schicksal werden sie haben, wenn ich plötzlich durch die Hand des Todes von ihnen gerissen

würde? Wer möchte sich ihrer annehmen, wenn ich sie nur mit allzuwenigem Vermögen zurückließe?

Kleingläubiger, siehe auf das unendliche Gastmahl, welches dein väterlicher Gott dir, den Deinigen und allen Lebendigen von Tag zu Tag bereitet. Speiset er nicht noch täglich mit wenigen Broden Tausende in der Wüste? Wer sorgte bisher für dich, für deine Angehörigen? Wer sorgte für deine Vorfahren? Glaubst du, sein Reichthum könne erschöpft werden? seine Güte und Liebe habe ein Ziel?

Denke, wenn du dich des Mittags zu deinem Tische setzest, und fröhlich die Gaben genießest: in diesem Augenblicke nährt der Herr Millionen Völker des Erdbodens, wie dich, und der Thiere unzählbare Heere. Er sättigt den Reichsten und Aermsten, und läßt keinen umkommen. Welch einen überschwenglichen Reichthum von Segen hat er über die ganze Welt verbreitet, daß Jeder für sich genug findet, und doch noch davon übrig bleibt!

Darum sorget nicht für den andern Morgen mit übertriebener Furcht, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe. (Matth. 6, 34.)

Jeder Mittag erinnert uns an die treue Vaterliebe Gottes gegen uns und die Unsrigen. Es ist sein Segen, der uns nährt und tränkt. Und wie wir seine Gaben genießen, sind dieselben eine Erinnerung für uns, daß wir ihm vertrauen sollen; Erinnerung, daß wir uns derselben nicht unwürdig machen sollen. Wie er für uns gesorgt hat, wie er uns mit seinem Ueberflusse beschenkt, sollen wir auch derer eingedenk sein, die durch mancherlei, vielleicht selbstverschuldete, Umstände nicht so froh zu Tische gehen können, als wir! Wir sollen bei unserm Ueberflusse derer gedenken, die da Noth leiden, und kaum haben, was wir von unserm Tische den Thieren zuwerfen, oder verderben lassen.

Gedenket der Armen, ihr Begüterten, wenn ihr euch in den Freuden des Gastmahls wohlthut. Ach, was euch ein einziger Mittag kostet, wo ihr mit verschwenderischer Hand Gold ausstreuet für köstliche Getränke und seltene Leckerbissen, euern Gaumen für wenige Augenblicke zu kitzeln, das wäre ja hinreichend, eine dürftige, brodlose, rechtschaffene Familie mehrere Wochen lang zu erhalten. Werdet Götter in euerm Wirkungskreise, werdet die Engel der Hilflosen, und erbarmet euch ihrer, wie Gott sich euer annahm. Dieser Reichthum, in dessen Genuß ihr wohllebt, er ist nicht euer Eigenthum, sondern nur Darlehn, von dem ihr eine Zeit lang Nutznießer seid. Er ist das euch vom Himmel anvertraute Pfund, mit welchem ihr wuchern, mit welchem ihr euch Freunde auf Erden, Schätze im Himmel gewinnen sollet. Er ist nicht euer Eigenthum, sondern Gottes Eigenthum, der ihn euch verliehen, daß ihr die würdigen Vertheiler und Anwender desselben sein sollet. So wendet ihn göttlich

an. So speiset den Hungrigen, tränket den Durstigen, kleidet den Nackten, sorget für den Kranken. Was ihr einem der Geringsten eurer Mitmenschen thut, das habt ihr Jesu gethan, das habt ihr Gott gethan! (Matth. 25, 45.)

Mahnt uns der Mittag mit lauter Stimme an die Wohlthaten Gottes, so mahnt er uns auch eben so laut an unsere Dankbarkeit für dieselben. Dankbarkeit aber äußert sich nicht bloß in leeren Worten, sondern in Thaten. Es ist nicht genug an einem Dankgebet bei Tische, sondern unser Thun und Lassen während des ganzen Tages soll die Empfindungen unserer Erkenntlichkeit gegen den Geber so vieler guten Gaben aussprechen.

In vielen christlichen Haushaltungen ist es noch eine wohlhergebrachte, ehrwürdige Sitte, daß man sich nie zum Genusse der Gottesgabe niedersetzt, ohne ein Dankgebet gesprochen zu haben, sei es leise im Herzen, oder laut, indem Einer für Alle betet. Diese Sitte ist in manchen andern Haushaltungen, wo man von falscher Scham geblendet ist, und erröthet, Gottes Wohlthat öffentlich anzuerkennen, gänzlich unterlassen. Man setzt sich zu Tische, ohne des Allsegnenden zu gedenken, wie das vernunftlose Thier, welches im Walde seine Nahrung findet, und die hingestreuten Samenkörner verzehrt, ohne auch nur zu den Zweigen des Baumes hinaufzublicken, der sie niederstreute.

Es ist wahr, daß bei einer täglich und zu derselben Stunde hergesprochenen Gebetsformel, die sich dem Gedächtniß einverleibt, bis man sie hersagt, ohne weiter beim Schall dieser Worte etwas zu denken — es ist wahr, sage ich, daß bei solchen gewöhnlichen Tischgebeten oft wenig Andacht stattfinden mag. Und eben dieses kann bei vielen guten Christen Anlaß geworden sein, sie ganz abzuschaffen. Allein damit ist auch zugleich das Wenige Gute vernichtet, was noch hin und wieder dadurch in einzelnen Herzen erreicht werden konnte. Der Leichtsinn und die Vergessenheit des göttlichen Gebers ist damit befördert, und der Mensch, welcher die ganze Woche nie durch das Beispiel anderer Menschen an Gott erinnert wird, gewöhnt sich leicht, seiner nie zu gedenken.

Die alten Aegypter pflegten bei ihren fröhlichsten Gastmählern die einbalsamirten Leichname der Vorfahren an den Gästen vorüberzutragen, um sie an Mäßigkeit im Genusse der Freude, um sie an ihre eigene Sterblichkeit, an den Wechsel aller Dinge zu erinnern. Warum sollten Christen nicht bei ihren Gastmählern, und so oft sie sich mit den Ihrigen versammeln, den Segen Gottes zu genießen, an die Pflichten der Dankbarkeit gegen den großen Allversorger gemahnt werden?

Ehe Jesus Christus, wenn er mit seinen Jüngern zu Tische saß, das Brod nahm und für sie brach, dankte er Gott. Warum sollten die, welche Christi Namen führen, und seine Nachfolger heißen, Jesu ehr=

würdige Uebung tadelhaft finden und verwerfen wollen? Sind wir besser und edler, als der Edelste unter den Sterblichen, oder weiser, als der Weiseste derer, die jemals im Staube der Erde wandelten?

Auch nur das leise Gebet vor dem Genusse der Speisen, auch nur die betende, ehrerbietige Stellung der Hausgenossen, die feierliche Stille, welche für einige Augenblicke eintritt, veranlaßt manchen Einzelnen, seine Gedanken voller Erkenntlichkeit auf den Schöpfer alles Lebensgenusses hinzuwerfen; dieses Ehrerbietung einflößende Aeußere, diese Stille, diese kurze Feierlichkeit wirkt mehr oder weniger denn doch bald auf dieses, bald auf jenes Gemüth, und führt es heute oder morgen mit der Erinnerung an den göttlichen Wohlthäter zusammen. — Warum verwerfet ihr das leichte und schöne Mittel zur Beförderung und Bewahrung religiösen Sinnes? Ist es euch unnütz, wisset ihr denn, was Andere dabei empfinden können? Seid ihr nicht auch Andern eure Aufmerksamkeit, eure Achtung schuldig?

Laut hergesprochene, lange Gebetsformeln nach dem Essen, die alle Tage die gewöhnlichen sind, ermüden freilich, gewähren zuletzt wenig Erbauung, wecken keine Andacht. Und wenn diese Gebetsformeln wirklich Anreden an die Gottheit selbst sind, Empfindungen des Dankes gegen den Allgütigen aussprechen sollen, und doch ohne Andacht, ohne Geistesgegenwart von den Lippen hergeplappert werden: sind sie wirklicher Mißbrauch des Gebets, Entehrung des Ehrwürdigen, Entweihung göttlicher Dinge, leichtsinnige Verspottung des Allerhöchsten, dem man mit leerem Lippenschall danken will, wo er Herzen fordert.

Aber warum verwerfet ihr selbst, ihr Verständigen unter den Christen, auch den einfachen, kurzen, gedankenreichen Denkspruch, welcher diejenigen an Gott mahnt, welche von seinen Wohlthaten genießen, seines Segens froh sein wollen? Solch ein frommer Denkspruch ist, ohne ein wirkliches Gebet zu sein, doch feierliche Aufforderung, sich der unerschöpflichen Gnade des Allgebers zu erinnern, und wird oft wohlthätig an das Herz derer schlagen, die ihn vernehmen.

Am rührendsten ist diese Feierlichkeit und auf alle Tischgenossen am wirksamsten, wenn man nicht, wie es leider oft Sitte ist, das Gebet oder den heiligen Denkspruch von einem oder mehrern Kindern herplaudern läßt, welche weder eigene Andachtsgefühle erregen, noch leicht erwecken; sondern wenn der Hausvater oder die fromme Hausmutter im Kreise der Ihrigen durch einen auserwählten, leicht verständlichen Spruch an die Güte des liebevollsten Vaters im Himmel erinnert. Noch wirksamer und besser, wenn, statt eines gewöhnlichen Spruches, ein frommer Gedanke ausgesprochen werden kann, wie ihn das Herz eben eingibt. Doch mit dieser bloßen Erinnerung an Dankbarkeit gegen göttliche Gnadenbezeugungen ist es dem wirklichen Christen, dem ächten Weisen nicht genug

gethan. Sein ganzes Tagewerk muß die Empfindungen verkündigen, welche sein Herz beleben.

Nicht, daß er nun Gottes Namen andächtlerisch bei allen seinen Geschäften im Munde führe; nicht, daß er jeder seiner Reden beifüge: wenn's Gott gefällt! oder: mit Gottes Hilfe! oder: wenn es des Herrn Wille ist! — nein, auch dergleichen Redensarten verwandeln sich zuletzt in nichtssagende Gewohnheiten, und geben dem, der sie angenommen, mehr den heuchlerischen Schein, als das Wesen wahrer Frömmigkeit — sondern er strebe durch seinen Fleiß in der Arbeit, durch seine Wohlthätigkeit im Betragen gegen Andere, durch alle Tugenden der Liebe und Menschenfreundlichkeit, zu beweisen, wie sehr es ihm Ernst ist, Gott ein erkenntliches Herz zu weihen.

Es ist bei der Beschränktheit unsers Geistes, der zu einerlei Zeit nur Eins im Auge haben kann, unmöglich, fortdauernd und bei allen Geschäften nur an Gott zu denken. Wir sollen es auch nicht, wir sollen beten und arbeiten. Aber wohl können wir Grundsätze und Handlungsweisen uns zu eigen machen, die uns bei Allem, was wir thun, vor dem Gemüthe stehen. So können wir es dahin bringen, daß wir am Mittage, wo wir in der Mitte unserer ganzen Wirksamkeit, in der Mitte unserer Geschäfte stehen, auf die Arbeiten und Begebenheiten des vergangenen Morgens einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick senden; daß wir uns befragen: „Habe ich alle meine Pflichten gewissenhaft vollstreckt? Habe ich mich von keiner unreinen Begierde zu unerlaubten Handlungen und Gesinnungen verführen lassen, die ich zu bereuen Ursache hätte? Habe ich heute schon irgend einem Menschen eine Freude gemacht, für die er mich segnen könnte? Wohl denn, was ich in der ersten Hälfte des Tages nicht gethan oder zu thun Gelegenheit fand, das will ich in der zweiten Hälfte vollbringen. Dieser Tag soll in meinem Lebenslauf keiner der schlechtesten sein, noch weniger ein Tag, der einst gegen mich zeugen könnte!"

Allerdings sind wir fähig, jeden Mittag eine solche augenblickliche Ueberlegung anzustellen. Selbst bei unsern Geschäften noch finden wir Zeit dazu, und eben darum ist sie wahrhaft Pflicht für uns. Denn wenn wir uns zu solcher Denk- und Handlungsweise mitten im Drange unserer Tagesgeschäfte gewöhnen, erwerben wir dadurch ein köstliches Gut, welches nicht mit Gold aufzuwiegen ist; ein Gut, welches uns vor manchem unvorhergesehenen Uebel bewahren kann; ein Gut, welches die beste und sicherste Schutzwehr unsers innern Friedens und Glückes wird — und dies Gut ist Besonnenheit in Worten und Werken.

Nicht in der harmlosen Ruhe des Morgens, nicht in der Einsamkeit des Abends, sondern im vollen Getümmel der Tagesmühen, im Gewühl der Geschäfte, im Umgang und Zusammentreffen mit freundlichen und

feindseligen, mit guten und schlechten Menschen, ist uns Besonnenheit vonnöthen, daß wir nichts sagen, nichts beginnen, ohne dabei zu denken: Ist das recht? ist das vorsichtig? ist das menschenfreundlich?

Und nun mit diesem Sinne tritt wieder in den Kreis deiner Berufsgeschäfte. Sei du nun der Erste, welcher durch Fleiß und Arbeitsamkeit den Seinigen das Beispiel gibt, wie man Gott auf eine würdige Art für die von ihm empfangenen Geistes- und Leibeskräfte danken müsse. Gehe hin, und beweise in deinem Berufe, daß, indem du die Pflichten desselben erfüllest, indem du deine Anlagen, deine Eigenschaften, deine Kenntnisse und Fertigkeiten auf nützliche Beschäftigungen verwendest, du Gottes Zwecke befördern willst. Und was ist der Zweck der Gottheit? Glückseligkeit der Menschen, Zufriedenheit seiner Kinder, und Wohlsein! Alles Nützliche aber, was du vollbringst, ist zur allgemeinen Glückseligkeit ein Beitrag, wenn er auch noch so gering wäre.

Gehe hin auf den Wegen deines Berufs, und erfülle deine Pflichten mit Heiterkeit und Freude; der Frohsinn, welcher auf deinem Angesichte glänzt, ist ein Zeuge deiner innern Selbstzufriedenheit, belebt den Muth derer, die ermüden wollen, und theilt sich allen Deinigen mit. Was mit Freuden gethan wird, das wird leichter vollbracht und besser geleistet.

Erfülle deinen Beruf so, daß er dich ehre. Er ehret dich aber, wenn du in Allem mit strenger Gewissenhaftigkeit handelst, mit unbestechlicher Ehrlichkeit wandelst, und Jedem gibst, was ihm gebührt. Das dadurch erworbene Vertrauen der Mitbürger ruft den Segen Gottes auf dein Haus, und streut zahllose kleine Freuden auf deine Lebensbahn, wie Reichthum sie dir kaum gewähren kann.

Erfülle deinen Beruf, deine Tagesgeschäfte mit jener Ordnung und Pünktlichkeit, welche die Hälfte aller Arbeit sind. Handle gütig gegen diejenigen, welche dir dein Brod verdienen helfen, oder welche in deinem Berufe von dir abhängig, oder sonst dir untergeben sind. Sei ihnen Vater, Mutter, Freund, Lehrer, Rathgeber. Nirgends kann sich deine Menschenfreundlichkeit leichter offenbaren, als hier; nirgends bist du fähiger, so schnell Freude und Wohlsein, und mit so geringer Mühe, zu verbreiten, als hier. Nirgends wird dir die Güte deines Herzens schneller vergolten, als hier, wo ein väterlicher Zuspruch, ein freundlich lohnender Blick dir jede Zuneigung erwirbt, während ein zänkischer Ton, ein mürrisches Wesen, ein immerwährendes Unzufriedensein auch die Bessern von dir zurückstößt, und ihnen ihre Lage bitter macht. Hier säe Freuden, und du wirst sie ärnten im Lauf des Tages.

So zeigst du, mehr als durch Worte, dem himmlischen Wohlthäter deinen erkenntlichen Sinn; so wird jedes deiner Tagewerke eine Verherrlichung deines herrlichen Glaubens. So wird die Mittagsstunde für dich der Ruhepunkt in der Mitte eines Festes, wo du die Freuden und das

Gute und Nützliche überblickst, was du schon gethan hast, oder noch vollbringen willst.

Vater, o mein Vater im Himmel, der Du uns gibst unser tägliches Brod: wie unwürdig habe ich es oft aus Deiner Hand empfangen! Wie selten dachte ich daran, daß ohne Deine Gnade ich der Elendeste der Sterblichen wäre; daß ohne Deinen Segen mir aller Ueberfluß nicht gedeihen würde! — Daß ich athme, daß ich lebe, daß ich Kräfte habe, nützlich zu werden, und mir und den Meinigen, die Du mir gabst, Wohlsein zu bereiten, danke ich nur Dir. Und doch, wie oft vergaß ich Deine Wohlthätigkeit; wie oft schrieb ich Alles, was ich bin und habe, nur meiner eigenen Klugheit und Vorsicht, meinem Fleiße, meiner Geschicklichkeit zu! — Aber Du ermüdetest nicht in Deiner Gnade, und Deine Barmherzigkeit leuchtete freundlich über mich Unwürdigen, wie über den Würdigen!

Nein, nein, nicht länger will ich der Undankbare sein. Jede Mittagsstunde soll mich an Deine unerreichbare Güte erinnern, und an meine Pflicht, Dir durch nützliche Anwendung der von Dir verliehenen Gaben und Kräfte dankbar zu werden.

Dankbar? O was hätte ich, womit ich Dir vergelten könnte? Was könnte ich geben, das ich nicht von Dir empfangen hätte? — Ach, meine ganze Dankbarkeit soll ja nur mein eigenes Glück sein! Nichts willst Du, nichts forderst Du, als daß ich glücklich sei. — Dir Dank bringen heißt also mein eigenes Glück und Wohl befördern. O gnadenreicher Gott, wie erhaben bist Du, wie unwürdig bin ich Deiner unendlichen Huld!

Dich, mein Vater, will ich loben
  Demuthsvoll bis in den Tod!
Ewig sei von mir erhoben
  Ueber Alles, o mein Gott!
Angebetet sollst Du werden,
Weil im Himmel und auf Erden
Niemand Dir, Erhabner, gleicht,
Niemand Deine Größ' erreicht.

58.

Der Abend.

Ev. Luk. 24, 29.

Halte dich nicht länger, fließe,
Stille Zähre meines Danks;
Meine volle Seel' ergieße
Sich in Strömen des Gesangs.

Gott, wie viele frohe Tage
Flossen, weil mir nichts gebrach,
Ohne Unruh', ohne Klage,
Wie ein sanfter, stiller Bach!

Hatt' auch einer Müh' und Sorgen,
Sie entfloh'n; die Sonne sah
Wiederum am andern Morgen
Mir ganz neue Freuden nah.

Hab' ich nicht aus Deiner Fülle,
Was mein Herz nur wünschen mag,
Speis' und Trank und Dach und Hülle,
Schutz und Hilfe jeden Tag?

Immer kam und kommt Dein Segen
Unerwartet mir entgegen,
Und wo mir ein Uebel droht,
Rettung oder Trost in Noth.

Holdeste unter den Tageszeiten, stiller Abend, Stunde der Erholung, da der Mensch am Tagesziel steht — auch du bist der Betrachtung des Christen würdig! Wie viel Freuden hast du mir nicht schon gegeben, und mit wie viel schönen Empfindungen mein Herz erfüllt! — Wenn ich am Morgen unruhig den Blick auf das Tagewerk hinwarf, das vor mir zu thun lag; oder ich manchen Augenblick zu fürchten hatte, der mir nun entscheidend erscheinen sollte; oder ich mich auf einen angenehmen Genuß des Tages freute — am Abend war das Alles vorüber, wenn ich dem stillen Lager der Nacht zueilte. Und Manches, das ich gefürchtet hatte, es war dann am Abend ganz anders, als ich es vorher erwartet hatte. Nur Erinnerungen und Bilder des Vergangenen umschwebten mich noch, die endlich in den Träumen des Schlafes sich verloren.

Wie lieblich tönt dem Müden die stille Feierabendstunde! Wie süß ist, nach nützlicher Arbeit, die Ruhe! Und mit welchen ganzen eigenthümlichen Reizen hat die Hand des Schöpfers den Abend geschmückt, der uns mit Erquickung belohnen soll!

Gehört nicht ein schöner Sommerabend zu den prachtvollsten Erscheinungen der Natur? Wer sah nicht schon mit Entzücken das maje-

stätische Schauspiel eines Sonnenuntergangs, wenn das große Tagesgestirn hinter fernen Gebirgen niedersank, um andern Welttheilen zu erscheinen, und Leben und Freude zu bringen? Noch glühen vom scheidenden Sonnenstrahl geröthet die Höhen und Wipfel der Wälder, wie Flammen auf dem Denkalter der Erde, zum Himmel empor. Der Landmann kehrt heim vom Felde, seines vollbrachten Tagewerks froh; die Heerden verlassen ihre Wiesen, und eilen den Ställen entgegen. Das Getümmel der Städte und Dörfer wird leiser, und wie die Schatten dämmernd Thäler und Haine und Hütten und Paläste verschleiern, verstummt der Gesang der Vögel. Alles tritt in tiefere Stille zurück. Alles sinkt in die Arme der ersehnten Ruhe.

Selbst der Winterabend, mag auch die Natur von aller sommerlichen Pracht entkleidet sein, gewährt uns seine besondern Genüsse. Er führt die Freunde enger zusammen am gesellschaftlichen Herd; er vereint die frohen Familien früher in den warmen, erleuchteten Zimmern zu traulichen Gesprächen, leichten Beschäftigungen oder erheiternden Spielen, während der Sturm draußen Regen und Schnee an den sichern Wohnungen in der Finsterniß vorüberführt, um das Erdreich zu größerer Fruchtbarkeit in den milden Jahreszeiten vorzubereiten.

Der größte Theil der Menschen, seit der Morgenstunde von Arbeiten und Mühseligkeiten des Tages bedrängt, hat seine frohesten Augenblicke dem Abend zu danken. Der Abend ist das Fest der Müden; er ist aber auch das Fest der Guten.

Die Dunkelheit trennt uns gleichsam von der ganzen Welt ab, und beschränkt uns bloß auf den Umgang mit einigen vertrauten Wesen — zuletzt nur auf uns selbst. Finsterniß verhüllt unsere Werkstätten, unsere Lustplätze, die Wohnungen unserer Feinde und Freunde. Die Welt stirbt uns gleichsam mit jedem Sonnenuntergang ab, bis wir allein übrig bleiben mit unsern Empfindungen und Erinnerungen der Vergangenheit.

Diese Einrichtung der Natur ist wahrlich nicht bloß vorhanden, um in der uns gebotenen Ruhe Erholung des ermüdeten Körpers zu finden; sondern auch, um den durch die Gegenstände und Begebenheiten des Tages zerstreuten Geist wieder zu sammeln, daß er seiner mächtig werde. Das Ohr vernimmt nichts mehr; aber das ist der Augenblick, den uns die göttliche Weltordnung verleiht, unser Inneres desto ungestörter zu behorchen. Rings um uns her ist Alles still, aber desto lauter sind in uns noch mancherlei Gefühle und Wünsche, die eine Wirkung der Tagesvorfälle waren. Unser Auge sieht nichts mehr; die Farben und der Glanz des Tages können unsern Blick nicht mehr fesseln und zerstreuen — aber nun ist es Zeit, mit den Augen des Geistes zu sehen, und unser Selbst zu beobachten. Wir sind nicht mehr dieselben Personen, die wir

noch am Morgen waren; jeder Tag wirkt auf unser Gemüth, und bringt darin größere oder geringere Veränderungen hervor. Warum beobachtest du so gern die Verwandlungen draußen und den Wechsel der Menschen und Dinge, die dich umgeben? Bist du dir nicht selbst der Nächste? Verdienst du nicht, daß du dir selbst einen aufmerksamen, forschenden Blick gönnst?

Du erlebst keinen Abend, ohne nicht eine Menge wichtiger oder geringerer Erfahrungen gesammelt zu haben während des verflossenen Tages. Was macht uns denn weise und verständig, als die Erfahrung? Die Stille und Dunkelheit der Abendstunde ladet dich ein, über diese Erfahrungen nachzudenken, mit welchen dich der letzte Tag bereichert hat. Du verschmähst es, vielleicht aus Bequemlichkeit, aus Gewohnheit, aus Leichtsinn. Aber wie beklagenswürdig bist du, daß du den schönsten Theil, die wahre Frucht deines Lebens verächtlich oder gleichgültig von dir wirfst! Vieles von dem, was du heute gelebt hast, wirst du umsonst gelebt haben, wirst du vergessen, wenn du es nicht der Mühe werth hältst, in einem ruhigen Augenblicke des Abends dich noch einmal daran erinnern zu lassen, um Nutzen daraus zu ziehen. Was ist dir denn an den ersten Jahren deiner Kindheit gelegen, von denen du dich an nichts mehr erinnern kannst? Sind sie für dich nicht eben so, als wären sie nie gewesen? Und so wird der größte Theil deines Lebens für dich sein, als hättest du ihn nicht gelebt, wenn du die Geschichte jedes deiner einzelnen Tage keiner Aufmerksamkeit würdigest. Du hast geärntet, aber deine Aernten nicht aufzubewahren verstanden. Du lebtest nur für den gegenwärtigen Augenblick, wie das Thier; welches kein Gedächtniß von Allem behält, als höchstens von dem, was den stärksten Eindruck machte.

Sprich nicht: Aber was ich täglich erlebe ist zu einförmig, zu gering. Nein, was dir begegnet, ist dir Alles wichtig, und wird wichtiger werden, wenn du es dazu zu machen verstehst.

Warum lebst du? Wonach ringst du? Wofür sorgst du, und mühest dich ab? — Um glücklicher zu werden. — Wie aber willst du ein größeres Glück ohne Ueberlegung, ohne Weisheit erwerben können? Und wenn dir ohne deine Würdigkeit Ehrenstellen, Reichthümer, Freundschaften würden, müßtest du sie nicht aus Mangel an Würdigkeit bald wieder verlieren, wie es vielen Andern vor dir geschah? Könntest du ohne richtige Selbstkenntniß, ohne starke Selbstbeherrschung, ohne feste Religiosität wahren Genuß in den Gütern dieses Lebens finden?

Werde weiser, und du wirst des höchsten Glückes würdig sein. Aber der Weisheit Anfang ist Selbstkenntniß. Selbstkenntniß aber gewinnen wir nur, wenn wir unsere täglichen Schicksale und die Art beobachten, wie wir uns in denselben betrugen.

Ueberdenke — und jede Abendstunde gibt dir dazu endlich einen freien

Augenblick — überdenke, was dir diesen Tag, den du zurücklegtest, begegnet ist; was den Deinigen, was deinen Freunden und Bekannten. Es ist vielleicht in Allem nichts besonders Auffallendes, was deine Neugierde beschäftigen, deine Verwunderung rege machen könnte; aber doch immer so viel, daß du darin die auch im Geringsten, wie im Größten waltende Vorsehung Gottes erkennen magst. Du hattest diesen Tag manchen kleinen Entwurf gemacht; es gelang dir nicht Alles nach deinem Wunsche — an wem lag die Schuld? Vielleicht nicht ganz an dir, sondern auch wohl an mancherlei Umständen. Aber wessen Hand ist es, die diese Umstände also geordnet hat? Ist es nicht die Hand der höchsten Weisheit gewesen?

Du hast noch jetzt in deinem Herzen manchen verborgenen, manchen laut geäußerten Wunsch. Du hast die Plane dazu entworfen. Du denkst daran, schon vielleicht morgen Hand an die Ausführung zu legen? Wie? gaben dir deine bisherigen Erfahrungen alle noch nicht Weisheit genug, zu denken, daß das Gelingen oder Mißlingen dieser neuen Entwürfe wieder von dem abhängt, der das Schicksal des Weltganzen anordnet? daß du durch eigene Kraft Nichts allein vermagst? Wie kommt es nun, daß du dich mit dem erhabenen Urheber der Verhängisse nicht näher vereinst? daß du dich nicht vertrauensvoll ihm im Gebete weihst? Dieses Vereinen der Seele mit ihrem Gott erfüllt sie jedesmal mit höherm Muthe, und veredelt selbst unsere Entwürfe und Wünsche. Denn wir können uns dem Allerheiligsten nicht ganz und voll kindlicher Zuversicht nahen, können ihm nicht unsere Wünsche vorlegen, ohne alles Unheilige, Ungerechte, Unnütze, wie Eitelkeit, Hochmuth, Habsucht, Neid, schwindelnde Dinge, daraus zu entfernen. Indem wir nun vor Gottes Augen das Verächtliche in diesen Entwürfen selbst verachten lernen, werden wir nichts als das Gute darin beibehalten, und mit desto größerer Freudigkeit an ihre Vollziehung gehen. Es wird das Vertrauen auf Gott uns innigst durchdringen, und unsere ganze Zufriedenheit wird nicht bei jeder neuen Unternehmung aufs Spiel gesetzt werden, weil wir wissen, daß das unser Wohl ist, was Gott beschlossen hat.

Gewöhnlich macht uns die Abendstunde furchtsamer, schüchterner in allen Handlungen und Gedanken; wir sind banger und verzagter beim Anblick unserer Unternehmungen. Wir sehen mehr Unannehmlichkeit und Gefahr voraus, als am Tage selbst. Dies rührt meistens und fast überall theils aus der natürlichen Behutsamkeit her, mit welcher wir in der nächtlichen Zeit Alles zu behandeln pflegen, wo wir uns auf unsere Sinne nicht ganz verlassen können; theils aus der Erschlaffung und Entkräftung unsers Leibes, und der allgemeinen Abspannung, in welcher wir uns nach den Anstrengungen des Tages befinden.

Nie hingegen sollte der Mensch wirklich vertrauensvoller auf die gü=

tigen Führungen Gottes sein, als am Abend, denn die Erinnerung an alle Tagesbegebenheiten predigt uns diese Zuversicht, und jede Stunde, die wir durchlebt hatten, ist ein Zeugniß seiner liebevollen Fürsorge geworden. Wie vielerlei Gefahren zogen nicht den vergangenen Tag über unser Haupt und über Gesundheit und Leben der Unsrigen hinweg, ohne daß sie uns berührten, ohne daß wir sie nur erkannten! Gottes Liebe beschirmte uns; Gottes Liebe gab uns in jeder Tageszeit irgend einen frohen Augenblick, der unser Gemüth erheiterte. Selbst in der Mitte ihres Kummers hatte die Seele schmerzlose Augenblicke, die an Vergnügen grenzten.

Darum und wärest du auch nicht glücklich, und gingest du auch mit Bangigkeit und Furcht vor dem, was dir in künftigen Tagen noch bevorsteht, in dein Bette — erhebe deinen Geist zu dem allgewaltigen, erbarmensreichen Vater im Himmel. Er kennt deine Sorge, deine Last! Verzweifle nicht, Gott ist noch Gott, und will dich nicht verlassen, noch versäumen. Er war Gott, dein Gott, als du in glücklichern Zeiten nicht an die Möglichkeit deiner jetzigen Trübsale glauben wolltest; er gedachte deiner, da du selten oder nie seiner gedachtest. Er ist noch Gott, dein Gott, nun du betrübt zu ihm klagest, und er wird dir frohe Tage öffnen, an welche dein banges, kleinmüthiges Herz jetzt vielleicht kaum glauben will. Gottes Gewalt ist ewig mächtiger, als Menschenmacht — warum verzagest du? Rette nur die Unbescholtenheit und Reinheit deines Herzens, und du hast dein Glück aus dem Untergang gerettet.

Oft ist es für uns noch lehrreicher, wenn wir uns in einer Abendstunde selbst überlassen sind, zu betrachten, nicht sowohl was wir den Tag über erfuhren, als vielmehr, wie wir uns selbst bei mancherlei wichtigern und merkwürdigern Vorfällen betrugen.

Du findest ein großes Vergnügen daran, andere Menschen zu beurtheilen: warum erlernst du nicht die nützliche Kunst, dich selbst wie einen Fremdling anzuschauen, und deine Denkart, deine Handlungsweise, deinen Wandel zu beurtheilen? Durchmustere deinen Tageslauf, und erwäge jetzt, hast du wohl auch überall und gegen Jeden mit der nöthigen Besonnenheit und Klugheit gesprochen und gethan? Und warum geschah es nicht? Verführte dich ein bloßer Leichtsinn oder irgend eine auffallende Leidenschaft des Gemüths zu unüberlegten Schritten und Reden, womit du Andern wehe thatest, dir aber gewiß zuletzt am meisten geschadet hast? Hast du durch dein Betragen Andern eine vortheilhafte Meinung für dich eingeflößt, oder haben sie dich für schadenfroh, geschwätzig, eitel, stolz, ehrgeizig oder wollüstig halten müssen? Hast du nicht öfters vorgezogen, dich andern furchtbar zu machen, statt verehrungs- und liebenswürdig? Werden die, gegen welche du hart, auffahrend, ungefällig warst, hinter deinem Rücken dich rühmen oder ver-

spotten? Werden die, gegen welche du dich lieblos bewiesen hast, dir bei vorfallenden Gelegenheiten als Freunde beistehen, für dich reden, für dich handeln, oder dich mit Lachen verderben lassen? Werden die, gegen welche du, was besser verschwiegen geblieben wäre, ausplauderst, künftig Vertrauen zu dir haben, oder Andern Vertrauen auf deine Verschwiegenheit und Redlichkeit einflößen? Werden die, welche du mit Unwahrheiten hintergingst, oder die du im Handel und Wandel und in Verträgen überlistet hast, oder denen du Versprechungen gabst, welche du nicht halten magst, oder denen du Schadenfreude über Anderer Fehler und Unglück zeigtest, sich mit Zuversicht an dein redliches Herz schließen wollen? Werden sie nach deiner Freundschaft begierig sein können? Werden sie deiner gegen ihre Bekannten ehrenvoll, oder mit Tadel und gerechten Vorwurf erwähnen?

Wie ist es nun gekommen, daß du, der immer über die Lieblosigkeit der Menschen klagt, den ersten Anlaß gegeben, daß dich Mancher noch nach langer Zeit, statt zu lieben, verachten muß? Wie ist es gekommen, daß du, der so gern allgemeines Zutrauen, allgemeine Achtung von Bekannten und Unbekannten genießen möchte, diese Achtung, dieses dir entgegenkommende Vertrauen heute und gestern und so manchen Tag schon auf die unüberlegteste Weise zurückgestoßen hast? Warum kehrst du deinem eigenen Ziel, nach dem du eilen willst, den Rücken? Warum thust du von Allem, was du möchtest, das Gegentheil, als wärest du von deinen besten Wünschen der ärgste Feind?

Solche Ueberlegungen in der einsamen Abendstille sind es, die uns in das Geheimniß unsers Herzens den Blick öffnen. Solche Ueberlegungen sind es, die uns das ganze schwarze Gewühl unserer Fehler sehen lassen, gegen die wir aus Leichtsinn oder Eigenliebe sonst gern blind zu bleiben pflegen. Solche Ueberlegungen sind es, die uns gewahr werden lassen, warum oft unsere Entwürfe scheitern müssen; warum uns manche Personen öffentlich und im Geheimen entgegenarbeiten, die wir doch nie beleidigt zu haben glaubten, oder die uns höchstens nur aus den Berichten Anderer kennen; warum wir in unsern Angelegenheiten nicht vorwärts schreiten, sondern einen Verdruß nach dem andern erfahren. Wir lernen auf solche Art allein, und auf keine andere Weise, begreifen: daß wir überall mit zu großer Unklugheit handelten, weil wir nicht tugendhaft und edel genug handeln wollten; daß Weisheit und Tugend die höchste Stufe der wahren Lebensweisheit sind; daß wir erst glücklicher in der Welt werden, wenn wir besonnener und tugendhafter in ihr handeln.

So schmerzlich dergleichen Entdeckungen Manchem sein mögen, so angenehm sind dem Christen, dem Weisen dieselben. Er ertappt gleichsam seine Fehler auf der That; er findet sie während der prüfenden Selbstbeschauung, da sie im gewühlvollen Leben des Tages, und in den

Zerstreuungen, die ihn umringten, seinem Blick immer zu entrinnen wußten. Er wird ihrer Meister, weil er es unwürdig hält, sich von Schwachheiten beherrschen zu lassen, die er an Andern, so gut wie an sich, verachtet. Er faßt den großen Entschluß, zur Demüthigung dieser Fehler, am folgenden Tage, wo der Anlaß erscheint, das Gegentheil von dem zu thun, was seine unreinen Neigungen bisher ihn zu thun verführt hatten. Er erkennt den Feind und seine Macht, und er schwört es in Gottes Angesicht, daß er ihn überwinden wolle. Den höchsten Reiz aber empfängt die Beschauung unsers Lebens und der Blick auf den vergangenen Tag, wenn das Gemüth durch das lohnende Bewußtsein verklärt wird: ich habe diesen Tag nicht unnütz für die Welt verlebt, nicht ohne neue Veredlung meiner selbst. Ich habe hin und wieder gegen meine unanständigen Gewohnheiten, gegen meine Naturfehler, gegen meinen Hang zum Zorn, zum Haß, zur Unzufriedenheit, einen guten Kampf gekämpft. Ich habe auch heute, so weit ich es nach meinen geringen Kräften konnte, einige Freuden Andern auf ihre Lebensbahn hingestreut; ich habe wenigstens einen Menschen froh und glücklich gemacht. Ich darf diesen Tag ruhig zu den andern niederlegen, die ich schon verlebt habe. Gott verzeihe mir die noch begangenen Fehltritte; aber an Willen und Muth hat es nicht gemangelt, besser zu sein. Dieser Tag, er wird mich vor dem richtenden Gott nicht so schwer verklagen; er wird mir auch ein frohes Zeugniß geben, und vielleicht mir in meiner letzten Stunde noch freundlich in der Erinnerung glänzen.

O wie süß ist es, unter solchen Empfindungen zu entschlummern; wie groß ist die Seelenseligkeit, mit solchem Jesussinn erwachen und entschlafen zu können! Kein Abend verfließe mir ferner, an welchem ich nicht einen Blick auf den verlebten Tag werfe, und den Maßstab anlege, ob ich zu höherer Gemüthskraft und Vollkommenheit gestiegen, ob ich dem Vorbilde Jesu ähnlicher geworden bin. Kein Abend verfließe, daß ich nicht, wie einst die Jünger, zu Jesu rufe: Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget! (Luk. 24, 29.) Bleibe bei mir und in meinem Herzen, daß ich mich durch dich beseele mit neuer Kraft zum künftigen Tagewerk! Bleibe bei mir, verschwinde nie vor meinen Blicken, damit ich Dir immer nachstreben könne, indem ich Deine Erhabenheit in Gott ganz zu meinen Eigenschaften mache. Bleibe bei mir, denn es will Abend werden. Oft vergaß ich Deiner im Geräusche der Welt, am mühevollen, geschäftreichen Tage; aber am Abend gehöre ich mir selbst und meinem Jesu. Bleibe bei mir mit Deiner begeisternden Kraft, mit Deiner Gnade bis an den Abend meines Lebens, bis der Tod an die Stelle des Schlafs zu meinem Bette tritt. Bleibe bei mir, wenn ich in den letzten meiner Stunden den scheidenden Blick auf mein gesammtes Leben hinabsenke, wie auf ein großes, vollbrachtes Tagewerk,

von dem ich ausruhen soll. Laß mich dann auf Dich und Dein Verdienst sehen, um mich selbst zu trösten; laß meinem müden Geist dann die Worte noch ertönen: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Bleibe bei mir, o mein Jesus, wenn die Welt vor meinem brechenden Auge in ewige Nacht versinken will, und laß mir die Hoffnungen und die beseligenden Worte werden: Gehe ein zu deines Herrn Freuden!

59.

Die Nacht.

Ps. 139, 12.

Vater, Dich, den Gütevollen
Preis't auch in der Nacht mein Geist;
Vater, der die Sonnen rollen
Und den Mond uns leuchten heißt;
Vater, dem von tausend Zungen
Tag und Nacht wird Lob gesungen;
Vater, der bei Tag beglückt,
Leidende des Nachts erquickt! —

Vater, Dich umfass' ich wieder,
Küsse kindlich Deine Hand;
Milde blickst Du auf mich nieder,
Du, den, wer Dich suchte, fand.
O, in stiller Nächte Stunden
Hat Dich manches Herz gefunden,
Das, im Tagsgewühl ein Thor,
Vater, sich von Dir verlor.

Auch du, o stille, feierliche Nacht, sei meinen Empfindungen heilig! Wohlthäterin der Leidenden, denen du die Thränen trocknest; Freundin der Unglücklichen, deren Sehnen du stillest in süßen Träumen; Mutter der Müden, die du in deinen Armen zur Ruhe wiegest, und mit junger Kraft stärkest, auch du bist meinem Geiste eine Offenbarerin der Majestät und Macht, der unergründlichen Weisheit und namenlosen Barmherzigkeit Gottes.

Auch du bist meiner Betrachtungen, meiner Bemerkungen würdig, wenn dein ernster Zauber das ganze Weltall, so weit es mein Auge kennt, verwandelt; wenn du mit dichtern Schatten zugleich den Schlummer auf die Augen der Lebenden senkst, und, wenn eine Sonne vom Himmel verschwindet, den Vorhang leise vom Firmament hinwegziehst, um uns tausend andere Sonnen in unendlichen Fernen zu zeigen, und mit den Strahlen der Sterne Ahnungen der Ewigkeit zu geben.

Wo ist der Mensch, der ganz gelassen bleibt und unbewegt, wenn er einsam in die Stille der Mitternacht hinaustritt, und vor ihm sich eine ganz andere Erde, ein ganz anderer Himmel auszubreiten scheint? — wenn das Schweigen des Grabes auf den Straßen und Plätzen ruht, wo noch vor wenigen Stunden das fröhliche Getümmel geschäftiger Menschen rauschte; wenn die Gärten, die Wälder, die Wohnungen der Sterblichen, alle Pracht der Natur, alle Werke der Kunst, in Finsterniß verschwunden sind, oder im blassen, zweifelhaften Dämmerlicht des Sternenscheins und des Mondes schimmern? Ein unwillkürlicher Schauer durchbringt die Seele. Der stille Ernst der nächtlichen Welt beherrscht unwiderstehlich zuletzt das Gemüth auch des Fröhlichen. Was ist alle Herrlichkeit der Erde, wenn ihr der Zauber des himmlischen Lichtes entzogen ist? Was ist alle Macht des furchtbarsten Sterblichen, wenn der Schlaf ihn in seinen Fesseln bewußtlos dahingestreckt hält? Was ist aller Reichthum des Reichen, wenn er gleich einem Todten neben seinen leblosen Kostbarkeiten ruht?

So stimmt uns die Nacht zu ernsten Empfindungen. Sie sammelt den zerstreuten Geist, und zwingt ihn mit unüberwindlicher Stärke, an sich und seine Bestimmung und den Werth der Dinge zu denken. Schon manchen Leichtsinnigen führte die Feierlichkeit einer Mitternacht zur stillen Ueberlegung zurück, schon manchen Zweifler zum Glauben an Gott, schon manchen spöttelnden Sünder zur Tugend.

Wie in jeder Jahreszeit, so in jeder Tageszeit, offenbart sich uns die Gottheit auf eine andere Weise; anders in den Schönheiten eines lieblichen Morgens, anders in den Wohlthaten des Mittags, anders in der milden Stille eines Abends, anders in dem Schweigen und majestätischen Ernst der Nacht. Aber immer und aus allen wechselnden Erscheinungen scheint uns Gottes Stimme zuzurufen: Ich bin, gedenke meiner! O Sterblicher, hebe deinen Blick von allem Irdischen zuweilen empor zu dem, was erhabener ist! Vergiß nicht über dem Gewand, welches du bewunderst, die Seele! Erinnere dich in der Schöpfung des Schöpfers, und in dem Staube, der seinen Werth und seine Gestalten ändert, des Bleibenden, des Ewigen! Ueberall und zu allen Stunden lehre uns, wie die heilige Schrift, so die heilige Natur: Du bist bestimmt, mehr als Thier zu sein; du sollst nicht bloß mit dem Leib und für den Leib leben, sondern auch vorzüglich mit dem Geist und für den Geist!

So wie in jeder andern Tageszeit, verkündet sich die ewige Liebe der Gottheit auch in der Nacht durch besondere Arten der Wohlthätigkeit. Während die Sonne unsern Gesichtskreis verläßt, und den Tag über die andere Hälfte des Erdballs glänzen läßt, versinkt bei uns Alles in Einsamkeit und Schweigen, daß nichts unsere Ruhe störe. Dem Schlummer ist die Dunkelheit und die allgemeine Stille günstig. Nichts zerstreut

unsern Geist oder fesselt unsere Aufmerksamkeit. Wie wir von der Wiege des Säuglings, vom Bette des Kranken jedes zu starke Licht oder Geräusch entfernen: so nimmt Gottes ewig wache Vatersorge durch die weisesten Einrichtungen der Natur den Schlummer und die Ruhe eines halben Weltalls in freundlichen Schutz. Ein sanfter Schlaf stellt die verlornen Kräfte wieder her, und mit dem erquickten Körper empfängt der Geist wieder ein Werkzeug zu allen guten Unternehmungen und Geschäften fähig.

Wenn die Natur uns zur Ruhe einladet, sollen wir ihren Winken folgen. Ungestraft verachtet kein Mensch die Gesetze der göttlichen Welteinrichtung. Nichts zerstört leichter die Gesundheit, als die muthwillige Verwandelung der Nacht in Tag und die Beraubung des Schlafes in der Zeit, die ihm von der Natur geweiht ist. Mit dem Verschwinden der Sonne verwandelt sich selbst der Zustand der Luft, die wir athmen, und alle lebenden Geschöpfe empfinden in sich die vorgegangene Veränderung, und an vielen Pflanzen sehen wir, wie sie beim Eintritt der Nacht ihre Blätter zusammenfalten, ihre Blumenkelche verschließen; die Zweige der Bäume und Gesträuche, welche bei Tage gesunde Düfte ausgießen und die Luft von schädlichen Dünsten säubern, hauchen jetzt von der Sonne verlassen, unreine Luft aus. Die Thiere verlieren ihre Munterkeit, und verbergen sich in ihre Höhlen, Nester und Lagerstätten. Das Blut der gesündesten Menschen wird wallender; ihre Nerven werden reizbarer, wie zum Fieber. Der Zustand der Kranken wird schlimmer und unruhiger, Mattigkeit und Gefühllosigkeit nehmen überhand.

Die Nachtwachen, oft wiederholt, sei es aus übermäßigem Triebe zur Arbeit, sei es aus unordentlicher Begierde zu Lustbarkeiten, sind wahrhafte Lebensverkürzungen. Der Geist des Menschen wird stumpfer, indem sein Werkzeug, der Leib, untauglich gemacht und in seinen natürlichen Verrichtungen gehindert wird. Die frische Farbe der Gesundheit entflieht von den Wangen, und die Blässe des Gesichts, der trübe Blick des Auges verkünden deutlich genug, wer wider die Ordnungen Gottes in der Natur sündigte. Sündigte! Ja, die Zerstörung unsers Leibes, den Gott uns zu edlem Gebrauch verlieh, die Verkürzung unsers Lebens, durch Ertödtung des Schlafs in den zur Erholung unserer Kräfte geweihten Ruhestunden, ist Sünde gegen Gottes Gaben, Sünde gegen Gottes Anordnungen. Aber so thöricht ist der Mensch, daß er für eine Handvoll Stunden, in nächtlichen Schwärmereien und Lustbarkeiten verschwelgt, mehrere Jahre zu wenig leben, und um des Vergnügens willen, viele Nächte in Tag verkehrt zu haben, früher oder später einen siechen Leib durch die Welt schleppen mag.

Der Christ ehrt die Wohlthaten Gottes, und Wohlthat ist uns jede Anordnung in der Natur. Willkommen ist ihm nach vollbrachtem nütz-

lichen Tagewerk ruhende Erquickung im Schlummer der Nacht. Er ist schonend in seinem Urtheil gegen die Verirrungen der Menschen, welche ohne Noth, aus Eitelkeit oder Sonderbarkeit, ihren rauschenden Vergnügungen ganze Nächte aufopfern. Aber höhere Achtung hat er noch für die Gesundheit, für das Kleinod des Lebens, ohne welches er zu allem Guten und Nützlichen unfähig wird. Sind wir dem Schöpfer Rechenschaft schuldig über die Verwaltung und Anwendung der Güter, die er uns auf Erden verlieh: so ist die schwerste Verantwortlichkeit die, welche wir für das höchste der irdischen Glücksgüter, für Gesundheit und Leben, zu tragen haben.

Wie die Nacht uns selbst schon Alles entzieht, was unsere Ruhe hindern könnte; wie sie über Alles einen verhüllenden Schleier wirft und Alles verstummen macht, daß nichts uns störe: so sollen auch wir von unserm Geiste Alles verbannen, was unsere Ruhe, unsern Schlummer beeinträchtigen könnte. Mit dem Kleide, welches wir von uns legen, sollen wir den drückenden Tagesverhältnissen, den quälenden Sorgen entsagen, ihnen gleichsam absterbend nur ganz uns und Gott gehören. Ein frohes Gewissen bettet uns sanft, und der Gedanke: Gott wacht! bewahrt uns vor jeder unnöthigen Angst über das, was in der Nacht uns oder den Unsrigen begegnen könnte, während wir ohne Bewußtsein da liegen. Wir sind nun wieder in den Zustand der Schwachheit und Hilflosigkeit zurückgekehrt, worin wir uns in unserer frühesten Kindheit als Unmündige befanden. Wir sinken wieder in die Bewußtlosigkeit zurück, in der wir schliefen, ehe Gottes Hand uns zum Leben weckte. Auch damals, ehe unser Mund seinen Namen lallte, war er unser Gott, gedachte er unser, bereitete er uns Glück und Lebensfreuden vor. So ist er auch in unserer kurzen, todtenähnlichen Ruhe noch jetzt unser Gott; so gedenkt er auch jetzt noch unser, und bereitet uns neue Lebensfreuden, die wir nicht ahnen. Ja, bei Dir, o Gott, ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß; bei Dir leuchtet die Nacht wie der Tag; Deine Augen sahen mich, als ich noch unbereitet war, und waren alle Tage in Dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, und derselben keiner war. (Ps. 139, 12. 16.)

Darum ist die Furcht und Angst der Menschen unchristlich, mit welcher sie sich in den Zeiten der Nacht oft selbst durch schreckende Einbildungen quälen. Wie? ist Gott weniger unser Gott, wenn die Welt in seinem Schatten ruht, als am Tage? Warum zittern vor den Wirkungen einer Hölle und des Teufels, die uns im Laufe des Tages nicht erschrecken? Warum beben vor Erscheinungen von Gespenstern und Geistern, die eine Erfindung furchtsamer, unwissender Menschen und unserer eigenen Einbildungskraft sind? Warum verzagen vor der Wiederkehr der Verstorbenen, deren Leichnam sich jetzt schon in Erde

verwandelt hat, deren Geist sich in andern Verbindungen und Verhältnissen befindet, wo ihr Beruf, den ihnen Gott gegeben, edler und größer ist, als furchtsame Sterbliche ohne Nutzen zu erschrecken?

Die thörichte Furcht vor Gespenstern und Todtenerscheinungen und andern Ungeheuern, die in Gottes Schöpfung nie vorhanden gewesen sind, ist eine Mißgeburt der jedem Menschen natürlichen und eben deswegen nützlichen Schüchternheit, welche die Nacht einflößt. Der hilflose Zustand, in welchem wir uns nach dem Sonnenuntergang befinden, wo wegen der allgemeinen Dunkelheit unser Auge nicht mehr die gewohnten Dienste verrichten kann; wo wir bei ungewöhnlichem Geräusch nur die Ursachen desselben errathen können; wo unsere Einbildungskraft folglich immer thätiger und angestrengter wird; wo unsere Nerven ohnehin reizbarer werden, und die Ermattung des Leibes zu einer größern oder schwächern Muthlosigkeit führt — eben dieser Zustand macht uns leicht geneigt, auch da eine Gefahr zu fürchten, wo keine ist. Die Furcht selbst aber ist die Gebärerin aller Unholde.

Es fehlt nicht an Menschen, welche, ungeachtet ihres hellen Verstandes, ungeachtet ihrer Ueberzeugung von der Nichtigkeit der sogenannten nächtlichen Erscheinungen, ungeachtet ihrer würdigen Vorstellungen von Gott, ungeachtet ihrer Religiosität, dennoch von abergläubigem Schrecken ergriffen werden, sobald die Nacht eintritt. Dies sind die Wirkungen einer mangelhaften Erziehung und früher verderblicher Eindrücke, welche unvorsichtige Leute auf das zarte Gemüth der ersten Kindheit veranlassen. Nur durch anhaltendes, wiederholtes Kämpfen der Vernunft- und Religionsgründe gegen diese eingeprägte nächtliche Furcht, nur durch Zerstreuung der Einbildungskraft, sobald sie ihre fast zur Gewohnheit gewordene Richtung auf Schreckbilder nehmen will, kann dies Uebel vermindert und ganz vernichtet werden. Nur Sehende haben Gespensterfurcht: Blindgeborne kennen sie nicht.

Daher begreifen wir die heilige Pflicht sorgsamer, ächt christlicher Aeltern, daß sie von ihren Kindern auf alle Weise die thörichten Vorstellungen von Erscheinungen nächtlicher Unholde entfernen; weder selbst durch schreckende Erzählungen die natürliche Schüchternheit der Jugend mit abergläubiger Angst vermehren, noch durch unwissende oder muthwillige Dienstboten und Hausgenossen vermehren lassen; dieser Aberglaube, welcher die Quelle mancher bittern Lebensstunde ist, hat schon oft auf die Gesundheit der Menschen den zerstörendsten Einfluß gehabt, und immer ungerechte, niedrige Vorstellungen von der Größe, Würde und Weisheit Gottes erzeugt.

In der That, seit Aeltern darauf dachten, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben, seit die Erwachsenen durch einen würdigern Religionsunterricht, durch eigenes Nachdenken sich über manche Vorurtheile

und abergläubige Vorstellungen erhoben haben, ist die Gespensterfurcht schon sehr vermindert worden, und mit dem Verschwinden der thörichten Furcht haben die Erscheinungen der nächtlichen Schreckbilder von selbst aufgehört. Nur noch beim gemeinen Volk, dessen Erziehung und Belehrung am meisten verwahrloset, am schwersten zu bewirken ist, haben sich die irreligiösen Hirngespinnste einer unwissenden Vorwelt am längsten erhalten.

Aber auch in den sogenannten gebildeten Ständen ist noch ein anderer Aberglaube fortdauernd geblieben, welcher der Religion und Vernunft eben so sehr widerspricht, als die Furcht vor eingebildeten Todtenerscheinungen und Nachtgespenstern. Dieser an vielen Orten, in vielen Familien noch herrschende Aberglaube ist die unverdient hohe Meinung vom Werthe der nächtlichen Träume und ihrer Deutung.

Kein Weiser, oder endlich Jesus nicht, hat den Träumen oder auch nur einigen von ihnen, eine weissagende Kraft zugeschrieben. Woher kam nun dieser Glaube zu den Christen? Er kam aus dem Heidenthum; er kam von den Völkern, welche gleichsam noch in ihrer ersten, rohen, unbehilflichen Kindheit des Verstandes lebten.

Kinder, welche den Traum noch nicht vom Wachen genau unterscheiden können, glauben in der Verwirrung ihrer Begriffe oft wirklich an Orten gewesen zu sein, oder das gesehen zu haben, was ihnen ihre Einbildungskraft während des Schlummers vorgaukelt.

Es gibt jetzt noch unter den wilden Völkern solche, die da glauben, ihre Seele wandere während des Schlummers ihres Leibes aus, und lebe an andern Orten. Sie haben nicht Verstandeskraft genug, sich zu erklären, wie man sich im Schlafe so lebendige Vorstellungen machen könne.

Andere, die schon in der Ausbildung ihres Verstandes größere Fortschritte gemacht haben, glauben zwar nicht an das Auswandern der Seele, aber sie glauben, die Träume kommen von den Göttern und seien vorherbedeutende Offenbarungen der Götter. Diese Vorstellung findet man fast bei allen unwissenden Völkern des Alterthums, bei Juden und Heiden gemein.

So kam der lächerliche Glaube an die weissagende Kraft, an die Göttlichkeit der Hirngespinnste, welche wir Träume nennen, unter die Christen, und erbte bei den Unwissenden bis auf unsere Tage fort. Abergläubige Männer, welche sich das Ansehen von Weisheit und Gelehrsamkeit gaben, und doch nicht, gleich den Heiden, ihre Träume von Gott herleiten wollten, meinten ihre Thorheit zu veredeln, wenn sie lehrten, unsere Seele habe im Schlafe eine vorhersehende, die Begebenheiten der Zukunft ahnende Kraft.

Aber die Vernunft und die göttliche Offenbarung empören sich gegen

solchen Irrthum, den der schwache Mensch so gern festhält, weil er sich mit nichts lieber, als mit dem Errathen seiner Zukunft beschäftigt.

Dem festen Schlafe des gesunden Menschen fehlt jeder Traum; erst nachdem der Körper seine Kräfte durch den Schlummer ersetzt hat, und wieder ein taugliches Werkzeug der Seele geworden, gebraucht diese wieder ihre Gewalt. Erst wird das Gedächtniß und die Einbildungskraft laut. Jetzt entwickeln sich verworrene Erinnerungen unter allerlei Gestalten; Dinge, welche auf unser Gemüth irgend einmal einen tiefen Eindruck gemacht haben, erscheinen am leichtesten. Daher beschäftigen sich die Träume bejahrter Personen oft mehr mit Gegenden und Personen ihrer frühern Jahre, als mit solchen, die sie im spätern Alter kennen lernten, weil die Eindrücke am tiefsten zu sein pflegen, die wir in zarter Jugend empfangen haben. Aber der Verstand und die Kraft zu urtheilen ist im Anfang des Träumens noch schwach. Ein Bild der Phantasie erinnert an das andere. So gehen wir mit Fremden und Bekannten im Traume um, und mit Todten, als wären sie noch am Leben. Je leiser der Schlaf wird, desto mächtiger wird die urtheilende Kraft der Seele. Zuletzt erstaunen wir im Traume selbst über dessen Widersprüche; erstaunen, daß wir Gestorbene wiedet leben sehen. Endlich entdecken wir sogar im Traum, daß wir nur träumen.

Dies ist der Ursprung, dies ist die Geschichte des Traums. Wie kann es einem vernünftigen, das heißt, vorurtheillosen Menschen einfallen, daß die Seele durch bloße Gaukeleien ihrer rege werdenden Einbildungskraft heller sehe, als wenn sie in ihrer vollen Thätigkeit, mit allen ihren vereinten Kräften wirken kann?

Hätte sie aber ein Vermögen, die künftigen Dinge im Traum vorherzusehen; so würde Gott, der uns die Zukunft mit weiser Hand verhüllt, mit sich selber im Widerspruch stehen.

Hätte sie dies Ahnungsvermögen: so würde es Gott nicht vorzugsweise einzelnen Menschen, sondern allen verliehen haben, so wie er allen die gleichen Kräfte, wenn gleich in verschiedenem Maße, ertheilt hat. Aber unter Tausenden ist kaum Einer, der dies Ahnungsvermögen zu besitzen sich rühmt.

Hätte der Schöpfer uns mit der Kraft ausgerüstet, die vorliegende Zukunft im Traume zu entdecken: so würde diese Kraft, der göttlichen Weisheit und Zweckmäßigkeit zufolge, die wir sonst in allen Werken Gottes bewundern, sich nicht nur bei unbedeutenden Dingen äußern, die uns weder viel nützen, noch schaden; sondern auch bei wichtigen Angelegenheiten, wo sie uns hingegen verläßt. Gott würde uns durch solche Kraft in den Stand gesetzt haben, wegen der bevorstehenden Dinge die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Aber wer hat jemals um eines Traumes willen Maßregeln ergriffen, ohne nachher zu finden, wie er sich

getäuscht habe? Wie hätte Gott, dessen Schöpfungen von der höchsten Weisheit im Kleinsten wie im Größten zeugen, einzelnen Menschen ein Vermögen der Vorhersehung gegeben, das ihnen durchaus unnütz ist?

Es ist allerdings möglich, daß unter den tausend mannigfaltigen Traumbildern manche vorkommen, welche mit den Begebenheiten der Tage nachher irgend eine zufällige Verwandtschaft und Aehnlichkeit haben. Auch mag dieses in manchem zum Aberglauben geneigten Menschen die übertriebene Meinung vom wahren Werth eines Traumes genährt haben. Allein es wäre ungleich auffallender, wenn unter den zahllosen Vorstellungen im Traum nie eine mit nachherigen Zufällen eine Art von Aehnlichkeit besäße, als wenn sie solche zuweilen wirklich hat. Indem man aber das seltene und zufällige sogenannte Eintreffen des Traumes als Wirklichkeit bemerkt, dagegen hundert andere Träume, nach denen sich doch nichts Aehnliches zugetragen, oder was damit in Verbindung gebracht werden könnte, vergißt, wird des Menschen eigene Thorheit und Selbsttäuschung Ursache, daß er sich höhere Kraft in Träumereien zuschreibt, als er bei gesundem, wachendem Verstande hat.

Allerdings erzählt die heilige Schrift von wunderbaren Träumen, durch welche Gott Offenbarungen gab, und von solchen, welche ausgelegt und erfüllt wurden. Aber das göttliche Gesetz selbst verbietet, auf Träume zu achten (5. Mos. 13, 1 ff.); überhaupt verwirft es das unruhige, vorwitzige Blicken in die Zukunft, und verpönt das Geschäft der Wahrsager und Zeichendeuter und deren Beobachtung als götzendienerisches Unwesen. Was nun schon Moses, der sonst seinem rohen Volke Manches nachsah, verworfen, was die Vernunft mißbilligen muß: sollte ich, als Jesu Schüler, an diesen Irrthümern hangen? Sollte ich aus Neugierde, um die von Gott verhüllte Zukunft zu errathen, meinen eigenen Verstand verläugnen, meine eigene schwache Einbildungskraft und ihr Geträume mißbrauchen? Sollte ich, um ein zufälliges Zusammentreffen meiner Einbildung im Traume mit nachmaligen Begebenheiten zu erklären, statt des natürlichsten Grundes einen unnatürlichen suchen, der Gott mit seinen eigenen Worten und Absichten in Widerspruch und Kampf darstellt?

Fern sei von mir diese Entehrung des Allerweisesten, diese Entehrung meines eigenen Verstandes! Fern sei von mir jede abergläubige Meinung, jede abergläubige Furcht der Nacht! Gott wohnt im ewigen Lichte; vor ihm ist keine Finsterniß; seine Liebe und Sorge für mich ist an keine irdische Stunde gebunden. Es sei Tag oder Nacht, er bewacht mein Dasein, mein Wohl mit gleicher Liebe. Nur feste kindliche Zuversicht auf ihn, nur ein reines Gewissen, und auch für uns wird es in der Nacht Licht sein.

60.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Erster Theil.

Psalm 111, 2.

Dein ist der Tag, Dein ist die Nacht,
Dein sind des Jahres Zeiten;
Du rufst der Felder gold'ner Pracht
Und den Unfruchtbarkeiten.

Du sendest aus des Himmels Höh'
Uns Sonnenschein und Regen;
Und Thau und Nebel, Reif und Schnee
Wird uns durch Dich zum Segen.

Du wandelst groß und unsichtbar,
In Nähen und in Fernen;
Und wirkest still und wunderbar,
Mit Stäubchen, wie mit Sternen.

Dir, dessen weise Vaterhand
Des Wetters Wandel führet,
Dir bringe jedes Volk und Land
Den Preis, der Dir gebühret.

Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. So sang vor Jahrtausenden der fromme Dichter, begeistert von der Majestät seines Gottes, die sich in den Schöpfungen offenbaret.

Auch ich werde nicht satt, die Herrlichkeit des Allerhöchsten in seinem Wunderreiche zu betrachten. Ach, warum geht doch der größte Haufe der Menschen so kalt und unempfindlich durch dies ewige Reich der Wunder umher, und bleibt lieber mit Entzücken vor dem elenden Machwerk menschlicher Hand stehen? Warum ermahnen die Lehrer des Volks, die Priester des Herrn, zur Anbetung des Allmächtigen, ohne nur einmal den Blick auf die erstaunlichen Thaten Gottes zu richten?

Sie sehen umher und suchen die Thaten Gottes, und finden sie nicht. Gewohnheit blendet sie. Augen haben sie, und sehen nicht mehr; sie haben Ohren und hören nicht.

Das Alltäglichste ist das Wunderbarste, und was jede Stunde bringt, ist das Unbegreiflichste.

Ihr tretet hinaus und betrachtet den Himmel, den Zug der Wolken, und forschet, ob das Wetter schön oder schlimm werde. Noch einen Schritt weiter, und der Zauber der göttlichen Macht würde euch mit Schaudern der Ehrfurcht erfüllen.

Unsere Wälder und Felder wollen öde werden. Die Lüfte werden rauher. Der Thau des Morgens hört auf, und bald will sich an Halmen und Zweigen statt seiner der Silberreif hängen; bald der Schnee die erstorbenen Fluren und die Straßen der Städte bedecken. Schon jetzt ist in Ländern, die weiter gegen Mitternacht liegen, furchtbare Winterkälte. Die Gewässer sind dort schon fest geworden; brausende Wasserfälle sind in ihrem Sturz erstarrt; Eisbrücken gehen über die Ströme; tiefer Schnee bedeckt Berge und Thäler, und der Speichel, welchen der Mensch aus dem Munde wirft, gefriert und fällt wie ein Hagelstück auf den Erdboden. So im Norden. Aber in den Ländern, welche auf der andern Seite des Erdballs liegen unter unsern Fersen, blüht der Frühling in Millionen Blumen und glüht der Sommer mit verzehrender Hitze.

Wir wissen, dies ist die Wirkung der Jahreszeit, oder der Stellung und Richtung des von uns bewohnten Weltkörpers gegen die Sonne, in seinem Lauf um dieselbe. Aber wissen wir auch, warum eine ganze Reihe von Jahren feucht und regnerisch bei uns wird, oder auch trocken? Wissen wir auch, warum die Kälte des Winters früher eintritt oder später? Wissen wir auch, woher es kam, daß gestern ein lieblicher Tag über uns leuchtete, und heute schon wieder Sturmwinde frostig und regenschwer daherbrausen? Oder warum noch vor wenigen Stunden die Luft rauh ging, und nun plötzlich lau geworden ist?

Nur diese Fragen zu beantworten, müssen wir in das ganze Labyrinth der Schöpfung eindringen. Denn Alles hängt in ihr innig mit dem Andern zusammen. Das Höchste wirkt auf das Niedrigste herunter, und das Kleinste bestimmt den Gang des Größten. Daß wir heute Regen, morgen Sonnenschein, heute milde Witterung, morgen durchdringenden Frost erfahren, kann die Wirkung von Ereignissen sein, die in Weltkörpern vorgegangen sind, welche viele Millionen Meilen weit von uns entfernt in den himmlischen Räumen schweben.

Daß zum Beispiel der Mond, aus seiner fünfzigtausend Meilen weiten Entfernung von uns, großen Einfluß auf die Witterungsveränderungen habe: wer könnte wohl daran zweifeln? Obgleich am körperlichen Inhalt wohl fünfzigmal kleiner, als unsere Erde, zieht er doch, wo er senkrecht über den Weltmeeren steht, dieselben empor, ungeachtet ihrer Schwere; also daß sie, regelmäßig wie er wandelt, zur Fluth anschwellen, und hingegen nothwendig anderer Orten abnehmen an Wassermenge. Kann nun der Mond, vermöge seiner anziehenden Kraft, die ungeheuern Lasten des Weltmeers heben, daß sie wie angeschwollene Wasserberge werden, die mit ihm fortwandeln: um wie viel mehr muß er den leichten Dunstkreis bewegen, der die Erde umhüllt!

Wer zweifelt, daß die Sonne, welche beinahe anderthalb millionenmal größer ist, als die Erde, auf der wir leben, durch Wärme und Licht

den wichtigsten Einfluß auf Luftveränderungen habe? Aber wer ergründet die Ursachen ihres mannigfaltigen Wechsels in Kraft? Die Sonne ist ein dunkler Weltkörper, wie unsere Erde, aber von einer hoch über ihr schwebenden blendenden Lichthülle umgeben. Dem Einflusse dieser Lichthülle und ihrer Strahlen danken wir unsere Tage, die Beleuchtungen des Mondes, und die Fruchtentwickelung des Erdbodens. Oft aber zerreißen die Glanzwolken der Sonne, und ihr dunkler Körper wird dazwischen sichtbar. Man nennt solche dunkle Stellen in der Lichthülle gewöhnlich schwarze Sonnenflecken. So unbedeutend dieselben unsern Augen oft zu sein scheinen, sind sie doch zuweilen größer, als die gesammte Oberfläche des von uns bewohnten Erdballs. Solche lichtarme Stellen — sie nehmen manchmal wohl den dritten Theil der Sonne ein — bleiben gewiß nicht ohne Wirkung auf uns und die Veränderungen in der Luft. Sie dauern zwar nie lange, selten über einige Monate, aber mehr oder weniger Licht wirkt allemal mehr oder weniger herab. Woher nun jene veränderlichen Zustände der Lichtwolken der Sonne? Sind auch sie nicht vielleicht wieder Einwirkungen noch entfernterer Sonnen im Weltgebäude? Einwirkungen von Sonnen, die in den endlosen Räumen des Himmels unserm Auge gar nicht mehr erkennbar sind wegen ihres allzuentlegenen Standes? — Daß also, o Landmann, deine Felder und Aecker im Sommer oder Frühling zu wenigen Regen oder zu viel haben sollen; daß deine Weinberge Ueberfluß oder Mangel an Wärme erhalten, wird in den Entfernungen des Weltgebäudes bereitet, deren Größe auszusprechen der Mensch keine Zahlen mehr hat. So waltet der allmächtige Gott in den Himmeln, und in den Halmen der Flur einer ländlichen Familie.

So gewiß das Licht den größten Einfluß auf den die Erde umhüllenden Luftkreis, und auf das Leben und Gedeihen von Pflanzen und Thieren hat; so gewiß ein Stern dem andern Licht zusendet, und schon dadurch mit ihm in Verbindung tritt; so gewiß nicht nur auf Erden, sondern hoch über derselben, so weit hinauf keine Wolke mehr steigt, jenes wunderbare Feuer waltet, das bald sichtbar, bald unsichtbar wirkt, im Blitz und Nordlicht, wie im Funken des mit Stahl geschlagenen Steins und im Leuchten geriebener Thierfelle, und im erschütternden Schlage mancher Fische erscheint; so gewiß diese wunderbare Naturkraft durch die Einwirkungen der Sonne gemehrt und geschwächt wird: eben so gewiß stehen alle Sternenwelten durch diese geheimnißvolle Kraft, welche sie gegenseitig in sich erregen oder mindern, in wunderbarer Verknüpfung. Und es ist nicht ganz zu verwerfen, daß die sich täglich ändernde Stellung und Verhältniß unsers Erdkörpers zu der Sonne, dem Monde und den übrigen Wandelsternen oder Planeten eine der Hauptursachen von den Luftveränderungen bei uns, von der Wärme und Kälte des Tages, von

der abwechselnden Feuchtigkeit und Trockene der Luft und dem Unbestand der Witterung ist. Das Weltall ist eine grenzenlose Wunderuhr, worin ein millionenfältiges Räderwerk spielt, Alles vom Größten zum Geringsten ineinandergreift, und dennoch Alles zu seiner Zeit und Stunde seinen vorherbestimmten Ort einnehmen muß.

So wie Gott weit entfernte Sonnen und Monde nimmt, um Wohlstand oder Verarmung, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit in einzelnen Familien der Sterblichen, in einzelnen Dorfschaften, Städten, Ländern zu bestimmen: wirkt auf sein Geheiß wieder die verborgene Kraft des Erdballs aus seinem Innersten hervor gegen andere Welten, und folglich auch auf den nahe liegenden Dunstkreis ganz unmittelbar. So wie die Luft, mit allen ihren Bestandtheilen, in das Wasser und tief in die Erde eindringt: so dringt wieder das Wasser in die uns umgebende Luft, und schwebt verdünstend in den Nebeln um uns her, in den Wolken hoch über unsern Scheiteln. Die Elemente haben ihren ewigen Verkehr. Man kann sich leicht eine Vorstellung vom Einflusse des auf Erden vorhandenen und verdünstenden Wassers auf die Luft machen, sobald man an die Menge desselben denkt. Ungerechnet der zahllosen Bäche, Flüsse, Ströme, Seen, nehmen die Meere den größten Theil von der ganzen Oberfläche unserer Weltkugel ein; sie betragen mehr als zwei Drittel von derselben; das feste Land nimmt kaum ein Drittel des ganzen Raumes ein. So erscheint die Welt, die wir jetzt bewohnen, von außen mehr wie ein Wasserball, als wie ein Erdball.

Wenn nun die weiten Wasserflächen verdünsten und die Wassertheilchen in die Luft aufsteigen, wird durch ihr Emporsteigen anderes aus der Stelle verdrängt, und die zarte, bewegliche Luft dadurch erschüttert. Diese Erschütterung heißt Wind. Schnelle und starke Verdünstungen erregen Sturm. Der Sonnenstrahl, welcher dich vor deiner Hütte erquickt, verdünnt mit erregter Wärme die Luft, anderswo beschleunigt er die Verdünstung des Wassers; bewirkt hier ein kühlendes Lüftchen, anderswo erregt er einen Sturm, der Schiffe zerschmettert und die Tannen des Waldes entwurzelt. Das ist, o Sterblicher, die Macht des Allmächtigen in seinem Sonnenstrahl. Du wärmst dich an demselben gedankenlos, oder sinnest, wie das Thier, auf deine Nahrung und Wollust, während groß und feierlich dieser Strahl die Majestät des Ewigen verherrlicht.

Gleich wie der menschliche Körper aus festen und flüssigen Theilen besteht, und das Blut wundersam durch verborgene Höhlen und Adern strömt und die Wassertheile durch die Haut ausdünstet, in seinem Innern aber von einer eigenthümlichen Wärme erfüllt ist, welche er keinen äußern Umständen dankt: so ist auch das Innere der Erde. Da liegen tief und starr die Felsen und Metalle, als feste Theile, wie des ungeheuern Körpers Knochenwerk und Gerippe; darum legen sich Luft- und Erdtheile an, wie

sein Fleisch; und Ströme, kalte und heiße, rauschen zwischen Klüften und Spalten unaufhörlich, wie das Blut in den Adern. Dabei hat der große Körper seine eigene natürliche Wärme, welche unter den Eis- und Schneehüllen fortdauert, dieselben unterhalb abschmilzt, und oft die erschrecklichsten Feuerfluthen erzeugt, die zuweilen bei Erdbeben aus dem Boden hervorfahren, oder aus den feuerspeienden Bergen strahlen. So möchte man fast sagen, der Erdball sei ein lebendiges Wesen, welches sich im Himmelsraum bewegt.

Diese natürliche Wärme, diese Bewegungen in den Eingeweiden der Erde, diese Ausdünstungen des Weltkörpers und wieder sein Verschlucken der äußern Luft und des Wassers, haben auf die Verwandlungen des Dunstkreises, folglich auf die Witterungen, einen unvermeidlich großen Einfluß. Man weiß, daß zur Zeit großer Erdbeben oder starker Auswürfe von feuerspeienden Bergen ein mondenlang dauernder, trockener Dunst, Höhenrauch geheißen, zuweilen einen ganzen Erdtheil bedeckt hat; daß davon die Gesundheit von Menschen und Thieren und die Fruchtbarkeit des Erdbodens Veränderungen erlitten. So arbeitet Alles in den Himmeln, wie in den tiefsten Tiefen der Erde ununterbrochen, ewig in einander zusammen. Der Mensch weiß es nicht, ahnet es kaum, und es ist sein Schicksal, sein Gedeihen, sein Lebensfaden, was dort in den Abgründen der Erde und des Himmels gearbeitet und gesponnen wird. O allmächtiger Gott, ich bebe, wenn ich an Dein allmächtiges Herrschen in Höhen und Tiefen gedenke. Der Gedanke an Deine grenzenlose Majestät, in der ich mich als ein unbedeutendes Nichts verliere, erhebt und vernichtet mich.

Von der Beschaffenheit der Luft, von den Zuständen der Witterung hängt mein Wohlbefinden, meine ganze körperliche, daher oft auch meine gemüthliche Stimmung ab, ja meine Lebensdauer. Welche ungeheuern, weit verbreiteten Kräfte wirken deswegen unaufhörlich in Eins zusammen! — Und zu ihnen mischt sich nun noch die örtliche Beschaffenheit der Gegenden, die man bewohnt. Daher die Witterung nicht aller Orten auf Erden dieselbe ist, ja oft in einerlei Zeit und einerlei Land verschieden wird.

Denn die Pflanzen dünsten besondere Arten Luft aus, und saugen andere zu ihrer Nahrung ein, und bewirken schon damit sehr verschiedene Zustände der Luft. Große Wälder begünstigen die Bildung von Nebeln und Wolken; stehende Wasser und Moräste erzeugen ungesunde Dünste; Bergketten ändern die Richtung der Luftströme oder Winde, und scheiden sogar oft das Wetter in solchem Maße, daß es verschieden wird an ihren entgegengesetzten Seiten. Bewohnte und angebaute Länder, die Verdünstung der Thiere, der Dampf und Rauch von Städten, Dörfern und zahlreichen Werkstätten, Alles hat seinen besondern Einfluß.

Die Regeln der Wetterbeobachter können daher, auch wenn sie nicht ganz ohne Grund sind, von keiner bedeutenden Allgemeingültigkeit sein. Ihr Werth beschränkt sich auf die Gegend, auf die Berghöhe, auf das Thal, auf die Ebene, wo sie entstehen. Und wenn auch in einer und derselben Stunde über dem ganzen Welttheil die Spannkraft, Dichtheit oder Dünnheit vollkommen einerlei wäre; würde es darum nicht minder in derselben Zeit in einer Gegend warm, in der andern kühl; in der einen trocken, in der andern feucht; in der einen windstill, in der andern stürmisch sein. Es wird bei uns schneien, wenn es anderer Orten regnet, anderer Orten liebliches Wetter und Sonnenschein, und wieder anderswo Gewitter ist.

So ist auch der Gang der Witterung mit den verschiedenen Landstrichen, mit den Jahreszeiten, ja selbst mit den wechselnden Jahrhunderten, im engsten Verband. Inseln und Länder an großen Meeren haben immer einen gemäßigtern Zustand von Wärme oder Kälte, als Gegenden, die vom Meer weit entfernt sind. Denn die großen Wasserflächen des Meeres werden im Sommer weder so erhitzt, noch im Winter so durchkältet, als der Erdboden. Daher mäßigen sie auch die Wärme oder Kälte der ihnen benachbarten Landstriche. Beinahe ähnliche Wirkung, wie die Meeresflächen, bringen waldreiche Gegenden hervor. Diese machen die Sommer kühler, die Winter milder. In Ländern, welche ihre meisten Gehölze, von denen sie einst bedeckt waren, verloren haben, wird die Sommerhitze, wird der Winterfrost, empfindlicher. Als unser deutsches Vaterland beinahe noch ein einziger, ungeheurer Wald war, voller Moräste, war es ein kaltes, unwirthbares Land, der Sommer winterlich, aber der Winter doch sanft. Da wohnten hier noch Auerochsen, Rennthiere und Elennthiere, die man jetzt nicht mehr bei uns sieht, sondern welche sich in die kältern Mitternachtsländer zurückgezogen haben. So hat die Hand des Menschen den ganzen Himmelsstrich und die Witterung des Landes verwandelt, indem die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, und die Felder angebaut wurden. Wie anmuthig ist jetzt bei uns der Wechsel der Jahreszeiten; selbst viele Pflanzen der wärmern Weltgegenden gedeihen bei uns.

In den gemäßigten Himmelsstrichen, unter welchen wir zu wohnen das Glück haben, ist jedoch die Witterung außerordentlich veränderlich. Die gemäßigten Länderstriche auf beiden Hälften des Erdballs breiten sich nämlich zwischen dem heißen und dem kalten Himmelsstrich aus; die Luft wird daher abwechselnd beständig durch die Ausflüsse davon erschüttert.

In den kalten Nordlanden ist die Witterung weit dauerhafter und gleichförmiger. Eben so in den heißen Ländern zwischen den Wendekreisen der Sonne, wo die Strahlen derselben fast senkrecht zur Erde

niedergehen. Hier sind sich die Jahre so gleich, daß in jedem die Winde, die Gewitter, die Regen und die heitern Tage immer in derselben schon bekannten und gewohnten Ordnung folgen. So kann man, ohne große Witterungsbeobachtungen anzustellen, das Wetter beinahe auf die Stunde voraussagen, wenn man es nur vom vergangenen Jahre im Gedächtniß behalten hat. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn ein gewöhnlicher Regen ausbleibt, oder ein unerwarteter Sturmwind eintritt. Wir haben in unserer Weltgegend von solchem bestimmten Gang der Witterung kaum eine Vorstellung.

Dieser stets gleiche Lauf derselben bleibt aber nicht immerdar jenen Himmelsstrichen eigen. Er gehörte ihnen wohl nicht von jeher. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es eine Zeit gab, wo er in unserer Weltgegend stattfand. Hier, wo jetzt der Winter die Ströme in Eis verwandelt und die Regenschauer in Silberflocken, wandelten vor Jahrtausenden einmal die Thiere, welche nur in den heißesten Ländern auszudauern im Stande sind. Ueber unsern Boden schritten einst die Heerden der Elephanten, die Nashorne und andere Ungeheuer, die jetzt nur noch in den glühenden Wüsten Afrika's und andern warmen Gegenden erblickt werden. Noch findet man das Elfenbein, noch die großen Gerippe und Gebeine jener Geschöpfe zahlreich in unserm Vaterlande, ja im kältesten Norden Amerika's und Asiens.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts kennt die Zeiten nicht, da dieser Zustand der Erde war. Er kann wieder kommen. Aber Jahrtausende und Jahrtausende müssen verfließen, ehe die Erde bei ihren Umkreisungen der Sonne allmälig ihre eigene Richtung gegen dieselbe so weit ändert, daß die Strahlen des großen Tagesgestirns senkrecht auf die Meere und Länder brennend niederfahren, welche jetzt unter beständigem Schnee und tiefem Eis verschüttet sind. Und doch wird sich aus der Ewigkeit auch dieser Tag wieder nähern.

Und ich, was bin ich in diesen Zeiten, in diesen großen Wechseln und Umgestaltungen! Wo bleibe ich? Wo bleibt mein Staub? Die Geschlechter der Menschen vergehen, und die Jahrhunderte und Jahrtausende schreiten über die Asche der Völker hin, deren Thaten und Namen verloren sind. Es kommen andere Zeiten, es kommen andere Wesen. Niemand gedenkt einst meiner; und ob ich war, weiß dann Niemand zu sagen. Die Natur geht ihren stillen, zermalmenden und befruchtenden Wundergang fort; es werden die hohen Gebirge in allmäliger Verwitterung ebenes Land, und die weittönenden Meere verstummen und trocknen aus; und Anderes stellt sich dar, wo es Niemand erwartete. Und über den weiten Verwandlungen ziehen schweigend die Wolken, darüber lodern mit unvergänglichem Lichte die Gestirne, die Erden, die Monde, die Sonnen in nie beufertem Weltraum. Und in Allem Einer waltend,

und Alles dem ewigen, ehernen Gesetze des Einzigen gehorsam, der da waltet. Das ist Gott, der Herr, allein, einzig, allmachtvoll, allenthalben!

Ich schaudere, verstumme. Meine Gedanken enden. Ich habe nichts, als das Gefühl meiner Ohnmacht. O Gott, Herr, allein, einzig, allmachtvoll, allenthalben! Darf ich, von den Ahnungen Deiner Herrlichkeit durchschauert, noch aufblicken? Darf ich Kind des Staubes zu dem Alleingroßen noch beten?

Nein, ich bin kein Kind des Staubes, ich bin das Kind des Allbarmherzigen, des Allliebenden, des Urgütigen, des Höchsten und Ewigen. Drückt mich der Gedanke an die Allmacht meines Gottes nieder, wie in die Abgründe der Vernichtung, zieht mich der Gedanke an die Gnade des lebendigen Gottes empor in den höchsten der Himmel. Und ich kann beten, darf zu ihm beten, wie das Kind zum Vater betet. Der Anblick seiner Schöpfungen ist der Blick auf eine Bürgschaft für sein Erbarmen, für seine ewige und unermeßliche Huld gegen mich. Darum jauchze auch ich: Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.

61.

Betrachtungen der Witterungswechsel.

Zweiter Theil

Psalm 148, 6.

Gott winkt. Und eine Wolke speit
Ein Meer von Flammen nieder.
Gott winkt. Und voller Freundlichkeit
Lacht dir die Sonne wieder.
Er ist der Herr. Wie er gebeut,
Gehorcht das All der Ewigkeit;
Der Wurm im Staub, und Cherubinen,
Sie müssen seiner Gnade dienen.
Ein Hauch der Luft, ein Körnchen Sand,
Sind Wunder-Werkzeug' seiner Hand.

So zittre nicht mehr, du Gerechter!
Gott ist dir nah'; er ist dein Schild.
Und triumphire nicht, du Gott-Verächter,
Er ist dir nah'! Mit seinen Schrecken füllt
Er jene Finsterniß, die dein Vergeh'n verhüllt!
Er ist mir nahe. Mir zur Rechten,
Zur Linken hier ist Gott!
In meinen Tagen, meinen Nächten
Umfängt mich Gott,
Im Wintersturm, im Frühlingsregen,
In Allem waltet Gott;
Und Alles, Alles wird sein Segen,
Denn überall ist Gott!

Er hält die Himmel immer und ewiglich; er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen! — Dieser Gedanke Davids, so wahr, so erhaben, ergreift mich jedesmal, so oft ich die Wunder der Allmacht beobachte, oder auch nur dem täglichen Gang der wechselnden Witterungen mit Aufmerksamkeit folge.

Bewundernswürdig mag die endlose Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zwischen Himmel und Erde sein. Wo wäre der Sterbliche, der nur schon den kleinsten Theil von dem Labyrinth der irdischen Schöpfungen durchwandert hätte? Wo wäre der Sterbliche, der auch nur alle Arten Pflanzen, alle Arten der Fische, oder Steine, oder Insekten, oder vierfüßigen Thiere, mit ihren verschiedenen Beschaffenheiten, Einrichtungen und Kräften gekannt, oder auch nur schon alle gesehen hätte? Diesen Reichthum des Wissenswürdigsten erschöpft der größte Geist auf Erden in keinem hundertjährigen Lebenslauf. Bewundernswürdig mag die Mannigfaltigkeit von Seltenheiten sein, die sich alltäglich im Luftkreise erzeugen. Aber noch bewundernswürdiger scheint mir die Einfach-

heit der Mittel und Ursachen, aus denen das Mannigfaltige hervorgeht, und die Einfalt der Naturgesetze, in denen sich Alles bewegt. Nichts von Allem, was vorhanden ist, kann die seit Ewigkeit vorgezeichnete Bahn verlassen. Alles folgt aus einander und auf einander, nach strenger Nothwendigkeit, und kann es nicht ändern. Er hält die Himmel immer und ewiglich. Er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen. (Ps. 148, 6.)

Freilich, die Ordnungen der Natur überall zu ergründen, ist nicht immer möglich. Soll ich deswegen mich berechtigt glauben, überhaupt das Dasein einer solchen Ordnung zu bezweifeln? Es ist wahr, von vielen Dingen in der Welt weiß ich nicht, warum und wozu sie vorhanden sein mögen. Soll ich deswegen überhaupt die Zweckmäßigkeit aus der Natur und ihren Wirkungen hinwegläugnen? Wahrlich, ein Läugner und Zweifler solcher Art ist wohl ein vorwitziges Kind, welches darum, weil es die Gründe und Absichten bei den Handlungen seines Vaters nicht zu erkennen oder zu beurtheilen im Stande ist, sich einbildet, sein Vater lebe und thue ohne allen Verstand, mit gedankenlosem Leichtsinn. Was ist aber die Einsicht des klügsten Sterblichen gegen die unermeßliche Weisheit, welche das Weltall hervorbrachte und den Hauch des Lebens hineinblies?

Es mag auch wohl nicht selten der Fall eintreten, daß der Mensch den Dingen in der Natur Zwecke zuschreibt, die sie gar nicht haben. Vielleicht thun wir sogar Unrecht, überall Zwecke zu erfinden und sie der Natur anzudichten. Denn wer ist denn so gewaltigen Blickes, daß er das ungeheure Räderwerk der Weltenuhr durchspähen, und den Zusammenhang und das Füreinandersein und Ineinandergreifen aller Theile sich deutlich vorstellen könnte? Wahrhaftig, es ist Vermessenheit, wenn ein Mensch sich aufwirft, die Absichten Gottes zu errathen und zu offenbaren in allen seinen Werken.

Hingegen ist es auch entschiedener Wahnsinn, wenn man durchaus auf das Erkennen der Ursachen und Wirkungen ganz Verzicht thun, und selbst da gegen das Zweckmäßige in den Einrichtungen Gottes blind sein will, wo es hell am Tage liegt. Das würde heißen, das große, unermeßliche, überall belebte Ganze für ein Zusammenspielen todter, sich ihrer selbst unbewußter Kräfte halten. Dann würde die bildende Macht der Natur der Gott sein, der, ohne davon zu wissen, ohne allen Willen, ohne allen Zweck, Wunder an Wunder mit unbegreiflicher Weisheit ins Dasein riefe. Dann wäre der Mensch ein ganz anderes Wesen, als die Natur, oder der Gott; denn er ist sich doch seiner selbst bewußt. Ja, er wäre weit erhabener, denn er ist doch vermögend, die Reihen der Dinge, die Arbeiten der Natur zu übersehen, von denen sie selber nichts wußte, und von denen kein Gott, kein Schöpfer wußte.

So eingeschränkt der menschliche Verstand ist, um überall die Absichten des Allerhöchsten zu ergründen, kann er doch nicht anders, als gern nach solchen Absichten fragen. Ueberall Zweckmäßigkeit hinzudenken, ist selbst ein Naturgesetz des Geistes, ist Eigenheit des menschlichen Denkvermögens. Und die Erfahrung zeigt jedem gesunden Blick nicht nur die bewunderswürdigste Anordnung im Bau jedes einzelnen Körpers, wo die kleinsten Mängel das Verderben des Ganzen nach sich ziehen würden, sondern lehrt auch, daß überhaupt im Naturreiche Tausende von Dingen zusammenwirken müssen, um das Dasein eines Einzigen zu erhalten. Eins fehle im Zusammenhang, und es muß eine Weltveränderung folgen.

Besonders auffallend ist mir immer die Wechselwirkung zwischen der Natur und dem menschlichen Geschlecht gewesen. Der größte Theil unserer Schicksale ist mit dem großen Gange des Naturganzen aufs engste verflochten, und zwar durch die Witterung und deren Veränderlichkeit. Diese bestimmt beinahe den ganzen Lauf und die Richtung unsers Lebens. Sie ist in der Hand Gottes gleichsam das sichtbare Leitband zur Regierung unserer Schicksale. Die Beschaffenheit und Art der Witterungen auf der Erdoberfläche bewegt, ändert, treibt das Menschengeschlecht, wohin es soll; gibt die Verschiedenheit der Beschäftigungen, Gewerbe, Sitten, Bedürfnisse, Lebensarten, Sprachen und Denkarten an, und greift vernichtend oder begünstigend in die Plane der Begebenheiten einzelner Personen, einzelner Familien, wie in das Geschick ganzer Nationen ein.

Schon im Allgemeinen betrachtet, welchen entscheidenden, Alles bezwingenden Einfluß haben die rauhen Lüfte in den Nordländern auf deren Bewohner, auf die Art ihrer Bekleidung, Wohnung, Nahrung, Beschäftigung, Lebensordnung und Vergnügen! — auf Bau und Stärke ihres Körpers, auf ihre Neigungen, auf ihre Geistesthätigkeit! — Eben so denke man nur an die Wirkung der heißen Tage, der erschlaffenden Winde, der langen Regenzeiten in den warmen Ländern. Wie träge und weichlich wird da der Körper, wie lebendig die Einbildungskraft, wie reizbar und unbändig die Begierde; und wie mächtig bestimmt dies die Eigenthümlichkeit dort wohnender Nationen in Einrichtung ihrer Wohnplätze, ihres Unterhalts, ihrer Landesverfassungen, ihrer Verhältnisse zu andern Völkern!

Die verschiedene Art der Witterung in den Ländern eines und desselben Welttheils ist der wesentliche Grund von der Verschiedenheit des Karakters der Nationen. Die Wärme Spaniens und Italiens muß ein anderes Volk erzeugen, als die rauhe Luft Norwegens und Rußlands, als die feuchte Witterung Englands, als die von vielen Dünsten geschwängerte Luft Hollands. Die davon herrührenden verschiedenen Ge-

müthseigenthümlichkeiten der Nationen wirken wieder kräftig auf ihr gegenseitiges Betragen, auf ihre Kriege und Frieden ein.

Will ich auch auf diese allgemeinen Einflüsse der Witterung unter verschiedenen Himmelsstrichen nicht achten, so ist für mich Bemerkenswerthes genug im Einfluß der Witterung auf Leben, Wohlstand und Schicksal der Familien und Gemeinden, zu denen ich selbst gehöre. Ich muß mir oft sagen: hier ist Gottes Finger! Und wenn ich auch nicht immer die göttlichen Absichten im tiefwirkenden Wechsel der Witterungen einsehe, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß eben die Hand der Allmacht am meisten, ich möchte sagen, am unmittelbarsten, einwirkt.

Wenn die steigende Wärme der Frühlingssonne den Frost bricht, und den Luftkreis mit den ungesunden Ausdünstungen des Erdbodens füllt, und alle Säfte, wie in Pflanzen, so in thierischen und menschlichen Körpern, in neue Gährung bringt, — welche Veränderungen, Freuden oder Unruhen werden damit in tausend und tausend Familien hervorgerufen! Hier erliegen Schwächlinge dem gewaltsamen Eindruck der verwandelten Witterung; Gesundscheinende erkranken, Kränkliche sterben; dort jubeln Andere freudig unter jungen Blumen. Das Alles ist die Frucht einer und derselben Naturerscheinung. Der Tod eines Hausvaters verändert das Schicksal einer ganzen Familie. Die Krankheit einer Hausmutter gibt dem Gange der Wirthschaft eine andere Richtung. Weder die Krankheit noch der Tod waren Menschen-Schuld, sondern Einwirkungen der Jahreszeit auf den menschlichen Körper. Meinst du, sie und ihre Folgen wären dem Allwissenden unbekannt geblieben? Meinst du, der Schöpfer des Gewürms habe des Menschen vergessen? Ihm dienen die Lüfte des Frühlings, wie die naßkalten Stürme des Herbstes, oder das schneidende Wehen des Wintertages, zur Vollführung seiner weisen und immer grundgütigen Absichten. Sie aber zu erforschen wage ich nicht; doch habe ich oft erst spät hintennach eingesehen, warum gut war, daß geschah, was geschehen war. Und die Witterung der Jahreszeit ist sein Werkzeug zu meinem dauerhaften Glück, vielleicht zu der Wendung gewesen, die von da an alle meine Begebenheiten genommen haben.

So sorgfältig wir uns auch gegen den nachtheiligen Einfluß der Witterung verwahren mögen: es ist unmöglich, ihm ganz auszuweichen, weil wir ihn nicht immer kennen oder voraussehen. Was braucht es denn mehr, um die Lebensflamme eines Menschen auszublasen, als den Hauch einer kalten Luft gegen die erhitzte Oberfläche von einem Theil unsers Leibes! Oft ist der Dunstkreis mit giftigen Stoffen unsichtbar gemischt, die wir einathmen, ohne es früher gewahr zu werden, als die Krankheiten davon allgemein hervortreten. Nun hören wir von Klagen und Jammer in den Häusern, von Todten, die zu den Gräbern getragen werden. Ein Sturm tritt ein, ein Gewitter erschreckt die Welt — die Lüfte sind ge-

reinigt; die Erkrankten genesen; die Thränen verwandeln sich in Freude. Gott hat seine Absichten erreicht. Ich aber empfinde, daß ich, bei aller meiner Vorsichtigkeit und Klugheit, und bei Ausübung aller Pflichten, die ich meiner Gesundheit schuldig bin, doch immer in der Gewalt des Herrn bleibe, und mich ihr so wenig entziehen kann, als der Luft, in der ich athme. Wie kommt es doch, daß der Mensch die Nähe Gottes so selten bedenkt, da er sie doch in allen Abänderungen des Wetters fühlen muß? Welche Wetter eintreten sollen und müssen, sind die Verfügungen des Allmächtigen; dazu müssen aus den namenlosen Fernen des Himmels uns unbekannte Weltkörper mitarbeiten. Und er, der die Himmel immer und ewiglich hält, und sie ordnet, daß sie nicht anders gehen müssen, sollte er das Geringere nicht thun, und das Schicksal und Leben eines Menschen ordnen? Bei ihm ist Alles Zusammenhang, nichts ein Bruchstück. Auch ich gehöre zum Ganzen. Auch mich hat er gezählt. Wahrlich, es gehört zu den Beweisen vom ungeheuern Leichtsinn der Menschen, wenn sie, die vom leisesten Hauch der Luft abhängig sind, ihre Tage und Wochen oft ohne einen Gott verleben! Der Nebel, der dich umschwebt, der Thau, den die Nacht ausgießt, der Reif, der die Gesträuche umflimmert, die Wolke, welche den Himmel verdüstert, der Schnee, welcher heute, der Regen, welcher morgen aus den Höhen fällt, Alles ist Werkzeug Gottes, auf deine und der Deinigen Gesundheit hingerichtet. Du bist immerdar in Berührung mit Gott, ihm stets nahe. Aber wo ist deine Verehrung seiner? Wie ist dein Wandel vor ihm?

Das haben wir längst schon als Kinder in den Schulen gelernt, daß die Vorsehung unsere Schicksale regiert. Daran haben wir weit weniger gedacht, welcher Mittel sich die Vorsehung bediene. Vielleicht am allerwenigsten fiel uns bei, daß der Wechsel der Witterung, dieses so unbedeutend scheinende, weil wir es beständig sehen, eines der gewöhnlichsten und größten Mittel Gottes sei! — Du hast einen Spaziergang, einen Besuch, eine Reise vor. Ein wildes Regenwetter schreckt dich ab. Kannst du berechnen, was nun die Folgen deines für jenen Augenblick unterlassenen Besuchs oder aufgeschobenen Reiseplans sein müssen? In der Stimmung, wie du heute gegangen wärest, wirst du morgen nicht gehen. Was man dir heute gesagt hätte, wirst du morgen nicht hören. Denen du heute begegnet sein würdest, die können dir morgen nicht begegnen. Daher sind in dir ganz andere Gedanken, Neigungen und Entschlüsse rege geworden, als wenn dich der Regen nicht im ersten Vorsatz gestört hätte. Die ganze Reihe deiner Vorstellungen ist damit eine andere geworden, folglich auch zugleich eine unübersehbare Reihe von Handlungen, die sie bei dir veranlaßt haben, oder die du nun bei Andern veranlaßt hast.

Glaube nicht, das wäre einerlei gewesen, und sehr gleichgültig. Es gibt im Laufe der Ereignisse nichts Geringes; wenigstens sind wir kurz=

sichtige Sterbliche es nicht, welche es unterscheiden können vom Wichtigern. Das Merkwürdigste, was in der Welt geschieht, hat immer eine unbemerkte Kleinigkeit zur ersten Ursache.

Nichts so lebhaft, als der Gang der Witterung, erinnert uns an unsere Abhängigkeit von der Gnade Gottes. Mehr oder minder ist unser irdischer Wohlstand eine Wirkung davon. Der Lauf des Wetters ist gleichsam die sichtbare Hand Gottes, welche uns Segen spendet. Die Gewölke, wie sie am Himmel her- und hinziehen, weben unser Schicksal; die Lüfte, ob sie etwas wärmer oder kälter wehen, stoßen gütig oder rauh an unser Glücksgebäude. Wie viel ist an einem Jahr gelegen! Welche Veränderungen bringt eine ganze Reihe fruchtbarer Jahre im Wohlsein eines Volkes hervor; und wie unbedeutend darf die Witterung nur von der Art abweichen, in der sie wohlthätig wäre, um mit unfruchtbaren Zeiten uns zu schlagen! Ein lange verschleierter Himmel, ein Spätfrost, eine Hagel gebärende Luftschicht über unsern Häuptern, eine Nacht, eine Stunde kann uns in unserm Wohlstand zurückbringen. Wer leitet die Wolke, wer kältet die Luft aus, wer ruft die Kraft zusammen, welche nirgends anders, als eben über unsern Häuptern, den Hagel bilden muß? — Fühle dich, Mensch, in Gottes Hand; du empfindest sie, wie du hinausblickst, und Sonnenschein und Regen, oder Schnee und Frost dir begegnen. Du stehst unter den Gesetzen der Natur, und durch die Natur ist's, daß die Vorsehung dein Schicksal leitet.

Wir ringen und kämpfen, wir sorgen und arbeiten — und doch vermögen wir nichts. Gott hat Alles in seiner Macht. Die Natur predigt es dir an jedem wiederkehrenden Morgen, o Mensch voll Leichtsinns: Was du empfängst, ist Gottes Gabe, nicht die Frucht deiner Mühe, Kunst und Klugheit! Und wie der Himmel hell oder trüb in das Fenster deiner Hütte hineinscheint, sagt er dir: An Gottes Segen ist Alles gelegen! — Sei nicht so stolz auf deinen Wohlstand. Es fällt nur ein Funke aus der Wetterwolke: dein Haupt ist Asche. Ein warmer Wind streicht nur über die hundert Meilen entfernten, von dir nie gesehenen Gebirge: da löset sich ihre Schneelast zu schnell; es rauscht eine Wasserfluth aus hundert Thälern; die Ströme schwellen an. Feste Brücken und gewaltige Dämme werden wie Halme gebrochen; weite Ebenen verwandeln sich in Seen. Es fallen feste Mauern. Es schwimmen ertrinkende Heerden dahin. Dörfer zertrümmern, und ungesunder Dunst des Schlammes säet Krankheiten in die Städte. Das ist das Werk einer höhern Macht! — Immer mahnt sie unsern Stolz oder Leichtsinn, an sie zu denken, an sie zu glauben.

Wirklich lehrt uns die Erfahrung, daß die mit der Witterung verbundenen Erscheinungen bei unwissenden Nationen immer zuerst Lehrerinnen vom Dasein eines höhern Wesens gewesen sind. Diese erfanden

eben so vielerlei Gottheiten, als sie wohlthätige oder schreckliche Naturereignisse wahrnahmen. Sie erfanden Götter dem Regen wie dem Blitz, der belebenden Sonnenwärme, dem Regenbogen, dem Sturm und dem Lüftchen. Und, wer weiß es nicht aus eigenen Begebenheiten oder den Schicksalen Anderer, daß ähnliche Umstände auf unsere sittliche und religiöse Denkart oft die entscheidendste Wirkung gehabt haben? daß sie uns erst mit erschütternder Macht an die Größe und Gegenwart Gottes mahnten und einen bleibenden Eindruck hinterließen? — Der Sturmwind, welcher dem Frevler Schiffbruch droht, und ihn beten lehrt; der Blitzstrahl, welcher blendend und zerschmetternd in die Nähe des Gotteslängners fällt; das Erdbeben, welches Ebenen und Berge bewegte — — sie erschienen nicht vergebens. Sie waren die Boten Gottes, die Priester der Allmacht und Barmherzigkeit.

Könige und Völker, so furchtbar ihre Stärke sein mag, sie sind nicht die Gebieter des Verhängnisses, sondern von jeher und bis auf den heutigen Tag empfanden sie, daß sie sich beugen müssen mit ihrem Uebermuth unter der Hand eines Gewaltigern. Ein Umschwung der Witterung entschied den Ausgang der größten Unternehmungen und den Erfolg der verzweiflungsvollsten Anstrengungen. — Unüberwindliche Flotten segelten zum Verderben vieler tausend glücklicher Familien über die Meere dahin. Wer konnte ihnen widerstehen? Aber Gott waltete. Es änderte sich die Luft, der Himmel ward trüber, und zermalmende Windstöße fuhren über die erkorne Bahn der Schiffsflotte. Sie ward zerstreut, wie Spreu; der Abgrund der Wellen nahm sie auf.

Ist es unerhört, daß alle menschliche Kunst eitel ward, ein Land gegen den Anfall seiner Feinde zu schirmen? Da standen Festungen, da breiteten sich unschiffbare Seen aus, da rauschten brückenlose Ströme. Wer mochte diese Hindernisse besiegen? Es kam der Frost einiger Nächte; die Ströme erstarrten; die Seen wurden fester Boden, und das Feindesheer mit Roß und Mann zog hinüber zum Siege. So wollte es Gott, der das Schicksal der Nationen in seiner Hand hält.

Wo blieb die Macht der Könige, wenn sie an der Spitze ungeheurer Heeresschaaren das Verhängniß anderer Völker stolz vorherverkündigten, und eine naßkalte Witterung Ruhr und Seuchen plötzlich in ihren Kriegslagern verbreitete? Menschengewalt war zu schwach wider sie. Aber sie demüthigte eine feuchte Herbstluft.

Sprich, Zweifler, es war Zufall. Aber der Zufall traf in der zur großen Wirkung am besten berechneten Zeit ein, und in der dazu ganz allein geeigneten Gegend. Zweifler, dein Zufall ist weiser, als deine Weisheit. Erkenne Gott! Zweifler, dieser allen menschlichen Scharfsinn vereitelnde Zufall beglückte Millionen und Millionen, gab Unterdrückten Freiheit, Mutblosen Kraft, gab einem großen und edeln Theil der

Menschheit den Glauben an sich selbst wieder — dieser Zufall war voll Weisheit und Erbarmens, wie in keines Menschen Brust wohnt!

Ich erkenne Dich, Gott! Gott, Vater des Menschengeschlechts! Du bist es, der in den Himmeln waltet, wie auf Erden. Dein Name sei geheiligt. Dein Wille geschehe! Du umfängst mich, Du trägst mich mit väterlicher Fürsorge. Du bist der mir allezeit Nahe! Du rauschest um mich in den Regenwolken; Du wirfst mein Loos aus den Nebeln; Du wandelst um mich im Sturm und berührst mich im leisen Lüftchen, das meine Wangen im Sommer kühlt. Du sprichst aus den schlagenden Donnern, und begrüßest freundlich mein Herz in den goldnen Strahlen des Tages, und rührst es in den Schauern der sternenreichen Nacht. Gelobt sei Deine Güte und Barmherzigkeit von meiner Seele, gelobt und gepriesen in allen Ewigkeiten. Amen.

62.

D i e L u f t.

Ps. 104, 1 — 4.

Gelobt sei Gott! — Ihm will ich fröhlich singen,
Ihm Dank und Ruhm mit seinen Kindern bringen;
Ich will, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Sie künden seine Weisheit, seine Stärke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Er baut den Wundern, die sein Arm errichtet,
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet;
Die weite Luft erzählt von seiner Güte,
Der Baum mit Blüthe.

Ihn zu erforschen, und ihn zu erheben,
Ist wahre Weisheit, führet uns zum Leben;
Erleuchtet uns, damit des Menschen Seele,
Was gut ist, wähle.

Wie lieblich prangt die verjüngte Welt im Strahlenschmuck des Frühlings! Wie versilbern sich mit zarten Blüthen Bäume und Gebüsche des Thales, während die Wälder längs den Hügeln vom hellen Grün leuchten, und die Quellen zwischen neu umblümten Felsen anmuthig daherrauschen, oder der breite Strom majestätisch im spiegelnden Sonnenglanz dahinzieht!

Ist dies die öde Landschaft, die noch vor wenigen Wochen erstorben dalag, verhüllt in Schnee oder grauen Nebel? wo die Thiere in ihren Höhlen, die Menschen in ihren Wohnungen verborgen lagen, und nur der Rabe unter dem trüben Himmel über die kahlen Felder hinschwebte, oder der Sperling schüchtern sich den Wohngebäuden nahete, und zwitschernd um einige Körnchen Nahrung zu flehen schien.

Wie wunderbar, wie unbegreiflich ist Alles umgestaltet! Gott winkte; die Stürme schwiegen; die Schneegestöber flohen; der Erdball wandte sich dem Sonnenlicht entgegen; die Quellen und Flüsse stießen ihr Eis ab; Millionen schlafender Keime drangen aus dem Schooße der Erde hervor, und entfalteten ihre Blätter und Halme und Blumen, und gossen balsamischen Hauch durch die lauen Lüfte aus.

Dies ist Gottes Finger! Er, der Ewig-Allmächtige, der Ewig-Holde, hat's gethan. Jeder neue Frühling, den ich hienieden erlebe, scheint mir noch prachtreicher als jeder vergangene zu sein. In jedem neuen Frühling spiegeln sich die ehemaligen Frühlinge meines Lebens wieder in schönen Erinnerungen ab. Mein Dasein scheint sich zu vervielfältigen, je länger ich Jehova's Schöpfungen sehen darf.

Wie glücklich bin ich durch meines Gottes Güte, daß ich noch athme, und mich meines Daseins erfreuen mag! Ach, mancher Edle entschlief indessen, und sah das Erwachen der Natur nicht wieder. Meine Geliebten, o ihr Theuern, deren Asche nun das Grab umfängt, ihr freuet euch nicht mehr mit mir der wiederauflebenden Schöpfung. Der frohe Gesang der Vögel tönt nicht hinab in eure stille Gruft, und die Blumen, welche der Lenz mit vollen Händen streut, fallen nur auf die Hügel eurer Gräber!

Doch dieser irdische Frühling, der für euch sich nicht mehr schmückt; diese Morgen- und Abendröthen, die für euch nicht mehr glühen; diese Lieder und Töne der Freude, welche nicht mehr für euch durch die Lüfte klingen; dieser Blumenglanz, der Wiesen und Wälder und Gärten nicht mehr für euch ziert — sind sie für euch ein so großer Verlust? — — Nein, euch blühet ein anderer Lenz, euch strahlen schönere Morgenröthen eines bessern Lebens; euch tönen andere Gesänge entgegen! Auch ihr dort, wie ich hier im Erdenstaube, bewundert die Größe und Macht Gottes, aber verklärter, weiser, vollkommener, denn ich! Hier ist nur die schöne Vorhalle der Ewigkeit; im Tempel selbst wandelt ihr schon.

O ihr Glückseligen, ihr zu Gott früher als ich Berufenen! Leicht möget ihr unter seligern Geistern vergessen, was ihr hienieden verlassen habt. Doch während euch meine Liebe, meine Wehmuth mit Treue durch die Ewigkeit nachfolgt, will ich mich hienieden noch der kurzen Augenblicke meines Daseins erfreuen. Vielleicht ist auch dies einer meiner letzten Frühlinge, die ich sehe.

Ja, ich will, o wundervoller Schöpfer, o Vater, der Du über Alles herrlich und erhaben bist, ich will Deine Werke hienieden mit Ehrfurcht betrachten, mit Entzücken preisen. Vorbereiten will ich mich, dort — wohin Du auch mir einst winkst — Dich noch tiefer verehren und bewundern zu können. Göttlich schön sei die Welt, welche mich nach meiner Auflösung erwartet — aber göttlich schön ist auch die Welt, die mir mein himmlischer Vater jetzt schon zum weisen Genuß eröffnet hat.

Und fast zu keiner Zeit ist der Mensch aufgelegter, Gottes Herrlichkeit auf der Erde zu bewundern, als wenn diese in ihrem Frühlingsschmuck wie eine junge Braut dem Himmel entgegenlächelt.

Aber wo soll ich beginnen, wo enden? Wohin ich blicke, ist Weisheit und Macht vermählt, im Kleinsten wie im Größten! Alle Elemente singen den Ruhm Gottes. Soll ich von der Erde reden, deren zahllose Bewohner den Ewigen preisen? — oder von den Fluthen des Wassers, welche den ganzen Erdball umrauschen, und deren Schoos geheimnißvoll eine ganze, noch unerforschte Welt von lebenden Wesen verbirgt? — oder von der Pracht und Gewalt des Feuers, wie es in winterlichen Nordlichtern lodert, in den Strahlen der Sommersonne die Erde aufschließt, daß sie die unermeßliche Fülle der Pflanzen trage, und unterirdisch in Klüften und Schluchten flammt und Länder erschüttert, und aus den Gipfeln der Berge Gluthströme stürzt? — oder von der Luft, welche durchsichtig, klar und leicht mit jedem Athemzuge in uns einströmt, wie eine überirdische Nahrung unserer Lebensflamme, den ungeheuern in ihr schwimmenden Weltball der Erde dahinträgt, wie eine zarte Feder, und in der Kette der sichtbaren Weltordnung das Glied ist, welches Sterne mit Sternen, Erden mit Erden, Sonnen mit Sonnen verknüpft?

Was ist weitverbreiteter durch das Weltall, als die Luft, und welches Element ist geheimnißvoller und reicher an göttlichen Wundern? — Du blickst empor zu den Sternen. Wie klar, wie hell, wie durchsichtig ist diese feine Flüssigkeit, die dein Auge umgibt, und durch die dein Blick in einer kaum nennbaren kurzen Zeit zu den allerentferntesten Gestirnen dringt, wohin, und flögest du auch nur zum nächsten Sterne — und flögest du mit der Geschwindigkeit einer ehernen Kugel, die dem donnernden Geschütz entsteigt — du kaum in zwanzig oder dreißig Jahren gelangen könntest! Und in diesem leichten, flüchtigen Elemente schweben große Weltkörper, schweben Erden und Sonnen, die viel tausendmal größern Umfang haben, als die irdische Welt, die wir bewohnen! Hier ist Gottes Allmacht! Täglich zeugt von ihr jeder Athemzug; den du aus dem unermeßlichen Elemente schöpfest, o Sterblicher! und dennoch bliebest du so oft gleichgültig und fragtest: wo ist Gott? — — Hier ist Gottes Allmacht, und der weiseste Mensch auf Erden ergründet sie nicht. Und wenn er Alles errathen, Alles erahnet hat, so bleibt er zuletzt staunend

an den Grenzen seiner Erfahrungen stehen, und ruft bebend: Noch wissen wir nichts! Unsere Erkenntniß ist ein gebrechliches Stückwerk! Dort, wo das große Geheimniß des Ganzen ruht, dort waltet Gott!

Und dieser klare, feine, blauschimmernde Luft-Ozean, dessen ätherische Wellen an keine Ufer schlagen, als an die Weltkörper, welche gleich schwimmenden Inseln sich in ihm nach den Gesetzen göttlicher Allmacht bewegen, ist gleichsam die Mutter, die Gebärerin alles Irdischen, die unerschöpfliche Vorrathskammer, aus welcher die Natur sogar ihre festen Körper hervorzieht.

Was wäre der Sterbliche, könnte er von diesem Ozean nicht mit seinem Athem Leben trinken? Was wären alle Thiere? Wir ziehen selbst Nahrung aus der Luft, indem wir sie einziehen. Wir behalten ihre gesunden Theile in uns, und hauchen wieder die untauglichen zurück. Eingesperrt in einen engen Raum von Luft, würden die Menschen zuletzt sich mit ihrem Athem selbst vergiften und ersticken, weil die Luft nicht mehr genießbar und nährend für sie ist. So die Thiere. So selbst die Pflanzen, welche ebenfalls durch die Oberfläche ihrer Blätter Luft einschlucken und ausstoßen. Ohne Hinzulassung frischer Luft werden die kräftigsten Gewächse bleichen und welken; in gesunder, reiner Luft gedeiht Alles mächtiger.

Was wir Luft heißen, oder der Dunstkreis, der unsere Erde nach allen Seiten umschließt, ist aber bei weitem nicht so rein und einfach, als wir glauben, wenn wir seine Klarheit und Leichtigkeit bemerken. Er ist angefüllt mit den verschiedensten Urstoffen aller Dinge; in ihm sind gleichsam alle andern Elemente, Feuer und Wasser, Erden und Metalle aufgelöset vorhanden. Man kann dies schon daraus schließen, das Alles, was die Flamme auf Erden zu verzehren scheint, Steine, Holz und thierische Theile, verwandelt in Dunstgestalt emporsteigt und sich mit der übrigen Luft vermischt; daß die Körper, welche verwesen und verwittern, nur einen geringen Theil ihres Bestandes als Staub zurücklassen, während ihr größerer verdünstet sich in der Luft verbreitet hat. Selbst der Mensch würde, wenn er nicht täglich hinlängliche Nahrung als Ersatz empfinge, immer mehr von seinen Bestandtheilen verlieren, weil er unaufhörlich ausdünstet, und einen Theil seines Leibes an die Luft abgibt, welche ihm dafür Stärkungen anderer Art und Zuwachs gewährt.

Den überzeugendsten Beweis aber von der Zusammensetzung der Luft aus den allermannigfaltigsten Stoffen geben uns die merkwürdigen und wohlthätigen Erscheinungen, welche wir zwischen Erde und Himmel gewahr werden. Der heiterste Himmel kann sich in wenigen Augenblicken mit schwarzen Gewölken trüben, die in der Luft entstehen, und oft Regenfluthen niederschlagen, welche Länderüberschwemmungen bewirken. Wer winkt den Wolken, daß sie sich sammeln zur rechten Zeit, und hält schwe-

bend in den Lüften die Wellen des Wassers, daß sie nicht zu früh nieder=rauschen in einzelnen Tropfen? — Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist Dein Kleid, das Du anhast; Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich; Du wölbest es oben mit Wasser! (Ps. 104, 1 — 3.)

Was im Sommer als wohlthätiger Regen auf die schmachtenden Fluren niederträufelt, oder in einer drohenden Hagelwolke dahinfährt, sinkt aus den freien Lüften im Winter als Schnee nieder, um die von Frost erstarrte Erde zu decken und zu erwärmen. So sind Thau und Reif ähnliche Niederschläge aus der Luft. Sollte man nicht glauben, der ganze Luftball sei ein Meer feinern Wassers?

Doch wie erstaunenswürdig! Im Schooße dieser über uns schweben=den Wasser schlummern zugleich die verheerendsten Feuerflammen. Wer band so die feindseligsten Elemente zusammen, daß sie einig und innig am Himmel beisammen wohnen, die auf Erden sich unaufhörlich be=kämpfen? Oder was käme den Flammen verzehrender Blitze an Gewalt und Schrecklichkeit gleich? — O Gott, alltäglich sehe ich Deiner Allmacht Glanz, und die Räthsel der Natur deuten auf Deine unendliche Weisheit empor, und wie kalt, wie gefühllos gehe ich darunter hin, als hätte ich Alles begriffen, als erschiene nichts Außerordentliches für mich!

Ja, nicht nur flüssige Stoffe, wie Feuer oder Wasser, entwickeln sich aus den Lüften, sondern selbst Erden und Steine erzeugen sich in jenen heitern, durchsichtigen Regionen. So gewiß man Steine und Metalle durch Verbrennung in Rauch und Luft verwandeln kann, so gewiß kön=nen sich auch wieder Luftarten durch eigene Mischungen in feste Körper zusammenziehen, und als Steine und Metalle vom Himmel herabfallen.

In ältern wie in neuern Zeiten und in den verschiedensten Ländern hat man zahlreiche Erfahrungen von solchen aus hohen Lüften nieder=fallenden Steinmassen. Noch immer vernehmen wir fast jährlich davon. Gewöhnlich erblickt man während ihrer Bildung in der Luft eine feurige Kugel, die im hohen Bogen dahinfährt, dann mit donnerähnlichem Krachen zerspringt und erlöscht. Heiße, glühende Steine fallen einzeln weit zerstreut nieder. Gewöhnlich sind sie von grauer Farbe und schwer; von innen enthalten sie die glänzenden Körner reinen gediegenen Eisens.

Je näher der Oberfläche des Erdballs, je dicker und unreiner, oft auch desto ungesunder ist die Luft; je höher und entfernter, desto reiner und dünner. Auf den Gipfeln der höchsten Berge wird sie so fein, daß man sie kaum noch athmen kann, und nur zwei Meilen in gerader Linie aufwärts über unsern Häuptern ist sie zu dünn, als daß ein Lebenswesen darin noch bestehen und fortdauern könnte. Bis dahin erhebt sich kein Vogel; selbst der kühne Adler hat noch nicht die Oberfläche des großen Luft=Ozeans gesehen, auf dessen Boden unten wir umherwandeln.

In dieser Tiefe aber, wo wir die Luft genießen, ist sie uns auch am heilsamsten. Hier, weil sie nicht allzufein ist, kann sie die Wärme der Sonnenstrahlen verstärken, indem sie jeden Strahl gleichsam in Millionen Brennspiegeln bricht. So gedeihen Menschen, Thiere und Pflanzen darin, die in allzudünner Luft von Kälte erstarren würden. Auf den Gipfeln hoher Gebirge mögen nur wenige Thierchen leben; selbst die Pflanzen ersterben, und die erhabenen Tannen können dort kaum die Höhe eines mäßigen Gesträuchs erreichen. Ja, der Schnee, welcher auf den Rücken der höchsten Berge fällt, ungeachtet er der Sonne viel tausend Schuh näher liegt, schmilzt nie ganz hinweg, sondern lagert sich auf Jahrtausende dahin, und würde auf den Erdgebirgen noch höhere Eis- und Schneegebirge ansetzen, wenn die natürliche Erdwärme nicht die untern Schneelagen allmälig aufthaute und in Quellen und Wasserbäche auflösete, aus denen unsere Flüsse und Ströme werden.

Wie die Wärme, so verstärkt die tiefere Luft auch das Licht, und erfüllt Alles wunderbar mit Glanz. Wer mag es ertragen, am Sommertage in den blendenden Himmelsraum lange hinaufzuschauen? — Aber von den Gipfeln der höchsten Berge gesehen, erscheint der Himmel weniger glänzend, von tieferm, fast schwärzlichem Blau; die Sonne ist weniger strahlend, und die Sterne funkeln nicht so lebhaft. Wäre es möglich, sich noch in höhere Reviere zu erheben, man würde die Sonne, gleich einem glänzenden Vollmond, strahlenlos am schwarzen Firmament erblicken. Selbst der Schall, so stark er auch unterhalb der tiefern Luftschichten tönt, wird auf hohen Bergen schwächer, und im luftleeren Raum ist gar kein Schall.

Dies ätherische Meer, dieser luftige Ozean, welchen Gottes Weisheit so wunderbar für uns baute und ordnete, ist in einer beständigen Bewegung und Gährung. Denn bald erschüttern ihn unmerklich die vom Erdball aufsteigenden Dünste, bald die hereinfallenden Sonnenstrahlen, die ihn mit ihrer Wärme ausdehnen; bald die anziehenden Kräfte entfernter Himmelskörper. Hebt nicht der Mond in seinem Laufe die Meere empor, über welche er hinzieht, also, daß daraus regelmäßig Ebbe und Fluth entstehen müssen?

Diese Bewegungen des Dunstkreises nennen wir Winde und Stürme. Sie sind gleichsam Ströme, die ihre besondern Richtungen nehmen. Sie machen es fühlbar, daß die Luft allerdings etwas Körperliches ist, wiewohl wir sie kaum sehen. Denn wenn gewaltige Sturmwinde daherbrausen, Mauern niederstürzen und Eichen entwurzeln, ist dies weniger der großen Geschwindigkeit des Windes, als der ungeheuern Luftmasse zuzuschreiben, welche sich plötzlich darüber wälzt. Stürme, welche ganze Wälder umreißen, durchlaufen nach genau angestellten Beobachtungen doch nur in einer Sekunde kaum vierzig Fuß Raumes. Und solche

Stürme gehören zu den geschwindesten, stärksten und furchtbarsten. Aber mit gleicher Geschwindigkeit legen manche Vögel in gleicher Zeit den gleichen Raum zurück.

Jede heftige Erschütterung des Dunstkreises oder der uns umgebenden Luft ist eine Empörung und Umwälzung des himmlischen Ozeans, in dem wir athmen, und eins der gräusenvollsten Schauspiele der Natur. Schrecklich ist der Sturm, wenn er über die Länder der Erde heulend hinrauscht; wenn er Bäume mit den Wurzeln aus dem festen Boden reißt und umherschleudert, wie Spreu; ganze Wälder krachend niederstreckt; die Dächer menschlicher Wohnungen hoch in die Luft führt; die festesten Gebäude erschüttert, ja zusammenstürzt; Ströme in ihrem Lauf hemmt und aufschwellt, als wollte er sie zu ihren Quellen zurücktreiben; Berge abträgt und Felsen zerreißt. Das donnernde Getöse weit umher in der Höhe und Tiefe vermehrt die Furchtbarkeit dieser Erscheinung; die Wolken des Himmels eilen geflügelt über uns hin; die Vögel flüchten erschrocken ihren erschütterten Nestern zu, und das Wild des Waldes rettet sich heulend zu seinen Höhlen.

Doch entsetzlicher ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe zerscheitern. Mit dem Sausen des Ozeans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald das Innere des Erdballs zu entblößen, bald sich gegen die Wolken des Himmels hinaufzuschleudern scheinen.

In diesem Grimm der weit empörten Natur lernt auch der Zweifler glauben und der Bösewicht beten. Da ist's, wo die Macht der gefürchteten Erdengötter, der hochgefeierten Könige und Fürsten, geringer als elender Tand und Staub erscheint. Da ist's, wo Du, Gott, o Allmächtiger, in Deiner Majestät offenbart stehest, vor der Alles erzittert und auch das Erhabenste als ein Nichts verschwindet. Da ist's, wo die Welt erbebt, der Stärkste erblaßt, der Leichtsinnigste verzweifelt, und nur noch, mitten im verheerenden Sturm, ruhig die stille Tugend lächelnd zu Dir emporblickt, und mit dem frommen Sänger der Psalmen spricht: Du fährest auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittigen des Windes. (Psalm 104, 3.)

Schaudervoller als jeder Sturm, der in den milden Himmelsstrichen weht, die wir bewohnen, ist mancher andere in entlegenen, heißen Weltgegenden. So zittert der Aegypter noch heutiges Tages, wenn der tödtliche Gluthwind aus den Wüsten hervorbricht. Dann wird der sonst immer heitere Himmel trübe; die Sonne gleicht einer rothbräunlichen Scheibe; die Luft ist grau, wie von einem staubigen Dunst gefüllt, und wird immer glühender. Schnell welken die Pflanzen ab; die Blätter fallen verdorrt von den Aesten der Bäume; das Kälteste wird heiß, selbst Marmor und Eisen und Wasser erwarmen. Thiere und Menschen flüch-

ten in Schatten, Höhlen und Gruben, um den brennenden Windstößen zu entrinnen und nicht von ihnen unmittelbar getroffen zu werden. Wehe dem, den sie treffen: er stürzt erstickt zu Boden; ein augenblicklicher Tod ist sein Loos.

Aehnlich diesem ist in Arabiens Wüsten der giftige Samiel. Wenn er sich erhebt und weht, scheint der ganze Luftkreis feurig und roth. Mit Zischen und Knistern fährt der Wind daher und mit erstickendem Schwefelgeruch. Er tödtet mit der Geschwindigkeit des Blitzes Thiere und Menschen, welche sich nicht schnell vor seiner Berührung retten.

Doch wer könnte die mannigfaltigen Erscheinungen der Luft und der Winde hernennen? Ihre Zahl ist zu groß, ihre Wirkungen sind zu außerordentlich, ihre Ursachen unerforschlich. Wo Gott herrscht, waltet heiliges Geheimniß. Aber in den Erscheinungen seiner Stärke erkennen wir den Allerhöchsten, den Weltregierer, und mit ehrfurchtvollem Staunen beten wir ihn an, und überall und immer seine Weisheit, seine Güte. Denn auch da, wo seine Macht am furchtbarsten erscheint, ist er Wohlthäter; und wo wir seine tief verborgenen Zwecke nicht erkennen, ahnet sie das gläubige Gemüth. Du, Herr, Du machest Deine Engel zu Winden und Deine Diener zu Feuerflammen. (Ps. 104, 4.) Durch Deine Stürme reinigst Du die Lüfte, daß sie mit Gesundheit alle Deine Geschöpfe erquicken, und an der Hand der Winde führest Du die Schiffe über das Meer von Welttheil zu Welttheil, daß sich die Menschen überall als Brüder begrüßen und finden, und mit gegenseitiger Liebe hilfreich unterstützen.

O Vater, mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter! Wie konnte ich oft bei Deinen Wohlthaten so ungerührt dastehen, die ich mit jedem Zuge meines Athems genoß! O Unerforschlicher, dessen Tiefe der Einsicht und Weisheit kein Sterblicher, kein Engel ergründet, wie konnte ich oft so kalt durch die Herrlichkeit Deiner Schöpfung dahin wandeln, als wäre Alles nur ein Spiel des todten, bewußtlosen Ungefährs!

Nein, nein, nicht länger soll es also mit mir sein. Nicht vergebens blühte Dein Erdenfrühling wieder um mich auf! Er ist der Verkündiger Deiner Größe, der Prediger Deiner Liebe. Er redet nicht vergebens an mein Herz. Ich will Deine Werke betrachten; ich will Dich aufsuchen in Deinen Thaten. Und wer Dich mit aufrichtigem Herzen, mit Inbrunst sucht, Vater, der findet, der erkennt Dich überall. Denn überall lebst Du, und Alles preiset Deinen ewigen, herrlichen Namen. Ihn nennt das Brausen des Sturms; ihn der Gesang der Haine; ihn der Donner des Himmels und das Säuseln des niederfallenden Regens, welcher die Flur erfrischt.

Sollte ich allein stumm sein in dem großen Tempel der Natur, den Deine Hand erbaute, wo Dich Alles erhebt und verherrlicht? Sollte ich

allein undankbar durch das Reich Deiner Wohlthätigkeit und Gnade hingehen, wo selbst die Wonne des kleinsten Wurmes Dir für Deine Schöpferhuld dankt? O ich wäre nicht werth aller Liebe und Treue, die Du mir erwiesen!

Und wenn ich Dich mit Engelszungen priese, und jeden Augenblick meines Lebens des Guten eingedenk wäre, welches Du, o Herr, an mir gethan: wäre ich darum Deiner Gnade würdiger? — Nein, ich würde es auch dann nicht sein! Denn was könnte ich Dir geben, das ich nicht von Dir empfangen hätte; und wie gering bin ich, daß Du, Gnadenvoller, meiner immerdar gedenkest! — Nichts habe ich, nichts bin ich, als durch Dich; nichts sind alle erschaffenen Wesen, als durch Dich. Aber wie der Wurm im Staube, aber wie der Seraph vor Deinem Throne, will auch ich Dich verkünden und preisen, und die Stimme meines höchsten Entzückens sei Gebet!

63.

D i e E r d e.

Ps. 114, 13 — 18.

Ich fühl's in jeder Wonne
Der jauchzenden Natur;
Im Glanze Deiner Sonne,
Im Hain und auf der Flur;
In Deiner Berge Pracht,
Im blumenreiche Thale,
Im frühsten Morgenstrahle:
Gott, Deine Güte hat's gemacht.

Es spricht die ganze Erde,
Und jeder Rose Duft,
Das Brüllen jeder Heerde,
Das Säuseln jeder Luft.
Wie groß ist Deine Güte!
Sagt lispelnd mir der Bach!
Wie groß ist Deine Güte!
Hallt mir der Donner nach.

Zum Lobe Deiner Werke
Gib Feuer meinem Geist,
Begeisterung und Stärke
Dem Danke, der Dich preis't;
Bis er vor Dir, gewöhnt
Zu Deiner Werke Ruhme,
In Deinem Heiligthume
In höhern Liedern tönt!

Die schönste aller Jahreszeiten ladet uns jeden Tag zum Genusse der freundlichen Natur ein. Wer verläßt nicht gern das dumpfe Zimmer, um unter den Blüthen grünender Zweige zu lustwandeln? Wer erquickt sich nicht gern in den Strahlen der Frühlingssonne, wenn sie durch das spielende Laub der Bäume fallen; oder wer wandelt nicht wie ein Seliger im Schimmer der Abendröthe, wenn Hügel, Wälder, Himmel und Thal im milden Duft um uns her schweben, wie das Gebilde eines anmuthigen Traumes? Was ist zuletzt neben dieser seelenerhebenden Pracht der Gottesschöpfung alle Pracht der Wohnungen der Reichen auf Erden? Wie gern verläßt auch der Mächtigste seinen Thron, der Reichste seine Schätze, um mit dem Aermsten im Lande den Genuß dessen zu theilen, was die Gottheit Allen gab!

Der glückliche Landmann besucht seine Felder und Wiesen, die, vom Vater alles Segens gesegnet, freiwillig ihren Reichthum hervortreiben. Und wer auch nur einen kleinen Garten besitzt, nennt ihn seinen Lieblings-

ort, weil sich für ihn derselbe mit Blumen von mannigfaltiger Farbenpracht schmückt. Ja, wer endlich keine Erdscholle sein nennt, ist glücklich, wenn er in einem Scherben, aus einer Hand voll Erde, die selbstgepflanzten Blumen aufsteigen und ihm entgegenprangen sieht.

Es ist das Vergnügen, welches man empfindet, indem man sich ländlichen Beschäftigungen überläßt, und die Ordnungen der Natur zu seinem eigenen Vortheil anwendet, von so ganz eigenthümlicher Art, daß es kaum mit irgend einem andern verglichen werden kann. Daher war der Anbau der Erde seit den ältesten Zeiten nicht nur aus Nothdurft, sondern auch aus Vergnügen, eine von denjenigen Arbeiten, welchen sich die Menschen mit dem lebhaftesten Eifer hingaben.

So ist es gekommen, daß gegenwärtig der größte Theil der uns bekannten Oberfläche der Erde, einige von Natur öde Stellen oder Wüsten ausgenommen, überall angebaut und benutzt ist, also, daß die Länder der Welt heutiges Tages einem einzigen unermeßlichen Garten gleichen, wo menschlicher Fleiß gleich sehr für Anmuth und Gewinn sorgte.

Wie ganz verschieden ist daher durch die Kunst und Arbeitsamkeit der Sterblichen der Erdball von jenem ersten Zustande geworden, wie er war, als er aus des Schöpfers Händen hervorging. Gott gab dem Menschen alle Kräfte, alle Mittel, alle Stoffe zu seinem bequemen Dasein; aber er mußte und sollte jene benutzen, um sich dieses zu verschaffen. Noth und Lust sollten den Menschen zur Anstrengung seines Verstandes, zur Entwickelung seiner Geistesanlagen zwingen. Dies lag in dem großen Entwurf der Vorsehung; denn nicht bloß die Ernährung und Bekleidung des Körpers, sondern die Stärkung und das Wachsthum des unsterblichen Geistes sollte die Hauptsache sein.

Anfangs, ehe sich das menschliche Geschlecht, aus dem verlornen Paradiese hervorgetreten, über die Erde ausgebreitet hatte, war diese eine ungeheure Wildniß ohne Ende. Undurchdringliche Wälder, weit ausgebreitete Sümpfe, von ungesunden Nebeln überschattet, öde Wüsteneien, verheerende Ströme mit ungewissen Ufern, wechselten ab. Wilde Thiere hauseten Jahrhunderte lang in der großen Einsamkeit allein, ehe in derselben hier und dort der schüchterne Fußtritt eines Menschen erscholl. Aber wie der Mensch immer weiter seine Wohnungen, seine Herrschaft ausdehnte, entwichen erschrocken die wilden Thiere der Einöden; die Wälder fielen unter dem Schlage der Axt, und verwandelten sich in Wohnungen, Brücken und Schiffe. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die giftigen Nebel verschwanden, und die Sonne senkte wärmere Strahlen auf die Kornfelder und Wiesen zahmer Heerden nieder.

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte nothwendig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das Verschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die Gegenden wärmer und trockener,

und Kräuter und Bäume fremder Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Menschen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar gewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter einander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen, die uns aus unsern Gärten anduften; die Obstbäume, die ihre blühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die goldenen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Gemüse und Erdfrüchte, die für unsere Küche gezogen werden; der edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz des Menschen erfreuen — alle diese Pflanzen haben ein anderes Vaterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten Weltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das edle und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wächter und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme Geflügel unserer Höfe — alle sind Nachkömmlinge von solchen, die aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer Zeit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist aus einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl derselben ist so groß, daß kein menschliches Gedächtniß hinreicht, nur ihre verschiedenen Gestalten und Namen zu behalten. Ueber hunderttausend Arten von Bäumen, Gesträuchen, Stauden, Kräutern, Schwämmen, Flechten, Moosen, Farnkräutern, Gräsern und Palmen begrünen die Rinde des Erdballs. Noch unendlich mannigfaltiger und zahlreicher sind die Arten der Thiere, welche in der großen Pflanzenwelt Leben und Nahrung finden. Unter dreihundert Gattungen Vögel sind nur erst zwanzig Gattungen zu wirklichen zahmen Hausthieren gemacht! Aber noch ist die große Schaar der Säugethiere, der Vögel, der zweilebigen Geschöpfe, die im Wasser, wie auf dem Lande wohnen, der Fische, der Insekten und Würmer weder überzählt noch bekannt. Wer möchte es? Zahllose Arten wohnen noch in Weltgegenden, die kein menschliches Auge sah; zahllose sind noch so klein, daß ein einziges Blatt ihnen eine Stadt, ein einziger Wassertropfen ihnen ein Weltmeer ist, und der schärfste Blick des Menschen sie kaum als Stäubchen bemerkt, die sich willkürlich bewegen. Nur Gott kennt sie; er, der sie ins Leben rief, und ihnen allen Nahrung und Freude gab, jedem nach seiner Weise.

Auch ist auf Erden jeder Pflanze und jedem Thiere sein bleibender Aufenthalt angewiesen, über dessen Grenze hinweg sich nichts entfernen kann, ohne zu verderben. So hat jede Weltgegend ihre eigenthümlichen Bewohner, ihre eigenthümlichen Reichthümer durch die Weisheit des Schöpfers erhalten. Nicht ein einziges Land hat alle Schätze der Welt zugleich, während ein anderes schmachtet. Die Traube des Weinstocks gehört andern Gegenden, andern wieder die edle Tanne. So wird ein

Volk des andern immer bedürftig bleiben; so sind alle Völker der Erde durch ihre Bedürfnisse immerdar unter einander verknüpft, daß sie Glieder einer gemeinschaftlichen Kette, Zweige einer einzigen großen Familie bleiben, deren Vater Gott ist.

Nur der Mensch hat vor allen Geschöpfen hienieden das Vermögen erhalten, leben, wohnen und sich vermehren zu können, in welchem Theil der Erde es ihm gefällt. Er wandelt aus den heißesten Landstrichen, wo die Sonnengluth jede Pflanze versengt, zu den kalten Gegenden des ewigen Eises, wo er die Sonne nur selten erblickt, und wenige Thiere ausdauern. Ueberall ist er Herr: es zittert vor ihm der Tiger in den glühenden Sandwüsten und der Bär auf den rauhen Schneefeldern. Der Mensch ward die Krone der göttlichen Schöpfung, nicht dem Leibe, sondern dem Geiste nach. Er sollte den ganzen Erdball und die auf demselben wunderbar zerstreuten Werke Gottes kennen lernen, um durch diese Einsichten zu Gott geleitet und göttlicher zu werden.

Auch ist der Erdball, diese ungeheure, von zahllosen Millionen Wesen bewohnte und im Himmelsraum frei dahinschwebende Kugel, schon mehrmals von Menschen ganz umreiset worden. Im Zeitraum eines Jahres kann diese Reise vollbracht worden, die in geradester Linie einen Weg von fünf= bis sechstausend Meilen betragen würde. Aber Meere, die den größten Theil der Erdfläche betragen, und Gebirgsketten, deren stets beschneite Gipfel sich in den Wolken verlieren, zwingen den kühnen Reisenden zu vielfältigen Umwegen. Eine Weltkugel, welche in so kurzer Zeit umreiset werden kann, scheint nicht gar groß zu sein. In der That ist sie es auch nicht, und der Stern, welchen wir im Weltall bewohnen, ist einer der kleinsten unter allen Himmelskörpern, die wir vom nächtlichen Himmel als ferne Gestirne auf= und niederschimmern sehen.

Nur unsere Kleinheit, die der Maßstab von Allem wird, was wir berühren, macht uns Alles groß und unermeßlich, während es im Vergleich mit dem grenzenlosen Weltall als ein geringes Sonnenstäubchen verschwindet. Nur durch unsere eigene Kleinheit erscheinen uns die Gebirge ungeheuer, welche von der Oberfläche der Erde in die Gewölke des Himmels hinaufragen; und doch ist weder ihre Höhe, noch die größte Tiefe des Weltmeers im Verhältniß des großen Erdballs wichtiger, als die Unebenheit, welche ein Sandkörnchen machen würde, das an einem glatten Apfel hangen blieb. Zwar hat man an vielen Orten die Tiefe des Weltmeers noch nicht mit fünfzehnhundert Fuß ersenken können; aber hätte es auch einen Abgrund, welcher der Tiefe der höchsten Gebirge gleich käme: so würde es auch in seinen tiefsten Räumen nur die Tiefe von einer deutschen Meile und darüber haben, weil auch die erhabensten Bergspitzen nicht viel höher als, in senkrechter Richtung, eine Meile sind.

Dünken uns nun jene Felsengebirge schon so hoch, die im Vergleich

zum Erdball nicht bedeutender als ein Sandkorn am Apfel sind; dünkt uns nun schon der Erdball so groß, den man doch in zwölf Monden umschiffen kann, und der einer der kleinsten unter allen Sternen des Weltalls ist — o wie gering, wie klein müssen wir selbst sein! Wie Milben kriechen auf einem Blatte, so wir über die begrünte Erdrinde!

Und wie groß, o Du, den wir schwache Menschen Vater nennen dürfen, wie erhaben bist Du, o Schöpfer und Regent des Weltalls, allerseligster Geist! Gott! vor dem dieser Erdball nur ein Stäubchen und die für uns unzählbare Reihe glänzender Welten, Sonnen und Erden im Himmelsraum nur der kleinste Theil Deines unendlichen Schöpfungsgefildes ist! — Ach, ich versinke schaudernd in das Nichts zurück, aus dem Du mich, Allgnädiger, hervorgerufen hast — mein Stolz verschwindet im Gefühle der Ohnmacht, wenn ich Dein gedenke.

Schwach, gebrechlich und weniger als ein unsichtbares Sonnenstäubchen ist mein Leib im Verhältniß zur Größe Deiner Welt — aber, o sei gepriesen, Du Höchster, erhabener als die todte, gefühllose Welt ist mein Geist. Denn dieser Geist kann Dich, Du Unendlicher, denken. Dieser Geist begegnet Deiner Herrlichkeit in den Zaubern des Frühlings; er bewundert Dich im Schmuck der Lilie, die Du kleidest und im Glanze des hellgestirnten Himmels. Dieser Geist durchspäht forschend Dein Weltgebäude, und berechnet den Lauf der Sonnen und Erden im Himmelsraum. Dieser Geist kennt seine Weihe zur Unvergänglichkeit. Du gabst ihm die Macht des Gedankens und das Wunder der Sprache, in die er seine Gedanken hüllt, und das Vermögen, zu Dir zu beten! Darum sollen wir unsere Kleinheit und Geringfügigkeit in der Körperwelt lebhaft erkennen, daß wir fühlen und uns überzeugen, nicht unser Leib und was ihn angeht, nicht das Irdische sei unsere Hauptbestimmung und unser wahres Wesen: sondern der Geist, welcher sich weit über die Erde erhebt, die übrigen Geschöpfe beherrscht, und unter dem heiligen, prachtvollen Schleier der Natur die verborgen wirkende Gottheit sucht.

Nicht der Erde gehören wir, sondern der Gottheit. Hienieden ist außer unserm Geiste nichts Selbstdenkendes, sondern Alles irdisch und zur Erde und ihren Stoffen zurückkehrend, von wannen es kam. Die Erde ist die allgemeine Mutter alles dessen, was sie trägt; und alles nimmt sie wieder auf, was sie geboren hat. Thiere und menschliche Gestalten erheben sich von ihr wie die Pflanzen, werden von ihr genährt, und sinken wieder verwesend nieder, und ihr verwehender Staub wird Nahrung und Hülle anderer Pflanzen und lebendiger Geschöpfe. Nur das Denkende, das Geistige gebiert die Erde nicht; nur unsere eigenmächtig und mannigfaltig wirkende Seele ist kein Kind der Erde, sondern eine unsichtbare, gewaltige Kraft, in deren Vorstellungen sich das große Weltall abspiegelt. Sie kann daher nicht zur Erde zurückkehren, sondern nur zurückgehen

zum Urquell des Geisterthums, zum Vater der Vollkommenheit, zum Ewigen!

Fremd sind uns hier noch die Beschaffenheiten anderer Welten; aber schon die Erde, dies Staubkorn im Weltgebäude, ist so reich an göttlichen Wundern, daß das längste Lebensalter eines Menschen nicht zureicht, sie alle zu erforschen, oder nur anzustaunen.

Nicht einmal alle Länder des Erdballs sind bisher in ihrem Innern hinlänglich bekannt. Selbst jener Welttheil, den schon Moses bewohnte, wo schon Kunst und Wissenschaft, Könige, Hofhaltungen, bürgerliche Gesetze waren, als Abraham noch mit seinen Heerden, ein Hirt, von Land zu Land umherschwärmte, (selbst Afrika) ist in seinem Innern noch völlig unbekannt. Welche Naturwunder, welche unbekannten Thiere und Pflanzen mögen dort in nie gesehenen Weltgegenden leben, die vielleicht erst nach Jahrhunderten zur allgemeinen Kenntniß und Benutzung des Menschen kommen! Welche Schätze göttlicher Weisheit und Macht schlummern dort noch in unberührter Verborgenheit, die erst das Erstaunen einer spätern Nachwelt sein werden! Fast noch unbekannter sind das Innere und der Umfang jener Welttheile, die erst vor kurzen Zeiträumen entdeckt worden sind; manche Länder, welche von frühern Reisenden gesehen waren, sind seitdem wieder verloren gegangen.

Noch ist also das menschliche Geschlecht in der großen, ersten Arbeit begriffen, deren ich eben gedachte, nämlich sich auszubreiten, und die ganze Oberfläche des Erdballs zu bevölkern und anzubauen; noch ist nicht die Hälfte alles festen Landes bewohnt und urbar, sondern Einöde, Wald und Sumpf, wo nie ein menschlicher Athem wehte, und nur wilde Thiere seit Jahrtausenden nisten; noch ist die Erde erst sechs Jahrtausende von ihrem Ursprung entfernt, neu und gleichsam im Werden dessen begriffen, was sie werden kann, und wahrscheinlich nach den Beschlüssen der Vorsehung werden soll. Denn wer wird sich einbilden, der die Größe der Erde kennt, daß sie in Rücksicht ihrer Bewohnbarkeit und Bevölkerung schon gegenwärtig die letzte Vollkommenheit erreicht habe, wo das menschliche Geschlecht kaum die Hälfte des Landes kennt und eingenommen hat?

Weit entfernt, daß die Erde schon beginne zu veralten, bemerken wir auf derselben noch immer werdende neue Schöpfungen, oder kaum gewordene. So scheinen selbst die ganz neu entdeckten Welttheile viel jüngern Ursprungs aus dem Meere zu sein, als derjenige ist, welchen wir bewohnen. Dafür zeugen dem aufmerksamen Beobachter hundert Spuren. Ja, auch gegenwärtig dauert noch immer das göttliche Schöpfungswerk fort. Es werden neue Länder; es gehen neue Inseln aus dem Schooße des Meeres hervor, von denen unsere Vorfahren nie wußten.

Nicht daß solche Länder sich mitten in den uferlosen Ozeanen plötzlich bilden, und mit Pflanzen, Bäumen und Thieren, wie durch einen Wink

des Allmächtigen, im Augenblicke vollendet dastehen: sondern sie haben zu ihrem Ursprung ganz natürliche Ursachen, wie denn sich Alles allmälig aus den von Gott hingestellten Stoffen und nach den ewigen Gesetzen entwickelt und bildet, die er der Körperwelt gegeben hat.

So steigen zum Beispiel aus dem Abgrunde des Meeres neue Länder hervor, emporgehoben durch Ausbrüche unterirdischen Feuers und Erdbeben. Auch lassen uns ältere Länder und Inseln aus ihrer Zusammensetzung von höhlichten Felsen, Schlacken, brennbaren Stoffen, feuerspeienden Bergen und warmen, siedenden Quellen vermuthen, daß sie ähnlichen Ursprungs waren.

Wieder andere Länder bilden sich oder sind erbaut worden durch das ewige Bewegen und durch die Strömungen des Meeres. Das Wasser schwemmte Sandhügel auf Sandhügel zusammen, mit Schlamm, Meergras und Austerschalen durchmengt, bis die Hügel über dem Spiegel der Seefläche emportraten, an der Luft erhärteten, verwitterten, Pflanzen hervortrieben von aller Art, und für Menschen und Thiere bewohnbar wurden.

Noch wunderbarer aber ist der Ursprung solcher Inseln, die von kleinen Meergeschöpfen mit außerordentlicher Kunst und in ungemein großer Ausdehnung vom tiefen Grunde des Meeres auf emporgebaut werden, wie eine ungeheure, über die Wasserfläche hervorragende Säule, auf deren obersten Theilen sich Pflanzen und Thiere ansetzen, und Menschen ihre Wohnungen, Dörfer und Flecken gründen.

Es wohnen nämlich auf dem Boden des Meeres zahllose Gewürme, die sich mit einem kalkartigen Gehäuse umgeben, welche wir unter dem Namen der Korallen kennen. Wie die Zweige oder Wurzeln eines Baumes, setzen sich hier die Aeste der Korallen an einander, und verschränken und verwickeln sich, und nehmen nach vielerlei Richtungen ihre Ausdehnung. Oft erstrecken sich solche Korallenriffe hart unter der Oberfläche des Meeres durch viele Meilen weite Gegenden, und verursachen den Untergang von Schiffen, welche deren Dasein nicht mit Vorsicht bemerken. Immer neu geborne Korallenthiere setzen ihre neuen steinernen und harten Gehäuse auf die Wohnungen und Gräber ihrer Vorältern, die vor mehr als einem Jahrtausend den ersten Grund dazu in den Tiefen des Meeres machten. Endlich steigt der große Korallenfels über das Wasser hinaus bei der Fortsetzung des Baues, und bildet weitläufige Inseln, deren Klippen der Sturm mit Staub anfüllt, und die Zeit mit verwitterten Theilen ebnet. Orkane oder Vögel schleppen aus entfernten Gegenden den leichten Samen der Pflanzen herbei, der nun gedeiht, und Kräuter hervorbringt, welche sich in dem geringen Erdreich und aus den Bestandtheilen der Luft nähren. Jahrhunderte vergehen, Pflanzen steigen aus dem Staube der Pflanzen auf, und vermehren die fruchtbare Erde des Korallenfelsens,

die nun bald Vögeln und hierher gewehten Würmern, bald von benachbarten Küsten hierher verschlagenen Thieren und Menschen zum Aufenthalt dient.

Solcher von kleinen Würmern aufgebauten Inseln findet man im Meere viele, die jetzt bewohnt sind, und ganzen Völkerschaften zum Vaterlande dienen. So dauern die Schöpfungen der von Gott beherrschten Natur noch immer fort, und der Mensch genießt derselben — ach, oft in seiner Rohheit kaum ahnend, welche Wunder er mit Füßen betritt.

Aber warum gedenke ich der Wunder weit entfernter Weltgegenden? Bist Du, Unendliche-Herrlicher, minder groß in den Schöpfungen, die mich umgeben? Habe ich Deine weisen Zwecke schon in allen denjenigen Gegenständen erforscht, die unmittelbar vor meinen Augen daliegen? Kann ich es begreifen, wie die einfachste Blume sich aus ihrer Knospe entfaltet und mit Farben ziert, welche die Kunst keines Sterblichen nachzubilden vermag? Kann ich es begreifen, wie, obschon unbelehrt, doch jedes Thier, auch das kleinste Gewürm, immerdar an den schicklichsten Stellen seine Höhle, sein Nest anlegt, seine Jungen pflegt, und unter Millionen Pflanzen diejenigen auswählt, welche seiner Bestimmung und Nahrung am gemäßesten sind?

Ach, die Geschichte des allerkleinsten Wurmes ist dem Weisen, dem Christen, dem Verehrer Gottes, ein wundervoller Spiegel göttlicher Macht und Liebe und unbegreiflicher Weisheit!

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhält;
Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt.
Und Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins, vom Menschen bis zum Thier.
Du würdigst alle Deiner Sorgen;
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein:
Dir, Gott, ist nichts zu groß, zu klein!

64.

Das Wasser.

Ap. Gesch. 14, 17.

Betet an, laßt uns lobsingen,
Opfer unserm Schöpfer bringen,
Der da thront in Glanz und Macht!
Er gebot allmächtig: Werde!
Himmel standen nun und Erde,
Seine Güte preisend, da.
Der Allmacht erster Sohn,
Der Engel, jauchzte schon
Preis dem Schöpfer!

Oben wölbt er seinen Himmel,
Wundervoll schwebt unterm Himmel
Jede Wolk' ein hängend Meer.
Und auf sein allmächtig Wehen
Deckt das Wasser alle Höhen;
Und er winkt —
Die Fluth versinkt:
Ein siebenfarb'ger Himmelsbogen,
Als Siegeszeichen, prangt daher,
Gebannt in Ufern steht das Meer,
Und droht umsonst mit seinen Wogen.

Unvergänglichkeit heißt der Stempel, welchen der Schöpfer Allem aufdrückte, was er erschaffen hat. Selbst das Irdische dauert unvergänglich fort. Es mag hundertmal seine Formen abändern: der erste Stoff bleibt immerdar, er erscheine uns nun in Luft aufgelöset; oder als Stein, der zur Erde verwittert; oder als Erde, die in Pflanzen übergeht; oder als Pflanze, welche die Nahrung lebendiger Geschöpfe wird; oder als lebendiges Geschöpf, welches stündlich durch Ausdünstung einen Theil seines Körpers wieder an die Luft zurückgibt, oder im Tode durch seinen Staub die fruchtbare Erde vermehrt.

Nichts Erschaffenes kann *ganz* vergehen. Nichts kann sich sich *ganz* aus dem unendlichen Weltreich Gottes verlieren. Vergehen und Sterben heißt nur Gestalten und äußere Verbindungen *abändern* und mit andern *wechseln*. Willst du diesen Tausch der Formen nicht *Tod* heißen: so ist im Weltall *kein Tod*!

Dies lehrt mich die Betrachtung der Natur an jedem Tage. Ich sehe in ihr nur einen beständigen Umtausch der Gestalten, eine beständige Auflösung und Verjüngung. Im Herbste sanken tausend und tausend Wesen in den Staub; der Frühling ist begonnen, und tausendmal tausend neue Wesen steigen blühend wieder ins Leben auf. Die junge

Pflanze, welche aus dem kleinen Samenkorn hervorkeimt und grünt und blüht, hat ihren Schmuck, ihre Hülle nur von dem Staub ihrer verweseten Mutter geborgt. Und ist es ein Anderes mit dem Leichnam der Menschen?

Die Natur ist unaufhörlich in gährender Thätigkeit. Ohne Ruhe bewegt sich Alles nach Gottes ewigen Gesetzen. Wir schlafen, aber die Kräfte der Schöpfung kennen keine Rast. Wir schlafen, aber während unsers Schlummers ziehen die Gestirne über uns hin, wandelt die Jahreszeit, arbeiten die Pflanzen, rauschen die Quellen, ziehen die Wolken, sinkt der Thau, strömen die Winde. Wir schlafen, aber ohne Bewußtsein bleibt unser Athem thätig, rollt das Blut in den Adern fort, und jede Fiber, jede Muskel in uns ist voll handelnden Lebens. Wir schlafen, aber Gott wacht, und die Ordnung der Dinge geht ihren Gang. Ein augenblickliches Stocken der Millionen Getriebe und des unsichtbaren Räderwerks in der Weltenuhr wäre Weltenzerstörung.

Nie bin ich geneigter, die Größe und Macht der göttlichen Weltregierung zu beobachten und zu bewundern, als wenn ich mir selbst überlassen auf einsamen Lustgängen wandle, und hier das rastlose Blühen, Leben und Streben von lebendigen Geschöpfen und Pflanzen um mich her wahrnehme, auf die kein Sterblicher schaut, und die Gott erhält. Nie wird mir das Bild der stillen Unvergänglichkeit heller, als wenn ich am Ufer eines Baches durch die schöne, blumengeschmückte Einöde hinwandle, und unaufhörlich Welle an Welle an meinem Fuß vorüberrauscht. Die Wellen rinnen dahin; sie flossen seit Jahrtausenden; sie werden Jahrtausende fließen, und nie enden. Sie eilen zum Weltmeer, aber das Weltmeer erzeugt und nährt auch die Quellen der Bäche wieder.

So halten die Gewässer des Erdballs ihren ewigen, nie unterbrochenen Kreislauf. Sie sind in dem Weltkörper gleichsam das Blut desselben, welches durch verborgene und wunderbar verschlungene Adern seinen Umlauf hält, die Gipfel der höchsten Berge mit Quellen versieht und den Himmel mit Wolken bedeckt.

Es steigt ringsum von der Oberfläche der Erde in Dampfgestalt verwandeltes Wasser alltäglich und allnächtlich zum Himmel. Nebel nennen wir die sichtbaren Ausdünstungen, wenn sie uns nahe, Wolken, wenn sie hoch über unsern Häuptern schweben. Sie bilden den wohlthätigen Regen, welcher den lechzenden Erdboden erfrischt, und die Pflanzen erquickt, wenn sie in des Sommers Hitze zu verschmachten drohen. Oft ist unser Himmel heiter und die Erde ausgetrocknet; die Blumen welken; Gras und Kräuter hängen schlaff nieder und drohen zu verdorren; selbst die Thiere des Feldes schmachten vor Durst. Woher ein Regen, der Alles überströme, da der Himmel wolkenlos, der entkräftete Erdboden fast ohne Ausdünstung und die Luft glühend ist?

Sturmwinde, die Diener Gottes, führen aus tausend Meilen weiten Fernen plötzlich Gewölke herbei. Nebel, die in den entlegensten Welttheilen aufstiegen, beschatten nun als Wolken unsere heimathliche Flur, und Dünste, die in unbekannten Wildnissen sich bilden mußten, fallen jetzt in fruchtbaren, erquickenden Tropfen auf unser vaterländisches Feld. Wie muthig erheben die getränkten Kräuter und Blumen nach dem warmen Regenschauer ihre Gestalt; wie grün strahlen die Wiesen, wie frisch die benetzten Wälder; wie balsamische Wohlgerüche durchfließen die abgekühlte Luft!

Den reichsten Wasserschatz auf dem festen Lande sammeln aber durch Gottes weise Veranstaltung die Gipfel der Hochgebirge. Sie sind gleichsam die Vorrathskammern von diesem Theil des Schöpfersegens, der von da uns jederzeit, doch sparsam und zur Nothdurft, zufließt. Denn außer jenen tiefen Quellen, welche Absonderungen des Meeres sind, die sich in verborgenen unterirdischen Klüften verloren, und durch ihren eigenen Druck zwischen den Spalten der Felsen bis zur Spitze der Berge emporgetrieben wurden; außer den nie ganz schmelzenden ungeheuern Schnee- und Eislasten, die der Rücken der Berge trägt, und von woher beständig Wasser abfließt, ziehen auch die Wälder der hohen Berge gern die Nebel an, welche sich dort in Tropfen niederschlagen und so durch ihre Feuchtigkeit die Quellen mit Wasser vermehren.

Daher sind die meisten und höchsten Gebirge der Welt allezeit quellenreich. Kleine Bächlein tröpfeln unaufhörlich vom Nebel und Schnee an den Felsen nieder, und werden zum geringen Bach, den, wie er abwärts fließt, links und rechts neue Quellen mit ihren Beiträgen vergrößern. So kommt er als Waldstrom aus dem Hochgebirge, und sammelt andere ihm zueilende Bäche, und breitet sich aus, und wird zum majestätischen, dahinrauschenden Fluß. Er scheidet Länder von Ländern, Völker von Völkern, nimmt alle ihre Bäche und Flüsse auf, und stürzt seinen Wasserreichthum, nach vollbrachtem Lauf, ins Meer.

Das Meer bedeckt die niedrigsten Gegenden des Erdbodens. Daher senken sich alle Flüsse, Ströme und Bäche dahin, und wo unterwegs eine größere Tiefe ihren Lauf hemmt, bildet sich ein weiter See.

So wird das Meer, diese Mutter aller Gewässer, wieder dankbar von ihren Kindern ernährt. Wahrscheinlich ist unser ganzer Weltkörper anfänglich, und Jahrtausende lang, überall vom Meer bedeckt gewesen. Dies war der große Augenblick, von dem die heilige Schrift sagt: Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. (1. Buch Mos. 1, 2.)

Noch bezeugen uns dies die Ueberreste des Weltmeers auf den Gipfeln der höchsten Gebirge. Nur erst langsam stiegen diese aus den Wellen hervor, je nachdem die Gewässer sich im Innern des großen Erdballs ver-

senkten, oder durch unterirdische Feuer der Rücken großer Länder über die Oberfläche des Wassers hervorgedrängt wurde. Das war, wo Gott sprach: Es werde eine Veste zwischen den Wassern. (1. Buch Mos. 1, 6.)

Aber auch bis auf den heutigen Tag bedeckt immer noch das Meer den größten Theil des Erdballs, also, daß die bewohnten Welttheile nur als größere oder kleinere Stücke abgetrockneten Landes, als einzelne Inseln, daraus hervorragen, und der Erdball noch immer gleichsam ein ungeheurer Wasserball zu sein scheint. Denn das gesammte trockene Land beträgt gegenwärtig noch kaum einen Flächenraum von dritthalb Millionen Meilen ins Gevierte, während ringsumher der Ozean beinahe sieben Millionen Meilen einnimmt!

Allein diese außerordentlich große Wassermasse scheint nothwendig, theils um die Quellen der festen Länder und deren Flüsse reichlich zu nähren, theils um die Luft zu verbessern für Gesundheit und Gedeihen aller lebenden Geschöpfe. Denn unaufhörlich steigen Millionen feiner Wassertheile als Dünste in die Höhe — gleichsam ein Regen des Weltmeers gegen den Himmel, der ihn als Landregen wieder auf unsere Felder niedergießt; unaufhörlich verschlingt das Wasser die in der Luft befindlichen giftigen Dämpfe, welche Menschen, Thieren und Pflanzen verderblich sein würden.

O erstaunenswürdige Regsamkeit in der Natur, o unergründliche Weisheit der Schöpfung! Wie achtungslos wandle ich oft unter allen Wundern des allmächtigen Gottes dahin! Der Tropfen, welcher vom Himmel herabfällt, die Blumen zu laben, oder das unbemerkte Moos am Felsstein zu erfrischen, ist ein Theil des Weltmeers, herbeigeführt auf des Sturmes Fittig, und verwandelt durch geheime Kräfte in den Höhen des Himmels, wohin die Macht keines Sterblichen reicht. Erde und Himmel sind in ewiger Wechselwirkung mit einander; — hier ist keine todte Natur! Auch der Erdball, den ich jetzt bewohne, hat sein besonderes Leben, sein Aus- und Einathmen — Alles ist Leben in Gott!

Ob das Weltmeer noch immer abnehme und das Land sich erweitere, ist seit Jahrtausenden noch nicht mit Sicherheit bemerkt worden. In der Tiefe desselben ruht noch eine für uns größtentheils unbekannte Welt; denn nur an wenigen Stellen ist der Boden des Ozeans untersucht worden. Dort im Abgrunde, wie auf der Oberfläche des Landes, findet man Unebenheiten, Hügel, Thäler, Höhlen und Klüfte, Quellen, Ströme, Felsen, Pflanzen und ganze Wälder von Korallen. Was wir festes Land, was wir Inseln nennen, sind nur hohe Gebirge, die vom Boden des Meeres hervorgehen, und deren über die Wellen erhabene Spitzen und Rücken wir bewohnen und mit unsern Städten und Dörfern überbauen.

Auch die Abgründe sind bewohnt. Noch kennen wir bei weitem nicht den größten Theil aller Geschöpfe, welche in Flüssen, Seen und besonders

im Alles umfassenden Weltmeere leben. Ihre Geschlechter und Arten sind nicht zu zählen; ihre Vermehrung übersteigt allen Glauben. Die Fische vermehren sich schon, ehe sie nur den vierten, ja oft ehe sie kaum den achten Theil ihrer Größe erlangt haben. Manche tragen und legen zugleich über neun Millionen ihrer Eier; und viele, so weit man bisher Erfahrungen anstellen konnte, leben oft anderthalbhundert Jahre lang.

Vieles berichtet der Mund der Reisenden von den Wundern des Meeres — aber es gehört ein Menschenalter dazu, sie alle aufzuzählen, so viel wir von ihnen wissen; von den mannigfaltigen Gestalten der Wassergeschöpfe aller Gattung, ihrer Lebensart, ihrer Eigenschaften, ihren geheimen schaarenweisen Wanderzügen, ihrem Nutzen und der Art, wie man sich ihrer bemächtigt.

Wie die Flüsse des Landes, sind auch die Wellen des Meeres immer in Bewegung. Ein langer Stillstand würde die Luft mit ungesunden Dünsten füllen, und alles Leben auf dem Erdball verpesten. Aber das Wasser der See widersteht schon durch seine eigene Natur jeder Fäulniß; denn es ist so sehr gesalzen, daß es in heißen Ländern sein Salz an den Ufern abwirft, wo es von der Sonne gebleicht und getrocknet wird, den Menschen zur Nahrung. — Woher diese Salzung des ganzen unermeßlichen Ozeans? Auch hier ist ein Geheimniß der Natur, ein Wunderwerk des Schöpfers! Und auffallender spricht uns die Weisheit desselben an, wenn wir vernehmen, daß nur da die Fluthen am salzreichsten sind, wo sie unter heißen Himmelsstrichen zur Fäulniß am leichtesten geneigt werden könnten. In kalten Weltgegenden, in der Nähe des großen noch nie durchbrochenen Eismeeres, ist das Meerwasser noch fast süß.

Aber zur beständigen Erschütterung und Aufwühlung der großen Wassermasse, die den Erdball umgibt, wirkt noch ein anderer und mächtiger Umstand. Dies ist der Mond. Dieser Himmelskörper ward nicht nur vom Schöpfer hingeordnet, durch das Zurückwerfen der von ihm aufgefangenen Sonnenstrahlen unsere Nächte zu erleuchten, sondern er ward auch durch die höchste Weisheit zur Bewegung der Meere bestimmt. Wie der Mond im regelmäßigen Lauf unsere Erde zwölfmal im Jahre umschwebt, äußert er seine anziehende Kraft gegen dieselbe. Er zieht die Wassermasse des Meeres empor, über welcher er steht; indem sich ein breiter Wasserberg erhebt, stürzen ihm die Wellen aus entfernten Gegenden nach. Dort, wo das Abnehmen der Gewässer bemerkt wird, heißt es Ebbe; hier, wo das Anschwellen des Meeres stattfindet, heißt es Fluth. Aber der Mond rückt fort, und die Fluth des Meeres wandelt mit ihm. Die dadurch hervorgebrachte Bewegung reicht bis auf den tiefsten Abgrund des Ozeans; das Oberste wird durch solche Erschütterungen mit dem Untersten vermischt; die Wärme der höhern Wellen mit der Kälte der tiefsten gemäßigt; das Verderbniß des Wassers verhindert; Gesundheit und

Lebenskräfte der Bewohner der gesalzenen Fluthen bewahrt, und der Schiffer, welcher fernen Ländern die Geschenke seines Vaterlandes bringt, über Sandbänke und Untiefen glücklich hinweggetragen.

So greift in der Ordnung des großen Weltgebäudes Alles wundervoll nach den weisesten Zwecken in einander. Nichts ist da vergebens. Das Niedrigste dient dem Höchsten, das Größte dem Kleinsten. O, wer auch nur einen flüchtigen Blick in den prachtvollen Tempel des Schöpfers, in das erhabene Ganze der Natur warf, wer kann da bei solchem Reichthum zusammengeordneter Wesen, bei solcher ewig thätigen Wechselwirkung aller erschaffenen Dinge, bei so hoher Zweckmäßigkeit des Einzelnen und der Gesammtheit sprechen: Sehet da ein Werk des blinden Zufalls! Es ist kein Gott! — —

Und von Allem kennen wir nur noch das Wenigste. Noch sind Millionen Dinge unsern Erfahrungen fremd geblieben, und von Millionen Dingen, die wir kennen, sind uns noch ihre Bestimmungen und Zwecke fremd. Sie alle zu durchschauen, dazu bedarf es mehr als menschlicher Weisheit — man muß ein Gott sein.

Oft sieht man das Meer sich mit dem Himmel seltsam vermählen, ohne daß man begreift, durch welche Kraft oder zu welchen Zwecken. Die Wolken neigen sich vom Himmel nieder, und das Wasser steigt gleich kristallenen Säulen wirbelnd von der Meeresfläche in die Wolken auf. Solche furchtbar-schöne Erscheinungen begegnen nicht selten den Seefahrern in den heißen Weltgegenden.

Eine schwarze, zuweilen wetterleuchtende Wolke neigt sich bei windstillem Wetter vom Himmel herab gegen das Meer. Eine Stelle des Meeres unter der Wolke erbrauset, sprudelt und erhebt sich kochend anderthalb Schuh über den Wasserspiegel. Die milchweiße Farbe unterscheidet die Stelle weit umher vom andern Wasser; noch mehr ein dicker darüber schwebender grauer Rauch. Plötzlich erhebt sich dieser in Gestalt einer durchsichtigen, gläsernen Säule himmelwärts. Eine ähnliche Säule sinkt aus der Wolke und schmilzt mit ihr in Eins zusammen. Schnell sich nun selbst drehend, wandelt die Wassersäule über das Meer hin, dem Zuge der Wolke nach, zuweilen von Blitzfunken umleuchtet und von seltsamem Getöse begleitet. Wehe dem Schiff, welches sie in ihrem Lauf berührt — es wird zerschmettert. Unschädlich löset sie sich nach kurzer Dauer von selber auf.

Diese und ähnliche Erscheinungen setzen das Gemüth des Sterblichen in ein gerechtes Staunen. Unfähig, ihren Ursprung zu erforschen, oder ihren Zweck zu erblicken, fühlt er, daß Gottes Hand noch in den Schoos der Natur viele Geheimnisse niedergelegt habe, die uns fortwährend an das Stückwerk unsers geringen Wissens mahnen müssen. Umsonst ist der Stolz derer, die sich mit ihrem Wissen brüsten — auf jedem Schritt,

welchen sie in das Allerheiligste der Schöpfung wagen, begegnen sie neuen und unerklärlichen Räthseln.

O Gott, o Licht des Weltalls, ewige Weisheit, was ist vor Dir alle Weisheit der Menschen? Wer darf sich rühmen, Deine Absichten zu kennen, Deine Entwürfe auch nur zu ahnen? Du stehst in Deinen Glanz verhüllt vor den Augen unsers Geistes, die immer dunkler sehen, je länger sie in das Lichtmeer Deiner Weisheit blicken. Wie verächtlich klein, wie unwerth steht der Frevler da, welcher in seinem verwegenen Dünkel Dich zu tadeln, oder wohl gar hinwegzuläugnen wagt! — Hinwegzuläugnen? O Wahnsinn, den nur die Furcht vor Deiner Größe und Majestät, nur die Verzweiflung und die Begier, sich angstlos in Lastern wälzen zu können, erzeugen mag.

Hinweg den Blick von diesen Ungeheuern, die Gottes vergessen möchten, um nicht die heilige Verpflichtung zu fühlen, einem liebenden Schöpfer dankbar für die zahllosen Wohlthaten und Wunder zu sein, mit denen er umringt ist! Hinweg den Blick von diesen Entarteten, welche darum sich scheuen, in das Gebiet des Göttlichen, in die geistige Welt und zu ihrer erhabenen Bestimmung hinaufzuschauen, weil sie ungestört nur Thiere sein, nur ihren gemeinen Wollüsten fröhnen, nur ihrem Leibe gütlich thun möchten!

Aber ach, bin ich, der voll lebhaften Unwillens den Undankbaren verabscheut, bin ich oft nicht selbst so undankbar, wie er? Wie oft empfinde ich die Huld des Allgütigen, ohne mein Gemüth dadurch bewegen zu lassen! Wie oft empfange ich aus seiner Vaterhand das Almosen, welches mich beglückt, und sündige durch Mißbrauch desselben gegen ihn im gleichen Augenblick!

Alle Elemente rufen mir den Namen Gottes zu; alle Elemente vereinigen sich zu meinem Wohlsein, zu meinem Gedeihen — wie selten erkenne ich's! — Warum nenne ich die Wunder der Meere, die den Bewohnern ferner Weltgegenden glänzen? Sollte ich nicht dankbar diejenigen zuerst preisen, die mich umgeben? Ist nicht die kleine Quelle, welche zwischen ihren Blumenufern daherfließt, die Wurzeln von Millionen Pflanzen tränkt, die Heerden mit ihrem wohlthätigen Naß erquickt, als Heilbad der Glieder den Menschen stärkt, so reich an Wundern, als das Meer, das den Erdball umarmt?

Siehe, diese Quellen, die du gering zu achten scheinest, entstammen dem Ozean ebenfalls, welchen du bewunderst. Aber sie haben ihre Wellen geläutert. Sie zogen durch das nie erforschbare Eingeweide der Erdkugel. Sie steigen hervor und verkünden dir Gottes Schöpfungen im Innern des Weltalls, dessen Oberfläche du berührst.

Jene heiße Quelle lehrt dich, daß sie ihre Fluthen durch verborgene, unterirdische Feuer erhitzen ließ. Noch bringt sie Theile dieses Feuers

an das Tageslicht. Vielleicht ist unter deinen Füßen ein ungeheurer Brand im Innern der Erde verborgen, von dem der Boden benachbarter Länder oft erbebt. Du schwebst über glühenden Abgründen, ohne es zu wissen. Ganze Länder und Völker schweben über diesen brennenden Höhlen der Tiefe. Aber Gott hat die Felsen fest über sie hingewölbt, und schützt uns mit liebender, allmächtiger Hand.

Und jene gesalzenen Quellen, die dir zu deinen Speisen eins der edelsten und unentbehrlichsten Gewürze aus dem Schooße des Erdballs hervorführen: verkünden sie dir nicht die unermeßlichen Vorräthe, welche der ewige Vater in jenen unerreichbaren Tiefen zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts anlegte? Nicht Feuerflammen, nicht Sturmwinde, auch geringe Quellen sind die Diener seiner Macht und Weisheit. Sie führen alljährlich von den wohlverwahrten Schätzen der Unterwelt so viel empor, als zur Lebensnothdurft und Nahrung erforderlich ist.

Wunderbare, weise Haushaltung Gottes! himmlische Fürsorge! Wie könnte ich alle Deine herrlichen Einrichtungen zur irdischen Wohlfahrt des Menschen nennen! — Ich Kurzsichtiger, wie könnte ich sie alle erkennen! — Die Welt ist zu groß, zu reich an Kleinodien der göttlichen Macht und Güte, und das Leben des Menschen ist so kurz! Nicht zu kurz, um sich in das Göttliche einzuweihen; nicht zu kurz, um unsern höhern Beruf einzusehen; aber nicht lang genug, auch nur den tausendsten Theil des Reichthums zu überschauen, welchen der erhabene Schöpfer vor uns ausgebreitet hat.

Dieses Alles gibt mir Ahnung und Hoffnung auf einen künftigen, bleibendern, vollendetern Zustand. Hier, o Jehova, Allerhöchster, soll ich nur den ersten Gedanken an Dich denken; hier nur erst zum Anblick Deiner namenlosen Größe vorbereitet werden — dort werde ich erst zur Vollkommenheit reifen, zum Erkennen, zum Anschauen Deiner Majestät gelangen.

Gott des Lebens, Gott der Allseligkeit, wer im Augenblick jener irdischen Auflösung, jener höhern geistigen Verwandlung, die wir Tod heißen, Dich ganz in der Größe Deiner Macht, Deiner weisheitvollen Güte denkt — dem wird der wichtige Augenblick ein Augenblick des höchsten Entzückens!

65.

Das Feuer.

Psalm 97, 1 — 6.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
  Dich, Herr, und Deine Stärke;
Die Macht, der außer Dir nichts gleicht,
  Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der festliche Gesang?
  Laß mich den Jubel hören!
Laß meines schwachen Liedes Dank
  Mit ihm vereint Dich ehren;
Dein Lob hier wiederhallen!

Ich kann, mein Gott, wie groß Du bist,
  Errathen mehr, als wissen.
Was ist der Erde Kreis? — Er ist
  Ein Schemel Deinen Füßen.
Was ist der Sonnen ew'ger Glanz,
  Der uns're Welt erquicket? —
Was ist des Blitzes Feuertanz,
  Der durch die Himmel zücket?
Nur Schatten Deines Lichtes.

Und wenn ich alle Tage, von der Frühe des Morgens bis zur feierlichen Stunde der Mitternacht, Gott, wunderbarer Schöpfer, Deine zahllosen Werke betrachten könnte: nie würde ich damit meine Wißbegierde ganz stillen; nie würde ich in der Unendlichkeit Deiner Schöpfungen enden, nie die erhabene Mannigfaltigkeit und Pracht derselben weder genug beschreiben noch bewundern können.

Wenn der Blindgeborne in lebenslänglicher Finsterniß dahin tappte, und das Entzücken der Sehenden nie verstand; wenn er, der nie das Lächeln der Zärtlichkeit in den sanften Zügen seiner Mutter, nie den mitleidigen Schmerz des guten Vaters sah, von allen seinen Geliebten nur ganz dunkle Bilder in seiner Seele trug; wenn er von der gesammten Pracht und Zierde des blumenreichen Frühlings und Sommers nichts empfand, als nur eine wohlthätigere Wärme, und den süßen Duft der für ihn in ewiger Nacht verborgenen Blüthen — wie beklagenswürdig war er! Für ihn war die Hälfte der Welt verloren. Für ihn sind alle sehenden Menschen höhere, von Gott beglücktere Wesen!

Aber wenn ihm plötzlich an einem der schönen Frühlingstage die Bande der Finsterniß von den Augen fielen, und mit dem erneuten Lichte seiner Augen gleichsam eine neue Pforte des göttlichen Weltalls aufgeschlossen würde — welch ein freudiges Entsetzen müßte ihn durchschaudern! Sein erster Blick in die mit allem Zauber des Schönen ausge=

stattete Natur wäre gleich dem ersten Erwachen Adams im Paradiese. Er würde beben, taumeln, den Himmel und die Erde fassen, das All umarmen wollen — er würde wähnen, in einem Meer von fremden Erscheinungen zu schwimmen, und von der Herrlichkeit des Allerhöchsten vernichtet werden zu müssen. — Die goldenen Strahlen der Sonne fließen über die schwarzen Streifen der Wälder und über das erquickende Grün der Auen hinab; die fernen Berge scheinen sanfte Wolken, die Gewölke schwebendes Gebirge zu sein; der Regenbogen in blendenden Farbenreihen wölbt sich vom blauen Himmel zur bunten Erde nieder, wie die ungeheure Pforte zu einer zweiten Welt; Millionen Blumen prangen wehend um seine Füße; Schmetterlinge umgaukeln ihn, wie vielfarbige Blumen, und in den Lüften tönen Melodien von sanft dahinschwebenden Punkten, — es sind Lerchen; und höher schweben die einsamen Adler.

Welche Gefühle müssen den Blindgebornen durchbeben, dem plötzlich das Licht verliehen wird! Und wir — o wir Sehendgebornen, warum gehen wir kalt und gefühllos an der Herrlichkeit Gottes vorüber, wie Blinde!

Wir sagen: Aber dies ist eine Wirkung der Gewohnheit. Allerdings kann die Gewohnheit Vieles dazu beitragen, daß wir gegen die uns umringende Schönheit der Natur gelassener werden. Ein anhaltendes Entzücken ist ungedenkbar, und wer es bei jeder Gelegenheit äußern wollte, würde zuletzt in heuchelnde Empfindelei verirren. Allein ein Anderes, als diese natürliche Gemüthsruhe, mit welcher sich sehr wohl Empfänglichkeit für die Güte Gottes in jedem Augenblick unsers Lebens verträgt, ist völlige Abgestumpftheit und rohe Unempfindlichkeit; ist jene Gleichgültigkeit gegen die Wunder Gottes, welche sich in jedem Lichtstrahl der Sonne erneuern; jene Unempfindlichkeit, welche nirgends mehr Wunder sieht, und doch immer nach Wundern von Gott verlangt. Diese ist nicht eine Folge der Gewohnheiten, sondern eines ungeübten Verstandes, der noch nie über das nachgedacht hat, was ihn zunächst umgibt; oder eines durch Leichtsinn und Fehler anderer Art verbildeten Herzens, das für die Erhabenheit, Ruhe und Schönheit der großen, geheimnißreichen Natur keinen Sinn hat, weil es nur für Schwelgereien menschlicher Kunst, für selbsterdachten Sinnenkitzel, für ehrgeiziges Streben, oder für die Lust, Vermögen und Geldreichthum zu vermehren, allein brennt.

Denke dich, wenn du einsam durch die blühenden Fluren wandelst, um dich nach den Geschäften des Tages zu erholen, denke dich eine Zeit lang in die Lage eines Blindgebornen; nimm eine Zeit lang seine schwarze Nacht in deine Augen, und bilde dir ein, du habest Gottes Welt noch nie gesehen. Dann öffne deinen Blick plötzlich, und empfinde bei dem Glanz von Millionen Gegenständen, der in deine Seele dringt, das Glück, das dir Gottes Güte gewährte. Das bunte Reich der Farben,

welches vom blauen Himmel bis zur grünen Wiese vor dir schwebt, wird dich vielleicht zum erstenmal überraschen und rühren.

Was sind diese Farben, welche dein Auge erfreuen, und die du Keinem beschreiben kannst, der sie nie selbst gesehen? Du fragst vergebens. Der Weiseste der Sterblichen, der tiefste Forscher der Natur, kann dir dies Geheimniß Gottes nicht enträthseln. Was sind diese Farben? Mehr wissen wir nicht von ihnen, als daß sie Wirkungen des Lichts sind. Denn ohne Licht ist Alles dunkel. Wie kann aber das Licht solche Wunder thun, bald indem es auf die Gegenstände unsers Zimmers, bald auf die Fluren, Hügel, Bäume und Gewässer der Landschaft, bald auf die Luft fällt, wo es in Regendunst den glänzenden Himmelsbogen malt? Siehe, so unwissend ist der Mensch, daß er selbst die Wunder nicht begreift, die ihm so nahe und alltäglich vorliegen! So beschränkt ist der Geist des Sterblichen, daß er selbst das nicht erklären kann, was er jeden Augenblick sieht.

Das Licht, welches die Farben erzeugt, ist ein neues Räthsel. Wir ergründen es nicht, wodurch es entsteht, und wie es wirkt. Aber wir wissen, daß es eine der edelsten Gaben Gottes, des großen, des von den Menschen so oft verkannten Gebers alles Guten und Vollkommenen sei. Ohne Licht wäre die Welt ein unendliches Grab; nichts würde in ihr leben können. Ohne Licht würde keine Pflanze keimen, wachsen und gedeihen. Senket das Samenkorn in den Erdboden, an dem Orte, wohin nie ein Strahl des Tages dringen mag; und wenn ihr es durch Wärme zum Keimen beweget: es wird verwelken, wie es aus dem Boden hervorgeht. Betrachtet die Blumen und Pflanzen, mit welchen ihr eure winterlichen Zimmer schmücket: sie werden sich hinwegwenden von der Wärme, und den kalten Fenstern zu, um mit ihren Blättern das Licht des Tages einzusaugen. Durchwandelt den stillen Wald, und ihr werdet mit Erstaunen sehen, wie alle Gesträuche und Bäume, eines ums andere die Wipfel dem Tageslicht sehnsuchtvoll entgegenstrecken, und wie der Strauch und Baum trauernd verdorrt, welcher, von andern überschattet, des freien, vollen Lichtes sich nicht erfreuen kann. — Selbst thierischen und menschlichen Körpern ist das Sonnenlicht ein wohlthätiger Reiz auf alle Nerven. Wer immerdar im Schatten eines Zimmers eingekerkert wohnt, bleicht hin, wie eine welkende Pflanze.

So wandeln wir also beständig in der Fülle göttlicher Wohlthaten einher, und wissen es kaum. So macht uns jeder Sonnenstrahl zum Schuldner des höchsten Wesens, und wir denken nicht an das, was wir empfingen. So fragen wir oft bei uns selbst: Gott offenbarte sich ehemals den Menschen durch Zeichen und Wunder, warum aber jetzt nicht mehr? Ach, und er offenbart sich täglich durch Zeichen und Wunder; Blindgeborne am Geiste, ihr ahnet das Dasein derselben nicht!

Was ist denn der Strahl des Lichts, das auf die belebte und unbelebte Welt so wunderbar wirkt? — Der größte Reichthum des Lichts wird uns durch die Sonne. Der Flug des Sonnenstrahls durch das uferlose Weltall ist von so unbegreiflicher Geschwindigkeit, daß die kühnste Einbildungskraft davor bebt. So schnell du deine Augen schließen und wieder öffnen kannst, eben so schnell durchschwebt der Lichtstrahl der Sonne einen Luftraum von mehr denn fünfzigtausend Meilen Weges!

Woher diese Menge nie geringer werdenden Lichts? Man sagt: vom Feuer! — Und was ist das Feuer? An sich selbst wieder eine wunderbare Wirkung verborgener Kräfte. So quillt also ein Wunder aus dem andern, ein Segen aus dem andern.

Das Feuer ist einer der allgemeinsten und wichtigsten Bestandtheile des ganzen Weltalls. Es ist in allen Körpern enthalten, wenn gleich nicht sichtbar, sondern gebunden. Erst wenn die Kraft des in Körpern enthaltenen Feuers durch Zutritt andern Reizes entbunden wird, zeigt es seine glänzenden Flammen. Es ist durch das ganze Weltall verbreitet, und wie in der Sonne, so im menschlichen Leibe; wie in den allerhöchsten Räumen des Luftkreises, so im tiefsten Schooße der Erde. Durch einfache Mittel weiß es der Mensch überall zu seinem Nutzen zu erwecken. Er schlägt die schlafenden Funken aus dem härtesten Stein, aus dem kältesten Stahl.

Nicht bloß Licht ist die schöne Gabe des Feuers, sondern auch eine wohlthätige, alles durchdringende Wärme. Diese Wärme ist es, durch deren wundersame Wirkungen zahllose Samenkörner des Erdbodens erwachen, und ihre Keime dem Sonnenlicht entgegenstrecken; welche Menschen und Thiere belebt, daß ihr Blut freudig durch alle Adern strömt.

Das Weltall ist Leben überall, und gleichsam ein unendliches Feuermeer, in dem wir fröhlich uns bewegen. Die dunkelrothen Nordlichter, welche in mitternächtlichen Ländern hoch über dem Himmel in spielenden Feuerstreifen hinlodern, sind von derselben Natur, wie der Funke, welchen wir dem Stahl entreißen. Der goldene Strahl der Sonne, welcher den Thautropfen im halb aufgeschlossenen Busen der jungen Rose trinkt, ist von derselben Natur, wie die donnernde Feuermasse, welche aus den Eingeweiden des Erdballs hervorbricht, aus den Gipfeln feuerspeiender Berge rauscht, oder ganze Länder mit unterirdischen Erschütterungen bewegt, daß Paläste zusammenstürzen, Städte untersinken und Gebirge hoch in den Wolken des Himmels ihre Felsengipfel niederfallen lassen. Nur nicht überall und immer ist die in allen Dingen schlummernde Kraft des Feuers erweckt und zur Thätigkeit entbunden.

Wenn ich das große Weltgebäude von dieser Seite betrachte, wie erstaunenswürdig erscheint es mir da! wie neu, wie räthselhaft! und wie groß und erhaben der Allweise in seiner unbegrenzten Haushaltung! wie

anbetungswürdig der Allmächtige, welcher die verschiedensten Elemente verbindet, um Wohlthat, Segen, Entzücken der von ihm erschaffenen Wesen zu werden!

Wenn ich, o Allerhöchster, auch nur Deine Wohlthätigkeit schildern wollte, wie sie sich in einer einzigen Deiner Gaben, nur in der nützlichen Wirksamkeit der Licht= und Wärmestrahlen kund thut: mein Leben würde nicht zureichen, den einzigen Gegenstand zu erschöpfen, und den ganzen Umfang Deiner Milde darzustellen. Und doch würde ich nur den kleinsten Theil des Werthes Deiner Gaben preisen können, denn der größere Theil desselben ist für meinen schwachen, eingeschränkten Geist hienieden noch unerforschlich.

Ich erhelle meine Nächte durch den Schimmer des künstlich erweckten Lichts, verbanne des Winters erstarrende Kälte von meinen Gliedern durch die Wärme selbstbereiteter Gluth; ich sehe am Sonnenstrahl die Früchte des Feldes, der Bäume köstliches Obst, die Traube am Weinstock gähren und reifen, und bereite an der wohlthätigen Flamme des Herdes meinem Körper gesunde Nahrung und Speise. Metalle zerfließen in der Hitze des Feuers, und nehmen Gestalten an, wie sie zu meinen Bedürfnissen taugen. Der Säugling strebt dem Lichtstrahl entgegen, der Greis nach erquickender Wärme.

Was Gott schuf, ist Segen. Nur des Menschen Sünde, seine Unwissenheit oder seine Bosheit, verwandelt auch den Segen in Fluch. Darum, so nützlich und lieblich, eben so schrecklich ist auch die mißbrauchte Macht des Feuers.

Am furchtbarsten erscheint die Gewalt desselben in der Natur, wenn sich finstere Wetterwolken zusammenziehen, und die Strahlen des Blitzes über die stumme, schüchterne Welt hinbrennen. Furchtbar, aber dennoch schön! Furchtbar, aber dennoch segensvoll! Denn was von Gott kommt, ist Segen und gut; wie das Wasser, so die Flamme! Nur des Menschen Unvorsichtigkeit oder Thorheit macht sich oft das zum Verderben, was zu seinem Wohl gedeihen könnte; so das Wasser der Flüsse, der Seen und Meere, so der Strahl des weitleuchtenden, ferntreffenden Blitzes.

So prachtvoll das Schauspiel eines Gewitters ist, welches an Sommertagen oder Nächten den Dunstkreis der Erde erschüttert und von ungesunden Stoffen befreit: so übertrieben und abergläubig ist doch leider noch die Furcht vieler Menschen beim Anblick dieses Naturereignisses. Die Furcht ist aber um so thörichter, da man doch aus langen Erfahrungen und seit Jahrhunderten weiß, daß unter hundert Gewittern kaum eins einschlägt, und unter tausend Schlägen dann selten ein einziger ein Thier, oder einen Menschen, oder dessen Wohnung trifft.

Freilich rührt die Angst in manchen Personen bei Gewittern oft von körperlicher Schwäche her; der Zustand der gewitterhaften Luft wirkt der=

maßen auf ihre Nerven, daß sie schon eine Vorempfindung des erfolgenden Wetters haben, ehe noch dasselbe erschienen ist. Sie fühlen ungewohnte Mattigkeit, Erschlaffung, Beklemmung, schwieriges Athemholen. Aber der starke Geist des Christen weiß auch durch Ueberzeugung von der Güte Gottes das Leiden seines Körpers zu überwinden, und mitten in dem wohlthätigen Sturm der Elemente, wenn Wasser= und Feuerfluthen vom Himmel rauschen, fröhlich seinen Vater, den Ewigen, zu rühmen!

Doch bei weit Mehrern ist die Angst während eines Gewitters nur die Folge einer schlechten Erziehung, eines falschen Unterrichts über die Ursachen und heilsamen Zwecke Gottes in dieser Naturerscheinung. Bei vielen Andern ist die Bangigkeit wieder eine Wirkung höchst unwürdiger Vorstellungen von der Gottheit, und eine Schuld unbesonnener oder unwissender Irrlehrer, welche das allervollkommenste, heiligste Wesen so zornmüthig, so rachsüchtig, so unbarmherzig, so unversöhnlich darstellen, als kaum ein sündlicher Mensch sein kann. Daher das abergläubige Schrecken vieler Menschen, die, wenn Gott sich in seiner Größe, Macht und Liebe am sichtbarsten in der Natur verherrlichen will, voll kindischer Verzagtheit die Flucht ergreifen, oder singen und beten, um den Zorn Gottes von ihrer eigenen Person abzuwenden, oder mit noch größerm Vertrauen auf das Glockengeläute der Kirche hören, als auf die Stimme der Natur, die selbst durch den Laut des Donners spricht: Fürchte dich nicht! Gott ist die Liebe!

Wehe dem Christen, welchem die Andacht erst dann heilig ist, wenn er selbstsüchtig für seine Wohnung, für seine Kornfelder, für sein Leben zittert; der erst dann inbrünstige Gebete zum Himmel emporsendet, wenn er seinen letzten Augenblicken nahe zu sein glaubt; der erst dann Gott fromme Gelübde stammelt, wenn er glaubt, sie vielleicht nicht mehr durch ein tugendhaftes Leben erfüllen zu können! Seine Andacht, seine Gebete, seine Gelübde, einem unreinen Herzen entquollen, sind dem Herrn ein Gräuel! Gott der Allliebende fordert ja nur Liebe und Vertrauen; aber wer unter Todesschrecken zu Gott ruft, betet nur darum, weil er kein Vertrauen hat, sondern Argwohn, keine Liebe, sondern Furcht.

Nicht minder sträubt es sich gegen die Würdigkeit, welche wir in unsern Vorstellungen von Gott haben sollen, wenn man sich einbildet voller Aberglaubens, ein Stücklein tönenden Erzes, das Läuten einer Glocke werde die Elemente beschwören, und den Schaden des Gewitters von unsern Häusern und Fluren verbannen. Hat nicht eine vielfache Erfahrung bewiesen, daß dies Glockengeläute fruchtlos blieb; ja, daß die Stelle, welche derjenige, der die Glocke zieht, während des Gewitters einnimmt, eine der gefährlichsten für das Leben der Menschen ist?

Denn so wie das Wasser seiner Natur nach gern abwärts fließt, und am liebsten zu hohlen Kanälen zusammenströmt: so pflegt sich auch der

feurige Stoff des Blitzes gern abwärts zu senken, und am liebsten wählt er, um in die Erde geleitet zu werden, hervorragende Spitzen, Ecken, Zweige, und noch lieber sucht er ein hoch in der Luft befindliches Metall auf, von wo er weiter herabspringt.

Und wie der Mensch, durch seine Erfahrungen belehrt, endlich den Bächen und Flüssen ein tieferes Bett gegraben und festere Ufer gebaut, damit sie schneller ablaufen, und beim Anschwellen nicht überströmen, und Wiesen, Felder, Wohnungen und Ställe mit der Gewalt der Wellen hinwegschwemmen: so hat er — denn dazu verlieh ihm Gott die Vernunft — zu seiner Erhaltung auch Mittel gefunden, die über seinem Haupte schwebenden Blitze auf unschädlichen und gefahrlosen Wegen in die Erde zu führen. Er befestigt an seines Hauses Gipfel die eherne Spitze, welche den Blitz einsaugt, und an zusammenhängenden Gliedern einer metallenen Kette oder eines Drahtes in den Erdboden führt. Dies ist allerdings ein der Vernunft des Menschen ehrenvolles, ein der Gottheit wohlgefälliges Mittel, unser Eigenthum in den Stürmen der Natur und gegen die Kraft des vom Himmel fallenden Feuers zu bewahren.

Umsonst sucht das abergläubige Vorurtheil der unwissenden Menschen gegen die nützliche Anwendung der uns von Gott zu unserm Schutze dargebotenen Hilfsmittel zu eifern; umsonst wendet es ein: Gottes Macht ist größer denn menschliche, und sie kann dich unter hundert von dir aufgepflanzten Schutzmitteln treffen. — Dennoch retteten diese Schutzmittel schon unzählige Male. Sie sind uns durch Gottes Hand gegeben, darum ist es Pflicht, sie anzuwenden. So gab auch er uns Pflanzen, deren Säfte für uns ein Gegengift werden wider das in den Lüften verbreitete Gift von Krankheiten; so gab er uns Mittel, uns gegen die tödtlichen Wirkungen des Frostes oder der Sonnengluth zu bewahren.

Lasset uns Gottes Weisheit in den Werken seiner Schöpfungen täglich genauer erforschen, so werden wir selbst weiser und dadurch auch glückseliger werden. Verbannet durch grenzenloses Vertrauen auf die Liebe des himmlischen Vaters alle abergläubige Furcht — Gott ist nur Liebe, nie Haß; gibt nur Liebe, nie Zorn; will nur Liebe, nie Furcht.

Und so erziehet und belehret, fern von abergläubigen Vorurtheilen, eure Kinder in der Liebe zu Gott. Gewöhnet sie von früher Jugend auf, auch in den furchtbarsten Erscheinungen der Natur, die Gnade des Allbarmherzigen, des Allen Helfenden zu sehen. Vermeidet, ihnen ihre natürliche, kindliche Furchtsamkeit durch die Aeußerungen einer unchristlichen Aengstlichkeit zu vermehren. Denn solche Eindrücke, welche ihr dem zarten Gemüth der Jugend machet, sind im spätern Alter, oft auch bei den vernünftigsten Ueberzeugungen, bei den besten Vorsätzen nicht wieder auszutilgen, und bleiben Urheber mancher bangen Lebensstunden,

die besser zur Verherrlichung und Anbetung des Erhabenen voller Majestät und Huld benutzt worden wären.

Ja, mit David, wie er sang, will auch ich beim Bewundern der Schöpfungspracht rufen: Der Herr ist König, deß freue sich das Erdreich, und seien fröhlich die Inseln, so viel ihrer sind! — Wolken und Dunkel ist um ihn her. Gerechtigkeit und Gericht ist seines Stuhles Festung. Feuer geht vor ihm her und zündet an umher seine Feinde. Seine Blitze leuchten auf den Erdboden; das Erdreich siehet und erschrickt. Berge zerschmelzen, wie Wachs, vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens! — (Ps. 97, 1 — 5.)

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhält;
Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt.
O Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins, vom Menschen bis zum Thier;
Du würdigst alle Deiner Sorgen,
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein;
Dir, Gott, ist nichts zu groß, zu klein.

Mit frommem, freudigem Gemüthe
Erheb' ich, Gott voll Gnade, Dich!
Wie herrlich ist doch Deine Güte,
Wie liebst Du uns so väterlich!
Uns, die wir ohne Furcht und Grau'n
Dem Schatten Deiner Flügel trau'n.

Mit Deinem reichsten Ueberflusse
Erfüllst Du diese Welt, Dein Haus.
Du theilst ihn, Allen zum Genusse,
So väterlich, so reichlich aus!
Und jedes Lebens Quelle fließt
Aus Dir, der Du das Leben bist.

66.

Das Gewitter.

Psalm 29.

Gottes Nähe! Gottes Nähe!
Quell der stillsten Wonne mir,
Wie wenn Dich mein Auge sähe,
Eilt die Seele hin zu Dir.
Dir, der Tag und Nächte sendet,
Freuden ausströmt, Unglück wendet,
Vater, der bei Tag und Nacht
Ueber Wurm und Engel wacht;

Dir, der in des Donners Stimmen,
In der Blitze Pracht erscheint,
Und erscheint, wo Sterne schwimmen,
Und wo Staub mit Staub sich eint;
Dessen Näh' ich im Gewühle
Meines Schicksals immer fühle:
Dir, mein Gott, will ich mich nah'n,
Ueberall Dich, Herr, umfah'n!

In doppelter Natur wandelt der Mensch auf Erden; — in irdischer, sinnlicher, fleischlicher Natur, und in himmlischer oder geistiger.

Das Fleischliche neigt sich herab zur Erde, von der es gekommen; das Geistige sehnt sich zum Himmel empor, von dem es stammet.

In der Todesstunde kehrt das Irdische an uns zum Staube, der Geist zum Ewigen zurück.

Der fleischliche, das heißt, der sinnlich gesinnte Mensch lebt nur im Sinnlichen, nur für das Irdische; er lebt nur für das, was der Vergänglichkeit und dem Tode gehört. Der geistige Mensch aber lebt im Geist, das heißt, er handelt göttlich, oder nach Gottes Willen; er lebt für das wahre Leben und den Frieden. (Röm. 8, 6.)

Im Fleische leben heißt, nur überall das Irdische sehen; nur der Sinnlichkeit fröhnen; in andern Menschen nur auf ihren irdischen Werth achten, nur ihren Reichthum, ihren Stand, die Häßlichkeit oder Schönheit ihrer Gestalt, ihre Geschicklichkeit ins Auge fassen. Der fleischlich gesinnte Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nur das Irdische, die todte Natur, das Vergängliche, was seine Augen, Ohren und übrigen Sinne erfreut.

Im Geiste leben heißt, überall nur das Göttliche wahrnehmen; nur mit dem Göttlichen umgehen; nur die Seelengröße und Seelenschönheit der Mitmenschen aufsuchen und lieben; mit ihnen sich nur als mit sittlichen Wesen einlassen, und in ihnen die höhere Natur achten. Der geistige Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nicht bloß das Ange=

nehme, Nützliche, das Große und das Schöne! — nein, er findet in dem ewigen, wundervollen Spiel der Natur eine Selbstoffenbarung Gottes für den menschlichen Geist. Er empfindet überall die Gegenwart des Unendlichen, die Nähe Gottes. Er ist Geist, und steht nur vorzüglich mit dem Geistigen der Welt im Bund und Verkehr.

Ach, warum ist meine Sprache zu arm, meine Zunge zu schwach, die Erhabenheit und den Werth des geistigen Lebens zu schildern, welches, wie Jesus Christus, sein Nachfolger, der wahre Christ, führt! — Nur wer vom Geiste ist, versteht meine Worte. Der Irdische, dem nie andere Wollust lächelte, als Sinnenkitzel, der nie andere Schmerzen fühlte, als irdische, versteht mich nicht, und spottet meiner. Für ihn ist nur ein buntes Reich der Körper, keine geistige Welt; für ihn ist nur zwischen Wiege und Sarg ein Traum, kein ewiges, zusammenhängendes Sein. Er empfindet, gleich dem Thiere, nur die Lust und den Schmerz, und nichts weiter; — er empfindet nicht überall und immer Gottes Nähe, und daß wir in dem Heiligen, Ewigen, Unsichtbaren leben, weben und sind.

Wenn aber ein mächtiges, fremdes Verhängniß über ihn ergeht, oder eine große Erscheinung aus der Schöpfung sein irres Gemüth ergreift, und er schaudernd vor der Erhabenheit solcher Ereignisse zusammensinkt, fühlt er nur die Lust oder den Schmerz derselben, nur höchstens ein flüchtiges, frohes Aufwallen seiner Empfindungen, oder ein knechtisches Zittern vor der Hand des Allmächtigen.

Du hast sie empfunden, die göttliche Nähe, oft und mannigfaltig empfunden — warum erlosch dein besseres Gefühl so bald wieder im Schlamme der Sinnlichkeit? — warum hieltest du den bessern Menschen, das geistige Leben in dir, nicht fest?

Wurdest du noch nie durch eine außerordentliche Begebenheit überrascht, die dich mit Entzücken erfüllte, und die stumme Thräne der Freude in dein Auge rief? — Gedenkest du noch der feierlichen Stimmung deines Gemüthes in jenen seltenen Lebensstunden, und wie du selbst ein höherer, verklärterer Mensch zu sein schienst? — Erinnerst du dich noch, wie damals die Welt mit all ihrer irdischen Herrlichkeit in deinen Entzückungen unterging, und deine Seele von den Ahnungen der Ewigkeit und der göttlichen Macht selig zitterte? — Dies war einer der heiligern Augenblicke deines Lebens, — dies war ein Sonnenblick in deinem geistigen Leben — da empfandest du die göttliche Nähe.

Hat dich, o Sterblicher, noch nie des Todes schwarzer Flügel stärker umrauscht? — Schwanktest du noch niemals in Todesgefahren an den Schwellen der Ewigkeit hoffnungslos? Wenn dann auf dem peinlichen Krankenlager, oder auf dem Schlachtfelde, oder in feindlicher Plünderung, oder von mörderischen Kugeln und Schwertern bedroht, du auf=

hörtest dir selbst zu sein, und du dich nur in der Hand der Allmacht fühltest — wenn du zwischen Sein und Nichtsein in dumpfer Betäubung hinrangst, und die Welt, mit Allem, was sie hat, nichts ward, dein Blick aber auf das Jenseits sah — — wenn dann dich eine fremde Gewalt, eine höhere Macht plötzlich rettete, dich deinen Geliebten auf Erden noch einmal zurückgab, und du tiefern, frohern Athem nach der Gefahr einsogst — wie war dir? Mit welchen großen Empfindungen war deine Brust bewegt? Wie ganz anders erschien dir nun die Welt um dich her? — Da hast du den erhabenen Lenker deiner Schicksale geahnet; da hast du seine göttliche Nähe gefühlt. Wie, und warum sankst du in dein niedriges, bloß irdisches Treiben wieder zurück? Warum erneutest du die Seligkeit des geistigen Lebens nicht öfter in dir?

Wenn im wunderbaren Glanze eines Frühlingsmorgens die weite Landschaft mit ihren strahlenden Blüthen, mit ihren Gebirgen und Wäldern um uns her schwimmt, wie ein himmlisches Traumbild; wenn in den goldenen Furchen des Stromes und in den Thautropfen der Halme der gebrochene Sonnenstrahl flammt, Nebelsäulen aus dem Thale wie Dankopfer vom Altar der Erde zum Himmel steigen, und der Wurm im duftenden Grase zirpt, und die Lerche hoch zu den Wolken ihr Jubellied trägt — ergriff dich da nicht ein fremdes Gefühl, eine heilige Wollust, wie du nie in den Lustbarkeiten der Menschen, nie im Kreise ihrer Kunstwerke empfunden? — Dies war ein Strahl des geistigen Lebens in dein vom Irdischen befangenes Gemüth! — Du empfandest für einen Augenblick heller die göttliche Nähe.

Oder wenn du einsam in wolkenloser Winternacht den Blick neugierig über die schlafende Welt hinauswarfst, und sahst die athemlose Natur unter dem Leichentuch von Schnee, und Städte und Dörfer wie ausgestorben, — und der Menschen gedachtest, wie sie still schlummerten unweit der Gräber der früher Entschlafenen; — wenn dein Blick sich schaudernd von dem Bilde solcher entseelten Welt wegwandte zum Himmel, und du droben in den flammenden Kränzen und Reihen der Gestirne ein neues, stilles, wunderbar heiliges Leben erblicktest; wenn dir aus unermeßbaren Fernen des Weltalls die Miriaden Sonnen, jetzt nur zitternden Funken gleich, ihr freundliches Licht entgegengossen; wenn dich das Gefühl deiner Nichtigkeit und der Größe und Herrlichkeit des Weltgebäudes gewaltig erschütterte, und du unter diesen majestätischen Umgebungen versinkend nach dem Einzigen griffst, der da ist der Ewige und Unveränderlich-Große: — damals, o Sterblicher, durchdrang dich göttliche Nähe und lebtest du einen Augenblick geistigen Lebens.

Von allen Einrichtungen der göttlichen Schöpfung aber ruft keine so oft und so machtvoll die Erinnerungen an den Allgewaltigen in das

menschliche Gemüth, als das Ungewitter. Aber wie verschieden wird diese große wohlthätige Erscheinung von den Menschen aufgenommen, empfunden und beurtheilt! Wie ganz verschiedene Wirkungen bringt sie in den Herzen hervor! — Der geistige Mensch sieht Gott, der sinnliche Mensch nur sich und seine kleine Habe in dem prachtvollen, scheinbaren Aufruhr der Natur. Der geistige Mensch fühlt sich froher in dem sichern Arm seines ewigen Vaters; der sinnliche Mensch zittert nur für seinen Leib, für sein Haus, für sein Vermögen, welches ein Hagel zu zerschmettern droht. Der geistige Mensch erkennt im Sturm des Gewitters, wie im Hauch einer Abendluft, welche um Blumen spielt, Gottes Nähe, Gottes Liebe; der fleischlich gesinnte Mensch erschrickt und bebt knechtisch vor des Allmächtigen Donner. Der geistige Mensch fühlt auch nach dem Gewitter den Gottes=Frieden, und seine Seele preiset die unendliche Güte; der sinnliche Mensch erneuert sein altes Leben, fährt in seinem sündlichen Thun fort, und vergißt Gottes durch Jesum geoffenbarten Willen eben so bald, als er meint, daß die Gefahr vorübergegangen sei.

Ich will bei deiner Betrachtung verweilen, majestätisches Schauspiel in der Schöpfung, furchtbar prächtiges Gewitter, welches wie ein Zeuge Gottes über den verstummenden Erdball wandert, und ihn erquickt, und Menschen und Thiere mit gesündern Lüften nährt.

Siehe, die Pflanzen haben schmachtend ihr welkes Haupt gesenkt; die Thiere lechzen im heißen Sonnenstrahl; die Erde spaltet sich und dürstet nach Regen, um die Wurzeln der Kräuter und Blumen und Bäume zu tränken. Die Thiere schleichen ermattet, und der Mensch geht erschlafft umher durch die glühende Luft.

Gott winkt, einzelne Wolken sammeln sich am Himmel. Sie wachsen und schwellen; Niemand sieht, woher sie ihre Größe nehmen. Gleich schwimmenden Gebirgen lagern sie sich am Himmel hin, und in ihrem Schooße bereitet eine unsichtbare Gewalt den Segen des Erdballs. Jene ungeheuern Lasten und Ströme befruchtenden Regens, fähig Ströme emporzuschwellen, die festesten Dämme zu sprengen und ganze Thäler zu überschwemmen, schweben leicht und festgebannt in den Gewölken des Himmels, wie eine Feder auf der Luft schwimmt. Unerforschliches Wunder Gottes! Ein Ozean schwebt über meinem Haupt ohne alle Schwere, und die Luft, welche sonst keinen Tropfen Wassers aufhalten kann, trägt ein ganzes Meer!

Immer finsterer wird der Himmel. In feierlicher Ruhe wartet der Erdball. Die Thiere des Waldes verbergen sich schüchtern in ihren Höhlen. Einzelne Vögel schwärmen weißglänzend unter den dunkeln Gewölken; sie sehnen sich der allgemeinen nahen Erquickung entgegen, die Gott sendet.

Ein leichter Wirbelwind zieht über die Straßen und Hütten der Men=

schen hinweg, und führt Säulen aufsteigenden Staubes vorüber. Er ist der Bote des kommenden Gewitters. Schon rauscht das Laub der Bäume von einzeln fallenden Tropfen des Regens; schon rauscht ein dumpfer Wiederhall des fernen Donners um unser Ohr. Ein Sturmwind erschüttert den Wald; ein dunkler Regen strömt über die Landschaft; ein Feuerstrom zerreißt die Wolken, und der Donner bezeugt Gottes Herrlichkeit und ewige Macht. — Dem Christen pocht das freudige Herz, und seine Zunge stammelt in dem furchtbar schönen Naturgesang des Donners und der Stürme: „O wie groß, wie groß ist Gott!" — Der bleiche Sünder bebt und fragt: „Ist die Stunde meines Gerichts vorhanden?" — Der Gottesläugner sieht unter sich die zitternde Erde, über sich die Wolken, die wunderbar in ihrem Schooße Feuerflammen und Wasserströme nähren können, und spricht zwischen den fallenden Blitzen: „Ja, es ist ein Gott!"

Der wahre Christ ist im Gewitter und während des Kampfes aller Elemente in seiner Gemüthsruhe unverändert. Er lebt in Gottesverehrung. Er kennt die Güte und Weisheit seines himmlischen Vaters; er preiset sie nur lauter. Er ist voll innigen Vertrauens auf die himmlische, Alles leitende Vorsehung. Er zittert nicht für sein Leben; dies und alles Andere ist ja in Gottes Hand. Um uns zu tödten, bedarf es wahrlich nicht eines Aufruhrs der ganzen Natur. Ein Tropfen Bluts, der in unsern Adern stockt, eine kleine zarte Fiber, die in unserm Körperbau zerreißt, ist hinlänglich, uns zu den Todten zu führen.

Die Furcht des Menschen bei Gewittern ist mehr oder weniger eine Folge seiner Kleinmüthigkeit, seines schwachen Glaubens an die göttliche Vorsehung, seiner unchristlichen Vorstellungen, die er sich von Gott selbst und den göttlichen Absichten in der Schöpfung macht.

Zwar kann auf die empfindsamen Nerven mancher Menschen die Gewitterluft solchen Einfluß haben, daß daraus eine unwillkürliche Bangigkeit in ihnen entsteht. Allein dies unangenehme körperliche Gefühl kann durch festen Willen, durch deutliche Vorstellungen von der Gefahrlosigkeit der Gewitter, überwunden werden; durch die Ueberzeugung und Erfahrung, daß von vielen tausend fallenden Blitzen kaum einer zum Nachtheil des Menschen niederfährt; daß die Gefahr des Blitzes eben so gut durch Sicherheitsmaßregeln verhütet wird, als man sich vor Feuers- und Wassersnoth oder andern Gefahren durch Klugheit und Gebrauch des dazu von Gott gegebenen Verstandes verwahren kann; daß ein Metallstab, der vom Gipfel unserer Wohnung bis zur Erde niedergeht, den stärksten Blitz gleichsam eintrinkt und unschädlich für das Haus macht, welches uns beherbergt. Zur Selbstberuhigung solcher Menschen beim herrlichen Schauspiel des Gewitters ist allerdings Pflicht, daß sie jene Sicherheitsmaßregeln anwenden, und Gebrauch von der Kraft machen, die Gott dem

Metall ertheilte, uns vor der zerstörenden Gewalt des Blitzes zu bewahren. Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft des Wassers, um die Flammen zu löschen, daß sie nicht unser Haus verzehren? Machen wir nicht Gebrauch von der Kunst des Schwimmens, um unser Leben zu retten, wenn wir in die Wellen eines Flusses stürzten? Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft wohlthätiger Kräuter gegen Krankheiten, die uns zu tödten drohen? — Gott, Du gabst mir Einsicht und Verstand, daß ich zu meiner Erhaltung Deine Geschenke gebrauchen sollte; frevelvolle Thorheit ist es, Deine Gaben, Deine Geschenke zu verschmähen; keinen Gebrauch von meinem Verstande zu machen, sondern Dich gleichsam zu versuchen, indem ich für meine Erhaltung beständige Wunderthaten von Dir fordern und erwarten sollte!

Ueberhaupt ist leider niemals unchristlicher Aberglaube lebhafter, als bei Gewittern; niemals zeigen die Sterblichen unwürdigere Vorstellungen von Gott, als wenn er sich am erhabensten, am wohlthätigsten durch die Erscheinungen in seiner Schöpfung beweiset. — O wie tief liegt noch ein großer Theil des menschlichen Geschlechts unter seiner eigenen Würde!

Da gehen sie hin, die Beklagenswürdigen, prangen mit dem Christennamen, den sie alltäglich mit Sünden entweihen. Sie leben, als wäre kein Gott, gleich Thieren in dumpfer Vernunftlosigkeit. Sie prahlen mit Religion, mit Jesu Erlösertod; aber in ihnen ist keine Religion, kein Nachfolgen Jesu. Ihre Tage sind mit Haß, Betrug, Wollust, Ehrgeiz, Ehebruch, Verleumdung und andern schändlichen Neigungen befleckt. Aber in der Gewitterstunde eilen sie zu ängstlichem Beten und Singen; in der Gewitterstunde thun sie Buße und Gelübde, um nach ihrer beschränkten Vorstellung Gottes Zorn von sich abzuwenden. — Da tönt von den Thürmen das Zeichen mit den Glocken, um Gott im Gebet anzurufen, den Sturm zu beschwören, daß er die Hagelwolke von den Feldern entferne.

Gott, der Allerheiligste, wird von keinen menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften entehrt; Zorn aber ist Schwachheit, ist Sünde. Gott, der die ewige Liebe ist, zürnt nicht; er sündigt nicht. Selbst die heilige Schrift bedient sich dieses Ausdruckes nur selten, und nur um menschlicher Weise zu reden zu Menschen, der Schwachheit ihres Fleisches willen. (Röm. 6, 19.)

Euer Gebet bei unheiligem Lebenswandel, eure Buße bei schlechten Thaten, eure Religion bei Nichtbefolgung der Lehren Jesu, sind vor Gott nicht angenehm. Euer von Furcht erpreßtes Gebet und Singen versöhnt euch nicht mit dem Himmel. Ihr seid, von denen die Schrift sagt: ein tönend Erz, eine klingende Schelle. Nicht das leere Getöse eurer Glocken und eurer Zungen, sondern euer Herz fordert Gott; und ihr gebet ihm

euer Herz nur durch Werke der Liebe, der Güte und Eintracht, durch edle, rechtschaffene Thaten gegen die Mitmenschen.

Und wenn ihr Gott liebet, so wird keine Furcht, sondern heiliges Vertrauen in euch wohnen. Wenn ihr Theil habet an Jesu: so habet ihr nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch fürchten müßtet, sondern ihr habet einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! (Röm. 8, 15.)

Gott zürnet nicht; aber ihr selbst seid euer Zorn; ihr selbst seid eure Verdammer durch Unheiligkeit im Lebenswandel. Ihr fliehet ihn durch euer sündenvolles Thun, durch eure bösen Begierden. Die Liebe ist nicht in euch; darum seid ihr nicht in Gott.

Dies ist der Unterschied zwischen dem geistigen und fleischlich gesinnten Menschen. — Das Gewitter zieht vorüber; der irdisch gesinnte, irreligiöse Mensch vergißt der ausgestandenen Angst, vergißt seiner Gebete, seiner Gelübde, geht hin, und kann wieder hassen, verfolgen, verleumden, betrügen, verführen, sich dem Trunk ergeben und dem Spiel und jeder lasterhaften Begierde. — Der geistige Mensch, der ächte Christ, bleibt liebend Gott getreu. Er sah in den Stürmen des Gewitters Gottes Majestät, wie er sie in dem wundervollen Bau jeder Blume erkennt, welche die Erde trägt. Wer in Gott lebt und handelt, bewahrt ein freudiges Gemüth, und würde die Welt vergehen, oder ein Erdbeben ihn und Tausende begraben.

Abba! lieber Vater! mit kindlich liebendem Geist blicke ich empor zu Dir. Ich will Dich nicht verlassen; Du verlässest mich nicht! — Der Donner rollt, seine Stimme verkündet Deine Herrlichkeit, und in den Strahlen des Blitzes leuchtet Deine Pracht. Dich preisen die Sturmwinde, Dich preiset der erquickende Regenstrom, der von den Höhen des Himmels rauscht. Offenbart in meinem Gemüth durch Jesum, sehe ich Dich in den Wundern der Schöpfung in neuer Offenbarung wieder. Ueberall finde ich Dich. In Allem will ich Dich lieben. Denn Alles, was geschieht, ist zu meinem Wohlergehen. Alles predigt mir Deine unendliche Liebe — ach, so predige auch mein Thun und Lassen, mein Empfinden und Denken Dich, nur Dich, und meine Liebe zu Dir. Amen.

67.

Der Komet.

Ps. 8, 4. 5.

Was der Allschöpfer schaffen wollte,
Was in dem Weltall werden sollte,
Sah er in seiner Möglichkeit.
Er sah's, als ob's erschaffen wäre;
Sah jede Welt, sah ihre Heere,
Und jeden Geist, den er erfreut!
Allwissend war der Herr!
Allmächtig war der Herr!
Gut und heilig!
Auch ohne Reich
Bedurft' er euch,
Ihr Welten, nicht zur Seligkeit.

Und Gott erschuf, uns zu beglücken,
Euch, Erd' und Himmel; euch zu schmücken
Floß über euch sein Licht herab!
Ihnen sich zu offenbaren
Erschuf er Geister. Zahllos waren
Die, denen er die Welten gab.
Nun hat der Herr ein Reich,
Noch immer selbst sich gleich,
Unaussprechlich!
Und die Natur
Verkündet nur,
Was er vor allen Welten war.

Schon Manche von uns waren Zeugen eines der prachtvollsten Schauspiele am gestirnten Himmel. Ein fremder Stern glänzte mit wunderbarer Herrlichkeit über die Welt hin, und mit Erstaunen, Entzücken und Grauen sahen die Bewohner des Erdballs hinauf zu dem strahlenden, nie gesehenen Lichte, welches aus unbekannten Fernen des endlosen Weltalls daherflog, und wieder dahin verschwand.

In stillen Abendstunden, wenn die wohlthätige Nacht Alles verschleierte, und über uns die Herrlichkeit des ewigen Sternenreichs schimmerte, erhob sich dann das Auge des Weisen mit Bewunderung und Ehrfurcht zum Anblick des fremden Gestirns, und er fragte leise: Aus welcher Gegend der unendlichen Schöpfung, o Komet, schwammst du durch alle Himmel nieder zu uns? O wie erhabenere Geister, als uns, mag auf Weltkörpern, die wir nie, auch nicht einmal als matte Sterne kennen, dein Licht begrüßt haben! Wohin eilst du nun wieder, großes, das unermeßliche Weltall durchschiffendes Gestirn? Wenn dich denkende Wesen bewohnen, mit welchem Entzücken mögen sie die Offenbarungen Gottes auf der wun=

derbaren Reise durch die mit Sternen und Flammen besäeten Himmelsfluren anstaunen! O wie unendlich größer erscheint und verkündet sich auf ihnen die Allmacht des Schöpfers!

So dachte der Weise, und seine Seele sank voller Andacht und Demuth nieder in den Staub, und betete die Majestät des Unendlichen, des Unbegreiflichen an: Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du, o mein Gott, bereitet hast: was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß Du Dich seiner annimmst?

Aber mit Trauern hörte man schon blödsinnige Urtheile und Besorgnisse wegen Erscheinung eines Kometen. Viele blickten hinauf, ohne mehr dabei zu empfinden, als ein dumpfes, gedankenloses Staunen, wie sie bei jeder ungewohnten Erscheinung zu empfinden pflegen. Kaum mochte ihre träge Neugier erweckt werden, über die Natur und Einrichtung der himmlischen Ordnungen weiter nachzuforschen. Mit Leichtsinn oder stumpfer Gleichgültigkeit gingen sie vorüber, wie das Thier an der prachtvollsten Blüthe des Feldes. Das ganze flammende Weltgestirn dort oben war nicht fähig, einen erhabenen Gedanken in ihrem Geiste zu entzünden, oder ihre Seele näher zur Betrachtung und Verehrung Gottes zu ziehen. Umsonst entfaltete ihnen der Schöpfer eines der neuen Wunder seiner Schöpfung: sie gingen dahin; ihr Blick haftete lieber am Staub der Erde, an Kleinigkeiten ihrer Ergötzungen. Sie waren es, von denen die heilige Schrift sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht."

Dies ist der betrübende Beweis, wie wenig noch viele Menschen gewohnt sind, bei dem, was sie wahrnehmen, zu denken; wie gering ihnen auch das Wichtigste ist, wenn es nicht zur Pflege ihres Leibes, zum Kitzel ihres Gaumens, zur Unterhaltung ihrer leidenschaftlichen Spielereien gehört. Was wollen sie von der Gottheit, da sie nicht darauf achten wollen, wenn sie zu ihnen spricht? Welche Offenbarungen fordern sie, wenn sie unbekümmert an den herrlichsten vorübergehen, und das Weltall, und die Unendlichkeit, und die Allmacht ihnen zur Nebensache wird bei ihrem Broderwerb für den Augenblick, bei ihren Spieltischen und Trinkgelagen, bei ihren Lustbarkeiten und Gastmählern? — Wohl eilen sie hinein in die engen, dumpfen Mauern ihrer von Menschenhänden gebauten Kirchen, und glauben da mit Gebeten ihrem Gott ein Genüge zu thun — aber in der großen Kirche der Schöpfung, deren Teppich der weite, blühende Erdball, deren Altäre die Gebirge, deren Höhen das Firmament voll flammender Welten sind, erhebt nichts ihr Gemüth. Dies ist die Folge der mangelhaften Erziehung des Geistes in unsern Kindern. Diese Beklagenswürdigen werden mit vieler Kunst zu sinnreichen Thieren gebildet, welche sich mit der Zeit durch allerlei erlernte

Uebungen ihre Nahrung verschaffen können; sie werden zu friedfertigen Einwohnern eines engen, kleinen Schutthügels, Stadt oder Dorf geheißen, erzogen, aber nicht als Geister zu Genossen des großen Reichs der Geister, dem sie ursprünglich angehören; nicht als Bürger und Einsassen des Weltalls, in welchem sie Glieder sind; nicht als Söhne und Töchter des Ewigen, der in seiner Majestät sie umschwebt, und der Vater unser Aller ist. Daher der trübe Quell so vieler Gemeinheit, Schlechtigkeit und Selbstsucht der Gemüther! Daher die Quelle so vielen Uebels im menschlichen Leben, worüber man sich beklagt, oft frech genug die göttliche Welteinrichtung selbst anklagt, inzwischen Niemand als der zum Schlamm und Staub des kurzen Erdenlebens niedergedrückte Mensch selbst daran schuldig ist. Daher das Unvermögen des früh verdorbenen, verwahrloseten Geistes so vieler Tausende, sich über sich selbst und das Irdische zu erheben, und in den ewigen Gütern, in Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit und Selbstbildung das höchste Gut zu suchen!

Nicht minder Zeuge von der Verwahrlosung und Unwissenheit der Menschen, selbst in Ländern, welche sich weiser Anstalten und Regenten rühmen wollen, ist die noch immer bei Kometerscheinungen herrschende Furcht und Besorgniß. Zwar ist dies Vorurtheil nicht mehr in solchem Maße herrschend unter den Völkern, wie vor hundert und mehr Jahren, aber dennoch, besonders unter den Landleuten, immer noch ausgebreitet genug. Der Aberglaube dieser Unwissenden ängstigt sich mit eben so schrecklichen als thörichten Weissagungen. Er sieht in dem glanzreichen Gestirn, welches zur Verherrlichung des Schöpfers durch unsern Gesichtskreis schwebt, nicht die Güte und Größe des Allliebenden, des Allweisen, zu dem uns Jesus, wie zu einem Vater, beten lehrte, sondern eine Zornruthe der Unbarmherzigkeit, eine Drohung des Furchtbaren, eine Ankündigung entsetzlicher Strafgerichte über Schuldige und Unschuldige.

Ich möchte die Furcht dieser Unwissenden nicht verspotten — nur beklagen. Sie kennen ihren Gott, ihren Vater nicht! Ach, sie kennen den nicht, der sich auch ihnen als den Liebevollen offenbart, und deuten das auf kindisch böse Art, was er als Regent des Weltalls zum Heil desselben thut. Aber diese Tausende sind unschuldig an ihrem unheiligen, der Lehre Jesu wiederstrebenden Irrthum. Ihre eigenen Lehrer, ihre Seelsorger und Schriftgelehrten sind schuldig, welche sie, aus übel verstandenem Eifer, wohl gar in der Unwahrheit und Furcht bestärken, oder mit frevelhaftem Leichtsinn sie keines Bessern belehren, ihnen keine würdigere Vorstellung von Gott geben wollen. Ihre Obrigkeiten sind schuldig, welche wohl gar die Abergläubigen und Unwissenden zu Gegenständen ihres Witzes machen, sich über deren unnütze Angst belustigen, aber keineswegs ihrer Pflicht eingedenk sind, durch bessere Einrichtung des

öffentlichen Unterrichts und der Schulen die Wahrheit zu befördern und das Reich derselben, welches das Reich Gottes ist, zu verbreiten. Sie sind schuldig, und vor dem Richter aller Thaten verantwortlich, welche aus schnödem Eigennutz, aus Dünkel und Stolz, besser geboren zu sein, die Mitmenschen von sogenannter geringer Herkunft gern und geflissentlich im angestammten Irrthum und im Finstern verbleiben lassen wollen. Welche Herkunft ist denn vor Gott edler oder unedler? Stammen nicht alle unsere Geister von dem heiligen Urgeist? Welches Recht haben wir, den Beruf, welchen Gott allen Geistern gab, ändern und bessern zu wollen? welches Recht, die wir uns Christen nennen, das Werk und den Zweck Jesu Christi, des Weltheilandes, in unsern Brüdern zu zerstören, der in die Welt kam, die Herrschaft der Finsterniß zu enden, und durch das Licht seines Wortes, durch würdigere Darstellung und Erkenntniß des Allerhöchsten unser Aller Verstand zu erleuchten, unser Aller Gemüth zu veredeln, uns Alle zu Gott, seinem Vater, zu führen?

Schauderhaft mögen die Verbrechen sein, die von Frevlern am Eigenthum, an der Gesundheit der Menschen ausgeübt werden; — am schauderhaftesten aber sind die Verbrechen, welche ungestraft an dem Adel und Leben des menschlichen Geistes begangen werden. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten!

Doch hinweg den Blick von diesem Gewühl niedriger Absichten, Leidenschaften und trauriger Irrthümer. Auch jenen Verwahrloseten wird Hilfe werden, und denen, die im Finstern wandeln, wird ein Tag besserer Erleuchtung anbrechen. Sehen wir nicht, wie durch Gottes Fügung täglich weise, verdienstvolle Männer aufstehen, welche sich jener Verlassenen freudig annehmen? wie Gott das Herz edler Fürsten und Obrigkeiten lenkt, daß sie schönere Anstalten gründen, um die versäumten Geisteskräfte ihres Volkes auszubilden, die Macht des Aberglaubens zu brechen und die seelentödtenden Vorurtheile auszurotten?

Erhebe du dich aber, o mein Geist, auf den Flügeln stiller Andacht zur Bewunderung und Anbetung deines Gottes, dessen Macht und Liebe auch der flammende Irrstern predigt, der aus unendlichen Fernen kam und in unendliche Fernen zurückeilte!

Alle Sonnen des Himmels haben ihre feste, von Ewigkeit her durch den Wink der Allmacht wohlgeordnete Bahn. Um jeden der festen Sterne oder Sonnen am Firmament bewegen sich, wie der Mond um die Erde, andere ungeheure Welten, Planeten geheißen, die von ihren Sonnen Licht und Wärme empfangen. Ein solcher Wandelstern ist auch die Erdenwelt, auf der ich jetzt für den kurzen Zeitraum einiger Jahre oder Jahrzehende wohnen muß. Mein Geist ward mit der Asche dieses Wandelsterns bekleidet; aber einst fällt die Asche aufgelöset zu ihrem Ursprung zurück; der göttliche Funke, Seele, schwingt sich neuen Verbindungen,

neuen Welten entgegen! Und um die Erde wälzt sich, von der Sonne angeleuchtet, ihre treue Gefährtin, die Mondenwelt; andere Monde rollen, unsern bloßen Augen unsichtbar, doch durch Fernrohre kenntlich, um andere Sterne, die da Erden sind, wie der Weltball, auf dem wir athmen.

Welche Unendlichkeit von Macht und Herrlichkeit, welch eine Tiefe des Reichthums! Wie klein wird in solchem Unermeßlichen das Staubkorn, welches ich bewohne! wie nichtig klein das Wenige, welches ich hienieden meinen Reichthum, meine Habe nenne!

Und wie alle Sonnen, Erden und Monde des göttlichen Weltalls, haben auch die Kometen ihre von Ewigkeit her angeordnete Bahnen. Aber ihr Lauf scheint sich durch fast endlose Räume und um mehrere Sonnen zu schwingen. Wohl reichte das menschliche Leben endlich hin, die Umlaufszeiten der Erden und Monde zu berechnen, welche ihre Beleuchtung von unserer Sonne genießen; allein die Umlaufszeiten der Kometen weiß noch Niemand mit Gewißheit; denn dazu sind tausendjährige Beobachtungen vonnöthen; auch ist ihre Zahl sehr groß, und man hat ihrer schon gegen hundert bemerkt und aufgezeichnet, die sich unserer Erde nähern. Zuweilen prangten ihrer zwei zu gleicher Zeit am Firmament; zuweilen verfloß ein halbes Jahrhundert, da kaum einer gesehen wurde; zuweilen glänzten sie nur wenige Tage, zuweilen durch die Hälfte eines Jahres. Nur erst einen einzigen Kometen haben die Sternkundigen so anhaltend beobachtet, daß sie mit ziemlicher Gewißheit seine Wiederkunft anzeigen können. Er scheint seinen Umlauf durch die Himmel in einem Zeitraum von ungefähr sechsundsiebenzig Jahren zu machen.

Diese Irrsterne sind uns ihrer Natur nach sehr unbekannt; doch scheinen sie auch ihr Licht von andern Sonnen zu erborgen. Man sah im Jahr 1744 einen Kometen, der nur zur Hälfte erleuchtet ward, wie der Mond in seinen Vierteln; andere, die viel hellglänzender wurden, wenn sie aus der Nähe der Sonne zurückkamen und sich wieder von ihr entfernten.

Auch in Rücksicht ihrer Größe findet unter diesen Gestirnen eine eben so große Mannigfaltigkeit statt, wie in allen Werken des Schöpfers. Einige sind so klein, daß sie obwohl sie unserer Erde ziemlich nahe stehen, dennoch mit bloßem Auge kaum, oft gar nicht gesehen werden können. Andere hingegen schimmern in der Pracht eines Mondes. Einige sind von einem glänzenden Dunst kreisförmig, wie von einem Wäldchen, umschwebt; andere strecken einen flammenden Schweif über die Hälfte des ganzen Himmelsgewölbes aus.

Woraus der wunderbare Lichtschweif der Kometen bestehen möge, ist uns unerforschlich. Aber dünner ist er, als die dünnste Erdenluft; denn er bleibt ungeachtet seiner außerordentlichen Größe durchsichtig und klar,

daß man entfernte Sterne darin hervorschimmern sah. Vielleicht ist er aus einem Theil jenes wunderbaren, im ganzen Weltall verbreiteten Lichtstoffes gebildet, der die Sonne wie ein glänzendes Gewölk umschwimmt, oder über den nie besuchten Außenenden des Erdballs, Pole geheißen, zuweilen unter dem Namen Nordlicht funkelt.

Er ist aber nie eine Zornruthe Gottes — der Allliebende zürnet seinen Welten nicht, die er aus dem Nichts hervorrief zur Beseligung. Er zürnet seinen Welten nicht, denn im Allerheiligsten findet die Leidenschaft unedler menschlicher Herzen nicht statt; und selbst wo die heilige Schrift eines Zornes gedenket, braucht sie dies Bild nur für Völker, die noch in unwissender Kindlichkeit lebten und sich das erhabenste Wesen noch unter einem menschlichen Bilde vorzustellen gewohnt waren. Die höchste Liebe zürnet nicht — der Mensch ist's, der sich selber zürnet. Die allerhöchste Liebe rächet nicht: des Menschen Sünde ist's, die sich an ihm selbst rächet, damit er sie verachten und dem Vollkommenen nachstreben lerne. Die Leiden, welche wir uns durch Vergehungen und Thorheiten zuziehen, sind das Feuer, welches verwundet, aber auch von allem Unedlen läutert und reiniget.

Vielleicht ist es die Bestimmung jener weitreisenden Irrsterne, den Alles belebenden Lichtstoff und manche andere unbekannte, wohlthätige Kräfte im Weltgebäude zu vertheilen oder zu erwecken, weit von der Sonne entfernten Erden neue Lichtmacht zuzuführen. Vielleicht war selbst die Fruchtbarkeit, die anhaltende Wärme, der beständig heitere Himmel verflossener Sommer eine Wirkung jener entfernten Sterne, ein Tropfen ihrer Kraft, der zu unserer Erde niedersank.

Aber wie könnte ich die Geheimnisse Deiner Allmacht, die Wunder Deiner Weisheit enträthseln, o Du Allmächtiger, o Du Allweiser! — Nur schweigend und ehrfurchtvoll kann ich vom Staub empor zu Dir beten und Deine Herrlichkeit und Größe preisen. Nur fühlen kann ich die Seligkeit, die einzige, welche ich auf Erden schon habe, daß ich Dich, den zahllose Welten in den unendlichen Höhen, in den unerforschlichen Tiefen des Alls schaudernd ehren, — daß ich Dich, den die Seraphim schweigend umringen, Vater, meinen Vater nennen darf. — O Allerhabenster, Du Schöpfer auch des Niedrigsten, Du bist auch mein Schöpfer, mein Gott, mein Vater! — O Du, dessen Größe und Wesen mein Verstand nicht fassen, nicht ahnen kann, dessen Wink Millionen Welten ihre unabänderlichen, streng geordneten Bahnen gab, dessen Allmachthand die ganze Unendlichkeit der Dinge trägt — Du hast auch für mich Liebe, denn auch ich bin in Deinem Reiche da; und ich bin, weil Du mich wolltest. Ich kann ja nicht verloren gehen, ich kann ja nicht unglücklich werden: denn Du bist, Herr, mein Gott, mein Schöpfer, mein Vater!

68.

Die Naturen im Menschen.

Erste Betrachtung.

Röm. 7, 15.

Der Hang zum Bösen wohnt in mir;
Auch wenn ich schon, mein Gott, vor Dir
Geheiligt bin, versucht er mich
Zu Sünden doch; und stärket sich
Durch Leidenschaft und Sinnlichkeit,
Zu thun, was Dein Gesetz verbeut.

Wie nah' ist Jeder seinem Fall,
Wenn er, versuchet überall,
Von innen durch sein eignes Herz,
Durch Lust, Gewinn und Furcht und Schmerz,
Nun kämpfen soll! wie leicht
Verliert er alle Kraft, und weicht!

Ich fühle meine Schwäch', o Gott!
Mich schrecken leicht Gefahr und Spott;
Zerstreuung und Vermessenheit,
Des Beispiels Reiz, die Weichlichkeit,
Empfänglichkeit für Lust und Schmerz:
Wie leicht verderben die das Herz!

Schon oft hatte ich mir fest vorgenommen, nie wieder in meinen alten Fehler zu verfallen. Ich ließ es nicht an Aufmerksamkeit auf mich selbst, nicht an Eifer fehlen. Allein nach und nach erschlaffte dieser, verlor sich jene. Ich glaubte schon Sieger zu sein, und stark genug, jeder Anfechtung zu wiederstehen. Darum ward ich sorgloser. Siehe, und die Sünde bezwang mich von neuem. — Ja, es ist geschehen, daß ich von meinem Fehler überwältigt ward, wenn ich am allerentschlossensten war, ihn in mir gänzlich zu vertilgen.

Wie schwach ist doch der Mensch! Wie geht es zu, daß ich zuweilen, als wäre ich berauscht, als wüßte ich nicht, was ich thäte, gegen meine vollkommensten Ueberzeugungen handle? Wie kommt es, daß in mir zu gleicher Zeit der edelste Wille und die schlechtesten Handlungen sein können? O wie wahr, wie tief hat Paulus, der fromme Weise, aus meinem Herzen gesprochen, als er zu den Römern sagte: „Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will, sondern was ich hasse, das thue ich.“ (Röm. 7, 15.)

Woher dieser Widerspruch? Wohnen denn zwei Seelen in mir? Oder begeistern oder beherrschen mich abwechselnd bald ein guter, bald ein böser Engel? Oder bin ich nur ein willenloses Werkzeug, das aus sich selbst gar nichts kann, sondern von andern äußern Umständen hin und

her getrieben wird, wie ein Schiff ohne Ruder und Steuer von der Gewalt der Winde? — Wie, wäre ich zuletzt ein Wesen ohne allen freien Willen?

Ohne freien Willen? — Aber wie könnte der Mensch auch nur zur Vorstellung von einem freien Willen kommen, wenn er nie einen solchen gehabt hätte? Oder wozu nützte ihm das bestimmte Bewußtsein von seiner Willkür, wenn er keine Willkür hätte, ich weiß aber, daß es in tausend Dingen allein von mir abhängt, was ich wählen will. Ich begehre, ich verabscheue; ich ziehe vor, ich setze zurück; ich prüfe, ich entschließe mich — ich fühle die Freiheit meines Willens. Denn ich kann, aus Ueberzeugung vom Nützlichen, oft selbst das wählen, was mir an sich selbst sehr unangenehm ist.

Dieser Gegenstand hat schon seit uralten Zeiten die Aufmerksamkeit der weisesten Männer erregt. Er ist wohl auch meiner würdig. Solche Betrachtung kann für mich ungemein lehrreich werden, und für meine ganze innere Glückseligkeit und Ruhe wichtig sein. Denn ich bemerke fast täglich, welchen großen Einfluß der Zustand meines Körpers auf den Zustand meines Geistes hat, wie abhängig meine Seele vom Leibe ist. Wie weit geht denn diese Abhängigkeit? Soll und muß das so sein? Warum muß es sein?

Alle diese Fragen, welche ich mir aufwerfe, machen mich nach einer befriedigenden Antwort begierig. Die Auflösung dieser Räthsel wäre ein wichtiger Beitrag zu meiner Selbstkenntniß. Aber wie gelange ich zu einem solchen Licht, welches die finstern Geheimnisse meiner eigenen Natur aufklärt?

Meiner Natur? Muß ich nicht glauben, der Mensch bestehe aus mehr denn einer Natur? Er ist offenbar aus einem geistigen und einem irdischen Wesen zusammengesetzt; es ist etwas Verwesliches und etwas Unverwesliches in ihm.

Der menschliche Leib besteht zu allererst aus vollkommen irdischen, groben Stoffen. Diese Stoffe wachsen ihm zu, theils aus der Nahrung, welche er genießt, theils aus der Luft, welche er mit der Lunge einathmet, oder durch die Oberfläche seiner Haut einzieht. Die Luft ist der große, unerschöpfliche Behälter von allen denjenigen feinen Stoffen, aus welchen Steine, Pflanzen und Thiere entstehen. Wir wissen, daß sich in feurigen Lufterscheinungen nicht selten Steine bilden, die vom Himmel herabfallen. Eben so wissen wir, daß verschiedene Zwiebelgewächse frei in der Luft hängen können, und vermöge der Nahrung, welche sie einsaugen, dennoch grünen und wachsen. Das Wasser selbst, die Hauptnahrung der meisten Kräuter und Gewächse, ist nur eine sehr verdickte Luft. Durch Wärme verdünstet, wird es wieder zu Luft. Als Regen, Thau und feuchter Nebel sinkt es wieder vom Himmel zur Erde nieder.

Wie der Körper der Pflanzen und Thiere, wird auch der menschliche Leib wieder Erde. Darum wird er mit Recht irdisch geheißen, und

Alles, was an ihm irdisch ist, das steht unter den Gesetzen des Irdischen. Er ist schwer, er ist durchdringlich, er ist zerstörbar, wie jeder andere Körper. Gegen diese Gesetze, welchen die Theile des menschlichen Körpers so gut unterworfen sind, als der allerschlechteste Stein, vermag der menschliche Geist durchaus nichts. Er muß sie ehren, und der Gewalt derselben kann er seinen Körper nicht entziehen. Die Gesetze der Natur sind Gottes Anordnungen in der Weltschöpfung, wodurch Alles in Regsamkeit, Leben und Gleichgewicht erhalten wird. Ein Körper durchdringt den andern, vermischt sich mit ihm und bildet etwas Neues. Daher die Mannigfaltigkeit in dem todten Reiche der Natur.

Aber durch dies todte Reich hat der allmächtige Herr des Lebens das Leben verbreitet; eine wunderbare Kraft. Diese dringt in den Staub; verbindet von irdischen Stoffen das mit sich, was ihr entspricht, und bildet daraus neue Gestalten, die vorher nicht waren. So entstehen die Gestalten der Pflanzen und Thiere. So lange ihnen das Leben beiwohnt, wachsen sie, vermehren sie sich, pflanzen sie sich fort. Aber jedes in seiner Art, und nach ganz besondern Gesetzen, welche der Schöpfer gab. Weicht das Leben von der Pflanze und dem Thiere: so werden Pflanze und Thier wieder, was sie vorher gewesen sind, ehe sich das Leben mit ihnen verband — ein Haufen Erde und Staub, der da verwittert, zerfällt und verschwindet.

Der irdische Mensch ist anfangs nichts als ein Pünktchen Staub mit einem Lebensfunken vereint. So lange aber das Stäubchen diesen Funken umgibt, wächst es zu. Das Lebendige darin zieht immer mehr Nahrungsstoffe von außen an sich, und bildet dieselben nach den Gesetzen des Schöpfers.

So verwandeln sich die Stoffe der Luft, des Wassers und der Erde in scheinbar neue Stoffe. So wachsen auf dem gleichen Erdreich beisammen die Eiche, die Tanne, der Weinstock, das Gras und die Giftstaude. Alle diese, vermöge des Lebendigen in ihnen, und vermöge der göttlichen Anordnungen, verwandeln aber die gleiche Luft, die gleiche Erde, das gleiche Wasser, die ihnen gemeinsam zur Nahrung dienen, in die allerverschiedensten Dinge: in Holz und Harz der Tanne, in die bittere, gerbende Rinde der Eiche, in den süßen Saft der Weintraube, in die heilsamen Kräuter des Grases, welchen das Thier nachgeht, in die tödtliche Beere des Giftstrauches. — Und dies Alles — sobald das Lebendige aus Eiche, Tanne, Weinstock, Gras und Giftstaude weicht — sinkt zusammen, fault und wird wieder Erde.

Wer sollte glauben, daß der Saft des Giftkrautes und des wohlschmeckenden, gesunden Obstes aus gleichen Stoffen bereitet worden wäre? Wer sollte glauben, daß das Fleisch der Thiere und das Kraut des Feldes einerlei Bestandtheile hätten? — Und doch belehrt uns sowohl

ihr Entstehen, als ihre Verwesung davon. Wer darf an dem unbegreiflichen Wunderwerk Gottes zweifeln, da wir täglich Augenzeugen desselben sind?

Auch der Mensch ist anfangs nur wie eine Pflanze zu betrachten. Er hat, ehe er das Licht der Welt sieht, schlechterdings kein anderes Leben, insofern es wahrnehmbar ist, als das einförmige Pflanzenleben, welches nach den göttlichen Gesetzen Nahrungsstoffe an sich zieht, und verarbeitet und verwandelt. — Selbst, möchte man sagen, die ersten Tage, Wochen und Monde des Kindes sind nur ein pflanzenartiges Dasein. Es ahmet, zieht Nahrung an sich, wächst und nimmt zu. Schon hat sich im Verborgenen sein Leib mit allen Gliedmaßen gebildet. Die gröbern, festern Theile des Leibes, welche fast ganz aus Kalk bestehen, sind die Knochen. Diese sind gleichsam die Träger und Halter einer feinern Masse, die aus Fasern, Geweben, Schläuchen, Gefäßen und flüchtigen Theilen, Saft und Blut zusammengesetzt ist, und Fleisch genannt wird. Das Fleisch ist abermals Halter und Träger noch feinerer Theilchen, die von den festen Knochen durch das Fleisch hinweg nach allen Richtungen gegen die Außenseite zu schweben, und Nerven heißen. Diese Nerven sind wahrscheinlich *wieder* Halter und Träger eines noch feinern, den Sinnen unsichtbaren Wesens, nämlich der Seele. Denn durch die Nerven nehmen wir Alles, was außer uns befindlich ist, wahr, und empfangen alle schmerzlichen und angenehmen Eindrücke. Also schwebt immerdar das Feinere und Edlere über dem Gröbern; so die Seele über dem Staub, mit dem sie doch auf diese Weise wundervoll verknüpft ist.

Die göttlichen Ordnungen im Pflanzenleben sind unantastbar. Sie bleiben dieselben. Der menschliche Geist ist gezwungen, sie zu ehren. Die geringste Aenderung daran, der geringste Streit wider sie, verursacht Krankheit und Zerstörung des ganzen Körpers. Verstümmle eine Pflanze, so wird sie krüppelhaft; entziehe ihr die Gelegenheit, Nahrungsstoffe an sich zu ziehen, sie wird bleichen, welken, sterben. Ebenso verhält es sich mit dem Körper der Thiere, mit dem Leibe des Menschen, welcher eigentlich nichts anders, als das Werkzeug des unsterblichen Geistes ist, vermöge dessen er sich der Welt mittheilen, und wieder die Welt mit seinem Ich verbinden kann. Eine Störung in den Gesetzen des pflanzenhaften Lebens wird hier zur Krankheit, zum Verderben des Ganzen. Zerstörst du aber das Werkzeug, das Mittel, wodurch der Geist sich die Außendinge zueignet, die Brücke gleichsam, auf welcher er aus dem Geisterfelde in die irdische Natur, und durch diese wieder in Verbindung mit andern Geistern geht: so ist der Geist für diese Erdenwelt verloren; so kann sich Niemand mehr ihm mittheilen, und er sich nicht ändern.

Darum ist Gesundheit des Leibes, das heißt, Vollkommenheit des Werkzeuges, zu erhalten, eine der ersten Pflichten des Menschen gegen

sich selbst. Die in ihm wohnenden Ordnungen des Pflanzenlebens sind so fest, so stark, so ehrwürdig, daß der Geist sie keineswegs aufheben darf, ob er ihnen gleich nicht unterworfen ist. Der Leib fordert zu seiner Erhaltung Speise und Trank, gesunde Luft zum Athmen, Reinlichkeit der äußern Theile oder Haut, damit diese zum Einsaugen der feinen Stoffe aus der Luft und zum Absondern der unnützen, überflüssigen Bestandtheile tüchtig bleibt; fordert Schutz gegen äußere Verletzungen durch schickliche Kleidung und Behausung; fordert zur Bereitung gesunder Säfte und zur Entwickelung der Kräfte Bewegung, Thätigkeit, und dann wieder Schlaf und Ruhe, um das Verlorne wieder zu ersetzen. — Alles sind göttliche Anordnungen in der menschlichen Pflanzennatur. Diese Anordnungen oder Gesetze finden wir auch bei den übrigen Pflanzen wieder, wenn wir sie recht genau beobachten. Auch Kräuter und Bäume haben ihren Schlaf, was man bei vielen am nächtlichen Zusammenlegen ihrer Blätter, oder am Einziehen und Verschließen ihrer Blumenkronen wahrnimmt. Auch Pflanzen athmen aus und ein; der Duft der Rose ist gleichsam ihr süßer Athem, den sie verbreitet; und hohe Bäume pflegen oft ungesunde Luft zu verbessern, indem sie die schädlichen Bestandtheile derselben einathmen oder zum Leben tauglichere Luft ausathmen.

Gleichwie ein guter Künstler, und wäre er noch so sinnreich und geschickt, von seinen Werkzeugen abhängig ist; und so wie die Feinheit und Güte von diesen einen großen Einfluß auf die Feinheit und Güte seiner Arbeiten hat, die er mit ihnen verfertigt: so ist auch der menschliche Geist von seinem Leibe abhängig. So hat auch ein gesunder oder kranker Leib nothwendig einen großen Einfluß auf die freie Thätigkeit oder Beschränktheit des Geistes.

So finde ich nun schon durch die pflanzenhafte Natur meines Körpers ein Gesetz in mir selbst, das mit dem Gesetz des unsterblichen Geistes gar nichts gemein hat. Die Triebe des Körpers bezwecken nur seine Erhaltung und Fortpflanzung; die Triebe des Geistes wollen Vervollkommnung, Verherrlichung, Heiligung.

Aber die Triebe zur Erhaltung meines Leibes sind an sich selbst sehr unschuldig. Welches Verbrechen kann einer Pflanze aus ihrer Neigung gemacht werden, zu wachsen, sich zu vermehren und Nahrung an sich zu ziehen? — Ich bemerke vielmehr, daß die Neigung des Geistes nach Vollkommenheit durchaus mit den Gesetzen meiner pflanzenhaften Natur in schöner Uebereinstimmung lebt. Was mein Körper zu seiner Erhaltung und Tauglichkeit nothwendig begehrt, achtet der Geist für Pflicht, ihm zu schaffen. Die heilige Schrift selbst ermahnt, für die Gesundheit des Leibes zu sorgen, und Alles zu vermeiden, was derselben schädlich werden könnte. Was vermag der Künstler ohne ein kräftiges Werkzeug, und was der Geist ohne einen tüchtigen Leib?

Der allweise Schöpfer sicherte aus dieser Ursache den Körper auf mancherlei Weise gegen Selbstverstümmelung und Vernichtung. Schon der Beistand des Geistes ward sein vornehmster Hüter und Beschützer. Der Trieb des Lebens dringt gewaltig auf Befriedigung aller Bedürfnisse, welche der Leib zu seiner Aufrechthaltung vonnöthen hat.

So ist der Geist nur natürlicher Beschirmer seines wunderbar eingerichteten Werkzeuges, ohne demselben unterthan zu sein. Die Naturgesetze des Pflanzenlebens sind so heilige Anordnungen des Schöpfers, als die Gesetze des Geistes. Auch ist zwischen dem, was ich Pflanze bin, und dem, was ich Geist bin, eigentlich kein zur Sünde entartender Widerspruch. Denn fordert der Leib Nahrung: wie darf ich sie ihm weigern? und ist er nach langem Wachen des Schlafes bedürftig: wie könnte mein Geist ihn desselben berauben, auch wenn er wollte? Man pflegt daher auch im gemeinen Leben sehr richtig zu sagen: wenn die Natur ihre Rechte fordert, kann alle menschliche Kraft nichts dagegen.

Ueberhaupt gehen im Menschen die Geschäfte des bloßen Pflanzenlebens meistens vor sich, ohne daß der Geist nur darauf achtet und davon weiß. So die Ausdünstung; die Verdauung; die Verwandelung der Speisen und Getränke in Schweiß, Schleim, Blut, Knochen, Fleisch und dergleichen; das Ein- und Ausathmen; die Zersetzung der eingesogenen Luft in der Lunge; das Ausstoßen der ungesunden, zur Lebenserhaltung untüchtigen Luft- und Nahrungstheile; das stille Fortwachsen und Ausbilden der Gestalt, der Haare, der Nägel; das allmälige Uebergehen und Verwandeln der Knorpeln in Knochen; das Steiferwerden der Muskeln im Alter; das Spröderwerden und Verhärten der feinern Gefäße; damit endlich auch die allmälig zunehmende Unfähigkeit des Körpers, die Nahrungsstoffe einzunehmen und gehörig zu verarbeiten, wodurch zuletzt eine Schwächung und Hinfälligkeit des ganzen Werkzeuges, ein vollkommenes Untauglichwerden für den Geist, — der Tod, erfolgt.

Es haben zahllose Menschen gelebt und leben noch, die beinahe von allen diesen mannigfaltigen Gefühlen und Wirkungen der ihnen eigenthümlichen Pflanzennatur gar keine Kenntniß hatten. Die Gesetze des Schöpfers wirken im Stillen fort. Nichts ändert sie. Mit sich selbst stehen sie nie im Widerspruch.

So erkenne ich denn nun, daß das in mir wohnende Böse, die Neigung zur Sünde, das den Gesetzen meines Geistes widersprechende Gesetz, nicht in meiner irdischen Natur gegründet sei, insofern der Leib eine Pflanze ist. Woher aber entspringt dieses Uebel?

Sprach nicht der weise Paulus (Röm. 7, 22): „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Ge-

müthe, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern." — Wo ist dieses Gesetz? Wie und wodurch entsteht es? Liegt es in meiner irdischen Pflanzennatur, oder in meiner geistigen Natur?

Ernst will ich mich in einer andern Stunde des Nachdenkens diesem Gegenstande weihen, indem ich mich und meine Naturen näher prüfe. Wie lehrreich sind mir solche Betrachtungen! Wie tiefer wird meine Einsicht in den unendlichen Haushalt Gottes! Welch ein Wunder bin ich mir selbst! — Ja, ich will nicht ermüden, bis ich die wahren, verborgenen Quellen alles Uebels im Innern meiner Brust entdeckt habe; die ersten dunkeln Reizungen zur Sünde, welche mich so oft unglücklich machen und meinen Geist vom Angesicht Gottes entfernen. Vielleicht wird dann bei hellerer Erkenntniß mein Entschluß fester, mein Wille stärker, meine Kraft mächtiger, die Sünde in mir zu ertödten und den Geist von allen Unlauterkeiten zu reinigen, die ihn beflecken.

Wehe, wenn ich dann nur nicht mit Entsetzen gewahr werden muß, daß ich vielleicht schon zu tief gesunken bin, um mich wieder ganz zu erheben, ein Ebenbild Gottes! Wenn ich dann nur nicht gewahr werden muß, daß die Quellen des Bösen in mir durch Verwahrlosung zu mächtig strömen, als daß ich sie gänzlich eindämmen oder austilgen könnte!

Mein Gott, mein Vater, mein Erbarmer, wie oft bin ich sündigend von Dir abgefallen; wie oft schwor ich, mich in Jesu Sinn zu heiligen — wie heiße, feierliche Gelübde der Besserung legte ich ab — wie weinten meine Aeltern, meine Verwandten so manche Thräne über meine Zukunft, da ich noch Kind war! Ach die Guten! sie haben wohl nicht ganz vergebens wegen meiner Verführbarkeit gezittert. — — Und noch heute ringe ich nach meiner Besserung. Werde ich endlich überwinden?

Wer kann mir beisteh'n? Du allein
Sollst meine Hilf' und Stärke sein.
Laß meine Schwachheit immer mir
Vor Augen steh'n, daß ich von Dir
Nie weiche: daß ich standhaft sei,
Dir bis zum Tode, Gott, getreu.

Dann kommt die Zeit, wo, Herr, von Dir
Der Hang zum Bösen ganz in mir
Vertilgt und ausgerottet wird,
Wo nie Verstand und Herz mehr irrt.
Wie heilig werd' ich dann, wie rein,
Wie herrlich, Gott, wie selig sein!

69.

Die Naturen im Menschen.

Zweite Betrachtung.

Gal. 5, 17.

Im Bösen schnell erfindsam, irrt
Mein Herz von Sünd zu Sünden,
Und hofft, wenn's auch betrogen wird,
Darin sein Glück zu finden.
Mein Ohr verschleußt sich, Gott, vor Dir,
Denn, ach, zu reizend klingt oft mir
Die Stimme der Verführung.

Wie oft, mein Gott, belehrst Du mich
In meinen Finsternissen;
Doch ich betäub' oft freventlich
Gefühl, Vernunft, Gewissen;
Von meiner thierischen Natur
Dahingerissen, fordr' ich nur,
Was Dein Gesetz verbietet.

Noch immer schweb' ich in Gefahr,
Noch immer schwach und träge;
Erhalte Du mich immerdar
Auf Deinem heil'gen Wege.
Ermunt're mich zur Wachsamkeit,
Gib Vorsicht, gib Bescheidenheit,
Gib Kraft, mich zu besiegen.

Nein, der Säugling, wenn er das Licht der Welt erblickt, ist schon im ersten Augenblicke mehr als Pflanze. Er fühlt schon Schmerz und Freude; man hört sein Weinen; bald wird die Mutter durch den Anblick seines ersten Lächelns entzückt. Er schaut umher. Sein Auge geht am liebsten dem Lichte nach. Er lernt nach und nach seine Mutter kennen; er beweiset, daß er ein Gedächtniß hat. Er scheut das ihm Unangenehme. Er sehnt sich ins Freie. Er lernt aus gewissen Umständen, wann der Augenblick kommt, da er hinausgetragen wird aus dem engen Zimmer in die heitere Luft. Seine Freude darüber beweiset, daß es ihm nicht an Urtheil fehle. Genug, der Säugling hat, was der Pflanze zu mangeln scheint, was ihr auch entbehrlich ist: Seele.

Der Geist des Menschen ist in seinem Wesen vom Irdischen so ganz verschieden, daß er mit den gröbern Theilen des Körpers gar keine Verbindung eingehen könnte, ohne einen Mittler zwischen sich und dem Leibe. Dieses Mittelwesen ist die Seele.

Auch das vernunftlose Thier hat Seele. Und so weit sich das Thier vom Menschen unterscheidet, so weit unterscheidet sich die Seele vom Geiste.

Frage ich mich aber: was ist das, was man Seele nennt? so fühle ich die Beschränktheit meiner Einsichten. Doch nicht alle Erfahrungen fehlen, um mir über das Wesen der Seele Aufschluß zu geben.

Der Leib ist mit der Seele auf das Unmittelbarste verknüpft; der Leib ist das Kleid der Seele, in welchem sie sich bewegt. Der Leib ist irdisch und wird wieder Erde. Die Seele ist nichts Irdisches: denn wer kann sie sinnlich wahrnehmen? Die Seele ist aber eine dem Irdischen nächst verwandte höhere Kraft. Denn sie verbindet sich mit dem Leibe, und zwar vermittelst der allerfeinsten Theile des menschlichen und thierischen Körpers, aber doch auch noch irdisch. Inzwischen sind sie fein genug, um die Träger und ersten Werkzeuge der Seele zu sein. Es ist aus vielfachen Erfahrungen gelehrter Aerzte bekannt, daß ein gewisser geistiger, unsichtbarer Duft die Nerven umschwebt, der über die Nerven und oft über den Körper hinausreicht.

So weit die Nerven gehen, so weit ist Gefühl, so weit reicht die Seele. Zwar Nägel und Haare wachsen; sie haben das Leben, wie es in Pflanzen ist; allein sie sind ohne Nerven, und darum empfindet es die Seele nicht, wenn schon Theile davon verletzt oder abgeschnitten werden.

Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Schmerzes und der Lust, ist also das sicherste Kennzeichen von der Anwesenheit der Seele im Menschen, wie im Thier. Auch äußert die Seele zu allererst ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, ihr Vergnügen oder ihr Mißvergnügen. — Aus diesen Empfindungen scheinen sich die übrigen Eigenschaften der Seele zu entwickeln. Denn sie vermeidet das Schmerzhafte, sie sehnt sich nach dem Anmuthigen, und zeugt Begierden. Dadurch wird die Seele zur wirklichen Wächterin über die Erhaltung ihres Werkzeuges, des Körpers. Denn indem die göttliche Weisheit unsers Schöpfers es also eingerichtet hat, daß die Seele sich vermittelst der Nervenwege durch alle Theile des Leibes verbreitet, und zwar weit mehr nach den äußern Theilen (weil von außen her die meisten Verletzungen drohen), als nach den innern, ist der allerleiseste Anstoß von außen hinreichend, die Aufmerksamkeit der Seele dahin zu leiten.

Aus dem oft wiederholten angenehmen oder schmerzhaften Eindrucke von außen gewinnt die Seele Erfahrung; und indem sie die Erfahrungen mit einander vergleicht und ihre Begierden darnach ordnet, ein Urtheil. Richtige Beurtheilung oder Erfahrungen, die man macht, und zweckmäßige Anwendung derselben auf sein Verhalten unter den jedesmaligen Umständen, ist Klugheit.

Folglich sind nicht bloß Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen,

sondern auch Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Begierde in dem Wesen der Seele gegründet. Aber alles dies finden wir auch bei den vernunftlosen Thieren.

Das Thier thut seinen Schmerz und seine Freude kund — es fühlt. Das Thier erinnert sich der Oerter, wo es gewesen, der Wohlthaten, die es empfangen, so wie der Mißhandlungen, die es erduldet hat; es kennt seinen Herrn — es hat Gedächtniß. Das Thier erinnert sich nicht bloß eines frühern Eindrucks wieder, wenn es einen ähnlichen empfindet, sondern es erinnert sich des Vergangenen, auch ohne äußere Veranlassung. Der treue Hund z. B. erinnert sich nicht bloß seines Herrn, wenn dieser gegenwärtig ist: sondern er sucht denselben, wenn er ihm fehlt. Er stellt sich folglich seine Gestalt vor, und wie sie sich von andern Gestalten unterscheidet — das Thier hat Einbildungskraft, ohne welche kein Gedächtniß möglich wäre. Auch bemerkt man an verschiedenen Thieren, daß sie fähig sind, zu träumen im Schlafe; ein Beweis für ihr Einbildungsvermögen. Auch den Verstand und das Beurtheilungsvermögen können wir den Thieren gar nicht absprechen. Wie viel auffallende Aeußerungen gesunden Urtheils kennt man nicht am Hunde, am Elephanten, am Löwen, am schlauen Fuchs und andern Thieren!

Diese Seelengaben sind aber bei den unvernünftigen Thieren nicht alle in gleicher Stärke vorhanden, so wenig als bei den Menschen. Sind die Seelen nun unter sich selbst in ihrer Vollkommenheit verschieden? oder müssen wir glauben, daß eine Seele ihr ganzes Wesen nicht in aller Kraft äußern könne, wenn ihr Werkzeug, durch welches sie wirksam ist, mangelhaft, überhaupt oder theilweise gebrechlich, oder, wie bei den verschiedenen Thiergattungen, von einander abweichend eingerichtet ist? Fast sollte man geneigt werden, das Letztere zu glauben. Eine Seelenkraft wird sich anders in der Schlange, anders im Vogel, anders im menschenähnlichen Affen äußern müssen. Man findet ja auch, daß Menschen, welche sich durch einen Fall oder Stoß edlere Theile ihres Leibes, besonders des Hauptes, verletzen (wo der stärkste Zusammenfluß der Nerven ist), oft große Veränderungen plötzlich in ihren Fähigkeiten erleiden. Man hat Beispiele, daß Einige jählings das Gedächtniß überhaupt oder nur für einige Gegenstände verloren, wie dies auch im hohen Alter, beim allmäligen Verderbniß des irdischen Werkzeuges, manchmal der Fall ist. Andere hingegen wurden durch einen scheinbaren Unfall plötzlich verständiger, sinnreicher. Man weiß, wie geistige Getränke vorzüglich schnell durch das in ihnen enthaltene flüchtige Wesen die Nerven reizen, und damit die Thätigkeit der Seele vermehren; in dem Einen das Gedächtniß, im Andern die Einbildungskraft erhöhen. — Beweiset uns dies nicht, daß die Seelen alle gleiche Anlagen haben mögen, aber daß sie nur durch theilweise Fehler des Körperbaues und Nervengeflechtes, oder durch ver-

schiedene innere Gestaltungen des Körpers verhindert werden, ihre Anlagen insgesammt auf gleiche kräftige Weise zu äußern?

Sei dem wie ihm wolle, Gottes weise Schöpferhand hat diese Ungleichheit und Mannigfaltigkeit selbst in der Natur festgestellt. Sie dient zur Beförderung der Thätigkeit und Beseligung des Weltganzen.

Immer aber ist es Schmerz oder Lust, was die Seele zum Handeln reizt; die erste Triebfeder aller Begierden, Hunger, Wollust, Behaglichkeit, Pein, Angst, Schrecken u. s. w. regieren das Thier. Es kennt keinen höhern Beweggrund zum Handeln. Es erwacht, um Nahrung zu suchen; es flieht, was ihm Schmerzen macht; es treibt sich umher, dem Vergnügen nach; es thut Alles für sich und seinetwillen. Die Empfindung ist der Treiber des Thiers; es kennt keinen andern Zweck, als sich selbst. In der Selbstsucht beruhet Alles, was das Thier begehrt oder verabscheut, sogar die scheinbare Mutterliebe gegen die Jungen; denn diese Liebe ist nur Naturtrieb, wie der Hunger, und geht vorüber, wenn der Zweck erreicht ist, welchen die Natur dabei hatte. Auch die rührende Treue mancher Thiere gegen einander selbst oder gegen ihre Herren ist nur Wirkung jener Selbstsucht; denn diese Treue ist keine Frucht vernünftiger Hochachtung oder des Pflichtgefühls, sondern wiederholter sinnlicher Eindrücke.

Auch die menschliche Seele ist an den sinnlichen Trieb gebunden, und kein Mensch kann sich ganz von der Herrschaft der Sinnlichkeit befreien. Sie verführt uns oft wider unsern bessern Willen, der Lust zu dienen, und verunreinigt selbst unsere bessern Triebe, unsern Eifer für das Gute mit dem Gift der Selbstsucht. Und das ist die erste und Hauptquelle alles menschlichen Verderbens.

Aus wiederholten sinnlichen Eindrücken bildet sich die Gewohnheit. Gewohnheit, sagt man, ist oder wird für Thiere und Menschen eine andere Natur. Sie ist von außerordentlicher Macht und übt den unüberwindlichsten Einfluß auf die Seele. Es läßt sich dies aus dem Wesen der Seele leicht erklären. Sie handelt bloß nach Gefühlen, oder um Unangenehmes zu entfernen oder Angenehmes herbeizuschaffen. Ein Zustand, der ihr behaglich ist, gilt ihr mehr, als ein unbekannter Zustand, welcher vielleicht mit Schmerzen verbunden ist. Daher geht sie (bei Menschen wie bei Thieren) gegen alles Fremde mit Besorgniß und mit Scheu, bis sie es kennen gelernt hat. Sie zieht daher den gewohnten Zustand, den gewohnten Reiz, jedem andern vor. Die Gewohnheit ist das Element, in welchem sie lebt, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft. Sie bewegt sich gleichsam nur nach den Schranken und Gesetzen der ihr bekannten und gewohnten Umstände. Sie verbindet sich mit denselben, gleichsam wie mit nothwendigen Theilen und Eigenheiten ihres Körpers; sie wird gewissermaßen verstümmelt, beschädigt, indem man ihr die zum Bedürfniß gewordenen Dinge entzieht.

Wie mächtig die Gewohnheit über die Seelen der Thiere ist, bedarf wohl kaum eines Beweises oder Beispiels. Eben so mächtig ist sie über die menschlichen Seelen. Hier ist die zweite Quelle des menschlichen Verderbens. Nur indem wir der Seele vergängliche Dinge zum Bedürfniß durch Gewohnheit machen, stürzen wir sie in das tiefste Leiden, wenn nun das Vergängliche einmal wegfällt. Wie viel Menschen sind nicht im Schmerze Selbstmörder geworden, weil ihnen ihr Zustand unerträglich war, nachdem sie das verloren sahen, woran bisher ihre ganze Seele gehangen! Was sind denn alle Leidenschaften anders, als gewisse Begierden, an deren Befriedigung die Seele gewöhnt war! Soll nun das Befriedigungsmittel hinweggenommen werden: so wird dieser Zustand unerträglich. Oft opfert der leidenschaftliche Mensch das Leben, ja selbst die Tugend auf, wenn er die Begierde nicht mehr stillen kann.

Dies also ist das Wesen der Seele. Sie ist eine hohe, wunderbare Kraft. Sie verbindet sich mit dem thierischen Leben. Sie bewacht die Erhaltung der thierischen Körper und deren Ordnungen. Sie leitet die vernunftlosen Geschöpfe, veranlaßt deren Handlungen und entzieht sie dem Untergange im Gedränge und Kampf mit andern Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur. — Aber sie ist keiner hellen, deutlichen Vorstellung fähig; sondern nur der Bilder, Empfindungen und Begierden. Sie ist unfähig, entfernte Zwecke zu erkennen; sie wird nur durch Schmerz und Lust bewegt, und statt höherer Zwecke hat sie dunkele Triebe.

Daß die Thiere keine hellen, deutlichen Vorstellungen haben, ist kaum zu bezweifeln. Wir finden diese oft kaum bei Kindern, und sie fehlen diesen wohl noch ganz, so lange die Sprache fehlt, womit zur größern Deutlichkeit Gegenstände bezeichnet werden können. Auch das Kind hat nur Bilder, Empfindungen, Begierden, in denen es lebt, bis sich seine höhern Vermögen entwickeln.

Im Kinde, im werdenden Menschen, bildet sich demnach zuerst die irdische Natur, das Pflanzenhafte, aus. Ist dieses gethan, steigt in demselben die Thätigkeit der Seele hervor, oder die thierische Natur. Dann, als Höchstes von Allem, dem Alles dient, der Geist, das in uns lebende, sich selbst bewußte Ich, welches mit wunderbarem göttlichem Licht durch alle Vermögen der Seele durchleuchtet, Alles bestimmter erkennt, das Weltall durchblickt und von seiner Abstammung von Gott weiß.

So wie der Leib der Träger und das gröbere Werkzeug unserer Seele ist, so ist die Seele wohl ein Träger, ein feineres Werkzeug, eine unmittelbare Hülle des Geistes. Wie die menschliche Seele den ganzen Leib, geleitet von Nerven, durchdringt: so durchdringt das heilige Himmelslicht, der Geist, das Wesen der Seele und deren Fähigkeiten. Wer könnte einen heiligen und weisen Mann, oder auch nur ein Kind von wenigen

Jahren, in Rücksicht der hohen Geisteseigenschaften, mit einem Thiere in Vergleich stellen, wäre dies auch noch so alt, so klug, so gelehrig! Das Thier aber, weil es nur Seele hat, und nur von Gewohnheiten und Begierden gelenkt wird, ist der menschlichen Sprache nie fähig. Es kann Worte lernen, das heißt, gewöhnt werden, gewisse wortähnliche Töne hören zu lassen, ohne sie aber jemals zu verstehen. Der Hund scheint oft die Worte seines Gebieters zu verstehen, indem er demselben gehorcht; aber er erkennt nur dessen Willen an gewissen Klängen der Stimme, die, verbunden mit gewissen Strafen, Belohnungen und Verrichtungen, ihm ehemals letztere zur Gewohnheit machten. Die Sprache des Menschen ist nur des Menschen Gut, ist nur des Geistes Erfindung und Frucht.

Der Leib hat auf die Seele einen immerwährenden großen Einfluß, je nachdem er ein vollkommenes oder unvollkommenes Werkzeug ist. Wird dieses schadhaft, das heißt, erkrankt der Leib: so leidet und erkrankt auch die Seele. Denn da sie des Leibes Hüterin ist, vermöge ihrer Gefühle, durch welche sie jede äußere oder innere Verletzung wahrnimmt: so kann die schmerzhafte Empfindung, wenn solche anhaltend oder groß ist, das Wesen der ganzen Seele trüben.

Aus der pflanzenhaften Natur des Körpers entspringen die sogenannten Temperamente. Eine größere oder geringere Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, eine größere oder geringere Erregbarkeit der Galle, eine größere oder geringere Schwachheit der Eingeweide, ein dickeres oder leichteres Geblüt in den Adern und dergleichen mehr, hat auf das Wohlsein der Seele nothwendig den entscheidendsten Einfluß. Je mehr die Fehlerhaftigkeit des Leibes die Seele zu schmerzlichen Gefühlen bringt, oder ein gesunder Körper ihr Behaglichkeit und Heiterkeit gewährt, je mehr ist sie zum Guten oder Bösen geneigt. Derselbe Mensch, welcher in gesunden Tagen übermüthig, heftig, wollüstig war, kann im kränklichen Zustande liebreich, sanftmüthig, bescheiden, ehrbar sein. Und umgekehrt erfahren wir oft, daß eine Person, die in gesunden Tagen mildthätig, wohlwollend, zutraulich war, in krankhaften Umständen sehr mürrisch, zänkisch, argwöhnisch wird. Die meisten sogenannten guten oder übeln Launen sind Folgen ihrer körperlichen Gesundheitsverhältnisse. Oft ist der Seelenarzt unnütz, weil der Leibesarzt allein helfen kann, indem er das Werkzeug der Seele, die pflanzenhafte Natur, wo sie gestört ward, in ihren Ordnungen wieder herstellt. So fruchten alle religiösen Vorstellungen, alle wehmüthigen Ermahnungen bei einem Trunkenbolde oder viehischen Wollüstling nichts, denn seine Seele ist krank geworden durch den Körper, dessen Nervenbau gelähmt ward in seinen Verrichtungen. Der Körper muß erst gerettet werden, dann gesundet die leidende Seele von selbst.

Wie wichtig ist demnach die Pflicht, über des Körpers Gesundheit zu

wachen, da von seinem richtigen oder unrichtigen Zustand unsere höhere Vollkommenheit, das Wohlsein der Seele, die Herrlichkeit und Tugend des Geistes abhängen kann! Die Pflicht wird um so bedeutender, da sich gewisse Krankheiten und Mängel des Leibes auch auf die Nachkommen vererben, womit denselben zugleich auch die größern oder geringern Anlagen der Aeltern, deren Neigungen und Gemüthsarten, mitvererbt werden können.

Noch wichtiger aber, als des Leibes Gesundheit, muß die der Seele sein. Denn die Seele ist des Geistes Werkzeug und Leib. Ihre Krankheit zieht den Geist aus der Höhe nieder, zu welcher er sich bestimmt fühlt. Wie soll er sich aufschwingen zum Göttlichen und Heiligen, wenn seine Flügel gelähmt sind? Aber Krankheit der Seele ist jeder sinnliche Hang, jede gewohnheitsmäßige oder herrschende Vorliebe zum Vergänglichen. Wenn die Seele das flüchtige Vergnügen entbehren soll, entweder weil es seiner Natur nach verschwunden ist, oder weil es der Geist zu genießen untersagt: dann entsteht das innere Leiden des Menschen, dann der innere Kampf zwischen dem Gesetz des Fleisches und des Geistes.

Und hier erblicke ich schaudernd die Quellen der Sünde, wenn das Göttliche dem Staube gehorchen muß, wenn der Geist wahrhaft in sich selbst vernichtet wird. Nun wird mir hell das Wort der heiligen Schrift: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch. Dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt!" (Gal. 5, 17.)

Gott, mein Gott, erleuchte Du mich, daß ich mich selber immer besser erkennen und die verborgenen Ursachen meines Verderbens immer deutlicher unterscheiden lerne. Wie erscheint mir mein Inneres jetzt ganz anders, nun ich den Grund und Boden erblicke, in welche die Sünde ihre Wurzeln tief hineinsenkt. Sie senkt sich tief hinein durch die Gefühle und Begierden der Seele in den irdischen Staub meines Leichnams, und ihre giftige Blume umschattet betäubend den Geist. — Herr, errette mich vor mir selbst! Und Du, o Jesus, mein Erlöser, verkläre meinen Geist durch Dein Himmelswort, daß er Macht gewinne zum Sieg und zur Herrschaft über die Lüste des Fleisches. Amen.

70.

Die Naturen im Menschen.

Dritte Betrachtung.

Matth. 26, 41.

Wie wichtig ist's, ein Mensch zu sein!
Ich bin es, Herr, durch Dich allein,
Du gabst mir hohe Kräfte.
Du bist's auch, der Gelegenheit,
Sie fortzubilden, mir verleiht,
Und Segen zum Geschäfte.

Wenn schnell mein Geist und ohne Müh'
Die Wahrheit faßt, o dann will nie
Ich Glücklicher vergessen:
Du schufst den Geist, Du stärkst die Kraft,
Und wirst am Tag der Rechenschaft
Nach meiner Kraft mich messen.

Wer viel empfing, soll edle Saat,
So viel er kann, auf seinen Pfad
Weit um sich her ausstreuen.
Wer sicher schlummert, kärglich sä't,
Der wird, erwacht er einst zu spät,
Sich keiner Aernte freuen.

Viel oder wenig sei mein Theil,
Ich will durch Trägheit nie mein Heil,
Mein Ewiges, verscherzen.
Wer treu benutzt, was Du ihm gibst,
Der ist es, Vater, den Du liebst,
Der trägt Dich, Gott, im Herzen.

Auch das klügste aller Thiere geht im dumpfen Hinsinnen dahin, geleitet von dunkeln Trieben, beherrscht von Begierden nach Lust, und Abscheu vor Schmerz, umringt von verworrenen Bildern der Erfahrung. Seine besten Verdienste sind — stumme, nützliche Gewohnheiten. Seine Treue und Liebe verdient eigentlich nicht diese erhabenen Benennungen von Tugenden, die ihm fremd sind. Es ist nur Instinkt und Gewalt der Gewohnheit, was ihm den reizenden Schein der Tugendhaftigkeit verleiht; nicht Ueberzeugung von Pflicht und Recht, nicht Hochachtung für das Gute und Edle an sich selbst. Alle Verständigkeit, alle List, alle Kunst, welche wir oft an Thieren bewundern, sei es in der Art, wie sie ihre Nahrung suchen, oder wie sie ihre Nester und Höhlen bauen, oder wie sie sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde sichern, oder wie sie allerlei Dinge erlernen, die dem Menschen zum Vergnügen und Nutzen gereichen, — nur dunkler, ihnen vom Schöpfer verliehener Trieb ist Alles,

oder eine Erinnerung von verworrenen Erfahrungen über das, was ihnen unter gewissen Umständen Lust oder Schmerz erweckte. Die größte Geschicklichkeit des Vogels, mit welcher er umherschwebt, sein Futter zu finden, oder in fremde Weltgegenden zu ziehen im Herbst oder im Wiederfinden seiner Heimath, wenn er im Frühling aus weit entlegenen Landen zu uns zurückkehrt, ist nicht bewundernswürdiger, als wenn der kaum geborne menschliche Säugling die Mutterbrust sucht und die Milch zur Erhaltung seines zarten Lebens eintrinkt. Und so sinnreich auch der Bau und die Arbeit der Bienen in ihren Zellen von Wachs, oder das mühsame, geschäftige Einsammeln der Ameisen für den Winter sein mag: ihre Kunst ist kein Werk ihres eigenen Nachdenkens, sondern des dunkeln Triebes. Sie schreiten nie weiter, als dieser sie führt. Sie können ihre Arbeit nie vollkommener schaffen, ihre Geschäftigkeit nie durch neue Kenntnisse vermehren. Wie Ameisen und Bienen seit Anfang der Welt vor Jahrtausenden bauten und sammelten: also bauen und sammeln sie fort noch bis zum heutigen Tage.

Ganz anders ist es mit der Thätigkeit des Menschen und seiner Kunst. Das menschliche Geschlecht schreitet seit Jahrtausenden unaufhörlich in Vervollkommnung seines Zustandes, seiner häuslichen und gesellschaftlichen Einrichtungen fort. Die einst in Wäldern und Höhlen, nachher in gebrechlichen Hütten lebten, erbauten zuletzt glanzvolle Paläste, angefüllt mit allen Annehmlichkeiten des Lebens. Die einst nackt und halb bedeckt umherwandelten, in Furcht und Schrecken vor wilden Thieren, gehen jetzt wohlgeschützt durch ihr Gewand gegen die Rauhigkeit der Witterung, geschirmt durch ihre künstlichen Waffen, und sind das Schrecken der wilden Thiere, die Herren der Erde. Ihnen ist keine Weltgegend zu fern, kein Gebirg zu hoch; sie schweben, ohne die Natur des Fisches zu haben, über Weltmeere, Seen und Flüsse dahin; sie erheben sich, ohne mit Flügeln ausgerüstet zu sein, in die höchsten Lüfte des Himmels, wohin kaum der Adler dringt; wühlen tief hinab in die dunkeln Eingeweide des Erdbodens, wohin sich kein Wurm verliert, und suchen dort die Schätze der Natur hervor, um ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu stillen, und die Herrlichkeit der Schöpfung genauer kennen zu lernen.

Alles dieses ist die Frucht des **Geistes**, dieses Funkens aus dem göttlichen Urquell des Lichts. Der Geist ist es, welcher dem Menschen seine ganze Erhabenheit gibt über Alles, was im Reiche der Natur lebt. Der Geist ist es, welcher ihn nicht nur fähig macht, gleich dem Thiere, einzelne Erfahrungen des Lebens zu sammeln, an einander zu reihen und zu vergleichen, sondern die gesammten Erfahrungen einer vieltausendjährigen Vorwelt zu bewahren und in Anwendung zu bringen. Der Geist ist es, welcher vermöge seiner wahrhaft göttlichen Kraft, tausend verschiedene Vorstellungen in einen einzigen, alle umfangenden Begriff

auflöset; aus dem Gewühl zahlloser Gedanken sich gleichsam eine neue innere Welt voller Einheit, Ordnung und Klarheit baut, und sogar mehr weiß und kennt, als ihm die ganze sichtbare Welt und die Erfahrung von mehrern tausend Jahren sagen kann. Denn er, wie einst der Geist Gottes über den Wassern der Schöpfung, schwebt über allem Irdischen und Sinnlichen; er gehört einer höhern Welt an, aus welcher er auf das niederblickt, was dem Staube angehört; er ist dem Allerheiligsten näher verwandt, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes — noch trägt er das Zeichen seines göttlichen Ursprungs an sich — er denkt Gott — er richtet seinen Blick zu dem Unendlichen empor — er redet, er betet zum Schöpfer des Himmels und der Erden. Von allem diesem Hohen und Uebersinnlichen haben die vernunftlosen Thiere keine Ahnung; keine vom Zweck ihres Daseins, von Erreichung einer größern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als welche aus Befriedigung bloß sinnlicher Begierden entsteht; keine Ahnung von einer Vorwelt, noch weniger von einer Ewigkeit und einem unendlichen Dasein.

Die Pflanze, gefühllos, hängt festgeschlossen mit ihren Wurzeln am Staube, aus dem sie vermöge ihrer Lebenskraft auf kurze Zeit hervorblühte; das Thier, von dunkeln Trieben, Gefühlen und Gewohnheiten bewegt, kriecht, schwebt und fliegt im Staube, welchem es die ganze Summe seines Wohlseins dankt. Es genießt die Nahrung und schaut nicht empor zum Baume und Halm, der ihm seine Frucht herabstreut. — Des Menschen Geist aber sieht hell über alle Verknüpfungen des Lebens hin; forscht nach Ursachen und Wirkungen; bekämpft die Gewalt der Elemente, und bezwingt sie oft; widersteht dem Sturme; dämmt die Fluthen der Meere ein; bindet die Flamme des Blitzes, die aus den Wolken fährt. Das Thier geht stumm, und für alles Andere gleichgültig, der Befriedigung seiner Bedürfnisse nach; sein Auge ist blind für die Schönheiten und die wundervollen Einrichtungen der Natur. Der Geist des Menschen aber, entzückt durch die Pracht des Schöpfers in seinen Werken, erforscht die heilsamen Kräfte der Erden, Steine und Pflanzen; untersucht die Lebensarten und Eigenschaften der Thiere; dringt durch die endlosen Räume des Weltgebäudes; zählt und berechnet die Ordnungen der Welten, welche als Sterne über seinem Haupte strahlen, und bezeichnet ihre ungeheuern Laufbahnen.

Es kann das Thier seinen Schmerz wie sein Vergnügen durch Bewegungen und einzelne Töne zu erkennen geben; es kann das Thier Seinesgleichen anlocken, rufen, warnen, drohen durch einen einfachen Laut, welchen der dunkle Trieb lehrt und einflößt. Auch der Mensch hat, insofern er thierischer, sinnlicher Natur ist, die Gabe, seine Empfindungen durch bloße Töne, durch einen Schrei, einen Seufzer, durch Winseln oder Lachen, durch das drohende Donnern seiner Stimme auszudrücken —

aber, er ist Geist, er vermag noch mehr: er hat die wunderbare Macht der Sprache, durch welche er seine innere und die ganze unsichtbare Welt in Tönen darstellt, durch welche er sein innerstes Sein und Leben in das innerste Leben eines gleichgeschaffenen Wesens überpflanzt.

Doch alle diese Vorzüge des Geistes sind noch nicht die höchsten. Das Göttlichste im menschlichen Geist ist seine Sehnsucht nach dem Göttlichen, nach der Vereinigung mit dem Allerheiligsten; das Streben nach einer Vollkommenheit und Vollendung, die ganz unabhängig von allem Irdischen ist. Er findet keine Beruhigung, als allein in dem, was wahr ist; keinen Genuß, als in dem, was gerecht ist. Er ist von unaussprechlicher Ehrfurcht für das Schöne, Edle und Tugendhafte durchdrungen, und voll natürlichen Widerwillens gegen die Unwahrheit, gegen die Lasterhaftigkeit, gegen die Unvollkommenheit jeder Art. Das Thier kann wohl Verstand haben; aber nur der Mensch hat eine höhere Vernunft, welche die Gesetzgeberin heiliger und gerechter Handlungen ist. Das Thier kann Klugheit besitzen, aber ist keiner Weisheit fähig, die nur des menschlichen Geistes Eigenthum ist.

Dies also sind die irdischen Naturen des Menschen, vermöge welcher er dasteht in der Mitte zwischen dem Staube und dem Ueberirdischen, zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen der todten Körperwelt und der lebendigen, Alles beseligenden Gottheit. Sein Fuß hängt am Erdboden, sein Haupt aber trägt er zum Himmel aufgerichtet. Er ist Pflanze, er ist Thier, aber er ist noch etwas Göttlicheres. Der Leib ist nur das Werkzeug seines Geistes. Der Geist allein soll herrschen über diese Werkzeuge, und mit ihnen seine Vollkommenheit schaffen. Eine andere Gesetzgebung hat zu ihrer Selbsterhaltung die Natur seines Körpers; eine andere Gesetzgebung die Seele in ihren Gefühlen und übrigen Eigenschaften; eine höhere aber der Geist, welcher, als der höchsten, alle andern untergeordnet sein müssen, wie die Diener ihrem Herrn untergeordnet sind.

Die Klarheit des Lichts, und ich möchte sagen, die göttliche Kraft im Geiste, durchdringt und verklärt und erhöht selbst alle Eigenschaften des Körpers und der Seele. Daher geschieht, daß der menschliche Körper endlich an Fertigkeiten und Geschicklichkeiten die Körper anderer Thiere übertrifft; daß er der äußere Spiegel seiner innersten Gefühle und Vorstellungen werden kann. Daher geschieht ferner, daß die menschliche Seele in ihren Gefühlen und Fähigkeiten so veredelt wird, wie die Gefühle und Fähigkeiten eines Thieres es nie werden können. Das Thier kann Trieb zur Reinlichkeit, zur Ordnung haben, aber nur die Seele des Menschen hat Sinn für äußere Schönheit; lebt mit Entzücken im Anschauen reizender Gestalten oder in den zauberischen Klängen der Musik, aus welchen sie die Sprache ihrer tiefsten und zartesten Gefühle geschaffen hat. —

Das Thier kann den Trieb haben, sich andern furchtbar zu machen durch überlegene Macht und Stärke; aber der menschliche Geist veredelt diesen Trieb zum Streben nach Ehre und Ruhm aus vielseitigem Wirken und Herrschen. Das Thier kann geizig und gierig seinen Raub bewachen, den es erworben hat; aber der menschliche Geist veredelt diese rohe Freude am Besitz in ein Trachten nach Vermehrung des Eigenthums, weil durch die Vervielfältigung seiner Hilfsmittel und Erweiterung seines Wirkungskreises auch die Möglichkeit vergrößert wird, noch erhabenere Pflichten zum Glück der Mitmenschen zu erfüllen.

So ist der Mensch durch die Kraft und Hoheit seines Geistes selbst als Pflanze und Thier weit vortrefflicher und vollkommener, als andere Pflanzen und Thiere. Daher übertrifft die List des Menschen und seine Klugheit alle List und Klugheit der übrigen Thiere, und vermöge seines ausgedehntern Gedächtnisses, folglich auch seiner reichern Erfahrungen und eines geschärftern Verstandes, macht er die Schnelligkeit, die Stärke, die schärfern Sinnenwerkzeuge, die furchtbaren, natürlichen Waffen mancher Thiere, die ihn in einzelnen Gaben oft weit übertreffen, unnütz.

Aber wie verachtungswürdig würde der erhabene, Gott entstammte, zur Ewigkeit und Vollendung auserkorne Mensch sein, wenn er in der Welt auch nichts mehr, als bloß ein veredeltes Thier wäre! — wenn er, um das listigste, gewaltigste, mächtigste, erfahrenste, schwelgerischste Thier zu sein, den höhern Beruf in sich vergäße; versäumte, ein vom Irdischen und dem Wohl und Weh seiner Gefühle unabhängiges Wesen zu sein, dem Pflicht und Recht über Hab und Gut, dem Heiligkeit der Gesinnungen über äußere Schönheit, dem Wahrheit und Gottähnlichkeit über allen menschlichen Ruhm und Beifall gehen sollen. Wie unnatürlich und widerlich würde uns der majestätische Löwe erscheinen, welchen wir den König unter den Thieren zu nennen pflegen, wenn er nichts als eine veredelte Pflanze, als ein geringer Wurm sein möchte, den nur die willkürliche Bewegung von einem gemeinen Kraut unterscheidet! — wenn er seiner Riesenkraft vergäße, die in ihm wohnt; des Donners seiner Kehle, mit welcher er die Wälder erschreckt und die Wüsten durchherrscht; der Behendigkeit seines Laufes, mit welcher er seine entrinnende Beute zurückholt! — wenn er sich mit dem begnügte, was ihm der Zufall zuspielt, und sich von den elendesten Kreaturen zertreten ließe, die ein bloßes Schütteln seiner Mähnen mit Entsetzen füllen würde! — Eben so unnatürlich und widerlich wäre der Mensch, der nach Gottes Bilde Geschaffene, der zu einem göttlichen Dasein und Wirken wundervoll Ausgerüstete, wenn er sich begnügte, mit allen seinen hohen Anlagen bloß ein veredeltes Thier zu sein.

Wehe, und was ist oft der Sterbliche anders? — — Ich schaudere. Ich erkenne in Wahrheit, wie er oft tief unter seiner Würde niedergesun-

ken daliegt, und seines göttlichen Ursprungs und seiner hohen Bestimmungen gänzlich uneingedenk ist; wie er bloß für den Kitzel seiner Sinne lebt; wie er nur auf Erden arbeitet und sorgt, sich Nahrung und Vermögen zu sammeln, um damit zu glänzen und sich gütlich zu thun; wie er geizig sein Geld hütet und wuchert, um Metalle zu sammeln, daß man von ihm sage, er sei reich; wie er keine größere Glückseligkeit kennt, als niedrige Wollüste, Abwechselungen der Ueppigkeit, Uebergänge von einer Lustbarkeit in die andere; Pracht in Kleidern und Geräthen, Leckereien des Tisches; oder wie er die Ruhe seiner Tage, das Glück seiner Mitbürger für einen flüchtigen Ruhm aufopfert; oder wie ihn ein beständiger Neid gegen die Bessern, und ein thierischer Haß gegen die erfüllt, die seine vermeinten Vorzüge nicht anerkennen.

Was ist der Schönste unter den Schönen, der Mächtigste unter den Herrschern, der Klügste unter den Klugen mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er, für alles Höhere, Religiöse, Göttliche ohne Sinn, nur für das lebt, wofür auch die Thiere leben, für die Befriedigung von Begierden, Neigungen und Wünschen, die nicht über den heutigen Tag, über das künftige Jahr, wie über die endliche und unfehlbare Todesstunde hinweg reichen? Was ist der Mensch mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er zwar einsieht, er solle Jesu Christi, des Göttlichen, Wort erfüllen: Sei vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist; wenn er zwar zu den Tempeln eilt, um die höhere Wahrheit zu vernehmen, aber sie nicht erfüllt; wenn er zwar zum Schöpfer seines Lebens betet, aber dessen Willen nicht vollzieht, wie ihn der Gottessohn uns offenbart hat; wenn er zwar die äußerlichen Gebräuche der christlichen Kirche gewohntermaßen beobachtet, aber nicht in Christi Sinn lebt, nicht segnet, die ihm fluchen, nicht wohlthut denen, die ihn beleidigen, nicht Gott über Alles und jedes seiner Miterschaffenen wie sich selber liebt? — wenn er zwar für Augenblicke sich ermannt und das Gesetz des Geistes ehrt, aber bald wieder, schwach und von der elendesten Gewohnheit, von der unreinsten Neigung beherrscht, dem Gesetz des Fleisches unterthan wird? — Darum mahnte der Erlöser so ernst, so rührend auf Gethsemane seine Jünger und das ganze Menschengeschlecht durch sie: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. (Matth. 26, 41.)

Auch ich — — auch ich fühle meine Schuld, meine Versunkenheit, meine Unwürdigkeit vor Dir, o Du Allerheiligster, o Schöpfer meines unsterblichen Geistes! Auch ich, indem ich auf mein vergangenes Leben und Treiben, Suchen und Arbeiten, Lieben und Hassen zurückschaue, erkenne mit Beschämung und Betrübniß, daß ich mehr im Fleische, als im Geiste lebte, und ein Sklave niedriger, sinnlicher Begierden war, denen ich oft — ach, nur allzuoft meine höchste Angelegenheit, meine

heiligsten Pflichten und die ernstesten Anregungen meines Gewissens aufopferte. Ich verwechselte nur allzuoft das Geringste mit dem Wichtigsten, das Vorübergehende mit dem, was ewigen Werth behält.

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Pflicht habe, für die Erhaltung und Gesundheit meines Leibes zu sorgen; daß ohne die Vollkommenheit des Werkzeuges meine Seele zu Vielem untüchtig wird. Aber wie leicht vergaß ich, daß auch selbst der Leib nur Nebensache ist, wenn höhere Pflichten gebieten; daß ich weder Glanz noch Schönheit achten soll, wenn es darauf ankommt, der Unschuld und Tugend den Vorzug zu geben; daß ich für das Glück meiner Mitmenschen in entscheidenden Augenblicken weder Unbequemlichkeiten noch Gefahren, selbst den Tod für meine Brüder, nicht scheuen soll!

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Freuden des Lebens genießen darf, so lange sie nicht im Widerspruch mit der Tugend stehen, die mir mein Jesus geboten; ich weiß, daß ich verpflichtet bin, darauf zu denken, diejenigen Mittel zu vermehren, durch welche ich der Welt immer nützlicher werden kann, mir Geschicklichkeiten, Kenntnisse, Vermögen, Ansehen zu erwerben. Allein wie oft vergaß ich unbesonnen, über dem Bestreben nach den Mitteln, das Streben nach dem höhern und heiligen Zweck derselben, und versplitterte in unnützen Sorgen, in fruchtlosen Anstrengungen meine Kräfte, um immer zu haben, ohne recht würdig zu gebrauchen, was mir schon durch Deinen Segen verliehen war!

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Darum will ich fortan wachen, beten und arbeiten, daß ich nicht in Anfechtung falle, sondern daß mein Geist überwinde und nach Deinem heiligen Willen handle. Amen.

71.

Die Naturen im Menschen.

Vierte Betrachtung.

Gal. 5, 1. 16. 17.

Schlagt in Fesseln meine Glieder:
Aber frei bleibt doch mein Geist;
Prüft ihn, Thoren, er zerreißt
Mächtig alle Bande nieder;
Ihm wird aller Zwang zum Spott.
Meine Freiheit ist von Gott.

O, wie fühl' ich mich erhaben,
Herr, wie hast Du mich geehrt!
Meines Geistes hoher Werth
Ist die schönste Deiner Gaben.
Frei ringsum in der Natur
Ist der Geist des Menschen nur.

Menschenwürde, Menschenwürde!
Ja, du sollst mir heilig sein.
Leichter wird, gedenk' ich dein,
Mir des Erdenlebens Bürde,
Unter Druck, Verfolgung, Schmerz
Seh' ich freudig himmelwärts.

Stärke, Gott, mich in dem Streben,
Meines Geistes freie Kraft
Ueber wilde Leidenschaft
Immer göttlich zu erheben.
Dadurch wird mein Heil besteh'n,
Mag die Welt auch untergeh'n.

Alles, was die weise Allmacht des Schöpfers ins Dasein gerufen hat, bewegt sich darin nach ewigen Gesetzen; und nichts kann die Gesetze brechen, denn sie stammen von der Allmacht. Nach diesen ewigen Ordnungen wandeln die Gestirne, verwittert der Stein, erzeugt sich das Metall; wächst, blüht und welkt die Pflanze; steigt der Vogel in die Lüfte; kriecht der Wurm am Boden; spielt der Fisch in den Gewässern.

Auch im Menschen und in seinen verschiedenen Naturen herrschen diese Ordnungen. Nach unwandelbaren Einrichtungen entsteht, ernährt sich und vergeht der Körper. Nach unwandelbaren Einrichtungen empfindet, begehrt und handelt im Thier, wie im Menschen, die Seele. Diese Einrichtungen sind so wunderbar zusammenstimmend, daß sie einander nie widerstreiten, sondern gegenseitig zur Aufrechthaltung und Fortdauer des Ganzen wirken. Sie sind an sich nie sündlich und unrein; denn wie könnte etwas aus der Schöpferhand des Allerheiligsten hervor=

gehen, das nicht heilig und rein wäre? Auch wird Niemand sagen, ein Thier sündige mit seinen Trieben und Handlungen. Und wäre der Mensch nichts anderes, als ein Thier: so könnte er nicht sündigen.

Aber der Mensch ist ein Geist. Auch als Geist hat er seine Gesetze empfangen. Dieses Gesetz des Geistes ist höherer Art; es stammt von Gott; und auch Gott ist ein Geist. —

Der menschliche Geist an sich, wie Gott der Herr ihn ins Leben rief, ist rein und ohne Sünde. Er kann, wäre er vom Körper frei, keinen andern Willen haben, als einen reinen, heiligen Willen. Nur erst durch die Wirkungen sinnlicher Begierden, die gegen ihn streiten, denen er unterliegt, wird seine natürliche Unschuld befleckt.

Der Wille des Geistes ist das, was Gott will. Und den Willen Gottes hat uns unser Erlöser von der Sünde, Jesus Christus, geoffenbaret. Darum sprach derselbe: Wer in mir ist, der bleibt in Gott. Wer von Gott ist, der hört Gottes Wort.

Wenn aber alle Einrichtungen Gottes in der Natur so wunderbar übereinstimmend sind, daß sie einander nie widerstreiten; wenn sie niemals sündlich, sondern an sich selber immerdar gut und heilig sind: woher ist denn die Sünde in die Welt gekommen? woher der verderbliche Kampf zwischen dem Gesetz des Fleisches und des Geistes?

Ursprünglich hat einst ein Menschengeschlecht im Anbeginn der Tage gelebt — nicht nur die heilige Schrift redet uns davon, sondern auch die ältesten Sagen der ältesten Völker, die nichts von Mosis Büchern wußten, deuten auf eine solche Zeit zurück, — da war der Mensch in reinster Unschuld; da waren seine sinnlichen Triebe, die Empfindungen seiner Seele in keinem Widerspruch mit dem heiligen Willen seines Geistes. Der Mensch war noch einiger mit Gott und der Natur. Dann erfolgte der traurige Abfall.

Willst du dir seinen Abfall, dieses Entstehen der innerlichen Zwietracht des Menschen mit sich selbst, erklären: so blicke auf die Geschichte jedes einzelnen Sterblichen von seiner Geburt an; blicke auf die Geschichte deines eigenen Lebens zurück.

Der Säugling ist unschuldig; das Kind ohne Sünde. Noch stehen seine innern Triebe und Gesetze in keinem Widerspruch. Zwar vermöge seiner irdischen Natur begehrt es Irdisches, oft mit Heftigkeit; aber noch ist der Geist nicht in ihm erwacht, und es schläft noch der innere Zwiespalt. Auch hat der sinnliche Hang noch nicht durch Gewohnheit das verderbliche Uebergewicht über den Willen erlangt, und noch sind die bessern Neigungen nicht durch die bösen unterdrückt: das Kind ist vermöge seiner Natur wahrhaft, ohne Falsch, liebend und gutmüthig. Darum wies Jesus seine Jünger selbst auf die unschuldigen Kleinen, und sprach: So ihr nicht werdet wie diese Kindlein, könnet ihr nicht in das Himmelreich

eingehen. — Aber das Kind wächst und wird älter. Reizungen aller Art wirken auf seine Sinne. Falsche Beispiele leiten es irre. Es nimmt Gewohnheiten an, die seinen Gefühlen wohlthun. Diese Gewohnheiten scheinen anfangs sehr unschuldig zu sein; die, denen die Erziehung des Kindes obliegt, sehen darüber hin. Aber die Gewohnheiten werden älter und stärker mit den Jahren; sie werden gleichsam zur andern Natur der Seele. Die Seele wie der Körper, empfangen dadurch eine falsche Richtung, weil die Befriedigung der Gewohnheit zur ersten aller Neigungen wird. Damit ist der Keim einer Ungesundheit der Seele entsprungen. Das Werkzeug des Geistes ist mangelhafter geworden; der Geist ist in seiner Thätigkeit gelähmt. Der Schmerz, welcher aus Nichtbefriedigung der gewohnten Begierden entsteht, wird zu heftig, als daß man ihn lange ertrüge; der Geist geräth in Kampf gegen die übermächtige Begierde, gegen die Krankheit des Leibes oder der Seele. Er muß unterliegen. Die Sinnlichkeit triumphirt. Des Geistes heiliger Wille ist vernichtet. Das ist die Sünde!

Wir wissen aber, daß die Gewohnheit, wie in der Seele, auch im Körper selbst, große Veränderungen hervorbringen kann, die bleibend sind. Kräfte, die man im Guten oder Bösen oft übt, werden durch die Uebung stärker, als diejenigen, welche man weniger anstrengt. Darum ist bei Menschen, welche zum Beispiel die rechte Hand häufiger anwenden, als die linke, jene zuweilen größer, aber immer stärker und kräftiger, als diese. So ist es bei allen innern Theilen des menschlichen Körpers, die öfter als andere geübt werden. So ist es bei allen Neigungen und Kräften der Seele, die öfter als andere gereizt und angewandt werden.

Solche Eigenheiten des innern Körpers pflegen sich von Aeltern auf Kinder zu vererben, gleichwie sich gewisse Eigenheiten der Pflanze auf alle diejenigen Pflanzen fortsetzen, die von ihr abstammen. Schwächliche Aeltern haben selten starke Kinder. Menschen, die ihre beste Lebenskraft in Wollüsten verschwelgt oder damit ihr Geblüt vergiftet haben, pflanzen ihre Gebrechlichkeit auf die beklagenswerthe Nachkommenschaft fort, und hinterlassen den Geistern ihrer Kinder unvollkommene Werkzeuge. Daher sieht man in vielen Familien gewisse Krankheiten, Schwächen, Neigungen und verderbliche Anlagen erblich werden. So wird die Neigung zu gewissen Fehlern fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht. — Diese durch die Fortpflanzung begründete und verstärkte Herrschaft der Sinnlichkeit ist die Erbsünde!

Als die Ersten des Menschengeschlechts einmal, durch den Sinnenreiz verführt, das Göttliche in ihnen vergessen hatten, sanken sie in immer größern Widerspruch mit sich selbst. Das Beispiel ihrer Schwächen wirkte auf die Nachkommenden. Die Neigung zur Sünde, fehlerhafte Anlagen, das Vorherrschen einzelner thierischer Triebe ward erblich.

Durch Adams Fall kam die Sünde in die Welt, wie noch heute durch lasterhafte Aeltern Neigung zu gewissen Lastern weiter vererbt werden kann.

Wie wichtig ist es also vor allen Dingen jedem Vater, jeder Mutter, auf sich selbst zu achten, daß sie nicht durch sündhafte Gewohnheite nund Neigungen ihren eigenen Körper, ihre eigene Seele zerrütten und krankhaft machen, damit sie diesen krankhaften innern Zustand, diese Neigung zur Wollust, zum Jähzorn, zur Schlemmerei und zu andern Uebeln nicht zur unglücklichen Erbschaft ihrer Kinder machen! Wie wichtig ist es, daß sie vor allen andern Dingen für die körperliche Gesundheit ihrer Erzeugten sorgen, weil der Geist derselben ohne ein gesundes, vollkommenes Werkzeug elend werden muß! — Wie wichtig wird dadurch die Pflicht, auf die erste Erziehung der Jugend den meisten Fleiß zu wenden, und mit Liebe und Ernst darüber zu wachen, daß nichts bei ihnen, als Gehorsam, Liebe und Wahrheit, zur Gewohnheit werde! Denn auch die anfangs unschuldigste sinnliche Neigung eines Kindes, wenn dieselbe sich zu oft äußert, zu oft Befriedigung verlangt, wächst eben durch solche Befriedigung zum Uebermaß, wird Gewohnheit, andere Natur, Seelen= oder Leibeskrankheit, und damit zur Sünde, sobald sie mächtig genug ist, den bessern Willen des Geistes zu unterdrücken und in Fesseln zu schlagen. — Der menschliche Geist, so lange er frei ist, so lange ihn nicht die Macht der Gewohnheit und übermäßiger Neigungen erdrückt, ist gut, ist rein, kann nichts Böses wollen. Denn wie könnte auch ein vernünftiges Wesen das Unvernünftige wollen? wie könnte man ohne Unvernunft jemals behaupten, das Ungerechte sei gerecht, das Abscheuliche liebenswürdig? — Der Geist des Menschen ist herrlich, gut, rein; er kann das Böse nicht wollen, so lange er frei ist.

Wer ist frei? — Derjenige, welcher nach seinem Gefallen thun kann, was er will. Da nun aber einem vernünftigen Wesen nichts, als das, was vernünftig ist, gefallen kann, so wird es, so lange es frei aus sich selbst handelt, auch nur das wollen, was vernünftig und gut ist.

Wer ist frei? — Derjenige ist es, welcher keinen fremden Gesetzen gehorcht, sondern nur seinen eigenen, die er sich selbst macht. Da nun aber die Gesetze des Geistes nur Heiligkeit, Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit sind, und er alles Unheilige, Ungerechte, Vernunftlose verachtet und haßt: so ist der tugendhafte Geist der freieste. So ist in dem sündlichen Menschen keine Freiheit, sondern Sklaverei; er gehorcht nicht seinen eigenen, innern Gesetzen, sondern den Gelüsten seiner sinnlichen Neigungen. — Nicht der Geist will das Böse, sondern die thierische, selbstsüchtige Natur des Leibes. Läßt sich der Geist von dieser überwältigen: so sündigt er.

Daher kommt, daß wir auch mitten im Rausche der bösen Leidenschaften noch denken und wissen: was ich thue, ist unrecht. Denn der Geist in

uns kann seine reine Natur, sein Gesetz nicht verläugnen. Wir nennen diese Empfindung das Gewissen. Und das Gewissen ist nichts anderes, als die klagende Stimme des Geistes! Unterdrücke, betäube diese Stimme nicht, Unglücklicher! Es ist das Unsterbliche, was in dir redet. Willst du das Unsterbliche in dir tödten? Willst du ein Selbstmörder für die Ewigkeit werden? Willst du aufhören in der Reihe zur Seligkeit und Vollkommenheit berufener Wesen zu stehen, und zum Thier werden?

Das ist nun das doppelte Gesetz in uns, von welchem Paulus redet: Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will; sondern das ich hasse, das thue ich. (Röm. 7, 15.) Das Fleisch gelüstet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch. (Gal. 5, 17.) Das ist der Ursprung der Sünde, daß unser Geist das Glück Aller will; die sinnliche Natur aber nur allein für sich sorgt, wie jedes vernunftlose Thier. — Selbstsucht ist der Karakter der Thierheit, allgemeine Glückseligkeit ist das Streben des Geistes. Wenn nun daraus Widerspruch erfolgt, und der Geist den selbstsüchtigen Trieben unterliegt, statt sie, als alleiniger König in seinem Gebiet, zu beherrschen: so ist die Sünde vollbracht. — Darum sprach Jesus im Evangelium zu den Juden: „Ihr sollt frei sein. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.“ (Joh. 8, 33. 34.)

Der menschliche Geist entstammt dem göttlichen Geiste; er ist ein Kind Gottes; er ist geschaffen nach Gottes Ebenbilde. Darum ist das innere Gesetz unsers Geistes das ihm vom Vater im Himmel gegebene Gesetz. Darum kann der menschliche Geist keinen andern Willen haben, als den Willen Gottes. Und weil das Geschlecht der Sterblichen seinen himmlischen Ursprung vergessen hatte; abgefallen war vom göttlichen Vater; versunken lag im Irrthum, und verwildert in den Umtrieben thierischer Selbstsucht: trat Jesus Christus in das Leben, uns Licht zu geben in der Finsterniß, Erlösung zu bringen durch das Wort der Wahrheit, uns frei zu machen durch Offenbarung des göttlichen Willens. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, rief der Erlöser, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. (Joh. 8, 31. 32.)

Zu dieser Freiheit des Geistes zeigte der Heiland uns den verlornen Weg; er kam, uns von dem Gesetze und Triebe der irdischen Natur, nämlich von der thierischen Selbstsucht, zu befreien, und uns zu dem Gesetze des Geistes zurückzuführen, welches allgemeine Glückseligkeit des Weltganzen will. Alle Gesetze aber, spricht die heilige Schrift, werden in einem Wort erfüllt: Liebe deinen Nächsten, als dich selbst. (Gal. 5, 14.)

So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen! (Gal. 5, 1.)

Man glaube doch nicht, als sei der menschliche Geist an sich selbst viel zu schwach, den gewaltigen Gewohnheiten und Trieben der irdischen Natur des Menschen zu widerstehen. — Wäre dem also: wie würde Gott, wie würde Jesus Christus solches von uns begehrt haben? wie würde unser eigenes Bewußtsein uns dazu auffordern können?

Es hat der menschliche Geist eine unglaubliche Macht über sein Werkzeug, über die Neigungen und Triebe der Seele und des Körpers, wenn er nur feste Entschlossenheit genug hat, seinen Willen geltend zu machen. Haben wir nicht Beispiele des Heldenmuthes genug, mit welchem starke Geister alle Schmerzen der Krankheit überwunden haben, und unter den größten Qualen heiter und getrost blieben? Wenn ein Glied des menschlichen Leibes vom innern Brandschaden ergriffen ist, daß dadurch das ganze Leben bedroht wird; wenn die Trennung des Gliedes vom Leibe nothwendig wird: so schaudert die selbstsüchtige, thierische Natur davor; aber der vernünftige Geist spricht: der Theil muß zum Besten des Ganzen aufgeopfert werden. Und aller sinnlichen Schmerzen ungeachtet, wird, weil der Geist will, die Trennung des schädlichen Gliedes vollstreckt. Der Geist überwindet die Schmerzen des Körpers.

Andere edle Menschen, die des Reichthums und Wohllebens gewöhnt waren, und plötzlich in die bitterste Armuth versanken, gaben nicht geringere Beweise ihrer Geistesstärke durch die heiterste Gelassenheit im Unglück, das sie unschuldig erdulden mußten. Denn nur wohlverdiente Noth ist das Niederschlagendste. Die Noth zwar ließe sich ertragen, aber nicht das Bewußtsein, sie verschuldet zu haben.

Ja, kennen wir nicht zahlreiche Beispiele, wie der Geist des Menschen um eine theure, heilige Sache selbst den Tod des Leibes nicht scheute? Mochte doch die selbstsüchtige, sinnliche Natur vor dem Sterben zurückschaudern — der Geist sprach: hier ist das Sterben für die gute und große Sache Pflicht, und das Leben ward freudig dahingeopfert.

So unverkennbar groß ist die Gewalt unsers festentschlossenen Geistes über die Seele und den Körper. Warum sollten wir, bei ernstem Willen, verzweifeln, daß wir unsere Unabhängigkeit und Freiheit gegen den Einfluß des Körpers und der herrschenden irdischen Begierden behaupten könnten?

Dies geschieht aber nicht dadurch, daß wir fasten, uns kasteien; allen irdischen Freuden abschwören; jedes Vergnügen für Sünde halten; in Einöden flüchten; unserm Leib die dringendsten Bedürfnisse oder auch nur alle Annehmlichkeiten versagen. Nein, auch in einem zermarterten, abgequälten Leibe kann ein knechtischer Geist wohnen. — Wir wissen ja, daß Gott dies Leben nicht umsonst mit Anmuth schmückte; sondern der Schöpfer wollte auch von dieser Seite unsere Glückseligkeit vermehren. Wir wissen ja, daß die Triebe des Körpers, die Gefühle und Neigungen

unserer Seele an sich selber ganz unschuldig sind, so lange sie nicht in Widerspruch stehen mit unsern höhern Gesetzen der Vernunft, mit dem Willen Gottes. Wir wissen ja, daß die Selbstsucht der thierischen Natur ein vom Schöpfer gegebener Trieb ist, zur Beschirmung, Erhaltung und Vervollkommnung der Werkzeuge unsers Geistes.

Allein die Forderungen dieser Selbstliebe sollen nicht weiter schreiten, als ihr erster Zweck, nämlich Gesunderhaltung des Körpers und der Seele, nöthig macht: sie sollen dem Gesetze des Geistes nicht widerstreiten, welches Beförderung allgemeiner Glückseligkeit verlangt. — So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Jesus, so lasset uns genügen; in allem Uebrigen liebet Gott über Alles, und den Mitmenschen wie euch selbst. Der Geist muß frei sein; muß allein herrschen über die Triebe des Körpers, über die Macht der Neigungen und Gefühle der Seele; er muß die Triebe der Selbstsucht in ihre natürlichen Schranken zurückweisen, wie schmerzlich es auch unserer thierischen, selbstsüchtigen Natur fallen möge. Das heißt in der Sprache der heiligen Schrift: sein Fleisch kreuzigen, sammt den Lüsten und Begierden.

Und wenn ich nun einen Blick tief in mein Inneres werfe, und mich erforsche, ob ich frei bin — was spricht mein Geist?

Schamvoll und betend blicke ich auf zu Dir, o Gott, Allheiliger! Ich bin nicht, wie ich sein soll. Vater, ich bin von Dir abgefallen; — ich Unglückseliger, nach Deinem Ebenbilde erschaffen, gleiche Dir nicht mehr. Umsonst kam Jesus, mich zu befreien von den Banden der Sünde: ich blieb ihr Knecht. Umsonst offenbarte er mir Deinen heiligen Willen: ach, unter schmachvollen Gewohnheiten versunken, von Neigungen, die ich allzumächtig werden ließ, überwältigt, verdunkelte sich meine Vernunft, und vergaß ich im Rausche niedriger Gefühle — o wie oft! — Deinen heiligen Willen. — Auch ich — wehe, daß ich es mir gestehen muß! — war nur zu oft mehr Thier, als Geist, und meine Handlungen gingen mehr aus Selbstsucht hervor, denn aus der Geistessehnsucht nach Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Wo ich nur Fehler hassen sollte, haßte ich oft die Menschen; aus Begierde zur Ehre, zum Ansehen, zum Wohlleben versäumte ich die erhabenen Pflichten; Klugheit galt mir oft mehr als Weisheit.

Oft habe ich zwar mein Unrecht empfunden, und mit mir selbst gekämpft — warum mußte ich in mehr als einem Kampfe mit mir unterliegen? Der Geist war willig, das Fleisch schwach, O Vater, Liebevoller, Langmüthiger, stärke meine Kraft; gib mir ein mächtigeres Vertrauen auf mich selbst, daß ich entschlossener werde, und durch Entschlossenheit obsiege. Amen.

Inhalt
des vierten Bandes.

		Seite
1.	Geheime Sünden	3
2.	Innere Güte, äußere Anmuth	10
3.	Die Gefahren gesellschaftlicher Freuden	17
4.	Weibliche Bildung	25
5.	Edler und unedler Scherz	32
6.	Die Weihe jedes Lebensalters	40
7.	Die Lesesucht	47
8.	Weibliche Gefallsucht	53
9.	Männliche Gefallsucht	60
10.	In Erkenntniß wachsen	66
11.	Die Gefahren der Wollust	73
12.	Gottes Führungen	80
13.	Die Macht des Gewissens	88
14.	Aelternverehrung	95
15.	Kindlicher Glaube	103
16.	Das gesellige Leben	111
17.	Des Lasters Beschönigungen	118
18.	Erinnerungen an die ersten Gelübde	125
19.	Kleine Ursachen, große Wirkungen	133
20.	Die Nothlügen	139
21.	Das Evangelium eine Kraft Gottes. (Erster Theil)	146
22.	Das Evangelium eine Kraft Gottes. (Zweiter Theil)	153
23.	Die Liebe als Leidenschaft	160
24.	Dankbarkeit gegen Lehrer	168
25.	Werth und Nachtheil äußerlicher Wohlanständigkeit	176
26.	Alles mit Jesu	182
27.	Streben nach äußerer Schönheit	187
28.	Vorsicht in der Wahl der Freunde	194
29.	Eine Sünde ist der andern Mutter	202
30.	Die Schamhaftigkeit. (Erste Betrachtung)	209
31.	Die Schamhaftigkeit. (Zweite Betrachtung)	217
32.	Was heißt Gott und Jesum lieben?	225
33.	Die Wahl der Lebensart und des Berufs	232
34.	Die Vergegenwärtigung frommer Gefühle und Gedanken	240
35.	Am Geburtstage des Christen	246
36.	Dem Reinen ist Alles rein	255
37.	Das Grab der Freunde	263
38.	Der Allbarmherzige	269
39.	Am Tage, da das heilige Abendmahl genossen wird. (Erste Betrachtung)	276

Seite

40. Am Tage, da das heilige Abendmahl genossen wird. (Zweite Betrachtung) 283
41. Die Feier des Todestages Jesu 290
42. Des Göttlichen Triumph. (Am Ostertage) 298
43. Die Jünger Jesu ohne Jesum. (Am Pfingsttage) . . . 306
44. Religion und Kirche. (Eine Pfingstbetrachtung) 313
45. Die Geburt Jesu. (Eine Weihnachtsbetrachtung) . . . 321
46. Die Pflichten älterer Geschwister gegen jüngere. (Eine Weihnachtsbetrachtung) 328
47. Andacht am Schlusse eines Jahres 336
48. Die Stufenleiter in der Schöpfung 344
49. Das Reich der Pflanzen. (Erste Betrachtung) 351
50. Das Reich der Pflanzen. (Zweite Betrachtung) 359
51. Erinnerungen an die Allmacht Gottes. (Erste Betrachtung) . 366
52. Erinnerungen an die Allmacht Gottes. (Zweite Betrachtung) . 372
53. Der gestirnte Himmel 378
54. Der Wurm und die Allmacht 385
55. Die Stimmen der Thiere 393
56. Der Morgen 400
57. Der Mittag 407
58. Der Abend 415
59. Die Nacht 422
60. Betrachtung der Witterungswechsel. (Erster Theil) . . . 430
61. Betrachtung der Witterungswechsel. (Zweiter Theil) . . . 438
62. Die Luft 445
63. Die Erde 454
64. Das Wasser 462
65. Das Feuer 470
66. Das Gewitter 478
67. Der Komet 485
68. Die Naturen im Menschen. (Erste Betrachtung) 491
69. Die Naturen im Menschen. (Zweite Betrachtung) 498
70. Die Naturen im Menschen. (Dritte Betrachtung) 505
71. Die Naturen im Menschen. (Vierte Betrachtung) 512

Gedruckt bei H. R. Sauerländer in Aarau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung

Bd.: 4

Aarau 1852

Asc. 5410 r-4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10269347-5